
Princeton University Library
32101 065276832




Dei
Sub Numine
Viget



Archiv

für

Geschichte und Literatur.

Archiv

für

Geschichte und Literatur

herausgegeben

von

Fr. Christoph Schlosser und Gottlob Aug. Bercht.

Erster Band.

Frankfurt am Main.

Verlag der Brönner'schen Buchhandlung.

(S. Schmerber.)

1830.

V o r r e d e.

Unsere Zeitschrift ist der Geschichte im weitesten Sinne des Worts, der alten wie der neuen, der politischen wie der Culturgeschichte gewidmet; sie wird größere und kleinere Abhandlungen, Kritiken, einzelne Notizen, Auszüge aus bedeutenden Werken, besonders aus den weniger zugänglichen des Auslandes, kurz sie wird alles in ihren Kreis aufnehmen, wodurch die Herausgeber das Studium der Geschichte zu fördern glauben.

Eine solche Zeitschrift scheint ein wirkliches Bedürfniß zu seyn, schon deshalb, weil Deutschland, wo sonst jede Wissenschaft ihren Mittelpunkt hat, zwar mehrere, zum Theil sehr vorzügliche, Blätter besitzt, welche einzelnen Zweigen der Geschichte gewidmet sind, aber kein einziges, welches das ganze Gebiet derselben umfaßte. Der Forscher, der einem Gegenstande von geringerem Umfange eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, muß daher seine Abhandlung, wenn sie nicht zu einem Buche angewachsen ist, Jahre lang im Pulte liegen lassen, wo sie keine Früchte trägt, oder sie verliert sich in der Masse und ist nach

einigen Jahrzehnten so verschollen, daß sie oft mit der größten Mühe nicht aufzutreiben ist. Natürlich, daß dies die Meisten abschreckt, die Resultate ihrer Forschungen in kleineren Aufsätzen dem Publikum mitzutheilen. Solche Arbeiten nun, wenn sie wissenschaftlichen Werth haben und ohne Schwulst und Blümelei geschrieben sind, finden in unserm Archiv eine willkommene Aufnahme.

Ein anderer Nachtheil entsteht durch den Mangel einer allgemeinen historischen Zeitschrift für die Kritik. Da unsere Literaturzeitungen ihrem Zweck gemäß alle Zweige des Wissenswerthen und nicht Wissenswerthen vom A B C bis zur Hegelschen Philosophie vor ihren Gerichtshof ziehen müssen, so können die Beurtheilungen historischer Werke nur einen unbedeutenden Raum einnehmen. Die Recensenten müssen sich daher in den meisten Fällen darauf beschränken, das Resultat ihres gnädigen oder ungnädigen Urtheils in einigen allgemeinen Ausdrücken kurz zusammenzufassen, was höchstens der Kasse des Buchhändlers Gewinn bringt. Die Wissenschaft geht dabei gewöhnlich leer aus; dem Schlechten und Mittelmäßigen wird nicht gewehrt, das Gute nicht gefördert, und nur zu oft geschicht von beidem das Gegentheil. Denn der größere Theil solcher Recensionen wird an die Wenigstfordernden, also an Stümper oder Anfänger verdungen, die im Dunkel ihrer Anonymität nicht einmal in den heilsamen Fall kommen können, sich ihrer Pfuscherei schämen zu müssen. Wir werden daher keine Recension aufnehmen, deren Verfasser nicht den Muth hat, sich zu nennen, so

wie wir auch diejenigen, welche den Pelz waschen möchten, ohne ihn naß zu machen, höflich ersuchen, nicht an unsrer Thür anzuklopfen. Das Verdienst werde freudig und aufrichtig anerkannt, das bescheidene Talent ermuntert, die Mittelmäßigkeit zurückgewiesen, der seichte Schwätzer gedemüthigt, und wenn es vergönnt ist, mit unsern Wünschen nach dem Ideal zu greifen, so möge der Himmel uns die Bitte gewähren, daß jeder Hauptpastor Göze seinem Lessing begegne. Partheiwesen jeder Art soll uns nicht blos fern bleiben, sondern auch mit den schärfsten Waffen der Kritik bekämpft werden; denn wie die Geschichte selbst, so soll auch die Kritik über den Partheien stehen und niemals einem Buche den politischen oder religiösen Glauben seines Verfassers, wenn dieser es ehrlich damit meint, zu Lob oder zu Tadel anrechnen. Wie häufig gerade gegen dieses Grundgesetz aller ächten Kritik gefehlt wird, wie oft die alleroberflächlichsten Schriftsteller selbst von berühmten Männern gepriesen werden, weil sie zur Schule, zur Parthei, zu dieser oder jener Universität gehören, wie dagegen ernste, gediegene Werke, deren Verfasser zu stolz und zu rechtlich sind, um das, was sie als wahre Wissenschaft erkannt haben, einer Parthei oder Gevatterschaft zu opfern, entweder ganz ignorirt oder mit heuchlerischem Mitleid als subalterne Compilationen bezeichnet werden: wem wäre dies unbekannt? Wir wollen mit Lessing ausrufen: „Schütte deinen Grimm auf die Heiden (Psalm 79, 6.) und liebe deinen Nächsten, wie dich selbst (Matth. 22, 39.)!“

Uebrigens wird sich unsere Kritik nicht blos auf neu erschienene Werke beschränken, die es oft am wenigsten verdienen, daß man viel von ihnen spricht. Auch in ältern Schriften, sogar der größten Historiker, finden sich Irrthümer genug, die sich wie ewige Krankheiten von Geschlecht zu Geschlecht, aus einer Auflage in die andere, aus einem Buche in das andere fortpflanzen, so daß sich ein artiges Buch über die Reisen der Irrthümer schreiben ließe. Nur muß man in solchen Fällen unterscheiden, ob Homer schlummert, oder ob Chörilus schnarcht. Daß wir nicht ohne Grund sprechen, zeige ein Beispiel aus Joh. Müller's Allgemeinen Geschichten. Dieses Werk ist zwar in seiner jetzigen Gestalt von dem großen Geschichtschreiber nicht zum Druck bestimmt worden, denn sehr verständig verordnete er in seinem letzten Willen, nur einzelne Fragmente, deren Auswahl er seinem Bruder überließ, dem Publikum mitzutheilen. Er ist also dem Publikum dafür nicht verantwortlich. Demungeachtet bleibt der Irrthum merkwürdig genug, da wir aus der Vorrede seines Bruders sehen, daß Joh. Müller die ganze Handschrift nicht nur viermal umgearbeitet, einmal abgeschrieben, und ohngefähr eben so oft vorgelesen, sondern auch nachher von Zeit zu Zeit, selbst in der Wortstellung, verbessert hat. Er hat also die Stelle gewiß zwanzigmal gelesen, und dennoch blieb der Fehler stehn, den er aus dem ersten besten Handbuche berichtigen konnte. Doch zur Stelle selbst. Sie steht S. 167 des ersten Bandes der dritten Auflage. Es ist die Rede von den Nachfolgern Alexan-

der's: „Nach seiner (des Eumenes) Ermordung zweifelte Antigonus nicht, Asien ohne Widerspruch zu beherrschen. Als er bei achtzig Jahre alt war, vereinigten sich die Nebenbuhler seiner Größe, welche er ungerecht behandelt hatte, und erschlugen bei Issus den undankbaren großen Feldherrn, der 32 Jahre zuvor hier den Darius schlagen half." u. s. w. Wer weiß nicht, daß der Ort, bei welchem Antigonus erschlagen wurde, nicht Issus, sondern Ipsus heißt, und nicht an der Küste von Cilicien, sondern mitten im Lande, in Phrygien, zu suchen ist? Welch' ein köstlicher Bissen für die Leute, welche Ruhnken doctores umbraticos nennt, qui reprehendendi libidine rixandique furore agitati, tum in summos quosque viros, levissima de caussa, debacchantur, tum famam suam inter se lacerant conviciis ex omnis aevi memoria conquisitis. Es ist so wohlthuend, an Männern, die weit aus der Menge hervorragen, Makel zu entdecken, und Lichtenberg behauptet sogar: „die Schwachheiten großer Leute (Männer) bekannt zu machen, ist eine Art Pflicht; man richtet damit Tausende auf, ohne jenen zu schaden." Doch genug des Scherzes, den die Gemeinten hoffentlich verstanden haben. Wir werden kein Ansehn der Person beachten, aber das Verdienst soll auch dann geehrt werden, wenn wir aus Achtung für Wahrheit und Wissenschaft die Sachen tadeln müssen.

Frankfurt am Main, den 15. März 1830.

G. A. Berch t.

* *

Inhalt.

Die Tochter und die Gemahlin eines Ministers der Revolution, den Begebenheiten und handelnden Personen der Revolution gegenüber.

Der Verfasser dieses Aufsatzes wünscht, ehe er eine neue und ausführlichere Ausgabe seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts mit der Fortsetzung herausgiebt, die Geschichte einzelner Personen und Ereignisse und einzelne Bemerkungen über gewisse Quellen und Schriftsteller dem deutschen Publikum mitzutheilen; er glaubt nicht passender als mit der Frau von Staël und der Frau Roland anfangen zu können. Beide sind zugleich historische Personen und Schriftstellerinnen, beide haben in ihren Denkschriften zugleich die Ansichten ihrer Partheien und ihre eignen niedergelegt, und haben, ohne es zu wollen, sich selbst gezeichnet, wenn sie von den Geschichten reden, in welche sie verflochten waren, und die Geschichte, wenn sie von sich selbst reden. Wir sehen in den beiden Damen und in ihren Schriften zwei ganz verschiedene Classen von Menschen dargestellt, von denen die eine eben so achtbar, als die andere glänzend ist. Es ist indessen nöthig, um unsere Leser auf den richtigen Standpunkt zu stellen, diesen Versuch zu beurtheilen, in dem wir bald mehr die Persönlichkeit der Damen, bald mehr die von ihnen erzählten Begebenheiten ins Auge fassen, daß wir einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken. Diese Bemerkungen betreffen die verschiedene Bildung, Erziehung, Verhältnisse und Vorurtheile der beiden Frauen, sie zeigen, welche Ansichten sie mit in das öffentliche Leben brachten, um die Bedeutung ihrer Person für die Geschichte zu

erklären, wir verbinden damit aber eine Uebersicht des Einflusses des weiblichen Geschlechts auf die Regierung von Frankreich überhaupt. Wir haben die beiden genannten Damen gewählt, weil beide durch Talente, Anlagen, Bildung, Kenntnisse, Begeisterung für das, was sie als recht und gut erkannten, ausgezeichnet sind, ihre Ansichten und Urtheile sich aber oft gerade entgegen stehen. Beide treten aus dem Kreise heraus, den der Deutsche ungern von Weibern überschritten sieht, und dennoch können beide, wenn gleich auf verschiedene Weise, die Weiblichkeit nicht verläugnen, während sie die geistvollsten Männer, nicht etwa durch Gefühle oder durch Schönheit, sondern durch ihren Verstand beherrschen, ihnen die Feder führen, oder Reden ausarbeiten helfen, die hernach ganz Frankreich bewundert. An der Art des Einflusses der beiden Damen, an dem poetischen Schwung der Einen, dem Heroismus der Andern zeigt sich übrigens, daß in dem Augenblicke, wo die politischen Veränderungen erfolgten, auch die Art des weiblichen Einflusses, den man durch die ganze französische Geschichte verfolgen kann, sich veränderte und dem Ernst der Zeiten einigermaßen angepaßt ward. Was den Einfluß des weiblichen Geschlechts im Allgemeinen angeht, so gehört nur eine geringe Kenntniß der französischen Geschichte dazu, um zu wissen, daß das weibliche Geschlecht von jeher in den französischen Staatsangelegenheiten, nicht nur im Stillen, was wohl überall der Fall seyn mag, sondern ganz öffentlich eine Bedeutung hatte, welche dem Charakter der Nation und ihrer Geschichte die Form gegeben hat, welche selbst die Revolution nicht hat vertilgen können. Unter Franz dem I. und ebenso unter den nachfolgenden Königen bis auf Heinrich den III. finden wir eine förmliche und anerkannte Weiberregierung, und wenn diese unter Heinrich dem III. aufhört, so möchte man sie fast zurückwünschen, weil die Lieblinge (mignons) dieses Königs weit mehr Unheil veranlaßten, als Mütter, Gemahlinnen, Geliebten der vorigen Regenten. Unter Heinrich dem IV. war in den öffentlichen Geschäften der Einfluß der Weiber weniger merklich, da Sully über den König viel

vermochte, obgleich sonst Heinrich's Schwäche bekannt genug ist, und er persönlich immer unter weiblichem Einfluß stand, oft die günstigsten Gelegenheiten aus Galanterie versäumte, und sogar beschuldigt ward, um eines Weibes willen kurz vor seiner Ermordung den Plan eines neuen Kriegs mit Spanien und einer Einmischung in die Jülich-Clevesche Erbschaftsstreitigkeit gemacht zu haben. Unmittelbar nach Heinrich's des IV. Tode führten Maria von Medicis und ihre Kammerfrau die Galigaï die Regierung auf eine solche Weise, daß Lüynes seinen Gespielen, den jungen König Ludwig den XIII., bereden konnte, sich selbst durch einen Meuchelmord unabhängig zu machen, oder vielmehr Lüynes das Reich zu überlassen, unter dem Vorwand, das Volk von der drückenden Weiberherrschaft und der Creatur der Weiber, dem Marschall d'Ancres, zu befreien. Das Volk erkannte freilich den Mord des Marschalls durch Jubel und Mißhandlung des Leichnams als eine That an, die ihm die Befreiung vom Drucke verschaffen werde; es gewann aber dadurch Nichts, und selbst die Cabalen der Weiber hörten nicht einmal auf. Unter Richelieu war freilich an Weiberherrschaft nicht zu denken, desto mehr gleich nach seinem und Ludwigs des XIII. Tode. Während der Streitigkeiten zur Zeit der Minderjährigkeit Ludwig's des XIV. waren Weiber die Triebfeder der Bewegungen und ihre Häuser der Vereinigungspunkt der Partheien sowohl am Hofe als bei der Gegenparthei desselben. Die Denkschriften der Prinzessin von Montpensier und ihre ganze Geschichte, so wie die Denkschriften des Cardinal von Retz zeigen, wie es in den Zeiten der sogenannten Fronde in dieser Rücksicht von denen getrieben wurde, die dem Cardinal Mazarin und der Mutter Ludwig's des XIV. entgegenstanden. Sobald Mazarin über seine Feinde gesiegt hatte, änderte sich dieses freilich, und unter ihm, wie in der ersten Zeit Ludwig's des XIV., ist kein vorherrschender Einfluß der Weiber fühlbar. Ludwig der XIV. wollte nicht einmal seinen tüchtigsten Ministern und Generalen die Ehre eines Antheils an den Regierungs- oder Kriegsmaasregeln, die sie offenbar angegeben hatten, zugestehen,

wie hätte er Weibern etwas einräumen sollen? Nichts-destoweniger ward alles Anscheins vom Gegentheil ungeachtet der Staat nicht blos von der Maintenon, sondern auch von andern Weibern beherrscht. Vom Anfang des spanischen Erbfolgekriegs, eigentlich schon von der Aufhebung des Edicts von Nantes an, müssen die wahren Ursachen und Triebfedern aller Veränderungen im Staat und in der Literatur aus den Verhältnissen der Weiber unter einander und zur übrigen Gesellschaft hergeleitet werden. Daß unter dem Herzog Regenten und bis der Cardinal Fleury die Reichsverwaltung erhielt, die frechsten und verdorbensten weiblichen Geschöpfe die Geheimnisse des Staats erfuhren, Aemter, Würden und Gunstbezeugungen verkauften, und sogar Unterhandlungen über die Vermählung des jungen Königs nach ihrem Willen einleiteten oder abbrachen, ist bekannt genug. Unter dem Cardinal Fleury war der Einfluß der Weiber auf die Literatur beschränkt und diese kam ganz in die Gewalt der Pariser Damen. Durch die Literatur herrschten die Damen über die Meinung, und diese ist, wie wir Alle wissen, von einem Pol bis zum andern unbeschränkte Gebieterin des menschlichen Geschlechts. Ludwig der XV. gerieth bekanntlich unmittelbar nach Fleury's Tode ganz unter den Einfluß der Weiber, die nach einander seine Leidenschaft befriedigten; je älter er ward, desto ärger und ärgerlicher ward der Mißbrauch der Weibergewalt im Staate. Ludwig der XVI. ließ sich von einer jungen blos ihren Launen und ihrem Leichtsinn folgenden Gemahlin auf eine ähnliche Weise leiten, wie Ludwig der XV. von seinen Geliebten. In Versailles waren unter Ludwig dem XV. und Ludwig dem XVI. die Staatsangelegenheiten unter weiblichem Einfluß; in Paris ward in den bekannten Gesellschaften, die sich bei der Geoffrin, der Deffant, der Espinasse und andern Damen versammelten, unbedingt über die Literatur entschieden. Damen entschieden in ihren Kreisen nicht blos über den Ruf poetischer und historischer und philosophischer Bücher, sondern auch über die politische, die mathematische Literatur, und wichtige Werke wurden nach den Vorschriften, die man in diesen Kreisen gab,

und nach den Meinungen, die man dort befördern wollte, abgefaßt. Die Wirkung dieses Einflusses des weiblichen Geschlechts auf den Charakter der Nation, auf Staat und Literatur anzugeben, ist, je nachdem man die Sache nimmt, sehr leicht und wieder sehr schwierig, weil deutsche Gelehrte den Charakter französischer Frauen selten richtig aufzufassen vermögen und deshalb leicht einseitig urtheilen. Im Allgemeinen möchte sich wohl alles Gute und alles Böse davon sagen lassen, was sich vom weiblichen Geschlecht überhaupt sagen läßt. Ausgemacht ist, daß der Ernst des Lebens dabei litt, daß eine leichte Manier, die Dinge zu behandeln, die nicht überall paßt, allgemein eingeführt ward, daß Dinge im geselligen Gespräch abgethan und entschieden, Meinungen verbreitet wurden, die nach einer reifen Ueberlegung und mit einer behutsamen Annahme weniger nachtheilig gewirkt hätten, als dadurch geschah, daß man die Entscheidungen der Salons als Orakel betrachtete. Dieses hörte nicht unmittelbar nach dem Anfange der Revolution auf, wie man vielleicht glauben könnte, so ernst auch damals die Stimmung und die allgemeine Richtung der Zeit wurde. Die Frau von Staël und die Frau von Genlis rühmen Jede in ihrer Sphäre die Pariser Gesellschaft der ersten Revolutionsjahre. Die Erstere sagt in ihren Betrachtungen: a) „Man kann mit Wahrheit sagen, daß diese Gesellschaft nie glänzender und ernsthafter zu gleicher Zeit gewesen sey, als während der drei oder vier ersten Jahre der Revolution, nemlich vom Jahre 1788 bis 1791.“ Dies heißt freilich mit andern Worten nichts anders, als damals hätten die Frau von Staël und ihre Freunde und Freundinnen die Berathschlagung über Staat und Staatsangelegenheiten in ihre Kreise gezogen gehabt. Seit dieser Zeit bis zum Juni 1793 hatten die Frau Roland und ihre Freunde Einfluß; dieser war aber ein männlicher und ward auf eine männliche, selbst zuweilen etwas barbarische Weise ausgeübt. Doch hatte

a) Um nicht selbst übersetzen zu müssen, führen wir immer die Worte der deutschen Uebersetzung an.

die Frau Roland an den gewaltsamen Unternehmungen eines Barbarour und anderer ihrer Freunde keinen Antheil. Sie giebt in dieser Beziehung im Anhange des zweiten Theils ihrer Denkschriften eine Erklärung über ihre Rolle vom 10. Juni bis 10. August 1793, die ihrem Charakter Ehre macht. Diese Erklärung ist ungezweifelt wahr, weil sie zu der Zeit, als sie die Zeilen schrieb, durch die entgegengesetzte Gesinnung Ehre und Vortheil hätte erlangen können, außerdem aber den Charakter gerader Aufrichtigkeit nie verläugnet. Sie sagt dort: „Ich war niemals im Vertrauen unterrichtet von dem, was man Kniffe und kleine Betreibungen (manoeuvres) nennen kann, so wenig als mein Gemahl je bei dergleichen Geschäften gebraucht ward.“ In der eigentlichen Schreckenszeit hörte der Einfluß der Weiber eine Zeitlang auf, wenn man nicht die Weiber der Jacobinischen Brüderschaft, die Strickerinnen ihrer Versammlungen, die, welche den Unglückskarrn begleiteten und die Guillotine schreiend umgaben, Weiber nennen will. Schon vor Robespierre's Sturz hatte aber die Frau von Fontenai geborne Cabarrus, die nachherige Gemahlin Talliens einen sehr bedeutenden Einfluß gewonnen und beschleunigte den Sturz der Parthei Robespierre's oder die Revolution vom 9ten Thermidor; auch nachher behielt sie eine Bedeutung, die sie mit andern Damen theilte. Schon unter dem Directorium hatte die Frau von Staël ihren Einfluß wieder erhalten, und sie hat es Bonaparte nie verzeihen können, daß er von ihr und ihres Gleichen nie etwas wissen wollte, und einen eben so tödtlichen Haß gegen die Salons politisirender Damen als gegen das, was er Ideologie nannte, hegte und aussprach. Die beiden angeführten Stellen können uns übrigens am besten sogleich zu unserm eigentlichen Gegenstande herüber führen, sie sprechen den Grundsatz deutlich aus, von dem beide Damen ausgehen und nach dem sie die Revolution und die in derselben handelnden Personen beurtheilen. Die Eine steht immer auf der Bühne, worauf sie geglänzt und sich die Urtheile aller derer angeeignet hat, mit denen sie in Berührung gekommen ist, wir befinden uns in ihrem

Salon und hören mit Entzücken die Frau vom Hause das Wort führen, aber es bleibt nur ein schwacher Eindruck dieser obenhin gleitenden Rede zurück, gelernt haben wir wenig, weil alles so unbestimmt, so rednerisch gestaltet ist. Die Roland bleibt wenigstens immer hinter der Bühne, wenn ihr Wink, ihr Geist, ihre Feder sogar die erscheinenden Gestalten leiten und lenken sollen, wenn's Noth ist. Sie will stets nur einen Gedanken, der ihre ganze Seele erfüllt, ausdrücken, nur den Gedanken, wie sie Rousseau's Träume in Wirklichkeit gesetzt, für eine Idee gelebt habe, und für eine Idee zu sterben bereit sey; wie sie in der That auch ein Opfer ihrer Schwärmerei geworden ist. Gehen wir etwas näher ein, so wird sich unten ergeben, daß die Bildung der Roland ihr selbst, nicht ihren Eltern oder deren Kreise gehörte. Eignes Bedürfniß, eigner Trieb, nicht Eitelkeit und Sucht zu glänzen, oder mit ihrem Geiste Eroberungen zu machen, trieb sie an, Kenntnisse, die man sonst Weibern nicht mitzutheilen pflegt, aufzusuchen. Sie las Pascal und Mallebranche und copirte Clairauts mathematische Anfangsgründe, als die Frau von Staël Stücke schrieb, die von den Schmeichlern der Großen, die sich mit dem Namen der Philosophen brüsteten und Voltaire anbeteten, während sie Christus verläugneten, mit lautem Jubel aufgenommen wurden. Die Eine suchte und liebte das stille häusliche Leben und war nur froh im Anblick der schönen Natur; für die Andere hatten Talent, Wissenschaft, das Leben selbst keinen Werth, wenn sie nicht in Paris Gesellschaft aus der großen Welt um sich sammeln und ihren Geist in glänzender Rede zeigen konnte. Daher ihr Buch der Jeremiaden gegen Bonaparte (dix années d'exil). Erziehung, Stand und Geburt der beiden Damen mußte in ihnen eine ganz verschiedene Ansicht von der bestehenden Ordnung der Gesellschaft und vom Werthe derselben hervorrufen. Die Roland war aus der achtbaren mittleren Classe der Pariser Bürger, die mit der Feinheit, welche die Weiber, besonders die Pariserinnen, auszeichnete, eine Entfernung und Abneigung vor der Verdorbenheit der höheren und höchsten Classen, vor

der Niederträchtigkeit und dem Sclavensinn der Angestellten und der zahlreichen Dienerschaften der Großen, so wie einen tiefen Abscheu vor der Verworfenheit und Sittenlosigkeit des niedern Haufens verband. Eine Classe, welche nicht aus Unbekanntschaft mit der Verführung, sondern weil sie überall bedroht war, die Strenge der Zucht bewahrte, wozu das Innungenwesen das Seinige beitrug. Die Tochter Neckers verschmähte früh die Zucht ihrer strengen und frommen Mutter, sie nahm mit der Bildung der Encyclopädisten auch ihre Moral an, die sich leicht den Umständen anpassen ließ, wie die Delphine und Corinne hinreichend darthun. Auf dieselbe Weise wählte die schöne Roland einen besonnenen, verständigen, aber schon älteren Gemahl, den sie achtete, und der sie liebte, und war unzertrennlich von ihm, wie er von ihr; Neckers Tochter erhielt der Form wegen einen Gemahl, von dem es besser ist zu schweigen als zu reden, durch die Königin von Frankreich, die den König von Schweden bewog, die Dauer des Gesandtschaftspostens in Paris an diese Heirath zu knüpfen. Die Roland war noch im acht und dreißigsten Jahre, als sie in Paris eine Rolle erhielt, wenn nicht reizend, doch schön und einnehmend, ihre Manieren hatten die Annehmlichkeit einer gebildeten Frau, ohne Frechheit der Genialität; sie kannte ebensowenig die Leichtfertigkeit vornehmer Sitten als die stolze Herablassung oder die wegwerfende Manier der Damen, die das Amt der Beschützerinnen in Paris übernommen hatten. Der Staël fehlte aller weibliche Reiz gänzlich, das ist ganz gewiß, wenn wir sie gleich erst im späteren Alter zu sehen Gelegenheit hatten, ihre Genialität mußte die Formen ersetzen, da ihre erste Erscheinung bei Hofe, ihre ersten Besuche bei der Polignac, der Freundin und Vertrauten der Königin, bekanntlich durch einige geniale Verstöße gegen Hofsitte, oder besser gegen weibliche Manieren berühmt sind. Diese fielen um so mehr auf, weil Neckers Tochter eigentlich nicht in den Kreis gehörte, in den sie durch ihre Heirath eintrat, und von dem ihre Mutter ausgeschlossen war. Uebrigens stand sie bekanntlich in Ton und Manieren, in leichter Rede und

Dreistigkeit den ursprünglich hoffähigen Damen nicht nach, und war ihnen an Bildung, Geist und Fähigkeit weit überlegen. Wir wollen einige Nachrichten über die erste Bildung der beiden Damen hier einrücken, damit das Folgende dadurch verständlicher werde. Frau Roland war durch den Namen ihres Vaters (Phlipon), durch ihren eignen Vornamen (Manon) und durch den Stand ihres Vaters, eines Kupferstechers von mittelmäßigen Talenten, als ganz bürgerlich bezeichnet und trat unverheirathet nie in den Kreis der höheren Gesellschaft ein. Ihre Mutter scheint eine schöne und sanfte weibliche Seele gewesen zu seyn, die ihre häuslichen Pflichten sorgsam erfüllte, und in der Eingezogenheit und Abgeschiedenheit lebte, zu welcher in großen Städten mehr als in kleinen die Familien verdammt sind, die das glänzende Leben nicht theilen können und das wüste und zerstreute nicht theilen wollen. Sie erzog ihre Tochter nach den religiösen Grundsätzen, oder vielmehr in den Gewohnheiten, welchen die Weiber des Bürgerstandes noch treu blieben, während die höheren Stände ihnen längst untreu geworden waren. Die in ihrer Jugend genährten religiösen Gefühle, die erst später einer andern Ueberzeugung wichen, ohne je ganz ausgetilgt zu werden, wurden hernach durch den Aufenthalt in einer klösterlichen Pensionsanstalt zu einer sanften Schwärmerei. Dies verdankte sie zum Theil dem Lesen des Tasso, des Fenelon, einigen übersetzten Schriften des h. Augustinus und ähnlichen Büchern, besonders aber dem häuslichen eingezogenen Leben und dem Umgange mit einer Mutter, die Manches zu dulden hatte. Eine ihrer Tanten hatte als Aufseherin der Kinder eines guten Hauses die Welt einigermaßen kennen lernen. Die erhöhte Stimmung ihres Geistes ward vermehrt durch Freundschaft mit einer verwandten Seele und Plutarchs Lebensbeschreibungen entflammten die Begeisterung für Verfassungen, Gesinnungen und Thaten des Alterthums, wie sie im Plutarch dargestellt sind. Aus eben dieser mehr poetischen als historischen Quelle hatte bekanntlich auch Rousseau seine Vorstellung von den republikanischen Charakteren der alten Zeit

und die glänzenden Bilder der alten Republiken, besonders von Rom und Sparta, entlehnt, und sich die Idee eines Staatsverhältnisses gebildet, das weder je war, noch seyn wird, das aber eben darum einer weiblichen Seele um desto mehr gefallen mußte. Nicht jedem Weibe möchte übrigens zu empfehlen seyn, sich auf dem Wege, den die Roland ging, Bildung zu verschaffen, doch sieht man bei ihr, daß weit weniger auf Methode ankommt als auf Gründlichkeit. Schon als Kind las sie ohne alle Anleitung, ohne Methode die allerverschiedensten Bücher von Fenelon bis zum Candide herab, ohne Nachtheil für ihre Bildung oder ihre moralischen Grundsätze, durcheinander, und studirte später, weil sie weniger ihren ästhetischen Geschmack, als ihren Verstand auszubilden suchte, Diodor von Sicilien, Montes quieu, Des Cartes, Mallebranche, Pascal, Diderot, d'Alembert, das Système de la nature, die Briefe des h. Hieronymus und ähnliche Schriften neben den Quartbänden des Villy und der trockenen französischen Geschichte des alten Mezeray. Ein Geist, der dieser Ausdauer und Anstrengung fähig war, konnte durch das Leichtfertige und Spöttische der Literatur der damaligen Zeit nicht fortgerissen werden. Der Roland Zweifel kamen ihr auch nicht von dieser Seite her, sondern sie wurd durch andere Bedenklichkeiten gereizt, die Zweifler zu befragen. Das weibliche Gemüth fand ein Bedenken dabei, daß alle Menschen, die ohne Christenthum und selbst vor demselben gestorben, verdammt seyn sollten, dies weckte ihr Nachdenken über das Bedürfniß einer Offenbarung, sie las die breiten und matten Vertheidiger der Offenbarung und des Kirchenglaubens gegen witzige Spötter und geistreiche Zweifler, sie fand dort die Bücher der Philosophen und Encyclopädisten angeführt, sie verschaffte sie sich. Es erging ihr indessen wie Rousseau. Beide hatten ein gefühlvolles Herz, beide liebten die Natur und die Naturwissenschaften, beide konnten nie wie Gelehrte, die über Systeme brüten, oder Weltleute, die nur sich selbst lieben, dahin gebracht werden, die Moral mit dem Dogma, die Lehre von der göttlichen Natur der menschlichen Seele

mit der Lehre von Engeln und Teufeln und Dreieinigkeit in einerlei Rang zu setzen. Darüber spricht sich die Roland vortrefflich aus. b) Sie bemerkt mit Recht, daß es gut für sie war, die Bekanntschaft mit Rousseau's Schriften nicht früher gemacht zu haben, da sie, sobald sie diese einmal kannte, nur in ihnen und den dort gegebenen Idealen lebte, und diese Huldigung war natürlicher und weniger prahlend und affectirt als die, welche ihm die Frau von Staël im zweiundzwanzigsten Jahre in einem Buche erwies. Stille Freude an der Natur, Freundschaft, Familienleben, erhielten den moralischen und religiösen Sinn der Frau Roland, während sie die Träume der Systeme eines Bonnet und anderer, die Gott und die Vorsehung mit Händen greifen wollten, und ihre Theologie in der Natur wieder fanden, erkannte und verlachte. c) Die Staël stand schon als kleines Kind auf der Bühne, die sie nachher nur so lange verlassen hat, als sie der Todesschrecken von Paris entfernt hielt, oder Bonaparte sie mit eisernem Arme davon abwehrte. Sie mußte eine Rolle spielen, sie mußte Worte für Thaten und Floskeln für Gedanken halten lernen, wenn sie ihres Vaters Geist anbeten sollte, wie sie that. Die Roland fand in ihren früheren Kreisen keine Gelegenheit, durch Bildung zu glänzen, sie hatte aber weibliche Pflichten mit der That, nicht wie die Frau von Staël mit der poetischen

---

b) In einem ihrer Briefe spricht sie sich über die Wirkung des Familienlebens und des Studiums der Natur in Beziehung auf den Glauben an Gott und Vorsehung vortrefflich aus: Ce n'est que dans la poussière du cabinet, en pâlissant sur les livres, ou dans le tourbillon du monde, en respirant la corruption des hommes que le sentiment se desèche et qu'une triste raison s'élève avec les nuages du doute ou les vapeurs destructives de l'incrédulité. Comme on aime Rousseau! comme on le trouve sage et vrai, quand on le met en tiers seulement avec la nature et soi!

c) Sie sagt in ihren Denkschriften: Nollet, Réaumur, Bonnet, qui rêvent quand les autres décrivent, m'amusèrent à leur tour, ainsi que Maupertuis, qui fait des jérémiades même en décrivant les plaisirs des limaçons.

Rede, zu erfüllen; sie that dies als Tochter, als Verwandtin, als Verwalterin eines Hauswesens, noch ehe sie Gattin und Mutter war. Als Gattin hatte sie keinen Ehrenplatz im Gerede der Salons; sie gesellte sich zu ihrem Gatten in der Stille des Cabinets und lieh ihm ihren lebhaftern Styl für diejenige Art Schriften, die seinen etwas trockenen Ton nicht vertrugen. Schon dies allein mußte ihr in dem Augenblick, wo sie eine Veränderung aller bürgerlichen Verhältnisse erwartete, wie sie Rückkehr zur Ordnung der Dinge, in welcher der wahre Werth allein den Rang des Menschen bestimmt, hoffte, eine ganz andere Stellung und Richtung geben, als der Frau von Staël, die nie gewußt hatte, was Weiblichkeit sey, noch weniger was Bescheidenheit oder Arbeit und Anstrengung. Zur Zeit ihrer Geburt war Necker freilich noch im Hause der Thelüsson, hatte also noch einen untergeordneten Platz, schon wenige Jahre nachher hatte sich dies indessen völlig verändert. Ihre Mutter hätte sie gern in der Art erzogen, wie sie selbst erzogen war, allein die Tochter sollte zugleich eine glänzende Rolle in der geistreichen Pariser Gesellschaft spielen, Beides ließ sich unmöglich vereinigen, Mutter und Tochter gingen daher einen verschiedenen Weg, der eitle Vater aber spiegelte sich in der Tochter und sie in ihm. Die Frau Necker, die Mutter der Frau von Staël, ist übrigens nicht weniger berühmt durch ihre Geistesbildung als ihre Tochter, denn Gibbon und Rousseau haben sie in dieser Rücksicht zu einer historischen Person gemacht. Sie brachte bekanntlich den Ruf von Geist und Wissenschaft mit nach Paris und erregte besonders dadurch die Aufmerksamkeit, daß Gibbon ihr die Ehe versprochen und dieses Versprechen später gebrochen hatte. Die Frau Necker war die Tochter eines protestantischen Geistlichen auf einem Dorfe an der äußersten Grenze des Waadtlandes und der Franche Comté, und Herr Gibbon in seinen Denkwürdigkeiten berichtet von ihr: „Der Herr Cürchod, ihr Vater, habe auf seinem einsamen Dorfe seiner einzigen Tochter eine literarische und sogar eine gelehrte Erziehung gegeben. Sie habe durch ihre Fortschritte in

Wissenschaften und Sprachen seine Erwartungen übertroffen, und wenn sie auf kurze Zeit zum Besuch in Lausanne gewesen sey, habe man dort von nichts geredet, als von der Schönheit, dem Verstande, der Gelehrsamkeit der Fräulein Gürchod. Dabei spricht Gibbon sie mit Recht von der Art Pedanterei frei, die Gelehrsamkeit am unrechten Ort zeigt, und rühmt die Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung, den Ausdruck ihrer Empfindungen und ihr ganzes Benehmen. In Paris sammelte sie, was man vornehm und anmaßend die beste Gesellschaft zu nennen pflegt, in ihrem Hause und an ihrem Tische; dort durften Thomas, Grimm, Raynal, Marmontel und andere Schönredner und Sophisten nicht fehlen. Gibbon sagt, als er von seiner Reise nach Paris spricht und anführt, daß er das Haus des damaligen Directors der französischen Finanzen besucht habe: es hätten sich dort die fremden Minister aller Nationen, die größten Namen von Frankreich, alle Männer und Frauen, die aus irgend einem Grunde ausgezeichnet gewesen seyen, versammelt. Daß die Frau Necker nicht ganz auf der Höhe der leichtfertigen herrschenden Manier war, daß ihre Tochter mit dem Rest von Ernst, den ihre Mutter vom Lande mitgebracht hatte, und den die Frau Necker de Saussüre, die ein Buch der Bewunderung über die Frau von Staël geschrieben hat, eine gewisse Pedanterei nennt, nicht zufrieden war, mag man bei der Frau Necker de Saussüre nachlesen. Da übrigens die Frau Necker ihre Tochter von Kindesbeinen auf in dem glänzenden Gesellschaftszimmer neben sich auf einem Stühlchen sitzen hatte, und gern sah, daß sie reden lernte, ehe sie denken konnte, so entwickelte sich der Charakter und das Talent der Frau von Staël sehr früh auf eine Weise, die wir die diplomatische oder die ritterliche oder die poetische nennen möchten. Nach dieser Weise lernt man in Gesellschaften, in welche Jeder gewisse Urtheile mitbringt, und ein Wissen auskramt, das er sich verschafft hat, um es zu zeigen, über alle möglichen Gegenstände geistreich reden, jedem Dinge eine Seite abgewinnen, aus Urtheilen ein Urtheil machen, das geeignet ist, viele Stimmen

für sich zu vereinigen. Man lernt dort die Welt durch glänzende oder witzige Rede in Erstaunen setzen, eine ächt weibliche Seele bildet sich da nicht, und daß Erkenntniß der wahren Menschennatur, des wahren Glücks, reiner Freundschaft, ächter Liebe und des seligen Friedens stiller Gemüther dort nicht erlangt werde, geben selbst die Bewunderer der glänzenden Weltbildung zu. Die Frau Necker glaubte durch Lehre und systematischen Unterricht den Eindruck wahrscheinlich mindern zu können, den eine Unterhaltung, die sie in andern Rücksichten für nützlich hielt, auf ein Mädchen von vielen natürlichen Anlagen machen könnte, und opferte daher ohne Bedenken Kindheit und Kindlichkeit der Tochter dem glänzenden Effect in der Welt auf. Verzeihlich war es einer Mutter, wenn sie die seltenen Anlagen und Fähigkeiten einer Tochter schnell in Ruf und Ansehen bringen wollte, und in der That huldigten die berühmten Männer, die sich bei ihr sammelten, dem Mädchen schon im eilften Jahre und bewunderten ihre rhetorischen Talente. Die Frau Necker, die das Verkehrte der Pariser Gesellschaft recht gut einsah, wollte nach Weiberart die Extreme versöhnen. Sie wollte auf der einen Seite ihrer religiösen Erziehung nicht untreu werden, auf der andern scheute sie sich, der geistreichen Gesellschaft zu mißfallen, fürchtete, sie möchte den kleinstädtischen Schein haben, nicht auf der Höhe des Tons zu seyn. Sie hörte zu, sie schwieg, und doch gab sie Grimm Gelegenheit zum Aergerniß. Wir haben zwei Stellen aus der Masse elender Klatscherei, unbedeutender Anekdoten und matter Witze der Correspondance du Baron de Grimm (1812) aus der ersten Lieferung (5 Voll.) herausgelesen, wo er sich darüber ausspricht. Er meint, 1r Th. S. 332, die Frau Necker sollte an ihren leichtfertigen Witzeleien mehr Antheil nehmen, sich über ihre religiösen Ansichten aussprechen, nicht aber still sitzen und unter lauter Systematikern, d. h. Lehrern des Unglaubens, ihre Art Frömmigkeit behalten wollen. Im 2n Th. S. 513 — 15 führt er einen Brief von Voltaire an die Frau Necker an, worin dieser mit seiner gewöhnlichen Feinheit und Laune zu verstehen

giebt, daß er wohl wisse, daß sie sich nicht zu seinem System bekenne. Unter diesen Umständen wird es uns doppelt wundern, wenn wir die Frau von Staël mitten unter diesem von Rousseau überall verhöhnten und verachteten Treiben, und unter den Leuten, die ihm durchaus mißfielen, als seine Lobrednerin auftreten sehen. Uebereinstimmend mit dem Ton der Gesellschaft war das nicht, doch ist sie auch nie auf der Seite der Spötter gewesen, dazu war sie zu poetisch; verdient hatte Rousseau die Lobschrift, da er ihre Mutter, ehe sie Tafel hielt, ehe sie verheirathet war, mit Auszeichnung erwähnte. d) Daß übrigens die Frau von Staël von Jugend auf dazu gebildet ward, das Wahre und Gediegene dem Glänzenden nachzusetzen, sich fremde Gedanken und Gefühle so anzueignen, daß sie ihr Eigenthum wurden, und diese fremden Gedanken, vermöge der Lebendigkeit ihres Geistes, bei ihrer Uebung in Sprache und Ausdruck als ihre eigenen Ideen wieder zum Vorschein zu bringen, und ihnen durch eine neue Form neuen Reiz zu geben, sehen wir aus einzelnen Scenen des täglichen Lebens im Neckerschen Hause, deren Beschreibung Grimm neben andern Pariser Neuigkeiten den Fürsten meldet, die, um jede Kleinigkeit der bewunderten Gesellschaft zu erfahren, eigne Correspondenten in Paris hielten. Necker ist der Abgott, dem seine Familie und die Herrn der Academie Weihrauch streuen, Marmontel dichtet Verse auf seine Genesung, die eilfjährige Tochter singt die Verse ab, die Gesellschaft horcht, sie bückt sich, sie erhebt das Mädchen in die Wolken. Dies ist indessen in reichen, oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, in guten Häusern so sehr eingeführte Sitte, daß wir es nur im Vorbeigehen erwähnen. Im zwölften Jahr geht es schon einen Schritt weiter. Grimm, Thomas, Marmontel werden durch die von ihr verfertigten Theaterstücke in Erstaunen gesetzt. Man traut seinen Augen

---

d) Gibbon ist daher höchst unwillig über Rousseau, der ihn wegen seiner Wortbrüchigkeit grausam mitnimmt. Man vergleiche über die Mad^{elle} Curchod Rousseau's Brief ed. in 4to Vol. XVII. p. 60.

kaum, wenn man von Grimm hört, daß unter den Theaterstücken des zwölfjährigen Mädchens eins ist **sur les inconvéniens de la vie de Paris**, das Grimm und seine Freunde ganz vortrefflich finden. e) Im fünfzehnten macht sie Auszüge aus dem Geiste der Gesetze und fügt ihre eignen Bemerkungen bei, Raynal ersucht sie um einen Aufsatz über die Aufhebung des Edicts von Nantes, den er seinem Werke einverleiben will, und ihr Vater correspondirt mit ihr über seine Rechenschaft über die Verwaltung der Finanzen von Frankreich (compte rendu) und überlegt mit ihr die wichtigsten Dinge der Staatsverwaltung. Man weiß nicht, ob man mehr über den Vater lächeln, oder die Tochter mehr bedauern soll, die so frühe Wahrheit und kindliche Unschuld dem eiteln Glanz und dem leeren Schein opfert. Treibt sie doch die affectirte Natürlichkeit und die alberne Aeusserung von Zuneigung so weit, daß sie dem Vater anbietet, weil er sich so gern mit Gibbon unterhalte, so wolle sie ihn heirathen, damit er dieser Unterhaltung beständig genießen könne. Um die Albernheit dieser als außerordentlich ausposaunten Aeusserung zu beurtheilen, darf man die Verschiedenheit des Alters nicht einmal bedenken, sondern nur die ganz merkwürdig plumpe vom Kopf bis zu den Füßen unförmliche Figur Gibbon's einmal betrachtet haben, deren Conterfey man seinen Denkwürdigkeiten beizufügen pflegt. Eine Frau, die so erwachsen, so gebildet, so verwöhnt und geschmeichelt, so durchaus eitel und anmaßend ist, schreibt im zwei und zwanzigsten Jahre ein Buch Briefe über Rousseau, worin sie das Lob des Mannes verkündet, der nur Einfalt, Wahrheit, Anspruchlosigkeit, Häuslichkeit, Unbekanntschaft mit großen Städten, ihren Verhältnissen und Sitten als die erste Bedingung weiblicher Bildung erkennt! Man sieht, jede Spur von Natur ist verwischt. Wendet man Alles dieses auf die Beurtheilung der

---

e) **Grimm Correspondance Vol. IV. p. 290.: Cette pièce n'est pas seulement fort étonnante pour son age, mais même supérieure à tous ses modèles.**

Revolution an, die von einem auf diese Weise gebildeten Weibe zu erwarten ist, so zeigt sich gleich im Allgemeinen, daß ihr Alles gefallen muß, was ihr Vater beginnt, daß sie entzückt ist, wenn man ihn vergöttert, daß sie schmäht und unwillig wird, wenn seine Plane nicht angenommen werden. Eine Dame von so lebhafter Einbildungskraft, die England eine Wunderinsel nennt, weil sie, vom Schein geblendet, die verdorbene Geld- und Geburtsaristokratie zum Ideal macht; eine Dame, die ihren Glanz und ihr Ansehn dem Theil des Adels verdankte, der sich der neuen Grundsätze bemächtigt und vom andern Adel getrennt hatte, konnte unmöglich den Gedanken einer gänzlichen Veränderung aller bürgerlichen und geselligen Verhältnisse ertragen, oder diejenigen, die nicht stehen bleiben wollten, wo sie stehen blieb, unpartheiisch beurtheilen. Tochter eines reichen Ministers, neulich an den Hof gekommen, umschwärmt von der liberal gewordenen Ritterschaft der alten Zeit, von ihren Manieren und Reden bezaubert, wie konnte sie ahnden, daß die Bürgerschaft nicht gern einem Könige werde entsagen wollen, um einer Anzahl Familien zu huldigen, die wie in England die älteren Söhne ins Oberparlament, die jüngern ins Unterparlament senden könnten, um die Stellen unter sich zu theilen, den König zu beherrschen und als Güterbesitzer Gesetze über Jagdfrevel und Getraideeinfuhr in der einen Kammer selbst oder durch ihre Söhne und Brüder zu geben und in der andern durch den andern Theil der Familie zu bestätigen? Freilich hatte sie den Demokraten Rousseau in den lettres sur Rousseau vergöttert und verdankte den schon in ihrer Jugend erworbenen großen literarischen Ruf dieser Schrift, eben dieses giebt ihr aber eine noch schiefere Stellung gegen Personen und Ereignisse einer Revolution, die einen festen und kräftigen Sinn, ein rasches Handeln, nicht schöne Reden und Gefühle forderte. Wir wollen dem Leser nicht verhehlen, daß die Roland den neuen Verhältnissen mit einem gerade entgegengesetzten Vorurtheil und einem verhaltenen Groll gegen die Menschen und Manieren, die von der Staël über Alles erhoben werden,

entgegen ging, da sie selbst in den letzten Augenblicken ihres Lebens den Eindruck nicht vergessen konnte, den der Anblick der vornehmen Manier und des vornehmen Lebens in ihrer Jugend zwei Mal auf sie gemacht hatte. Sie zeigt in den Denkschriften, die sie zum Theil während ihrer Gefangenschaft niederschrieb, wie tief ihre sich menschlicher Würde bewußte Seele durch die gnädige Herablassung, die gezwungne Freundlichkeit, die Miene der Ueberlegenheit, welche Leute annahmen, die in jeder Rücksicht tief unter ihr standen, gekränkt ward. Sie erzählt mit vieler Ausführlichkeit und Anschaulichkeit die Geschichte ihres Besuchs bei der Frau von Boismorel, wo ihre Tante Gouvernante gewesen war, giebt scharf und schneidend alle die Züge an, wodurch diese Art Leute bei aller Artigkeit einen Kreis um sich ziehen und andeuten, welche Entfernung zwischen ihnen und den feinsten und gebildetsten Personen anderer Kreise ist. Sie bemerkt, daß sie den Besuch nie wiederholte und die Tante sie auch nie dazu aufforderte. Was das vornehme Leben über der Treppe und unterhalb der Treppe, wie die Engländer sagen, angeht, so hat sie ein Mittagessen am Tische der Hausdienerschaft (à l'office) unvergleichlich beschrieben, das sie einer Tante wegen, die einen Intendanten des Hauses geheirathet hatte, bei einer Frau Penault einnehmen mußte. Bei dieser Gelegenheit zeigt sie, daß lange vor der Revolution die Ueberzeugung in ihr entstanden war, daß die Verdorbenheit der Zeit nur dann aufhören könne, wenn Bürger jeder Art zum Bewußtseyn ihrer Würde als Menschen gelangten, wenn sie sich nicht mehr mit den Purpurlappen der höheren Stände schmücken wollten, und nicht mehr von den Brosamen ihres Tisches schwelgten. Unsere Leser werden sich einer ähnlichen Stelle in Rousseau's Bekenntnissen erinnern, nur kömmt dieser nicht wirklich an den Tisch der Hausdienerschaft, sondern bringt die einladende Dame zur Erkenntniß. Rousseau urtheilt mit Recht, daß die Art Leute und ihre Manier andere Leute anzusehen, dadurch nichts bei ihm gewonnen hätten. Wie diese Gesinnung der Frau Roland, lange ehe sie verheirathet war, zu einem förm-

lichen Haß gegen die Niederträchtigkeit und Kriecherei des einen Theils der damaligen Gesellschaft und des Uebermuths, Trotzes und der Verdorbenheit des andern Theils gediehen war, und wie sie sich mit dem Ideal einer utopischen Republik bürgerlicher Sitten lange vorher herumtrug, ehe an die Revolution gedacht wurde, spricht sie in einer Anekdote aus ihren früheren Jahren vortrefflich aus. Sie soll Versailles sehen, und macht einen Besuch dort, während dessen sie eine Wohnung im Schlosse selbst einnimmt, so daß sie Alles, was vorgeht, sehen, die Personen kennen lernen kann; sie erklärt aber, sie sehe lieber die Statuen im Garten, als die Personen im Schlosse. Ihre Mutter fragt sie, ob sie mit ihrer Reise zufrieden sey? Ja wenn's bald vorbei ist, denn wenn es noch einige Tage dauert, so werde ich die Leute, die ich hier sehe, so verabscheuen, daß ich nicht mehr wissen werde, was ich vor Haß anfangen soll. Und was haben sie dir denn Leides gethan? fragt die Mutter. Sie nöthigen mich, Ungerechtigkeit zu fühlen und wahrzunehmen, und Abgeschmacktheit jeden Augenblick mit anzusehen. Damit recht deutlich werde, wie dies mit ihren Vorstellungen von Athen und von den Republiken alter Zeit und dem Ideal einer Verfassung und bürgerlichen Ordnung, das sie schon als Mädchen in sich trug, zusammenhing, wollen wir die Stelle hersetzen, welche unmittelbar folgt: Ich seufzte, sagt sie, wenn ich an Athen dachte, wo ich auf dieselbe Weise die schönen Künste würde bewundert haben, ohne daß mich der Anblick des Despotismus beleidigt hätte. Ich wandelte im Geist in Griechenland herum, ich wohnte den Olympischen Spielen bei, ich war verdrießlich, in mir eine Französin zu finden. Daß unter den angeführten Umständen die beiden Damen über die Ereignisse und Personen der Revolution ganz verschieden urtheilen mußten, sieht man auf den ersten Blick; offenbar durchschaut indessen die Frau Roland ihre Freunde weit besser als die Frau von Staël die Ihrigen: über ihre Gegner möchte, wie das schon der gute Ton fordert, die Letztere leicht milder urtheilen, als die Erstere. Uebrigens sollte die Staël die Sache eigentlich besser verstehen; sie steckt aber

eben so tief im Irrthum von der Englischen Verfassung, als die Roland im Traum einer anständigen, nicht jacobinischen Demokratie im Schlamme und aus dem Schlamm von Paris mit heftigen Menschen aus dem Süden von Frankreich errichtet. Die Staël streift nach der Weise geistreicher Unterhaltung über Alles hin, giebt alle Töne an, mischt Anekdoten ein, läßt aber keinen bleibenden Eindruck zurück, drückt keinen Gedanken in unsere Seele tief ein, ist überall glänzend, nirgends aus sich selbst wahr. Die Roland wird heftig, doch behält sie auch wo sie heftig wird eine gewisse Würde, sie wird von einem Grundsatz geleitet, den sie mit weiblicher Hartnäckigkeit auch da behauptet, wo nachgeben besser wäre; sie sieht nur ihre Idee im Leben und ist für alles andere blind; sie spricht sich daher mit einer Wärme und Heftigkeit aus, die in der Gesellschaft, für welche und in welcher die Frau von Staël auftritt, unschicklich und übel angebracht wäre. Die Frau von Staël setzt ihr Urtheil aus fremden Urtheilen zusammen und paßt es gewissen Meinungen, einer gewissen Parthei, gewissen romantischen Vorstellungen von moderner Ritterschaft an; von der Roland erfahren wir, wie sie und die wenigen, denen sie ganz traut, zu einer gewissen Zeit wirklich dachten. Die Denkschriften der Roland, die Fragmente von Buzot und Barbaroux sprechen mit dem Ausdrucke der höchsten Wahrheit die leidenschaftliche Berauschung für Freiheit, Wahrheit, Wiedergeburt einer verdorbenen Nation aus, wodurch diese und andere edle Seelen, durch ihre eigne Fantasie und durch Rousseau irre geleitet, das Spielwerk der kalten und schlauen Schurken wurden, die sich mit allen Partheien zu verbinden verstanden, weil sie sich um die Menschheit nie, stets nur um ihren Vortheil kümmerten. Der größere Theil der zahlreichen Freunde der Frau von Staël, deren sie gelegentlich im Guten gedenkt, oder denen sie doch, wenn sie ihr politisches Betragen nicht loben kann, wie wir unten bei Garat sehen werden, im Vorbeigehen eine Verbeugung oder ein freundliches Kopfnicken zutheilt, gehörte zu den Leuten, die von der verminderten Macht der Könige eine

Vermehrung des Einflusses ihrer Familien oder eine Verminderung ihrer eignen Schulden hofften, ihr sind daher Talleyrand und ähnliche Männer dasselbe, was der Roland ein Brissot, Buzot, Pétion und im Anfange sogar auch Robespierre sind. Den Letzten lernt sie indessen bald kennen und er kann die Ueberlegenheit eines Weibes nicht ertragen; Danton ärgert sich über ihre weibliche Tugend und sie findet ihn häßlich und gemein. Uebrigens finden wir den Gedanken von der Demokratie als der vollkommensten Verfassung, den Gedanken, ihr Leben daran zu wagen, diese Verfassung einführen zu helfen, schon ganz reif in der Roland lange vorher, ehe an eine Revolution in Frankreich selbst nur gedacht werden konnte. In einem Briefe vom Jahre 1782 spricht sie von den damaligen Unruhen in Genf und dem Streit der aristokratischen und demokratischen Parthei in diesem Freistaat. Sie betrauert in diesem Briefe, daß durch die französische Unterstützung die aristokratische Parthei obgesiegt habe und schließt: „Tugend, Freiheit haben keinen Rettungs- und Zufluchtsort mehr als nur in den Herzen einer kleinen Anzahl rechtschaffener Menschen; alle übrigen kümmern mich so wenig als alle Throne der Welt! Ich würde dies den unbeschränkten Herrschern ins Gesicht sagen; man würde lachen, wenn das ein Weib thäte; aber, meiner Treu, wäre ich in Genf gewesen, ich wäre eher gestorben, als daß ich sie hätte lachen sehen.“ Ihr Gemahl ist in denselben Ansichten, nur ruhiger und mäßiger, kaum bricht daher die Revolution selbst aus, als sie in Villefranche, wo sie bei ihres Gemahls Familie lebte und in Lyon, wo ihr Gemahl als Inspector des Handels und der Fabriken eine Stelle ohne Geschäfte hatte, sich laut aussprach, und die Morgenröthe besserer Tage zu erblicken glaubte. Sie sagt in dieser Beziehung: „Die Revolution entflammte uns (sie und ihren Gemahl). Als Freunde der Menschheit, als Anbeter der Freiheit glaubten wir, sie werde das ganze lebende Geschlecht umgestalten (régénérer l'espèce), dem niederdrückenden Elend der Menschenklasse, deren Lage uns oft so tief gerührt hatte, auf immer abhelfen (détruire); wir

huldigten ihr mit Entzücken." Weiter unten sagt sie: „In Paris, wohin mein Gemahl von Lyon aus geschickt wurde, machten wir Bekanntschaft mit mehreren Mitgliedern der ersten Nationalversammlung, wir schlossen uns natürlich an diejenigen an, die wie wir die Freiheit nicht um ihres Nutzens, sondern um ihrer selbst willen liebten, an diejenigen, welche gegenwärtig mit uns das Schicksal fast aller Gründer der Freiheit, aller wahren Freunde der Menschheit theilen, das Schicksal eines Dion, Sokrates, Phocion, in der alten, eines Barnevelt und Sydney in der neuern Zeit." Die Staël kennt solchen Enthusiasmus nicht, sie glaubt mit Necker, es lasse sich eine fremde Verfassung, die Frucht eines Kampfs von Jahrhunderten, berechnet auf eine handelnde und seefahrende Nation, auf einen gewissen Volkscharakter, auf Religion und Verhältnisse, mit einigen Veränderungen unmittelbar einer Nation einimpfen, die bisher keinen Begriff von Rechten des Bürger- und Bauerstandes gehabt habe; sie ist gerührt von Neckers Predigten. Sie staunt mit Montesquieu die englische Verfassung als Ideal an, und glaubt, man könne Verfassungen wie Arzneimittel eingeben. Sie kennt weder die Hoffnungen, noch die Bedürfnisse und Erwartungen der tüchtigen Bürgerklassen, mit denen sie nie in Berührung gekommen ist, noch weniger den Bauerstand; sie kennt die Masse der Nation nur aus Romanen. Sie sagt sogar, wenn sie von dem Buche des Herrn Monthion redet, worin er die alte französische Constitution auf dieselbe Weise darstellt, wie unsere deutsche Staatsrechtslehrer jetzt wieder anfangen, die alte deutsche Reichsverfassung darzustellen, nämlich nicht wie sie in der That war, sondern, wie sie dem geduldigen Pergament nach hätte seyn sollen: „Wenn alle Anhänger der alten Ordnung sich zu solchen Grundsätzen, wie dieser Vertheidiger der alten Constitution, bekannt hätten, so würde die Revolution keine Entschuldigung haben, weil sie vollkommen unnöthig gewesen wäre." Aus dieser verschiedenen Ansicht der Dinge geht dann natürlich hervor, daß die Eine Necker anbetet, die Andere ihn einen Marktschreier nennt. Dasselbe

gilt vom Ton der Salons und den Akademisten, die dort das Wort führten. Philosophischer und poetischer möchte hier wieder die Staël seyn, die, obgleich vom Heimweh nach den Pariser Salons durch ganz Europa verfolgt, doch nach Art der Welt, jedem Dinge, auch dem größten und besten, nur einen Handelswerth giebt und ihm diesen Werth in Beziehung auf ein anderes Ding stets läßt; hinreißender, kräftiger, wahrer und erwärmender ist die Eigenthümlichkeit der Roland. Sie trifft ein Paar von den Virtuosen der Pariser Salons, den Lobredenverfertiger Thomas und den Dichter Ducis in Lyon an, sie lassen sich auch dort auf Pariser Weise vernehmen, Frau Roland schreibt darüber einer Freundin: „Euer Herr Thomas und Herr Ducis sind in Lyon, sie preisen sich Einer den Andern, wie die Esel der Fabel. Thomas hat sich einfallen lassen, seine Verse an Jeannin, den sie kennen, und über den sich jedermann lustig macht, drucken zu lassen. Der Akademiker lobt den Charlatan aus Leibeskräften und damit das Ding recht rührend werde, hat er ein Einschiebsel angebracht für Ducis, der in Todesangst in einem schlechten Wagen die Reise über die Savoyischen Berge gemacht hat, und umgeworfen ist." Das Urtheil der beiden Damen über die erste Nationalversammlung (die constitutive) ist eben so verschieden, als ihre Ansicht des Lebens überhaupt, und die Staël giebt uns keinen vortheilhaften Begriff von ihrer Urtheilsfähigkeit über ernste Dinge, wenn sie es allerliebst findet, daß man selbst damals noch, als es das Wohl und Wehe der Millionen von Bewohnern Frankreichs, dem Schicksale künftiger Generationen galt, die ernsthaftesten Dinge im Kreise der Damen auf dieselbe leichtfertige Weise behandelte, wie man über Oper und Schauspiel sich zu unterhalten pflegt. Die Roland drückt dagegen ihren tiefsten Unwillen darüber aus, daß man sich immer in schönen Reden, oft in leerem Geschwätz gefalle, wenn man handeln solle und Charakter zeigen; sie fühlt es jeden Augenblick, daß ein Weib nicht in den Kreis gehört, in den sie gerathen ist. Sie zieht sich daher noch zu der Zeit, als sie das Ministerium regiert,

bescheiden zurück, und sucht, wo sie am kräftigsten handelt, die Weiblichkeit zu retten. Die Frau von Staël gefällt sich in dem Kreise eitler, schwacher, wenn gleich liebenswürdiger und gebildeter Männer, die ihr im geselligen Gespräche Staatsangelegenheiten vortragen, und denen sie Orakel ist; sie glaubt durch diplomatische Mittagessen, wie ehemals, wo es Kleinigkeiten galt, Partheien versöhnen zu können, die empfinden, daß sie entweder Alles gewinnen oder Alles verlieren müssen, je nachdem sie den Augenblick benutzen oder versäumen. Wir wollen dies durch einige Stellen aus den Schriften der beiden Damen erläutern. Das ganze siebzehnte Capitel des zweiten Theils der Betrachtungen der Frau von Staël, wo von der constitutionellen Versammlung und dem Ton der Gesellschaften der Zeit die Rede ist, zeigt die Frau von Staël von ihrer weiblichen Seite und bewährt mehr als irgend etwas, das ihre Feinde sagen können, das Oberflächliche und Elende der Leute, denen sie die Regierung des Staats gönnte. Da wir nicht ihr Buch kritisiren, sondern nur die beiden weiblichen Charaktere und gelegentlich einige Ereignisse der Revolution näher ins Auge fassen wollen, so verweisen wir auf Bailleul, der zwar das Buch der Frau von Staël mit der Heftigkeit eines Mannes angreift, der von den verschiedenen Partheien zur Verfertigung von Streitschriften gebraucht ist, und auch die berüchtigte vom achtzehnten Fructidor, die Carnot beantwortet hat, verfaßte, hier aber doch gewiß Recht hat. f) Wir wollen nur eine Stelle herausheben, die zwar ungemein geistreich seyn mag, aber auch zugleich ungemein leichtfertig und oberflächlich ist: „In England, sagt sie, sind die Frauen

f) Examen critique de l'ouvrage posthume de Mdme la baronne de Staël par J. C. Bailleul ancien député à Paris 1828. 2 Voll. 8. Im 1sten Theil p. 353 hat er alle Züge der Leichtfertigkeit bitter hervorgehoben. Als da ist: faire des calembourgs sur les circonstances les plus importantes. Das findet sie sehr artig und würdig. Changer l'histoire du monde en commérage. Das findet sie schön. La légerté française s'alliant aux questions les plus sérieuses de la politique. Das findet sie allerliebst.

gewohnt, vor den Männern zu schweigen, (wenn sie noch lebte, könnten wir ihr zum Troste sagen, daß das schon angefangen habe, sich zu ändern,) wenn von politischen Gegenständen die Rede ist. In Frankreich leiteten die Frauen in ihren Häusern fast alle Unterredungen und schon frühe bildete sich ihr Geist zu der Leichtigkeit, welche dies Talent erforderte. Sie milderten also die Verhandlungen über öffentliche Angelegenheiten und mischten oft unter das Gespräch liebenswürdigen und treffenden Scherz." Hat nicht der Jacobiner ganz Recht, wenn er hier triumphirend ausruft: Das Capitel ist köstlich, es giebt der ganzen Welt kund, welche Erbärmlichkeit oberflächlicher Menschen (quelle futilité) über das Schicksal der Franzosen von oben her entschied. Die Frau Roland fühlt als Weib eben so gut als die Frau von Staël, daß die Uebung und die Abrichtung von Jugend auf der großen Welt auf einer Stelle den Schein der Ueberlegenheit giebt, sie fühlt aber auch, daß dies auf der andern nirgends anders entscheidet, als da, wo sie blos unter den Ihrigen sind. Sie sagt bei der Gelegenheit, als sie und ihr Gemahl eine Zeitlang in Paris waren, und sie den Debatten der constitutiven Versammlung beiwohnte: „Ich bemerkte mit Verdruß, daß die Redner der Parthei der alten Regierung (les noirs) diejenige Art Ueberlegenheit hatten, welche man in großen Versammlungen dadurch erhält, daß man gewohnt ist, eine Person vorzustellen, daß man die Reinheit der Sprache in seiner Gewalt hat, und fein und gewandt in seinem Benehmen ist." Sie fügt aber gleich hinzu: „Stärke der Vernunft, Muth der Rechtlichkeit, der tiefere Blick der Philosophie, die Leichtigkeit das Wort zu finden, welche Leuten, die täglich vor Gericht auftreten, eigen zu seyn pflegt, müssen den Vaterlandsfreunden der linken Seite den Sieg geben, wenn sie alle rein sind, wenn sie einig bleiben." Was aber das Geschwätz angeht, die Debatten über politische Dinge im Gesellschaftssaal, den Weiberwitz und ihren Vorsitz dabei, so findet sich eine sehr passende Stelle, die wir der oben angeführten Stelle der Frau von Staël, die sich des Redens und

Witzelns freut, entgegen setzen wollen. Sie redet von den Zusammenkünften der Freunde der republikanischen Verfassung, der sogenannten Girondisten, die in ihrer Gegenwart, doch ohne ihre Theilnahme, von Pétion, Buzot, Brissot und Andern auf ihrem Zimmer gehalten wurden: „Was mich am meisten verdroß, sagt sie, war das Hin- und Herreden (cet espèce de parlage) und die Leichtfertigkeit, mit welcher die Herrn von so gesundem Verstande drei oder vier Stunden verplaudern konnten, ohne daß sie etwas herausbrachten, das der Mühe werth war — — — — Ich hätte den weisen Männern, die ich jeden Tag wegen ihres rechtlichen Sinnes und ihrer reinen Absichten mehr achten lernte, aus Ungeduld Ohrfeigen geben können. Sie waren ganz vortrefflich dazu, eine Sache vernünftig zu erörtern und zu ergründen, alle waren Philosophen und gelehrte Kenner der Staatswissenschaft, so lange es nur aufs Reden ankam; aber sie verstanden sich gar nicht darauf, Menschen zu leiten und zu lenken, folglich auch nicht darauf, auf eine Versammlung zu wirken, sie boten gewöhnlich Wissenschaft und Geist ganz vergebens auf (ils faisaient en pure perte de la science et de l'esprit). Ueber die Art der Thätigkeit der beiden Damen in den politischen Händeln und ihre Vorstellung von der Schicklichkeit oder Unschicklichkeit der Einmischung der Weiber in Dinge, die nicht in den Kreis ihrer Thätigkeit gehören, sprechen sich beide ebenfalls aus. Die Staël rühmt sich, daß sie das Spiel alter Zeit, die Manier abgelebter und in Erbärmlichkeit versunkener Geschlechter, daß sie diplomatische Mittagessen und was sich daran knüpft selbst in einer Zeit, wo es sich um Recht und Gesetz für künftige Generationen handelte, angewendet habe, als wenn es einen Streit um das Recht des Vortritts, der rechten und linken Hand oder der Excellenz gegolten hätte. Sie spricht von dem Streit der Partheien in der constitutionellen Versammlung: „Am Hofe, sagt sie, standen sich die beiden Bataillone der guten Gesellschaft, das Eine der alten Ordnung, das Andere der Freiheit zugethan, einander gegenüber und näherten sich keineswegs. Aus Unternehmungsgeist

begegnete es mir zuweilen, einige Mischungen beider Partheien zu versuchen, indem ich die geistreichsten Männer der entgegengesetzten Bänke zum Mittagessen einlud u. s. w." Die Roland redet zuerst von ihrer Gegenwart bei den oben erwähnten Berathschlagungen, aber sie mall sich nicht in der Mitte des Kreises, den Ton angebend, das Gespräch leitend, treffenden Scherz einmischend, wie die Frau von Staël sich und ihre Damen vorstellt, sondern sie sagt: „Ich war in diesen Versammlungen zugegen, ich wußte aber recht gut, welche Rolle meinem Geschlechte dabei gebühre und fiel nie heraus. Die Berathungen wurden in meiner Gegenwart gehalten, ohne daß ich Antheil daran nahm. Ich saß außerhalb des Kreises an einem Tische und war entweder mit Händearbeit beschäftigt oder schrieb Briefe, während man berathschlagte. Hatte ich auch zehn Sendschreiben fertig zu machen, was sich manchmal ereignete, ich verlor von dem, was gesprochen ward, kein Wörtchen, und manchmal biß ich mich in die Lippen, um nicht meine Meinung laut werden zu lassen." Was die thätige Einmischung in die Staatsangelegenheiten, das Herumfahren, das Unterhandeln, das Hetzen und die ganze unselige Weibergeschäftigkeit angeht, deren sich die Staël rühmt, so stellen wir diesem eine Stelle entgegen, wo die Frau Roland in dem Augenblick, als sie von dem unglücklichen Briefe an den König, dessen wir unten gedenken werden, redet, des Einflusses erwähnt, den sie auf ihren Gemahl und auf die Staatsgeschäfte hatte und haben wollte. „Viele Leute, sagt sie, schreiben mir nur darum Verdienste zu, um sie meinem Mann abzusprechen, Andere glauben, ich hätte in den Staatsangelegenheiten einen Einfluß gehabt, der meiner Art nicht ist. Gewohnheit und Neigung zur Arbeit mit der Feder haben mich bewogen, meines Gemahls Beschäftigungen zu theilen; ich schrieb mit ihm, wie ich mit ihm speisete, weil das Eine mir fast so natürlich war, als das Andere. Da ich nur für sein Glück lebte, so widmete ich mich dem, was ihm das größte Vergnügen machte — — — Er wurde Minister, ich mischte mich in die Verwaltung nicht; war aber ein Rund-

schreiben, eine Instruction der Beamten, eine wichtige öffentliche Schrift abzufassen, dann berathschlagten wir zusammen darüber mit dem innigen Vertrauen, das wir in allen Dingen zu einander hatten; von seinen Ideen durchdrungen, voll von den Meinungen nahm ich die Feder, die ich besser Zeit hatte zu führen als er." Um Menschen richtig beurtheilen zu lernen, war die Stellung der Frau von Staël unstreitig günstiger, als die der Frau Roland; dennoch ist ihr bei ihren Freunden weit eher alles das, was glänzt, ächtes Gold, als der Frau Roland. Ihre gesellige Bildung, ihr romantischer Geist, ihre unruhige Beweglichkeit erlaubt ihr freilich, jedem Dinge eine Seite abzugewinnen, überall eine mildernde Redensart einzumischen, und sich das Ansehen zu geben, als urtheile sie, wie wir jetzt hochtrabend zu sagen pflegen, ohne eine Subjectivität zu verrathen. Es zeigt sich aber auch dabei bald, daß wer Allen Alles seyn will, nur den Weltleuten oder Systematikern allein gefällt, allen Uebrigen aber gar nichts ist. Wir wollen nicht erwähnen, daß sie, wie Cicero den Catilina, wahrhaft kindisch ihren Vater überall im Munde führt: was sollen wir aber sagen, wenn eine Frau, die so viele Götzen in der Revolution vom Volke angebetet und zertrümmert sah, die ganz Frankreich Jahre lang, wenn Bonaparte erschien, eine Abgötterei mit ihm hatte treiben sehen und doch diesen Mann, Gott weiß mit welchem Recht, einen Robespierre zu Pferde nennen konnte, was alle Witzlinge der alten Zeit nachbeteten, im achten Capitel des ersten Theils die Volksstimme bei Necker's erster Entfernung vom Ministerium, als Beweis von seiner Vortrefflichkeit, nicht von der Betrübniß über das Zurückkommen auf ein verderblich System geltend machen will? Dabei beruft sie sich ganz weiblich auf diesen und jenen, der den Lärm mit angesehen, und führt in ihrem Eifer sogar eine Stelle aus der Correspondance von Grimm, dem täglichen Hausgenossen des Herrn Necker, an. Die Frau Roland läßt sich nicht auf diese Weise durch den Schein blenden, sie sagt in Beziehung auf die ausgezeichneten Männer der sogenannten Gironde, die sie täglich zu sehen und zu hören Gelegenheit

hatte: „Ich hätte niemals geahndet, wenn mich nicht die Umstände in die Lage gebracht hätten, die Erfahrung zu machen, wie selten treffendes Urtheil (la justesse d'esprit) und Festigkeit des Charakters sind, wie wenige Menschen folglich zur Verwaltung der Geschäfte taugen und wie viel wenigere noch zum Regieren. Verlangen sie, daß mit diesen Eigenschaften noch vollkommene Uneigennützigkeit verbunden sey? Sie suchen einen Phönix, der gar nicht zu finden ist. Ich wundere mich nicht, daß Männer, die den Haufen der Menschen übersehen, die man an die Spitze großer Reiche gestellt hat, für das ganze Menschengeschlecht große Verachtung haben. Diese Verachtung ist fast eine nothwendige Folge großer Weltkenntniß." Ohne Necker persönlich zu kennen, giebt sie uns daher auch von ihm eine Skizze, die wir dem großen Gemälde seiner Tochter gegenüber stellen können. Sie sagt: Necker war immer pathetisch (faisait du pathos), in der Staatsweisheit wie im Styl, ein Mann von mittelmäßigem Schlage (homme médiocre), von dem die Welt eine gute Meinung hatte, weil er eine ungeheuer große von sich selbst hegte, die Ereignisse ganz laut voraus verkündete, ohne die geringste Fähigkeit ihnen vorzubeugen, und bei jeder Gelegenheit von seiner Tugend anfing, wie gewisse Damen von ihrer Keuschheit. Necker war ein schlechter Steuermann in dem Sturm, der sich über Frankreich zusammenzog. Es fehlte, fährt sie fort, Frankreich an Männern, und es ist erstaunlich, wie wenige sich in der Revolution als Männer gezeigt haben; man fand lauter Pygmäen. Es fehlte nicht an Kenntnissen, nicht an Wissenschaft, nicht an Anmuth oder an Philosophie, wohl aber an Stärke der Seele, welche Rousseau so trefflich als erste Eigenschaft des Helden beschreibt, an derjenigen Beurtheilungskraft, die jedes Ding zu würdigen versteht, an dem großen und umfassenden Blick (étendue des vues), der die Zukunft durchdringt, kurz an den Eigenschaften, die den Charakter ausmachen. Diese sucht man überall und findet sie nirgends." Man vergleiche diese gedankenreichen Zeilen mit den oben hinfahrenden, zierlichen, scheinbar viel, im Grunde Nichts

sagenden Urtheilen der Frau von Staël über Mirabeau, Syeyes, Mounier, Mallouet im achtzehnten Capitel ihres ersten Theils, an einer Stelle, wo sehr viel darauf ankam, tiefer einzugehen. Bei Brissot, dem Freunde der Roland, der ihre Ideen am meisten beförderte, der sie in das politische Leben einführte, der die Unterhandlungen wegen des Ministeriums, das Roland erhalten sollte, führte, treffen beide beinahe zusammen, beide sehen die Mängel, die der Weiber Auge eher als ein männliches entdeckt; aber welcher Unterschied in der Beurtheilung des Mannes, der als Repräsentant einer gewissen Classe von Menschen ungeachtet aller seiner Schwächen in jener bewegten Zeit bedeutend war. Die Frau von Staël, die einen Laffen, wie den jungen Herrn von Narbonne, den sie hernach ins Kriegsministerium brachte, nicht genug bewundern kann, fertigt Brissot mit vornehmer Manier durch die Redensart ab, er sey ein Schriftsteller gewesen ohne Ordnung in seinen Grundsätzen wie in seinem Styl. Die Roland erkennt seine Fehler an, und trifft hier mit der Frau von Staël völlig zusammen — sie giebt aber durch das, was sie zu seinem Lobe sagt, deutlich zu erkennen, daß sie, ohne es zu wissen und zu wollen, das Herz urtheilen ließ, wo der Verstand allein hätte richten sollen. Wir bemerken für diejenigen Leser, die mit den Personen der Revolution nicht ganz bekannt sind, daß Brissot im Grunde eine Art Abentheurer war, dem nur die Umstände und seine Bekanntschaft mit Nordamerika und der nordamerikanischen Verfassung, so wie überhaupt seine geographischen und statistischen Kenntnisse, die damals nicht so allgemein in Frankreich verbreitet waren als jetzt, einige Bedeutung gaben. Was übrigens die Roland zu seinem Lobe sagt, mag allerdings wahr seyn. Sie giebt eine ausführliche Schilderung von ihm, gesteht, daß das geübte Auge in seinen Schriften auch da, wo die Hauptsache ganz gut sey, die eiligen Züge (la touche hâtive) eines schnell arbeitenden, oft sogar gedankenlosen Geistes wahrnehme. Die Eigenschaften seines Herzens, Uneigennützigkeit, Einfachheit, versöhnten sie mit seinen Fehlern. Brissot's einfache Manieren, sagt sie unter

andern, seine Freimüthigkeit, seine natürliche Nachlässigkeit schienen mir mit der Strenge seiner Grundsätze völlig übereinzustimmen; aber ich fand oft eine gewisse Leichtfertigkeit (légèreté) des Sinnes und des Charakters an ihm, die nicht so gut zu dem Ernst seiner Philosophie paßte. Das hat mir leid gethan, und seine Feinde haben es zu benutzen verstanden u. s. w." Die verschiedene Art der beiden Damen, Männer und ganz besonders ihre Freunde zu beurtheilen, die Manier der Frau von Staël, immer nur den Eindruck zu berücksichtigen, den sie auf ihre Weiblichkeit machten, den Effect, den sie in der Gesellschaft und unter den Schwätzern hervorbrachten; die ganz entgegengesetzte Art der Frau Roland zeigt sich aber besonders bei Gelegenheit des Urtheils, als die Frau von Staël über ihren Kriegsminister, die Frau Roland über die Collegen ihres Mannes im republikanischen Ministerium spricht. Wie schön ist die Gerechtigkeit, die sie Dumourier widerfahren läßt, der ihr tödtlich zuwider war! Der Minister der Frau von Staël ist der Herr von Narbonne, der zwei Mal eine historische Person geworden ist; einmal als er durch die Frau von Staël und ihre Freunde unmittelbar vor Servan Kriegsminister wurde, das andere Mal als ihn Napoleon 1812 unmittelbar vor dem russischen Kriege an Kaiser Alexander schickte. Da wir gleich unten auf Narbonne zurückkommen müssen, weil die Frau von Staël sich seiner auf eine ähnliche Art bediente als die Roland ihres Gemahls, so wollen wir ihn hier etwas näher bezeichnen. Er gehörte zu der Art Leuten, die Wissenschaft und Gründlichkeit für Pedanterei halten, und alles besser wissen, als diejenigen, welche weniger vornehm und gewandt sind wie sie, ihnen ist daher auch alles leicht, was andern schwer ist, und sie übernehmen jedes Geschäft, weil ihre Gewandtheit hinreicht, so lange sie für die eigentliche Arbeit andere Leute brauchen können. Narbonne hatte sich an die Noailles, Lafayette, Rochambeau, Lameth angeschlossen, die noch in den ersten Zeiten der legislativen Versammlung die bedeutenderen Stellen einnahmen; für die Frau von Staël hatte er noch eine andere Bedeutung, deren sie nicht erwähnt. Er war

unter Weibern des Hofs erwachsen, war Schützling der Tanten des Königs, und hatte diese kurz vorher aus dem Reiche geführt, ehe man ihn ins Ministerium brachte. Er hatte bei Koch in Strasburg, den er nachher in der legislativen Versammlung wieder fand, Collegien gehört, hatte auch eine Zeitlang unter Vergennes gearbeitet, um einen Gesandtschaftsposten irgendwo zu erhalten, hatte sich seit der Zeit mit den verschiedensten Dingen abgegeben und hatte eine Fertigkeit erworben, als Redner aufzutreten, ohne gerade Beredtsamkeit zu besitzen. Diesen Mann, dem die Frau von Staël und die Marquise von Condorcet in den ersten Monaten der legislativen Versammlung die größte Bedeutung verschafften, schildert die Frau von Staël mit folgenden, für diese Art Beredsamkeit bezeichnenden Worten: „Er sey, sagt sie, ein großer Herr gewesen, (darauf scheint sie ein besonderes Gewicht zu legen,) ein Hofmann und ein Philosoph." Wir wollen einmal über die beiden letzten Eigenschaften in einer Person vereinigt nicht lachen, wir wollen nicht einmal von der Schilderung Gebrauch machen, die einer seiner Bekannten von ihm gemacht hat, g) wir wollen nur das allgemeine Urtheil über ihn anführen, und dann fragen, wie dieser Mann in solchen Zeiten, im Augenblick eines drohenden Kriegs, unter so viel Partheiung, ohne Finanzen, zum Kriegsminister taugen konnte? Alle Partheien gestehen ihm die Eigenschaften eines vollkommenen Hofmanns zu, gestehen ein, daß er allerliebste Manieren hatte, daß er mit einer witzigen Antwort gleich fertig war, daß er mit Leichtigkeit über alle möglichen Dinge reden konnte, daß er die Weiber und, was viel mehr sagen will, zugleich ihre Ehemänner bezauberte, und neben der Frau von Staël, die den Ruhm des Witzes und Verstandes genoß, die Frau von Condorcet, die auf große Schönheit gegründeten Anspruch hatte, völlig beherrschte, durch

g) Mr. de Narbonne était à la fois homme de cour, d'intrigue et de plaisir; il avait de l'esprit, de la vivacité, de la grace, un excellent ton et beaucoup de fatuité.

die Letztere, oder vielmehr durch ihren philosophischen Gemahl den Republikanern, durch die Frau von Staël den Monarchischen empfohlen ward. Man wird einsehen, daß hier noch ganz das alte System, die alten Manieren in wenig veränderter Gestalt sowohl bei der Frau von Staël, als bei ihrem Schützling zum Vorschein kommen; es ist, um kein unartiges Beispiel zu wählen, als wenn die Königin Necker zur Leitung der Finanzen empfiehlt. Der Roland Gesichtspunkt ist ein ganz anderer. Wir brauchen nur ihr Urtheil über die Collegen ihres Mannes anzuführen, um zu beweisen, daß sie wohl einsah, wie wenig ihre Freunde im Stande wären, ihr Ideal auszuführen, wie wenig sie den Umständen gewachsen. Lacoste nennt sie einen ächten commis de bureau der alten Zeit, ausgerüstet mit den Fähigkeiten, die man durch Geschäftsübung erwirbt. Sie wirft ihm hernach Heftigkeit vor, die beim Widersprechen bis zum Lächerlichen getrieben werde; endlich spricht sie ihm den einem Minister durchaus nothwendigen umfassenden Blick und nöthige Thätigkeit ab. Nur bei Düranton, dem Minister der Justiz, sieht man ihre Weiblichkeit durchschimmern; wir werden unten sehen, daß er allein ihrer Heftigkeit Ruhe und kalte Ueberlegung entgegengesetzt hatte. Das konnte sie nicht vergessen. Louvet, dem das Ministerium der Justiz Anfangs bestimmt war, scheint mit der Frau Roland ganz übereinzustimmen; doch setzen beide Düranton gewiß zu tief herab. h) Die Roland nennt ihn ehrlich, aber faul; er habe ein eitles Ansehn gehabt, sey ihr immer mit seinem furchtsamen Charakter und bedeutsamen Geschwätz wie ein altes Weib vorgekommen. Claviere, und das ist bescheiden von ihr, habe den Ruf der Geschicklichkeit in Finanzsachen mit in das Ministerium gebracht, und habe, wie sie glaube, in diesem Fache Kenntnisse, die sie nicht beurtheilen

---

h) Louvet in seinen Mémoires sagt: Un lourd personnage assez ignorant et surtout fort timide, Duranton de Bourdeaux, me fut préféré. Ce fut la première faute du parti républicain. Il l'a payée bien cher.

könne. Sie nennt ihn thätig und arbeitsam, aber hartnäckig, an Kleinigkeiten klebend, nicht sehr verträgsam. Dem nachherigen Kriegsminister Servan giebt sie viele gute Eigenschaften, nur vermißt sie Kälte und Ruhe des Verstandes, Kraft des Charakters. Am merkwürdigsten ist ihre Beurtheilung von Dumouriez; wir wollen nur einige Züge anführen; weil sie dabei ihren Widerwillen gegen Dümouriez ganz vergißt. Sie sagt: „Dümouriez hatte mehr als alle die andern Minister zusammen das, was man Geist (esprit) nennt, aber weniger Moralität, als irgend ein anderer von ihnen. Er war fleißig, tapfer, ein guter General, ein geschickter Hofmann, er schrieb gut, drückte sich mit Leichtigkeit aus, war großer Unternehmungen fähig, es fehlte ihm nur mehr Charakter und ein kälterer Kopf, um die Plane, die er entworfen hatte, zu befolgen. Er war scherzhaft mit seinen Freunden, bedachte sich aber gar nicht, sie alle zu betrügen." Dieselbe Verschiedenheit des Charakters, die sich in der Beurtheilung ihrer Freunde und der Anhänger ihrer Parthei bei den beiden Damen zeigt, wird auch bei der Gelegenheit erkannt, als beide durch einen merkwürdigen Brief eine Veränderung des Ministeriums bewirken und wider ihren Willen die Bewegung der Revolution beschleunigen. Die Staël schlüpft über ihren Antheil an der Sache weg, die Roland rühmt sich des Ihrigen, wir wollen daher den Antheil der Einen an der Sache etwas mehr hervorziehen, als sie zu thun für gut findet, und die Andere über ihr Verfahren vernehmen. Daß beide ihre Stellung und ihre Bestimmung verkannten, daß sie Verdienste suchten, wo keine zu erwerben waren, daß sie sich zum Unglück der Franzosen in Staatssachen mischten, versteht sich von selbst. Was Narbonne, die Frau Staël und ihren Brief angeht, so verhielt es sich damit folgendermaßen: Die legislative Versammlung war zusammen gekommen, die Unbrauchbarkeit der Verfassung war augenscheinlich, das Uebergewicht der demokratischen Parthei sichtbar, der Hof offenbar mit den auswärtigen Höfen und mit den Emigranten, die sich zu einem Kriege rüsteten, einverstanden, die Minister de Lessart, Ber-

trand de Molleville und vorher Montmorin unter dem Namen des österreichischen Ausschusses im Schloß dem Volke verhaßt. Unter diesen Umständen erhielt (d. 6. Dec. 1791) Narbonne, von der Frau von Staël und ihrer Parthei gehoben, das Kriegsministerium. An der Spitze der Armeen standen damals lauter Freunde der Frau von Staël, Rochambeau, Lafayette u. a., der alte Luckner war nur ein leerer Name, den man vorschob. Ruhm und Kampf für die Freiheit war das glänzende Stichwort aller Unterhaltungen bei der Frau von Staël; Krieg war die Losung; Vertheidigung des Vaterlandes gegen den Angriff der Fremden der Vorwand, obgleich man, so lange Leopold lebte, keinen Angriff zu besorgen hatte. Die Republikaner, d. h. die Freunde der Frau Roland, oder diejenigen achtbaren Männer, die durch Grundsätze und Begeisterung, nicht durch Aufregung des Pöbels und durch Mord im politischen Kampfe siegen wollten, wurden für den Krieg und für Narbonne durch Condorcet gewonnen, wie die gemäßigt Monarchischen durch die Frau von Staël; die Anhänger der alten Regierung und die Jacobiner aller Farben, d. h. die heftigen Feinde der eingeführten Constitution, wollten den Krieg nicht. Robespierre redete gegen den Plan des Kriegsministers; der Hof, besonders der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, de Lessart, trauten dem Kriegsminister ebenfalls nicht, die Frau von Staël und die Ihrigen declamirten dagegen überall von Krieg und Sieg und drängten dadurch den König auf einen Punkt mit den Jacobinern, weil beide den Krieg hindern wollten. Um das Leichtfertige und Ueberspannte der Parthei, deren Seele die Frau von Staël war, anschaulich zu machen, wollen wir hier noch bemerken, daß sie zu eben der Zeit, als sie auf diese Weise im offnen Kampfe mit dem Theil des Ministeriums waren, der das Vertrauen des Hofes hatte, den abentheuerlichsten Plan von der Welt entwarfen, den König aus Paris zu retten, wo seine Sicherheit bedroht schien. Der König soll über Pontoise und Dieppe entweichen, sich nach Ostende einschiffen, von dort nach Metz gehen, wo ihn Rochambeau und Lafayette, zu denen der

Kriegsminister deshalb gereiset war, aufnehmen sollen. Fragt man nach den Mitteln der Ausführung, so heißt es, der Minister Narbonne soll an der Spitze der königlichen Garden und einiger tausend Nationalgarden des Jura-Departements den König mit Gewalt entführen. Man sieht leicht, daß ein solcher Plan dem romantischen Geiste der Frau von Staël eben so angemessen als den Umständen nach unausführbar und lächerlich war, ungeachtet Talleyrand, damals an der Spitze der Verwaltung des Seine-Departements, davon unterrichtet ward und einwilligte. Der König wollte natürlicher Weise weder vom Krieg noch von der Flucht wissen; Narbonne und die andern Minister waren entzweit, die Staël erbittert, und ohne zu bedenken, daß der König angeklagt wird, wenn die beiden Minister geschmäht werden, beschließt sie nichtsdestoweniger eine Art Appellation ans Volk, eine indirecte Anklage der Minister, die den heftigen Gegnern der Verfassung sehr willkommen seyn mußte. Man hält Versammlung bei der Staël, es wird beschlossen, Narbonne soll an die drei Feldherrn (Rochambeau, Lafayette, Luckner) schreiben, soll seine Unzufriedenheit mit dem Hofe, die Gründe derselben, und seinen Vorsatz, Entlassung zu nehmen, ankündigen, und die Frau von Staël entwirft den Brief, der wirklich abgeschickt wird. Die drei Generale antworten protestirend. Jetzt sollen diese Briefe gedruckt werden. Narbonne scheut sich den König förmlich anzuklagen, die Frau von Staël schickt ohne ihn zu fragen die Briefe ins Journal de Paris und Narbonne wagt nicht, öffentlich zu erklären, daß er keinen Theil an diesem Schritte hat. Das Alles übergeht die Frau von Staël mit Stillschweigen, und selbst das Ende erzählt sie nur in allgemeinen Ausdrücken. Der Kriegsminister ward entlassen, und gerade aus dieser Ursache einen Augenblick lang vergöttert; de Lessart ward in den Anklagestand gesetzt, verhaftet, später gemordet, und der König entschloß sich, Dümouriez und die Republikaner ins Ministerium zu nehmen. Die erste Wirkung des Schritts der Frau von Staël war also, daß sie allen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten verlor. Von

diesem Augenblick an begann die Zeit der öffentlichen Wirksamkeit der Frau Roland, deren Gemahl unter den neuen Ministern war, und diese, Dümouriez ausgenommen, zu bereden wußte, ihre Berathschlagungen in seinem Hause zu halten, wo seine Frau zugegen war. Roland und seine Freunde befanden sich bald in derselben Lage, in welcher sich Narbonne vor ihnen befunden hatte; die Roland wurde ungeduldig, wie vorher die Frau von Staël; auch sie kam auf den Gedanken, für die Ihrigen einen Brief zu schreiben. Dieser Anklagebrief gegen den Hof war freilich in einem ganz andern Ton abgefaßt als der der Frau von Staël, doch gesteht sie ihr Verfahren ein, sie rühmt sich des Briefs und tadelt die, welche ihn nicht unterschreiben wollten. Die Roland traute Dümouriez, sobald sie ihn zum ersten Mal gesehen hatte, durchaus nicht; er war ihr überlegen und lachte ihrer Tugend und ihres Enthusiasmus; ihren Rath und ihre Feder brauchte er nicht, und was ihre Schönheit anging, so war er nicht zart genug um zu seufzen und zu sehr ans Reelle gewöhnt, um sich des bloßen Ansehns zu erfreuen. Sie sagt deshalb: Dümouriez erweckte gleich durch den ersten Eindruck, den er auf mich machte, die Vorstellung in mir, daß zwischen ihm und Roland so wenig Uebereinstimmung sey, daß sie nicht lange zusammen würden bleiben können. Der Eine war die Gradheit und Offenheit in Person, die strenge Billigkeit, ohne irgend eine einschmeichelnde Eigenschaft des Hofmanns, ohne jene Schonung gegen andere, die dem Weltmann eigen ist. Auf der andern Seite glaubte ich in Dümouriez einen sehr geistreichen durchtriebenen Nichtswürdigen (roué spirituel), einen kühnen Ritter zu erkennen, der sich über alles lustig machen würde, der nur seinen Vortheil und seinen Ruhm vor Augen hätte." Dem Könige traute sie ebensowenig, und zwar aus dem ganz richtigen Grunde, weil sie überzeugt war, daß er ihre republikanischen Absichten seiner Erziehung und seiner Stellung wegen nie billigen würde, daß daher der Plan einer Republik nicht auszuführen sey, so lange die Emigranten und die Anhänger der alten Form der Verwaltung an ihm eine

Stütze hätten. Ludwig den XVI. als Privatmann, beurtheilt sie verständig und gemäßigt, als König meint sie könne er das, was in den letzten Zeiten geschehen sey, unmöglich aufrichtig gebilligt haben; es sey daher das Beste, einen förmlichen Bruch mit ihm herbeizuführen. Sie glaubte an der Art, wie der Ministerrath beim Könige gehalten ward, an der Artigkeit des Königs, wenn er sich mit den Ministern über andere Gegenstände unterhielt, an seiner Zurückhaltung, wenn von Geschäften die Rede war, seinen Widerwillen zu erkennen, sie erkannte ferner aus der Stellung, die Dümouriez annahm, in der Mitte zwischen dem Könige und den Ministern, daß ihr Ideal nie realisirt werden könne, so lange dies Verhältniß dauere; sie beschloß es zu brechen. i) Die Gelegenheit bot sich zufällig, als der König zweien Gesetzvorschlägen seine Zustimmung nicht ertheilen wollte. Bei dieser Gelegenheit scheint die Roland nicht durchaus wahr, sie redet nicht von Servan's Vorschlag (der Versammlung von zwanzigtausend Banditen nahe bei Paris), sie erwähnt nur des heftigen Gesetzes gegen die unbeeidigten Geistlichen. Als der König sich standhaft weigerte, beide Decrete anzunehmen, entwarf sie einen ersten Brief, den Roland den andern Ministern mittheilen, von ihnen unterschreiben lassen und dem Könige überreichen sollte. Man wird neugierig seyn, was eine Frau, die erst seit anderthalb Jahren Theil an Staatssachen nahm und Personen und Sachen sehr unvollkommen kannte, nicht blos ihrem Gemahl und den Ministern, die die Angelegenheiten ebensowenig kannten, als sie, sondern dem Könige zu sagen oder zu rathen hatte. Der Brief enthält

---

i) Das sagt sie wörtlich. Nous avions déjà gémi, Roland et moi de la foiblesse de ses collègues. Les lenteurs du roi nous avoient fait imaginer, qu'il seroit d'un grand effet de lui adresser collectivement une lettre, qui exposât toutes les raisons déjà énoncées au conseil mais dont l'expression écrite signée de tous les ministres avec la demande de leur démission, si sa Majesté croyoit ne pas devoir agréer leurs représentations, forceroit la main au roi, ou le mettroit à découvert aux yeux de la France.

nichts anders, als eine Erklärung, wie sie, die Frau Roland, nach ihren Begriffen und Ansichten in der Lage des Königs handeln würde. Dieser Brief findet sich in den éclaircissemens et pièces officielles, welche man den Denkschriften der Frau Roland in der Collection des mémoires relatifs à l'histoire de la révolution de France angehängt hat; man wird sich aber leicht vorstellen, daß die Frau von Staël besser geeignet seyn möge, einen solchen Brief zu schreiben, als die Roland, und in der That ist der Brief, den die Erstere für Narbonne schrieb, in einem ganz andern Ton abgefaßt, wie die beiden Briefe der Roland, sowohl der, den sie den Ministern vorlegte, als der, den sie hernach durch ihren Gemahl übersenden ließ. Der Aufsatz gleicht ziemlich einer politischen Gardinenpredigt; die Minister fühlten daher alle mehr oder weniger das Unschickliche eines solchen Schelt- und Drohbriefs an ihren König. Clavière wollte manchen Satz ausgestrichen haben, Düranton warten, und Lacoste eilte ebenfalls nicht mit seiner Unterschrift. Frau Roland, ohne zu ahnden, daß in Staatsangelegenheiten nicht wie in Privatsachen der augenblickliche Entschluß entscheiden darf, weil die Folgen nicht zu berechnen sind, die aus einer einzigen Uebereilung herfließen, meint, dergleichen Maasregeln müßten Wirkung einer schnellen Wahrnehmung und einer lebhaften Empfindung seyn. Einer von Roland's Collegen, der Minister der Justiz, Düranton, hat seine Erklärung über die Gründe, die ihn abhielten, den Brief zu unterschreiben, schriftlich abgegeben, und dieser Brief, verglichen mit dem, was die Roland von ihrer Ansicht der Sache sagt, zeigt am besten, wie unglücklich es für die öffentlichen Angelegenheiten ist, wenn das Gemüth statt des Verstandes befragt wird. Düranton bemerkt, was die Frau Roland in ihrem republikanischen Stolze ganz übersah, daß die Minister, zugleich Diener des Königs und des Volks, nicht befugt wären, höhere Pflichten, die der Frau Roland vor Augen standen, zu erfüllen, und dagegen das, was nahe lag, zu versäumen. Eine Stelle dieses Briefs besonders stellt den Schritt, den

Roland auf Antreiben seiner Frau thun wollte, und nachher wirklich that, in das rechte Licht. Entweder, sagt Düranton, der König thut das, was sie in dem Briefe fordern, nach angestellter eigener Ueberlegung nicht, und wahrlich! ihr Brief kann ihn nicht dahin stimmen, daß er sich aufrichtig die Entbehrungen auflege, die sie von ihm fordern; oder, wenn er nachgiebt, ist es nur zu wahrscheinlich, daß im Innern der Seele ein tiefer Groll über den Zwang, den man ihm auferlegt hat, zurückbleiben wird. Der Schritt würde also entweder unnütz seyn, oder, wenn er das nicht wäre, könnte er in seinen Wirkungen gefährlich werden, vielleicht sogar unnütz und gefährlich zu gleicher Zeit. Ich wiederhole es, unsere Stellung als Minister verbietet uns einen solchen Schritt. Da unsere nächste Pflicht ist, von dem Könige diejenigen Beschlüsse zu verlangen, die das öffentliche Beste erheischt, so hindern wir uns selbst, unsern Zweck zu erreichen, wenn wir ihn gegen uns einnehmen, wenn wir eine versteckte, in die Seele zurückgedrängte Abneigung unsern Rathschlägen zu folgen, in ihm wecken. Dergleichen dürfen wir nicht hervorrufen, es sey denn, daß die Gewißheit eine große Gefahr vom Staate oder von seiner Person abzuwenden, uns etwa nöthigt, über diese Rücksichten hinauszugehen." Die Roland, die bei dieser Gelegenheit weniger enthusiastisch-republikanisch als weiblich-hartnäckig erscheint, wird in ihrem Plane durch die Weigerung der andern Minister und durch Düranton's sehr verständige Vorstellung nicht irre gemacht, sie giebt zwar den Vorsatz auf, die andern Minister mit in den Schritt hineinzuziehen, sie schreibt aber einen neuen Brief, den ihr Gemahl allein überschicken soll. Diesen Brief sollte Roland nicht nur dem Könige schicken, sondern er sollte ihn auch in Gegenwart der Minister ihm vorlesen, ihm also gewissermaßen vor seinen eigenen Ministern Verweise und Anweisungen ertheilen, wie er sich benehmen müsse. Auch dieser zweite Brief findet sich in den oben angeführten éclaircissemens. Die Roland ahndete eben so wenig als die Staël, daß sie durch denselben den König und ihre Freunde mit ihm verderben

würde. Pache, der nachher als Kriegsminister und als Maire die Herrschaft der Jacobiner begründen half, und der bitterste Feind der Roland und aller derer wurde, die nicht Verbrechen auf Verbrechen häufen wollten, um ihren Zweck zu erreichen, oder das Vaterland zu retten, das sich ohne Verbrechen retten ließ, war gerade zugegen, als die Roland den Brief ihrem Gemahl zum ersten Mal vorlas; sie ist stolz darauf, daß sie damals kühner war, als dieser. Es ist merkwürdig, die edle und keines niedrigen und noch viel weniger eines grausamen Gedankens fähige Frau sich im Augenblicke, wo sie selbst verfolgt und dem Tode bestimmt wird, über ihre damalige Übereilung erklären zu hören. Der Rausch der Begeisterung hat sich nicht verloren, die Folgen ihres Schritts haben sie nicht belehrt, sie rühmt sich der schnellen Abfassung des unglücklichen Schreibens. Es heißt von diesem zweiten Briefe: Er wurde in einem Zuge entworfen, wie beinahe Alles, was ich in dieser Gattung arbeitete, denn das Nothwendige, das Passende einer Sache fühlen, die gute Wirkung vorausahnden, wünschen, sie hervorzubringen, den Gegenstand, der diese Wirkung hervorbringen sollte, im Entwurf fertig machen, war stets bei mir eine und dieselbe Verrichtung. Derselbe Pache, der noch in demselben Jahr meinen Mann verläumden ließ, der uns beide jetzt als Feinde der Freiheit verfolgen läßt, war in Roland's Cabinet anwesend, als wir den Brief zusammen lasen. „Das ist ein dreister Schritt," sagte der Heuchler, den ich damals für einen Weisen hielt. „Dreist freilich, aber er ist gerecht und nothwendig, was liegt am Uebrigen." Was die Gesetze der strengen Moral anbetrifft, so waren beide im Getümmel des Staats lebende Damen, aus ihrer weiblichen Sphäre herausgerissen und über oder unter der Moral. Sie hätten beide der politischen Moral huldigen sollen; dazu konnte sich die Roland nicht entschließen, wohl die Staël. Sie versteht mit großer Kunst Gründe ihres Betragens aufzufinden, wie sie den König mit der scheinbar viel sagenden, im Grunde lächerlichen Redensart zu entschuldigen sucht: „Wenn er sich verstellt habe als König, so sey er

wahr gewesen als Märtyrer." Die Roland dagegen erklärt sich offen gegen alle unmoralischen Menschen und gegen alle gewaltsamen Maasregeln, welche ihre sonst durchaus reinen und unverdorbenen Freunde, wie z. B. ein Buzot oder Barbaroux, billigten oder anwendeten. Sie kann und will es nicht verbergen, daß sie wohl gewußt habe, daß man sich grausamer Mittel bedienen wolle, sie entschuldigt aber diese Mittel nicht, wie man in den letzten Zeiten in Frankreich gethan hat, mit der Nothwendigkeit das Vaterland gegen den drohenden Angriff der Fremden zu vertheidigen, wovon sich außerdem weder in den Denkschriften der Girondisten noch der Jacobiner eine Spur findet, weil dort Alles nur zunächst auf den innern politischen Zweck berechnet ist. Was die Zeit der Entscheidung, nämlich die Auftritte in Paris vom 10. Juni bis zum 10. August 1793 angeht, so schildert sie die Frau von Staël poetisch nach Weiber-Art, lebendig und mit steter Rücksicht auf einzelne Persönlichkeiten und Vorfälle, die der Mann, wenn seine Gedanken auf eine wichtige Begebenheit und ihre Ursachen gerichtet sind, ganz aus dem Auge verliert, die dagegen ein Weib, auf Aeusserlichkeiten gerichtet, nie vergißt. So verfolgt sie am 14. Juli den gepuderten Kopf des Königs mitten unter der Menge mit Auge und Wort und dieser gepuderte Kopf mitten unter allen den Schwarzköpfen hängt ihr so fest, daß er eine halbe Seite in den Betrachtungen füllt. Lächerlich in Beziehung auf die Art, ihre Freunde und deren ritterliche Handlungen zu betrachten, ist es, daß sie im 9ten Kapitel des dritten Theils die Heldenthaten und den Heldenmuth ihres Narbonne, Lally, Castellane, Montmorency bei der Gelegenheit rühmt, wo sie sich während des 10. Augusts hinter dem Schlosse versammeln, ohne daß man merkt, daß sie da waren. Ernster zeigt sich die Roland, die über die ganze Zeit vom Juni bis zum August lieber schweigt, als Dinge zu vertheidigen sucht, die sie nicht vertheidigen mag, deren Mißbilligung sie aber im Allgemeinen ausspricht. „Die wahren Patrioten, sagt sie, ließen die lärmende Schaar (sie meint Marseiller, Pöbel, gedungene Verbrecher) wie

Fanghunde los, und vielleicht waren sie gar nicht abgeneigt, sich ihrer zu bedienen, wie man sich beim Heer der verlornen Posten bedient, die man dem Feinde preisgiebt. Sie berechneten aber, fährt sie fort, aus Haß gegen den Despotismus nicht, daß, wenn es gleich in Staatssachen erlaubt seyn mag, etwas Gutes durch schlechte Leute verrichten zu lassen, oder ihren Unfug zu einem nützlichen Zweck zu gebrauchen, es doch immer unendlich gefährlich seyn wird, ihnen von dem Ersteren die Ehre zu lassen, oder sie wegen des Zweiten nicht zu bestrafen. Dieselbe Unbefangenheit der geraden Rechtlichkeit spricht sich in den Urtheilen über die handelnden Personen der Zeit aus. Wir wollen ein Paar Personen anführen, welche von beiden, von der Frau von Staël und von der Roland, erwähnt werden. Pétion, dem wohl Niemand absprechen wird, daß so wenig Bedeutung seine Persönlichkeit haben mag, sein Name immer genannt werden muß, wo der Revolution gedacht wird, fertigt die Frau von Staël mit der Redensart ab: „Erbärmlicher Name, den das Uebel, das er gethan hat, nicht von der Vergessenheit zu retten vermochte." Man könnte ihn eher bedauern, daß er eine Unsterblichkeit erlangte, deren er wohl hätte entbehren können; schwerlich kann man ihm diese Unsterblichkeit absprechen. Wir haben die Denkwürdigkeiten der Frau von Genlis, die sich übrigens durch ihre Wahrhaftigkeit nicht sehr auszeichnen, in diesem Augenblicke nicht zur Hand, wir können also nicht vergleichen, wie die beiden Damen der guten Gesellschaft über denselben Mann urtheilen, den die Genlis wenigstens eine Zeitlang sehr genau gekannt hat; die Roland urtheilt sehr unpartheiisch, obgleich er unter denen gewesen war, die sie in das öffentliche Leben eingeführt hatten. Schon zur Zeit der constitutiven Versammlung hatte sie die Bekanntschaft Pétion's gemacht, und er war unter den Wenigen, die nach ihrem Urtheile ihren Grundsätzen in der constitutiven Versammlung ganz getreu blieben; auch gehörte er unter die wenigen Deputirten, die schon damals mit Roland auf seiner Frau Zimmer zusammen kamen. Buzot,

Pétion, Robespierre allein, sagt sie, blieben bis zum Schluß der Versammlung ihren Grundsätzen getreu, die meisten andern wurden matter. Man sieht hier die weibliche Heftigkeit. Die Andern waren ruhiger und kälter und glaubten genug gethan zu haben. Was übrigens Pétion angeht, so rühmt sie die Heiterkeit seines Wesens, und sagt, sie sey die Folge seines guten Gewissens gewesen; sie rühmt ferner seine Freimüthigkeit, die sich wie seine Munterkeit in seinen Zügen offenbart hätte. Sie fügt endlich hinzu: Als Maire habe er sich klug benommen, habe aber in die Menschen ein zu unbedingtes Vertrauen gesetzt, sey zu hingebend gewesen, zu friedlich, um Stürme vorauszusehen oder sie zu beschwören. In seinen Schriften und Vorträgen, sagt sie, zeige sich nur gesundes Urtheil, ein guter Wille, gesunder Menschenverstand, aber wenig Talent. Sie nennt ihn einen kalten Redner, seinen Styl schleppend (lâche dans son style comme écrivain). Sie urtheilt mit Recht, er würde ein vortrefflicher Bürger einer schon bestehenden Republik gewesen seyn, wäre aber nicht geeignet gewesen, unter einem verdorbenen Volke eine Republik zu errichten. Auch Garat und Barrère, deren politische Laufbahn zu der Zeit, als sie ihre Denkschrift schrieb, eigentlich erst begonnen hatte, beurtheilt sie ganz richtig. Sie sagt: Wenn Garat und Barrère bloße Privatleute wären, würde man ihnen Geist und Rechtlichkeit nicht absprechen; aber der Eine als Minister, der Andere als Gesetzgeber würden alle Staaten in der Welt zu Grunde richten. Ihr Muth, Alles vereinigen oder versöhnen zu wollen, machte, daß sie stets einen schrägen Weg einschlugen, der gerade in den Abgrund und zur Verwirrung führt. Wir wollen nachher Buzot's Urtheil über Garat beifügen, weil dieses durch Garat's ganzes späteres Leben bekräftigt wird. Aus diesem Urtheil wird man zugleich diesen strengen Mann (Buzot) kennen lernen, den Einzigen, den man in dieser Rücksicht der Roland an die Seite setzen kann. Die andern Republikaner waren alle entweder beschränkt, oder schwärmerisch und jugendlich (wie Fonfrede und Ducos) oder systematisch (wie Condorcet). Ehe wir die

Stelle aus Buzots Denkschriften anführen, bemerken wir im Vorbeigehen, wie sehr die Manier der Frau von Staël, in zierlichen Redensarten artige Dinge ohne Wahrheit zu sagen, gegen die wahre und offne Rede der Roland absticht. Es ist gerade so, als wenn wir, was jetzt oft geschieht, einen Systematiker mit den hochtrabenden Worten seines Meisters reden hören und neben ihm einen Mann von schlichtem Sinn, der nur seinen gesunden Verstand und die Erfahrung befragt. Die Frau von Staël findet Garat in Verhältnissen, wo sie ihn schonen zu müssen glaubt, er hat außerdem ihres Vaters (Necker's) Ideen ausposaunt. Seine politische Thätigkeit kurz vor der Schreckenszeit, die Uebernahme des Justizministeriums, nachdem Danton Minister gewesen war und eigentlich an keine Justiz vorerst mehr gedacht wurde, kann sie nicht loben; gelobt muß aber gelegentlich doch werden, sie erwähnt also seiner literarischen Verdienste, obgleich sie sehr gut weiß, was es damit für eine Bewandtniß hat. Die zierliche Redensart ist folgende: „Garat, sagt sie, damals (zur Zeit der Hinrichtung des Königs) Minister der Justiz und in Zeiten, die glücklicher für ihn waren, einer der besten Schriftsteller Frankreichs." Der ganze Charakter der Art von Bildung, wo es blos auf den Schein, blos auf die glänzende Rede, durchaus nicht auf Wahrheit oder auf die That ankommt, spricht sich hier aus. Da Buzot, der vielleicht etwas zu strenge seyn mag, besonders die literarische Thätigkeit Garat's berührt, und wir ihm ganz beistimmen, so fügen wir hier die Stelle aus seinen Denkschriften bei: Garat, sagt er, war unter der alten Regierung einer jener Leute, welche den etwas zweideutigen Titel hommes de lettres in Paris führten. Diesen Titel pflegte man damals den Leuten zu geben, die davon lebten, daß sie geistreiche Sachen sagten oder schrieben. k)

k) Der feine Spott geht im Deutschen verloren. Er sagt: qui vivaient à faire ou à parler de l'esprit. Garat hat freilich auf alle diese Vorwürfe in seinen Mémoires geantwortet; aber ganz in dem Ton, in welchem alle die Herrn, den Duc de Rovigo mit eingerechnet,

Garat hatte seine Bude im Lyceum (tenait bureau au lycée) und warf zuweilen einige Blumen in den Mercur oder in die anderen Journale, wo diejenigen, die nicht mit d'Alembert und Condorcet den ersten Rang in der Philosophie erreichen konnten, sich begnügten, ihr auf den untersten Stufen wöchentlich Weihrauch darzubringen. Garat, fährt er fort, hatte besonders die Geschicklichkeit, den Leuten in hohen Stellen und den herrschenden Meinungen mit seiner Rede zu dienen. Man hat gesehen, wie er hinter einander allen denen, die auf der Höhe ihrer Macht und ihres Ansehns waren, kriechend schmeichelte, und dieselben Leute nachher ohne Schaam und Redlichkeit, wenn sie gesunken waren, mit eben so großer Niederträchtigkeit schimpfte. Der kleine Mann, der erst Neckers alte Ideen, nachher die der sogenannten Constitutionellen oder Anhänger einer gemäßigten königlichen Gewalt, ausgepriesen hatte, ward nachher Lobredner von Pétion u. s. w. Diese poetische oder politische Manier, sich Grundsätze und Betragen und Beurtheilung der Menschen nach Umständen und Bedürfnissen zu bilden, hat Garat wie die Frau von Staël durch die ganze Revolution hindurch gebracht, und ihnen immer wieder Mittel verschafft, sich Bedeutung zu geben; die Roland geht mit ihrer Moral gleich Anfangs zu Grunde und zieht ihre Freunde mit hinab. Dennoch werden wir ihrem Heldenmuth für das, was sie als recht und wahr einmal erkannt hatte, unsere Bewunderung nicht versagen! Roland, Clavière, Servan, sind nach dem 10. August mit Danton Minister; dieser gesteht selbst, daß ihn die gegen die Tuilerien abgeschossene Kanonenkugel ins Ministerium getragen habe, da war an Moral nicht zu denken. Die Roland kann sich gleichwohl nicht entschließen, gleich der Frau von Staël die Moral der Politik aufzuopfern, weil sie weniger gewandt, weniger geübt in der Taktik der Sphäre war, in die sie auf einmal versetzt worden. Dies zeigt sich in ihrem Urtheile über

---

sich zu rechtfertigen pflegen. An Leuten, die dergleichen glauben, fehlt es nie, es hilft also immer etwas.

die Zusammensetzung des Ministeriums nach der Errichtung der Republik, verglichen mit einer Stelle, wo sich die Frau von Staël der Rettung eines jungen Menschen rühmt, dessen Leben ohne ihre Geschäftigkeit vielleicht nicht einmal in Gefahr gekommen wäre. Die Roland dagegen erklärt frei heraus, daß nichts, was an sich unerlaubt sey, durch den politischen Nutzen erlaubt werden könne, sie entzweit ihre Parthei mit Danton, der damals allein alle geheimen Triebfedern kannte, und die Revolution leitete. So sehr wir daher ihr Betragen gegen Danton und das Gesindel, das er in Bewegung setzte, moralisch betrachtet, loben müssen, so offen muß man eingestehen, daß dieser moralische Heroismus der Roland und der von ihr begeisterten edeln Männer Frankreichs ein politischer Fehler und ein großes Unglück war. Wir wollen, um den Contrast auffallender zu zeigen, erst das Verfahren der Frau von Staël bei der Rettung einer Privatperson, dann der Roland und ihrer Freunde stolze Moralität aus ihrem eignen Bericht darthun. Um einzusehen, wie sehr die Frau von Staël in dem Augenblick, wo sie sich ihrer politischen Freunde in Frankreich annahm und Leute zu retten suchte, die sie nicht kannte, gegen das Land, wo sie sich damals aufhielt, gegen Genf und gegen den Canton Bern, zu dem das Waadland gehörte, versündigte, muß man wissen, daß sowohl in Genf, als besonders in Bern eine Aristokratie bestand, die der damaligen französischen Regierung aus vielen Ursachen verhaßt und zwischen den Franzosen und ihren eigenen Unterthanen im Gedränge war, weil die demokratischen Grundsätze, die in Frankreich siegten, die Hoffnungen des gehorchenden Theils der Cantons-Bürgerschaft aufs höchste gesteigert hatten und die gnädigen Herrn von Bern nicht viel anders angesehen wurden, als die gnädigen Herrn von Frankreich. Die Staël hat berichtet, wie sie selbst dem Getümmel der Schreckenszeit glücklich entkommen ist, wie sie auf ihrem Gute am Genfer See den Stürmen ruhig zusieht, und gelegentlich einige der französischen Herrn, die in Verbindung mit den Fremden gegen ihr unglückliches Vaterland feindselig

heranziehen, bei sich aufnimmt. Unter diesen ehemaligen Pariser Freunden und Bekannten ist auch der Marquis von Jancourt, der an der Spitze einer Abtheilung des Condéschen Heers gestanden hat, und seinen Neffen aus Frankreich zu bringen wünscht. Der junge Mensch, ein du Chayla, ist in Frankreich militärpflichtig, er ist keineswegs unmittelbar bedroht, er soll wahrscheinlich in der Adels-Armee gegen Frankreich gebraucht werden, nichtsdestoweniger schickt ihm die Frau von Staël einen falschen Schweizerpaß, und entschuldigt dies mit dem Satze: sie hätten es für erlaubt gehalten, die Tyrannei zu betrügen. Sie vergißt dabei, daß Danton und seine Genossen nach demselben Grundsatz handelten, und daß entweder ein doppelter Betrug begangen oder eine Behörde mit ins Spiel gezogen werden mußte. Da indessen Niemand dabei in Gefahr gebracht und kein eigentlich Verbrechen begangen ward, so wäre es Unrecht, die Sache ängstlich genau nehmen zu wollen. Man ging aber noch weiter, man übte nicht allein selbst ein in allen Gesetzen verbotenes Verbrechen, sondern man bewog auch einen sonst achtbaren Mann, seine Pflicht zu vergessen und sich eines doppelten Verbrechens schuldig zu machen, zuerst einer Verfälschung und dann einer Überschreitung der Verbindlichkeiten seines Amts, und einer Verletzung der Pflicht gegen eine nachbarliche Behörde, die wenigstens in dem Augenblick, als sie einen Paß untersuchte, ihre Schuldigkeit that, und auch keine tyrannische Gerichtsbehörde war. Alles dieses, um den Neffen eines Emigranten, einen jungen Laffen, aus einer Gefahr zu ziehen, die er voraus gewußt hatte. Der Schweizerpaß des jungen du Chayla ward nämlich von der französischen Grenzbehörde bezweifelt, sie verlangte, daß der Oberamtmann in Nyon, damals Herr von Reverdil, ein alter Bekannter der Neckerschen Familie, den jungen Mann als einen Waadländer von ihr zurückfordern solle. Der tüchtige und wackre Mann, gesteht sie selbst ein, habe sich lange geweigert, den Privatrücksichten und Privateinflüssen seine klar und einfach vor ihm liegende Pflicht nach der beliebten Manier der Kreise, in denen Frau

von Staël das Wort hatte, aufzuopfern, sie habe ihn aber durch ihre lange geübte Kunst endlich dahin gebracht, ihrem Verlangen gemäß eine offenbare Fälschung zu begehen, die ihn (ohne Rücksicht auf seine Absicht dabei) eines Criminalverbrechens schuldig machte, und seinen Canton, also tausende von Menschen, in die größte Gefahr bringen konnte. Der Frau von Staël fällt es gar nicht ein, daß sie dabei Danton näher ist, als sie selbst ahndet; beide standen auf einer Höhe der Politik, die von der Roland nie erreicht ward. Wenn man in einer Privatsache dergleichen wagen konnte, welches öffentliche Verbrechen ließ sich dann nicht mit dem Grunde, daß der Staat zu retten sey, entschuldigen? So redete Danton, als er die Mordscenen im September organisirte, und die Roland hat vortrefflich dargestellt, wie wenig sie im Stande war, mit ihren strengen Grundsätzen die politische Rolle, die sie doch unglücklicher Weise übernommen hatte, zu behaupten. Sie redet von der Zeit, wo Danton mit ihrem Gemahl, mit Clavière und Servan im Ministerium war, und Anstalten machte, die Mordscenen des Septembers 1792 herbeizuführen. Sie berichtet: „Danton und Fabre *) besuchten mich seit Ende Augusts nicht mehr; ohne Zweifel wollten sie sich aufmerksamen Blicken nicht aussetzen, als sie die Frühmetten ihres Septembers sangen, und hatten schon erkannt, wer Roland und seine Umgebungen wären. Ein fester, edler und offener Charakter, strenge Grundsätze, die man nicht gerade vor sich her trägt, aber doch ungezwungen zeigt, eine Aufführung, die sich gleich bleibt und gehalten ist, fallen augenblicklich einem jeden in die Augen. Sie schlossen, Roland wäre ein ehrlicher Mann, mit dem bei Unternehmungen in ihrer Manier nichts anzufangen wäre, seine Frau böte ihnen keine Seite, um sich einen Einfluß auf ihn

*) Derselbe, der sich den sonderbaren Beinamen **d'Eglantine** gab, nach der Prämie der Poesie, die er erhalten hatte. Derselbe, der hernach als wüthender Jacobiner bekannt ward, und um die Beraubung des **garde meuble** wußte.

zu verschaffen. Sie wäre, meinten sie, eben so fest in ihren Grundsätzen und hätte noch dazu jenen durchdringenden Blick, der ihrem Geschlechte eigen ist, vor dem falsche Leute sich am meisten zu fürchten haben. Vielleicht dachten sie auch wohl, daß sie zuweilen die Feder führe, kurz, daß ein solches Paar, stark durch Vernunft und Charakter, mit einigem Talent ihren Absichten hinderlich seyn könne, daß es also zu Grunde gerichtet werden müsse.“ Wir wollen unten zeigen, daß die Roland und ihre ganze Parthei gerade durch den fortgesetzten Widerstand gegen den einzigen Mann aus Mirabeau's Schule, der unter den Republikanern glänzte, zu Grunde gingen. Sie hatten zur unpassenden Zeit den Heroismus der Sittlichkeit; es ward in den damaligen Umständen ein Heroismus der Staatsklugheit, der Menschenleben und Moral nicht rechnen darf, erfordert. Diesen besaß die Roland nicht. Als Charakter werden wir die Roland bewundern müssen, als Seele einer Parthei müssen wir sie und diejenigen, welche mit ihr gleich dachten, bedauern. Dies wird sich zeigen, wenn wir die edle Frau und ihre Freunde mit dem furchtbaren, aber in seiner Art genialen Danton im Kampf sehen, und dabei bedenken, wie ganz anders die Frau von Staël sich gegen einen großen Herrn benahm, dessen Namen wir als bekannt voraussetzen, der aber an Frechheit, an Zahl der Verbrechen und Laster Danton gleich war, wenn er ihn nicht übertraf. Sie stand diesem geistreichen Mann bekanntlich schon nahe, als er noch Bischof von Autun war, sie brachte ihn nach Frankreich zurück, sie half ihm zum Ministerium, sie bahnte ihm den Weg zum Reichthum. Ganz andere Grundsätze spricht die Roland aus; sie vergißt, daß sie sich und ihre Freunde, nicht Danton und die Jakobiner anklagt, wenn sie sich über die Aufnahme Danton's in das Ministerium beschwert, und ein Ministerium Platonischer Art verlangt. Sie sagt: „Sobald der Hof gestürzt war, hätte man ein Ministerium von Männern von tadellosem Wandel, von ausgezeichneten Kenntnissen und Fähigkeiten bilden müssen, um der neuen Regierung einen Gang zu geben, welcher den Bürgern Zutrauen, den

fremden Mächten Achtung eingeflößt hätte. Danton zum Minister machen, das hieß Leute, die ich oben genau gezeichnet habe, in die Regierung einführen, Leute, die freilich, wenn sie nicht gebraucht werden, die Regierung immer beunruhigen, die aber, wenn sie Theil daran haben, die ganze Regierung schlecht machen, und sie um alle Achtung bringen. Aber von wem hätten die Bemerkungen kommen sollen? Wer mußte sie mittheilen, wer sie unterstützen? Natürlich nur die gesetzgebende Versammlung oder der Ausschuß von ein und zwanzig Mitgliedern; denn diese entschieden über die Wahlen. Es waren freilich viele verdiente Leute darin; aber Keiner, der ein entschiedenes Uebergewicht über den Andern gehabt hätte."
Ihr folgender Bericht über Danton's überwiegenden Einfluß, über die völlige Nichtigkeit der edlen und tugendhaften Männer im Ministerialrath, über die Unmöglichkeit, die Mordthaten im September zu hindern, über die Erbitterung, mit welcher sie und ihr Gemahl und alle die von ihr begeistert waren, die Männer verfolgten, die in dem Augenblicke noch unentbehrlich waren, und die, ohne sich mit Reden aufzuhalten, beständig handelten, kann man nicht lebhafter schildern, als die Frau Roland gethan hat. Sie erscheint in dieser ganzen Darstellung als ein männlicher Charakter, sie verkehrt wenig mit ihrem eigenen Geschlecht, empfängt keine Besuche, versammelt keinen Kreis um sich, arbeitet unablässig mit ihrem Mann, fertigt politische Schriften, kurz, scheint zu glauben, daß mit den Mitteln, die ihr zu Gebot standen, und mit der Parthei, zu der sie gehörte, etwas anzufangen sey, da sie doch auf der andern Seite die Einzige ist, die ihre eigene Parthei scharf und richtig beurtheilt. Man vergleiche ihr Urtheil über Condorcet mit dem Urtheil der Frau von Staël über denselben Mann und man wird einen neuen Beweis von dem finden, was wir oben bemerkten. Die Eine ist stets politisch und diplomatisch, sie versteht etwas zu sagen, das man als Orakel behalten kann, dieser Orakelspruch aber giebt kein treues oder nur bestimmtes Bild, sondern läßt sich für verschiedene Zwecke verschieden gebrauchen, je nachdem

man des einen oder des andern Sinns für eine gewisse Absicht bedarf. Da Condorcet eines der Hauptglieder der republikanischen Parthei war, auch literarisch nicht unbedeutend, so ist sein Charakter für die folgende Geschichte des Kampfs der Rolandisten, wie sie von ihren Gegnern genannt wurden, gegen die Dantonisten von Wichtigkeit. Die Schilderung, welche die Roland von ihm macht, zeigt zugleich, wie wenig Einheit und Festigkeit diese Parthei, die sich auf Tugend stützte, welche nach einem bekannten Ausspruch der Alten in der Welt zwar gelobt wird, aber doch Frost und Mangel leidet, der verbrecherischen Energie eines Danton entgegenzusetzen hatte. Die Staël sagt von Condorcet: „Seine großen Einsichten sind nicht zu bestreiten, dennoch hat er durch seine Leidenschaften eine größere Rolle in der Politik gespielt, als durch seine Ideen." Sie wirft ihm nachher Irreligiosität vor, und setzt den ganz unbedeutenden Satz hinzu, um den Perioden gut zu schließen „sein Tod sah auch einem Märtyrer-Tode gleich." Man vergleiche damit das Urtheil der Roland und man wird in ihren Worten den ganz verschiedenen Charakter der beiden Damen sogleich erkennen. „Weil ich aber einmal von einem Akademiker geredet habe, sagt sie, so muß ich wohl auch einige Worte von Condorcet sagen, dessen Verstand die größten Wahrheiten faßt und findet, dessen Charakter aber nur einer beständigen Furcht fähig seyn wird. Man kann auf ihn nicht den bekannten Satz anwenden, daß er in einem schwachen Körper einen großen Muth zeige, sein Muth ist so schwach als seine Gesundheit. Die Furchtsamkeit, die ihn auszeichnet, und die er sogar in seinen Zügen und in seiner Stellung mit in die Gesellschaft bringt, ist nicht blos ein Temperamentsfehler, sie scheint mit seiner Seele innig verbunden und seine Einsichten geben ihm kein Mittel, sie zu besiegen. So kommt es denn, daß wenn er in der Convents-Versammlung einen gewissen Grundsatz dargethan, eine gewisse Wahrheit bewiesen hat, er für das Gegentheil abstimmt, sobald er sich im Angesicht der donnernden Tribünen, die mit Schimpfreden gewaffnet und mit Drohungen freigebig sind, zum Abstimmen von

seinem Sitz erheben soll. Als Secretär der Akademie war er an seinem Platze. Solche Leute muß man schreiben lassen, brauchen muß man sie nie. Man kann glücklich seyn, daß man doch etwas mit ihnen anfangen kann, die meisten furchtsamen Leute taugen zu gar nichts." Gleich nachher führt sie an, wie Danton im Ministerium allein herrschte; eine Stelle aus einem Aufsatz von Roland, die die neusten Herausgeber der Denkschriften der Frau Roland beigefügt haben, zeigt dies noch deutlicher, und beweist, daß alle andern Minister nur Arbeiter waren, daß die Leitung Danton überlassen blieb, und dennoch, bei dieser Unfähigkeit der Minister, der Energie der Freiheit eine Energie der Entschlossenheit entgegenzusetzen, bei der Schwäche der Mehrzahl der Deputirten ihrer Parthei hofft die Roland nichts destoweniger durchdringen zu können, hofft einer Parthei, die ihrer spottet und das gebrauchte Werkzeug als unbrauchbar wegzuwerfen im Begriff steht, zu widerstehen! Sie berichtet uns selbst, wie Danton im Ministerium herrscht, wie die Maasregeln zu den September-Mordthaten genommen werden, wie alle Befehle und Belehrungen an die Behörden, welche Roland als Minister des Innern erlassen hat, durchaus unbeachtet bleiben und dennoch besteht sie hartnäckig auf der Untersuchung wegen dieser Mordthaten, begeistert ihre Freunde und bewirkt den unglücklichen Beschluß des Convents, daß die Urheber der Mordthaten und der Beraubung des garde meuble der Krone zur Rechenschaft gezogen werden sollten. Noch mehr ist indessen zu verwundern, daß dieselbe heroische Frau, die einem Danton muthig entgegen trat, weibliche Schwäche genug hatte, Roland zu bewegen, die ihm angetragene Stelle eines Deputirten im Convent abzulehnen, um Minister zu bleiben. Das wollten offenbar ihre Feinde, sie nahmen dadurch der Roland den ununterbrochenen Zusammenhang mit dem Convent, hinderten sie, ihre Begeisterung dort durch ihren Gemahl zu verbreiten (sie hätte die Reden gearbeitet); die Ministerstelle mußte Roland von selbst verlieren. Sie selbst berichtet uns, wie Danton den Gesetzen zum Trotz einen Monat lang zugleich Con-

ventsdeputirter und Minister bleibt, wie Roland dagegen nichts ausrichten kann, wie er vierzehn Tage aus den Ministerialversammlungen wegbleibt, also selbst den Einfluß seines Feindes vermehrt. Nichtsdestoweniger tobt sie fort gegen Danton und Genossen und ist stolz darauf, daß sie einen Brief abfaßt, der Muth und Festigkeit und Verachtung der drohenden Gefahr ausspricht. Die Versammlung gab den Worten und Gesinnungen lauten Beifall. Das war aber auch Alles, was dadurch erhalten ward. Die Roland selbst gesteht, daß sie der ohnmächtige Beifall der schwachen Freunde gegen Danton's Verfolgungen und gegen Marat's Lästerungen nicht schützen konnte. 1) Der Prozeß des Königs und die Befolgung der Grundsätze eines Buzot und der Roland, welche bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal im Gegensatz gegen die Jakobiner der einen und der andern Seite geltend gemacht wurden, riefen einen Kampf auf Leben und Tod hervor, in dem wir nachher die Seelenstärke der Roland, die mit der Verzagtheit des Königs auffallend contrastirt, bewundern werden. Dieser Kampf ist auch wahrscheinlich Ursache, daß wir von der Roland über den Prozeß des Königs, oder über sein Benehmen nichts erfahren. Ihr unbefangenes, nur auf einen Punkt gerichtetes Auge, ihre Entfernung von Haß und Widerwillen gegen die Person des Königs, würde uns übrigens zu einem richtigeren Urtheile leiten, als die blos auf Erweckung der Theilnahme gerichtete Darstellung der Frau von Staël. Es wäre höchst anziehend, eine Frau, die hernach im Kampfe mit ihren politischen Gegnern, in ihrem Gericht, im Gefängniß, bei und nach der Verurtheilung so viel Seelenstärke zeigt, über das Betragen des Königs vor Gericht und

---

1) Sie verbindet die beiden Wirkungen des Briefs auf folgende Weise: Il écrivit cette lettre avec l'accent d'un courage et d'une fierté qui fut couvert des applaudissemens de la majorité et fit pâlir ses ennemis. Il n'y eut plus de relâche dans le parti de Danton contre lui. Den Brief selbst findet man in den Noten zur Denkschrift der Roland.

über das Benehmen des Convents gegen ihn urtheilen zu hören. Der Eine zeigt, wo wir Erhabenheit und Würde erwarteten, eine weibliche Seele im Dulden, die Jakobi in Allwils Briefen, welche geschrieben wurden, als die ganze Sache noch neu war, ganz richtig mit Lear's Stimmung vergleicht; die Andere dagegen zeigt eine königliche Heldenseele, wahre Begeisterung und den Unwillen eines lange über die Menschen getäuschten Gemüths, über herrschende Gemeinheit und Mißbrauch der Freiheit. Wollen wir den Ernst jener edlen Seelen, die sich mit der leeren Hoffnung täuschten, in einer verdorbenen Stadt wie Paris, von lauter Eitelkeit und entarteten Sitten umgeben, eine Republik begründen zu können, mit der Leichtfertigkeit und Leerheit derer vergleichen, die blos der Meinung des Tags huldigten, die, wie wir bei der Frau von Staël sehen, Freiheit und Wahrheit und Einfalt nur in Worten vertheidigten, in der That aber ihren alten Sitten getreu blieben, so muß man Buzot's Brief an seine Committenten über diesen Prozeß des Königs mit den Bemerkungen der Frau von Staël über diesen Prozeß zusammenhalten. Wir glauben Buzot's öffentliche Erklärung um so mehr für eine Andeutung der Meinung der Roland halten zu können, da er überall dieselben Grundsätze ausspricht, da sie ihn unter allen Girondisten am höchsten schätzt, da er heftig ist wie sie, voll von Rousseau und dessen Idealen wie sie, rechtlich, fest und dabei ein guter Jurist. Er richtete den Brief, aus dem wir einige Stellen entlehnen, unmittelbar nach der Verurtheilung des Königs an seine Wähler in Evreux, um sich zu rechtfertigen, daß er nicht für den Tod des Königs gestimmt habe, daß er vielmehr Alles aufgeboten habe, um ihn zu retten. So vorsichtig auch dieser Brief in der Zeit, in welcher er geschrieben ward, mußte abgefaßt werden, so spricht er dennoch dieselben Grundsätze aus, die wir oben in der Erklärung der Roland über Danton's Ministerium gefunden haben. Beide sind der Greuel überdrüssig, beide wollen eine republikanische Regierung auf festen Grundlagen errichtet haben; beide streben dem Fortgange der absichtlichen Zerstörung

der Sittlichkeit, der Verbreitung der wahnsinnigen Einfälle eines Marat und anderer entgegen, beide sehen im Geiste voraus, daß ihre Freunde zu schwach sind, den Danton's und ihres Gleichen zu widerstehen, daß sie sie verlassen werden, daß sie als Opfer ihres Enthusiasmus fallen müssen; beide verharren an der Stelle, wo sie durch ihre Pflicht sich festgehalten glauben. Man wird ohne alle weitere Bemerkung erkennen, daß die Roland und Buzot immer den Staat und ihr Ideal von Freiheit, die Staël Persönlichkeit und die Meinung der Salons vor Augen hat. „Es kam nicht darauf an, schreibt Buzot an seine Committenten, Thatsachen zu untersuchen, um eine Strafe zu verhängen, sondern es handelte sich davon, über das Passende einer allgemeinen Sicherheitsmaasregel zu berathschlagen. Die Gleichheit der Rechte unterwirft allerdings jeden Strafbaren dem Schwerdte des Gesetzes, in welchem Rang er auch immer gestanden, welche Macht er auch gehabt hat; aber diese Gleichheit, die ich, wenn man mir den Ausdruck vergönnt, eine moralische nennen möchte, vernichtet die Verschiedenheit der Wirkungen und Folgen nicht, und die Nachwelt wird den richterlichen Ausspruch, der den letzten König der Franzosen zum Tode verurtheilte, ängstlich genau prüfen, während sie sich um das Schicksal der unbekannten Verbrecher, die von den Gerichtshöfen verurtheilt werden, gar nicht bekümmern wird.“ Dann folgen einige andere Bemerkungen, die wir hier nicht einrücken wollen, weiter unten geht er aber zu einem Satze über, den wir oben bei der Roland wirklich gefunden haben, und bringt den darin ausgesprochenen Grundsatz mit seinem Benehmen im Prozesse des Königs in Uebereinstimmung. Es heißt: „Nach den großen Bewegungen einer Revolution ist nichts Eiligeres zu thun, als daß man das Volk zu seiner Würde zurückruft, es zur Ruhe bringt, ihm die Ausübung seiner Rechte, das Gefühl seiner Stärke mittheilt, und es dadurch von der Wichtigkeit seiner Rechte und von der Achtung, auf welche es durch die Ausübung derselben Anspruch erhält, aufmerksam macht. Es schien mir, daß die Befragung der Nation über das Ur-

theil gegen Ludwig ein Mittel sey, diese ihre Rechte ans Licht zu bringen, darum bestand ich auf der Berufung an das Volk. Es gehörte Muth dazu, dies laut zu sagen, denn entweder aus Verblendung, oder aus üblem Willen, oder was wahrscheinlich ist, aus dem einen und dem andern Grunde suchte man die, welche diese Maasregeln vorschlugen, als geheime Freunde und Genossen des Beklagten und des Königthums darzustellen, man gab zu verstehen, sie hätten ihre besonderen Absichten dabei, daß sie ihn zu retten suchten. Aber mitten unter solchen Beschuldigungen, mitten durch den Haß, den sie erzeugen, muß der rechtliche Mann seinem Zwecke nachgehen; das habe ich gethan, und fordere meine Committenten auf, das Urtheil über mich zu sprechen. Die Berufung ans Volk ward verworfen; ich schlug einen Aufschub der Vollziehung des Urtheils vor, damit man wenigstens zeige, daß man mit sehr reiflicher Ueberlegung verfahren sey, dies mußte man, nach meiner Meinung, auf jede Weise durch äußere Zeichen anzudeuten suchen. In der Zwischenzeit hätte man auch gegen den Zweig des Hauses Bourbon, der Ludwig's Sturz zu seinem Vortheil benutzen konnte (Orleans), die nöthigen Vorsichtsmaasregeln nehmen können." Wenden wir uns zur Frau von Staël, so hat sie uns bei Gelegenheit der Septemberscenen mit ihrer eignen Geschichte, mit einigen ihr zufällig eingefallenen Anekdoten angenehm unterhalten; auch bei dem Prozesse des Königs macht sie eine Menge geistreicher Bemerkungen, Historisches oder Eigenes ist darin sehr wenig, alles streift obenhin. Sie spricht nichts von der Lage der Partheien, nichts von der Unvorsichtigkeit der Leute, die den König retten wollten, nichts von der Stimmung des erhitzten Volks, nichts von der bedenklichen Stellung der Gironde, wohl von Vergniaud's Reden. Diese konnten offenbar den König nicht retten: die Maasregeln, die von Lanjuinais und Buzot genommen wurden, um die Gegenparthei, die mit Reden nicht zu bekämpfen war, durch die That zu umgehen, waren ganz allein dazu geeignet. Die Frau von Staël betrachtet die Sache des Königs als einen eigentlichen Prozeß;

das war sie nach Buzot's eigner Erklärung keineswegs, es war eine Staatsmaasregel, das sprach auch St. Just und andere aus. Unter diesen Umständen ist es doppelt lächerlich, daß sie ihres Vaters Rechtfertigungsschrift für den König so wichtig macht, so viele Seiten damit füllt, gleich als wenn nicht der Worte und Reden schon übergenug gewesen wären. Hatte doch die Nation wie der Convent Mosen und die Propheten, was sollte ihnen Necker, der weder Moses noch ein Prophet war? Mit der Dreistigkeit, die dem weiblichen entscheidenden Conversationston eigen ist, mit der Bestimmtheit, die denen so natürlich ist, welche, weil sie mancherlei wissen, Alles zu wissen glauben, und leicht über Alles hinwegschlüpfen, macht sie den Girondisten einen Vorwurf daraus, daß sie, als sie den König retten wollten, mit den Jakobinern in Verbindung blieben, und doch ward ihnen schon ohne diese Trennung der Versuch, den König zu retten, verderblich! Was wäre aus ihnen und ihrer Sache geworden, wenn sie sich in diesem Augenblick von den andern getrennt hätten, oder auch einer andern Parthei sich genähert? Für sich waren sie zahlreich genug, aber aus Mangel an Muth ohne alle Haltung, denn wer könnte gutmüthig genug seyn, zu glauben, daß der Gedanke, Wahrheit und Recht, Tugend und Einfalt der Sitten wiederherzustellen, jemals die Menge oder auch nur einen bedeutenden Theil der Menschheit in Bewegung setzen werde? Sollten sie sich an die Freunde der Frau von Staël, an die Constitutionellen anschließen? Ein Lafayette, ein Rochefoucault hatten dort ebensowenig irgend einen festen Boden; die Talleyrand's und ihre zahlreichen Freunde waren aber wahrlich nicht von der Art, daß die Roland und Buzot und Guadet und einige andere sich mit ihnen hätten verbinden können; auch hätte das nichts genutzt. Die alte Parthei war freilich noch stark genug, wie war es aber möglich, daß sich Feuer und Wasser verbanden? Man sieht, so angenehm sich Alles das lieset, sowenig hat es einen festen Grund. Wenn aber die Frau von Staël bei Gelegenheit der Reden bei dem Prozesse des Königs sich einmal über Witz, über die

Eitelkeit des Redehaltens, über Phrasen der bei dieser ernsten Gelegenheit durch ihre Beredsamkeit glänzenden Mitglieder des Convents beschwert, so muß man doch wahrlich einen bekannten Spruch (Quis tulerit Gracchos de seditione querentes) auf sie anwenden. Was die Person des Königs angeht, so nennt sie seine Schwäche, den Mangel an Würde (wie ganz anders zeigte die Königin diese hernach!!) bei der Anerkennung des Gerichtshofs, die demüthige Beantwortung der ihm vorgelegten Fragen, ja sogar seine Schwäche, die Königin (eine kaiserliche Prinzessin) in Gegenwart der Commissarien nicht nach seiner Gewohnheit, die Königin, sondern sich selbst verbessernd meine Frau zu nennen, Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit. Jeder Stand hat seine Tugenden, die beiden genannten sind bekanntlich keine königlichen Eigenschaften, weil die Pflicht der königlichen Würde sie nicht zuläßt; gerade in dem Augenblick aber, wo Gemeinheit und Cabale der Parthei des Hauses Orleans die königliche Würde vernichten wollten, mußte sie sich am herrlichsten zeigen, hier mußte offenbar werden, daß Gewohnheit zu herrschen, daß königliche Geburt auch eine schwache Seele stark machen, Ludwig mußte die Erbärmlichkeit der Verfolger im Angesicht des Volks beschämen. Pflegen wir doch selbst im Verbrecher die Kraft der menschlichen Seele zu bewundern, wenn sie kühn und fest den Gesetzen, den Richtern, der Welt den Krieg erklärt, wenn der Verbrecher starb, wie er gelebt hat, gleich den Titanen oder Giganten, die Zeus Blitz vernichten aber nicht beugen kann. Wie beschämen Danton und Hérault de Sechelles und die mit ihnen sind, ihre Feinde und Verfolger, wie setzen sie die Richter in Verlegenheit, die des Mordes gewohnt sind, wie ist es uns unmöglich, ihnen unsere Bewunderung wenigstens von einer Seite her zu versagen! Ludwig erregt nur unser Bedauern, und empörten uns nicht seine Verfolger durch ihre Gemeinheit, durch die unwürdige Behandlung gegen sich, reizten sie nicht unsern ganzen Unwillen, vielleicht gesellte sich dann zu jenem Bedauern noch eine andere Empfindung. Es wäre unwürdig, wenn wir

dies näher nachzuweisen versuchen oder Mitleiden und Theilnahme am Schicksale des unglücklichen Schlachtopfers des politischen Fanatismus und vielleicht verfolgender Bosheit und Rachsucht vermindern wollten, wir deuten daher nur Einiges an. Er selbst gestand, wie Cléry in der als einzig ächt und unverfälscht von ihm erkannten Ausgabe seiner Denkschrift (London 1800) berichtet, von seinem Betragen beim ersten Verhör, daß er seinen Feinden Blößen gegeben habe. Die Stelle lautet: *) „Um Mitternacht (nach dem ersten Verhör) während ich den König auskleiden half, sagte er mir: Ich war weit entfernt zu ahnden, daß man alle die Fragen an mich thun würde, die man an mich that, und in meiner Verlegenheit war ich genöthigt, sogar meine Handschrift abzuleugnen (de renier jusqu'à mon écriture)." Wir wollen die weitern Schlüsse dem Leser überlassen. Wenn er ferner den Namen Capet, den man ihm lächerlicher Weise giebt, verbittet, warum erkennt er den Gerichtshof, antwortet, fordert Vertheidiger, und giebt dadurch den Leuten, die ihn morden wollten, Gelegenheit, ihre Comödie eines Gerichts ganz auszuspielen, statt sie zu zwingen, ihn gerade und offen zu ermorden. Das Letztere thaten die Dantonisten nachher in ihrem Kampf mit den Freunden Robespierre's. Wenn ihn der Präsident sitzen hieß, so durfte er nur stehen bleiben, oder sich auch gleich setzen; auch in mehreren andern Dingen, besonders den halbwahren, ausweichenden Antworten, vermißt man die königliche Würde ganz und die Ergebung wird Schwäche. Wie ganz anders zeigt sich bei gleichem Anlaß Carl der Erste von England? Freilich war die Behandlung, die Carl der Erste erfuhr, viel schicklicher, ehrenvoller für die englische Nation und weniger kränkend für das unglückliche Schlachtopfer selbst, als die Behandlung Ludwig's im Convent und im Gefängniß; die Frau von Staël giebt uns aber hier aufs neue in ihrem Ausspruch einen Zug ihrer eignen Denkungsart und des Tons ihrer Gesellschaften, der den

---

*) Pag. 93.

Schein immer mit der Wahrheit verwechselt, und daher von der Letzten ebenso entfernt ist, als von der Einfachheit des Lebens und des Ausdrucks. Sie sagt: „Man muß aus der untersten Hefe des Volks seyn, um auf die Weise, (wie im Convent geschah) gefallene Größe ohne Schonung zu behandeln.“ Das ist sowohl im Allgemeinen, als ganz besonders, worauf es uns hier eigentlich ankommt, in dem besondern Fall des Königs von Frankreich durchaus falsch. Wir wollen uns nicht darauf berufen, daß Orleans die schändlichste und niedrigste Rolle spielte, oder daß nach zuverlässigen Nachrichten der maskirte Scharfrichter Carl's des Ersten der Ritter Georg Stairs, Großvater des berühmten Lord Stairs war, das könnte zweifelhaft scheinen. Auch nicht darauf, daß bei dem berühmten Tumult in London im März 1769, als man in den Hof des Palasts von St. James drang, um unter den Augen Georg's des III. dem Könige seine eigne Hinrichtung darzustellen, Lord Mountnorris das Gesicht mit einem Flor verhüllt, das Beil in der Hand, dabei als Scharfrichter aufgetreten seyn soll, m) wir wollen uns blos auf den Convent beschränken, um bei der Gelegenheit die Geschichte etwas näher ins Auge zu fassen. Wer war der Präsident des Convents, der den König anfuhr, der ihn sitzen hieß, nachdem er ihn als Verbrecher angeredet, der das Wort führte, als ihm die Beschuldigungen auf eine harte Weise vorgehalten wurden, und durch seinen Ton den Beifall der Jakobiner verdiente? Wer anders als Barrère de Vieuzac, ein ehemaliger Adelicher, ein Mann, der seine Feder und seine Zunge zu gebrauchen verstand, wie irgend einer, der durch seine zierlichen Siegsberichte berühmt ist, und durch seine Mordanschläge den Namen des Anakreons der Guillotine verdient hat? Zwei Männer von der ausgezeichnetsten Bildung der Art, die den Verstand entwickelt und das Herz leer läßt, Condorcet und Chenier, erregen die Gemüther, der Marquis St. Just,

---

m) Wraxall in den Memoirs of his own times sagt, dies sey ihm in seiner Jugend erzählt worden.

ebenfalls ein Dichter, wühlt die Hefe des Volks, die immer nur ein todtes Instrument ist, und nie eine Rolle spielen kann, gegen die Gironde auf, die den König retten will, und alle Beamte, den einzigen Bierbrauer Santerre ausgenommen, der nicht der Schlechteste unter ihnen ist, sind Leute von der Art Bildung, die feige und niederträchtig macht, weil sie auf Eitelkeit abzielt. Cambacerès, einer der bedeutendsten Rechtsgelehrten, ein feiner Mann, späterhin ein großer Herr des Kaiserreichs, ist nebst Barrère einer der thätigsten, um Alles gegen den König aufzubieten, nachdem sein erster schwacher Versuch, der Sache eine andere Wendung zu geben, mißlungen ist und ihn die Furcht ergreift. Garat und Grouvelle, zwei in den feinen Cirkeln und in der Diplomatie sehr bekannte Männer, durch den Styl ihrer Aufsätze auch der Staël theuer und werth, besonders der Erste, lesen dem Könige im Gefängniß das Urtheil vor, oder vielmehr, sie lassen es ihm vorlesen, und selbst die schmähligen Gemeindevorsteher, von welchen die Bürger ausgesucht werden, von denen der König im Gefängniß gehöhnt wird, sind Leute von der Art Pariser Bildung, die von der Frau von Staël besonders gelobt wird. Chambon, der im December 1792 Maire wird, ist ein Arzt, ein Mann von geselliger Bildung, wenn gleich ein schwacher Mann, nur Chaumette, procureur de la commune, obgleich er sich Anaxagoras nennt, und Mönch, Jurist, Journalschreiber in einer Person ist, trifft der Vorwurf der Frau von Staël, denn er ist eines Schuhflickers Sohn. Selbst unter den Leuten, die dem Könige zur Bewachung oder Begleitung aufgedrungen werden, sind diejenigen, deren Betragen uns am meisten empört, zwei ehemalige Pfaffen, Jaques Roux und Pierre Bernard. Gleich charakteristisch wie das Capitel über den Prozeß des Königs und das unmittelbar darauf folgende für die Politik der Leute von Stande und Conversationstalent, für welche die Staël das Wort führt, ist in Beziehung auf diese Art Damenphilosophie und Schriftstellerei das fünfzehnte und sechzehnte Capitel, oder über dieselbe Zeit, welche uns die Roland, wie wir gleich

zeigen wollen, so lebhaft vor Augen stellt. Des edlen Kampfs der Roland erwähnt die Frau von Staël mit keinem Wort; sie gedenkt im Allgemeinen der Girondisten. Aber wer ist es, der ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehe? Valazé durch seinen Selbstmord, Vergniaud durch seine Reden, und Condorcet durch sein Buch. Der Schwächste von allen, der Mann, dessen Charakterzeichnung wir oben aus den Denkschriften der Frau Roland mitgetheilt haben, schreibt ein Buch über die Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Geschlechts, das zieht von der Roland, von Buzot, von Lanjuinais, die einen ächten Heldenmuth bewiesen, die Aufmerksamkeit ab! Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die kleinlichsten Beweggründe für die Erbitterung des Bürgerstandes gegen die Anmaßung der eleganten Gesellschafter der Frau von Staël angeführt werden. Gerade die heftigsten, ein Roland, ein Brissot, ein Buzot, fühlten gewiß den Neid und die Eitelkeit nicht, die von der Frau von Staël am Schlusse des fünfzehnten Capitels als Ursachen der Erbitterung der Stände gegen einander angeführt werden, und Pétion, einer der allerheftigsten Gegner der alten Gesellschaftsordnung, besaß alle jene Manieren, welche die Frau von Staël auf eine possierliche Weise zum Gipfel menschlicher Bestrebung gemacht, ja unnachahmlich und unerreichbar nennt. So wie das uralte Patriziat der Römer und Tusker und einiger andern Völker seinen Werth dadurch erhielt, daß gewisse Sühnen der Götter nur durch einen Mann von patrizischem Blut konnten vorgenommen werden, daß diese Caste allein die Rechte und die Gesetze im Gedächtniß bewahrte, allein eine Erfahrung in den Geschäften des Kriegs und des Friedens hatte, so giebt die Frau von Staël dem französischen Adel einen erblichen, einen unvertilgbaren, einen unerreichbaren Vorzug, und welchen? — Die Manieren. — Man lache nicht; es ist ihr voller Ernst. Wir wollen die Stelle aus der deutschen Übersetzung wörtlich beibringen, um jeden Zweifel zu entfernen. Ihre Worte sind: „Die Eleganz des französischen Adels vermehrte den Neid, den er einflößte. Es war eben so schwer, seine

Manieren nachzuahmen, als seine Vorrechte zu erhalten.“ Dieser Satz enthält in seiner zierlichen Fassung nicht mehr als drei Irrthümer, die wir, der Sache und Geschichte wegen, beleuchten wollen. Wie wenig die Roland, Buzot und alle diejenigen, welche eigentlich das Volk bewegten, wie wenig Marat und Danton dergleichen Vorzüge kannten oder beneideten, leuchtet von selbst ein, wie wenig ein St. Just, Barrère, Herault de Sechelles und andere, weil sie im Besitz dieses köstlichen Vorzugs waren, jemand darum zu beneiden Ursache hatten, bedarf ebenfalls keiner Erklärung. n) Die beiden andern Irrthümer liegen versteckter. Was die Nachahmung der Manieren anbetrifft, so gab es ja unzählige Häuser, wie die des Herrn Necker, wo diese Manieren herrschten, ohne daß sie darum zum Adel gehört hätten, es gab sehr viele Frauen, wie die Frau von Staël, und sehr viele Müßiggänger bürgerlichen Standes, die Muße hatten, oder sich Muße nahmen, um eben so abgerichtet zu werden und ihre Kinder eben so abrichten zu lassen und diese Abrichtung jedem gründlicheren Verdienst vorzuziehen; es waren daher diese Manieren so unerreichbar nicht. Vielleicht fiel der Frau von Staël in dem Augenblick ihr in einige Unordnung gerathenes Kleid, ihre verfehlte Verneigung bei der ersten Audienz, ihre beim Besuch der Polignac im Wagen vergessene Haube ein. Auch das edle Patriziat selbst war so unmittheilbar nicht; denn während der Regentschaft ward ja der Ursprung des größten Theils der edlen Pairs von Frankreich gerichtlich dargethan, und man kann aus den dem Parlament mitgetheilten Aktenstücken sehen, wie wenig sie Ursache hatten, die Bürgerlichkeit als eine unheilbare Krankheit zu betrachten. Ein Pergament machte Alles gut. Die Aktenstücke findet man hinter dem Privatleben Ludwig's des XV, das dem Herrn d'Angerville zugeschrieben wird. Da wir hier nothwendig zum Kampfe

---

n) Robespierre fühlte Neid über alle Vorzüge, die er nicht besaß, es läßt sich also auch auf ihn nichts anwenden. Die Menge kommt hier nicht in Anschlag, denn diese wurde wie ein Instrument behandelt.

der Roland und ihrer Freunde mit den consequenten Menschen, denen kein Mittel zu schlecht schien, um ihren Zweck zu erreichen, übergehen müssen, so dürfen wir Marat um so weniger vergessen, als uns beide Damen ein Urtheil über ihn hinterlassen haben. Die Eine nimmt ihn als eine bedeutende Persönlichkeit, als ob man den Mann neben Robespierre stellen könne; die Andere ganz richtig als eine bloße Maske. Sonderbar ist es, daß gerade die Erfahrenste unter den Beiden sich irrt. Von den beiden Stellen, die wir unten anführen wollen, ist die Eine durch die Kraft und Feinheit ebenso merkwürdig, als die Andere durch ihre Leerheit und durch den Mißgriff, den die gute Frau in der Wahl des Charakters, den sie hätte herausheben sollen, gemacht hat. Es bedarf nur der bloßen Anführung der Stellen, um die beiden Frauen zu charakterisiren und den Contrast ihrer Denkungsart und ihrer Bildung fühlbar zu machen. Die Frau von Staël sagt, wenn sie von dem Schrecken spricht, der in den Jahren 1793 — 95 Frankreich beherrschte: „Der einzige Marat war in dieser Zeit ohne Furcht, denn sein Antlitz war so niedrig (wir bedienen uns der deutschen Uebersetzung, wir würden selbst anders übersetzen), seine Empfindungen so rasend, seine Meinungen so blutdürstig, daß er sicher war, niemand könne sich weiter, als er, in den Abgrund aller Greuel hinabstürzen. Selbst Robespierre konnte dies höllische Sicherheitsgefühl nicht erreichen" Die Roland erzählt, wie Marat unmittelbar nach der Beraubung des Garde Meuble, nach den Septembermordthaten und der festen Erklärung der Gironde, daß sie auf der Bestrafung der Räuber und Mörder bestehen werde, anfing, sie und ihren Gemahl zu schimpfen und herabzusetzen, und von Roland aus den Geldern, welche der Verfügung des Ministeriums zum Behufe der Verbreitung nützlicher Schriften überlassen waren, fünfzehntausend Livres verlangte. Dann fügt sie hinzu: „Ich hatte zuweilen gezweifelt, ob Marat ein wirkliches Wesen wäre; jetzt erst begann ich überzeugt zu werden, daß der Name Marat nicht ein bloßer Aushängeschild sey. Ich redete mit Danton davon,

ich bezeugte Lust, ihn zu sehen, ich bat ihn, Marat mitzubringen. Man muß Mißgeburten und Ungeheuer ja kennen, und ich war begierig, zu wissen, ob Marat ein verwirrtes Gehirn, oder ein Gliedermann sey, dem andere Leute ihren Geist einbliesen. Danton wollte nichts davon wissen; er meinte, es sey eine unnütze, sogar eine unangenehme Sache. Ich würde nichts anders sehen, als einen wunderlichen Kerl (un original), der durchaus gar nichts für mich seyn könnte. Am Ton der Entschuldigung erkannte ich, daß er meinen Einfall nicht befriedigen würde, auch wenn ich darauf bestände, und ich nahm die Miene an, als wenn es mein Ernst nicht gewesen wäre." Man wird hier deutlich sehen, daß Marat eigentlich nur der verlorne Posten war, den Andere ausstellten, das Sprachrohr, dessen sie sich bedienten, der Mann, der eine Sprache redete, die der Pöbel verstand, die nicht jedermann reden konnte oder wollte. Wir kommen ganz natürlich von dem Schreckensmann auf die Schreckenszeit, in welcher die Roland groß und edel den schmutzigen und feigen und eiteln Figuranten, und trotzend denen, die, wie Danton, diese Figuranten bewegen, gegenüber steht. Dafür hat die Frau von Staël keinen Sinn. Den eigentlichen Streitpunkt zwischen der Gironde und den Dantonisten deutet sie nirgends an, weder die Roland noch die Charlotte Corday werden gewürdigt. Wir wollen keine der beiden, sowenig die Corday als die Roland, besonders lobpreisen, sie waren im Irrthum über die Menschen befangen, aber dieser Irrthum war ehrender für die Menschheit als der Staël aufgedunsene und rhetorische Wahrheit; sie begingen große politische Versehen, aber die Quelle dieser Versehen war reiner und schöner als der Ursprung der Klugheit, die so viele ihrer Gegner zu den Würden des Kaiserreichs führte und unter dem hergestellten Königthum in Ansehn erhielt. Die Roland und ihr Gemahl begannen den Kampf für Recht und Gerechtigkeit, einen Kampf auf Tod und Leben, schon im September, sie setzten ihn drei Monate lang fort, solange Roland Minister war, sie trieben ihre Freunde an, auf die Anklage der Urheber von Mord

und Raub zu dringen, auch als Roland aufgehört hatte, Minister zu seyn, obgleich, wie wir unten aus einer Stelle der Denkschriften zeigen werden, die Roland schon damals fühlte, daß sie ihrer Parthei ihre Energie nicht mittheilen könne und daß sie vergeblich den Widerstand verlängere. Roland wagte am 10. Nov. 1792, als der Sicherheitsausschuß (unter dem er stand) von ihm verlangte, daß er die Thore von Paris schließen lasse, damit eine große Anzahl Personen, die sich zur Flucht anschickte, in der Stadt zurückgehalten werde, einen Brief an den Ausschuß zu richten, der unstreitig aus der Feder seiner Gemahlin hervorgegangen ist, und mehr als Alles beider Gatten Kühnheit und Muth beweiset. Wir wollen einige Stellen dieses Briefs hier einrükken, weil sie uns den Charakter Rolands und seiner Gemahlin im glänzendsten Lichte zeigen, obgleich wir auf der andern Seite einräumen, daß, wer einmal Minister einer solchen Behörde war, ihr anders antworten mußte, obgleich wir gestehen, daß der Styl nicht der eines ministeriellen Schreibens ist, und daß etwas weniger Beredsamkeit dem Schreiben mehr Nachdruck geben würde. Roland (oder seine Frau) schreibt: „Ich habe um zwei Uhr nach Mitternacht den Brief erhalten, wodurch Sie mich benachrichtigen, daß sich Leute aus Paris flüchten, und daß dieses Flüchten, weil es die öffentliche Ruhe stört, durch das Schließen der Thore gehindert werden muß. Es ist wahr, es verlassen seit einem Monat viele Personen, die durch ihre Verhältnisse und ihr Vermögen unabhängig sind, eine Stadt, wo man jeden Tag nur davon redet, die Aechtungen zu wiederholen, deren Gedächtniß schaudern macht und deren Erwartung grausig ist. Sie haben seit vielen Tagen manche Winke erhalten und ich habe sie Ihnen selbst gegeben über die herrschende Gährung, über die Entwürfe zum Metzeln und das Voraussagen des Mordens. Die unregelmäßigen Schritte mancher Behörden, die mordbrennerischen Ausschreiben mehrerer Sectionen, die blutgierige Lehre, die in den Clubbs öffentlich ausgerufen wird, die Ankunft der Kanonen, die in Sct. Denis standen, und die man gestern hat

kommen lassen, um sie in den Sectionen zu vertheilen, und das zwar auf besonderes Verlangen der Section von Gravilliers, deren unanständige Berathschlagungen man kennt, — alle diese Dinge müssen wahrhaftig diejenigen erschrecken, die nicht vergessen haben, daß in den berüchtigten Tagen des Septembers tausende von Menschen einer kleinen Anzahl Raubgesindels vergönnt haben, die Gefängnisse durch Mord auszuleeren und Frankreich in Schande und Schmach zu bringen. Ists denn unter diesen Umständen zu verwundern, daß man flieht? Ist es nicht höchste Frechheit und Verblendung, diese Flucht als der öffentlichen Ordnung und Ruhe entgegen anzuklagen und darauf anzutragen, die Thore von Paris zu schließen, um die Ruhe zu erhalten? Großer Gott! haben es denn die Mörder dahin gebracht, daß sie sich unterstehen, sich der Wirkung ihres verbrecherischen Beginnens zu bedienen, um die völlige Ausführung dieses Beginnens zu sichern. Ich zweifle nicht daran und sehe nur derjenigen Leute Entwürfe als verderblich an, die diese empörende Maasregel vorschlagen u. s. w." Er wich nachher aus dem Ministerium; aber sein Widerstand hörte nicht auf. Danton, der weiter sah, als alle Andern, hätte gern mit den Rolandisten Friede gemacht, er scheiterte an der Festigkeit, die zum Theil von einer Frau ausging. Diese Frau war es, die, als ihr Gemahl noch Minister war, die Maasregeln angab, wodurch man die Anarchie hätte vernichten und den damals noch gefangenen König hätte erretten können; sie konnte ihre Freunde zu der Energie nicht bewegen, weil die Herrn im Convent sich zu ihrer Höhe und zu ihrem Muthe nicht zu erheben im Stande waren. Das Andere, die Verfolgung der Verbrecher, erlangte sie, weil schwache Leute eben so heftig und erbittert werden können, als Weiber. Ueber das Erste spricht sie sich selbst aus. Sie giebt Gründe an, warum sie wünschte, daß ihr Gemahl das Ministerium aufgeben und als Deputirter in den Convent eintreten sollte. Sie zählt erst alle Unordnungen und Mißbräuche auf, führt alle Umstände an, welche die Erhaltung der Ruhe unmöglich machten, fügt endlich hinzu,

was ihre Freunde hätten thun sollen, aber aus Mangel an Energie unterließen: Die Stelle lautet: Die Stadtverwaltung cassiren, die Wahl einer andern Municipalität nach den bestehenden Vorschriften anordnen, eine Militärmacht (la force publique), deren man sich im Nothfall bedienen könne, einrichten, über diese Macht, zum Behufe der Polizei, einen Commandanten ernennen lassen; das waren die einzigen Maasregeln, wodurch die Ordnung in Paris konnte hergestellt werden. Ohne diese Maasregeln war das Anführen der Gesetze umsonst, und in Ermangelung einer solchen vom Stadtrath unabhängigen Macht war der National-Convent nothwendiger Weise der ganz zügellosen Stadt-Regierung untergeordnet. Wie viele Seelenstärke dazu gehörte, nichtsdestoweniger fest zu beharren und, auch ohne Hoffnung des Erfolgs, für Recht und Gerechtigkeit, für Tugend und für Ideale, die nirgends sind oder seyn werden, als in einiger wenigen Menschen Fantasie, die wir nichtsdestoweniger als wahrhaftige Dinge, als Gestalten und Wesen einer bessern Welt bei Dichtern und gutmüthigen Träumern bewundern, fortzukämpfen gegen übermächtige Frevler, überlassen wir jedem unserer Leser selbst zu urtheilen. Daß dieser Kampf gekämpft ward, glauben wir nicht besser darthun zu können, als mit den Worten eines Jakobiners, der in diese Begebenheiten verflochten war, den verschiedenen heftigen Partheien mit seiner Feder nützlich gewesen ist, und die Schrift, aus der wir eine Stelle entlehnen, in apologetischer Rücksicht abgefaßt hat. Man wird leicht merken, daß wir Bailleul meinen. Dieser sagt: *) Der erste Apfel der Zwietracht, der in den Convent geworfen wurde, war der Vorschlag, die Septembermörder gerichtlich zu verfolgen. Die Girondisten (denn ich will künftig die rechte und die linke Seite des Convents durch die Namen Gironde und Berg unterscheiden) dachten, alle Franzosen würden gewissermaßen als Mitschuldige dieser Verbrechen angesehen werden, wenn keine Untersuchung und Be-

*) Vol. II, 166 — 168.

strafung derselben angeordnet worden. Der Minister Roland und diejenigen Deputirten, die mit ihm in Rücksicht auf Strenge der Grundsätze und des Wandels am meisten übereinstimmten, wie z. B. Buzot, bestanden und drangen sehr nachdrücklich auf die Untersuchung! Wir wollen uns auf die politische Klugheit, welche Bailleul diesen aus Gefühl des Rechts und der Gerechtigkeit und einer reinen Sittlichkeit entsprungenen Forderungen entgegen setzt, nicht einlassen, es gehört dies zu unserm Zweck nicht, und Bailleul's Ansichten sind bekanntlich, besonders in und durch Mignet's Buch über die Revolution, weiter verbreitet worden. Wir haben hier mit der revolutionären Taktik nichts zu thun. Verhehlen wollen wir indessen nicht, daß die elenden Gründe, welche Bailleul zu Gunsten der Ungestraftheit anführt, uns gerade am meisten für diejenigen zu sprechen scheinen, die der Politik die Stirn boten. Vier Monate sind ihm eine vergangene Zeit; er will uns glauben machen, es habe keine Behörde bestanden, da die Septembermörder doch nur die Behörde außer Wirksamkeit hielten und, was noch mehr ist, da wir aus den Denkwürdigkeiten der Roland sehen, daß der Justizminister alle hemmenden Verordnungen des Ministers des Innern unausführbar machte; endlich sollen die Mordthaten einer schon vergangenen Epoche angehören, da doch mit ihnen die Mordepoche erst begann, und nachher das Morden immer grausiger ward. Bailleul's Worte sind: „Diese Greuel, die man zu einer Zeit begangen hatte, als eigentlich keine Behörde bestand, gehörten einer verflossenen Epoche an, außerdem forderten die Gefahren des Vaterlandes ganz andere Sorgen, und diese wurden dadurch verhindert, daß man sie auf etwas anderes richtete." Das Wichtigste für die Stellung der Rolandisten ist das, was unmittelbar folgt: „Ich weiß von einem Deputirten unserer Seite (Bailleul war bis auf eine gewisse Zeit Girondist), von einem meiner Unglücksgenossen, der aber Verbindungen mit Danton beibehalten hatte, daß in Sceaux Conferenzen zwischen den Häuptern beider Partheien gehalten wurden, die, wenn es möglich wäre, eine Annähe-

rung bewirken sollten. Guadet mit der Energie, die ihm eigen war, wollte von keiner Uebereinkunft wegen der Verbrechen reden hören, er bestand auf gerichtlicher Untersuchung. Danton richtete das Wort an ihn: Guadet, du kannst deine Privatmeinung nicht dem Vaterlande zum Opfer bringen; du kannst nicht verzeihen; du wirst das Opfer deiner Hartnäckigkeit werden. Die gerichtliche Untersuchung ward im Convent beschlossen, fährt Bailleul fort; dies verbreitete nicht nur unter denen einen Schrecken, welche hineingezogen werden konnten, sondern diese Maasregel reizte auch alle diejenigen Personen, die an den Ereignissen im Juni und August Theil genommen hatten." Auch von dieser Seite her erscheinen also die Rolandisten ganz frei von der Schuld, welche die andern Republikaner auf sich luden, als sie den Thron stürzten. Dies bahnt uns den besten Uebergang zu den letzten Ereignissen im Leben der Roland und zu der Andeutung der Charakterstärke, die sie in denselben bewies. Am ein und dreißigsten Mai 1793 wird Roland in dem Augenblick, als alle Deputirte des Convents, welche dem Schreckenssystem entgegen waren, vernichtet werden sollten, aufgesucht, von seiner Gemahlin gerettet, und diese seitdem Gegenstand der Verfolgung und des Hasses. Gleich bei der ersten Verhaftung des Gemahls, in dem Augenblicke, wo sie ihm die Flucht möglich macht, welche Stärke der Seele! Welche Fassung! Welche Würde den gemeinen und elenden Seelen gegenüber! Sie eilt zwei Mal nacheinander in den Convent, sie ist entschlossen, vor der Versammlung zu reden — und die Männer der Gironde verzagen, sie wagen im Augenblick der Noth und Gefahr nicht, zusammen zu halten, sind träg, sind schlaff und nachlässig. Diese wagen nicht für tausende zu reden und ihnen das Leben zu retten, die Frau wagt für ihren Mann und für ihre Grundsätze das Unerhörte und Unglaubliche! Vergniaud selbst, dem es weder an Beredtsamkeit noch an Muth fehlt, gesteht ihr das ein, als sie ihn h.rausrufen läßt, als sie in ihn dringt, daß er ihr Audienz verschaffe und ihren Brief vorlesen lasse.

Er will ihr nicht sagen, daß er schon Alles verloren giebt, er vertröstet sie. Sie antwortet: „So gehe ich denn einstweilen nach Hause zurück, ich komme wieder, geben Sie unsern Freunden Nachricht.“ Vergniaud erwiedert: „Sie sind größtentheils nicht hier. Sie zeigen sich muthig, wenn sie hier sind, aber sie ermangeln der Ausdauer.“ Leider, setzt sie hinzu, war das nur zu wahr! Damit vergleiche man, was die Roland von ihrer eignen Ausdauer erzählt. Schon seit Januar 1793 mochte ich das Haus nicht mehr verlassen, Roland's Bette war in meinem Zimmer, damit der Eine des Andern Gefahr theile, und ich hatte eine Pistole unter meinem Kopfkissen; nicht um diejenigen zu tödten, die kämen, uns zu morden; sondern um mich ihrer unwürdigen Behandlung zu entziehen, wenn sie Hand an mich legen wollten.“ Sie wird endlich verhaftet. Sie entschließt sich, an den Convent zu schreiben, der Brief spricht die Gesinnungen aus, die sie immer gehabt hat, ihre Freunde bitten sie, den Anfang und hie und da einige Ausdrücke zu ändern; sie fügt sich endlich, setzt aber hinzu: „Ich sagte ihnen: wenn ich glaubte, daß man meinen Brief, so wie er ist, vorlesen dürfte und könnte, würde ich ihn lassen, wie er ist, selbst wenn ich dadurch Alles das vereitelte, was ich zu erlangen hoffe; denn man darf sich nicht schmeicheln, von einer solchen Versammlung Gerechtigkeit zu erlangen. Wahrheiten, die man an sie richtet, sind nicht für sie, denn sie kann gegenwärtig unmöglich darnach verfahren, man muß sie aber laut sagen, damit sie zur Kunde der Departements kommen. Ich sehe aber ein, daß der Anfang Ursache seyn könnte, daß der ganze Brief nicht gelesen würde, da wäre es Thorheit, ihn stehen zu lassen.“ Dieselbe gleichförmige Laune bleibt ihr im Gefängniß, dieselbe unbiegsame Festigkeit, die selbst den lächerlichen Jakobiner-Einfall die Anrede: „Mein Herr“ mit „Bürger“ zu verwechseln, verschmäht, und ohne Furcht alle die widrigen Gesichter der damaligen Beamten mit dem aristokratischen „Mein Herr“ furchtlos begrüßt. Ihre Laune, das Gefühl ihrer Ueberlegenheit, die Freudigkeit, die das gute Gewissen

in Verfolgungen giebt, verläßt sie während der ganzen Zeit ihrer ersten Haft im Abteigefängnisse keinen Augenblick. Sie giebt uns davon einen Beweis in der Erzählung von ihrem Abschied aus diesem ersten Kerker. Sie berichtet: Ihr Kerkermeister Lavacquerie habe ihr gesagt, er hätte noch nie in dem kleinen Zimmer, das sie inne gehabt, jemand gesehen, der stets so guter Laune gewesen, so behaglich sich Bücher und Blumen bestellt habe. Er fügte hinzu: er werde es künftig Pavillon der Flora nennen. Hier folgen ein Paar Worte, die für die Aehnlichkeit der beiden Damen, der Roland und der Charlotte Corday, sehr anziehend sind. Die Corday ward bekanntlich, zur großen Freude der Jacobiner, o) Marat's Mörderinn, mit der Standhaftigkeit einer Heldin, die nur unglücklicher Weise nicht gut angebracht war. Die Roland sagt: „Ich wußte nicht, als mir Lavacquerie dies sagte, daß er mein Zimmer in dem Augenblick für Brissot bestimmte, von dem mir unbekannt war, daß er in meiner Nähe sey. Ebensowenig ahndete ich, daß es bald darauf von einer Heldin, die eines bessern Jahrhunderts würdig gewesen wäre, von der berühmten Corday, würde bewohnt werden.“ Selbst die furchtbare Täuschung, daß sie kaum aus dem Abteigefängnisse frei gelassen ist, als man sie wieder verhaftet, um sie in Sainte-Pélagie festzusetzen, wirft sie nicht zu Boden. Sie sagt, wie sie sich aufs neue in Haft findet, in einer grausameren, strengeren, quälenderen, als vorher — „Hatte ich nicht Bücher, nicht Muße? War ich nicht noch dieselbe wie vorher? (n'étais je plus moi-même?) Wahrlich ich war

---

o) Sie hatten ihn gebraucht, seine Rolle war ausgespielt, sie konnten auch seine Ermordung noch auf dieselbe Weise gebrauchen, wie sie ihn gebraucht hatten — als Popanz. Die Roland sagt an einer andern Stelle: Une femme étonnante, ne consultant que son courage, est venue donner la mort à l'apôtre du meurtre et du brigandage; elle mérite l'admiration de l'univers: mais faute de bien connaître l'état des choses elle a mal choisi son tems et sa victime — — — — — la mort de Marat n'a fait que servir ses abominables sectateurs.

höchst unwillig über mich selbst, daß ich mich in meiner Ruhe hatte stören lassen, ich dachte an nichts weiter als daran, mein Leben zu gebrauchen, so lange ich es hätte, und meine geistigen Fähigkeiten mit der Unabhängigkeit anzuwenden, die eine kräftige Seele auch in den Fesseln bewahrt, und dadurch ihre heftigsten Feinde um das Vergnügen bringt, ihr recht wehe zu thun.“ Um diese Stelle recht zu würdigen, muß man wissen, daß sie geschrieben ward, als sie den Tod jeden Augenblick erwartete, als sie sich in allen ihren Hoffnungen getäuscht sah, als alle ihre Freunde verloren waren, als die Sicherheit ihres Gemahls, den sie vorher gerettet wußte, gestört, ihre Tochter verlassen war. An einer andern Stelle drückt sie denselben Sinn auf folgende Weise aus: „Das war also der Aufenthaltsort, der der würdigen Gattin eines rechtlichen Mannes vorbehalten war! Wird Tugend auf Erden auf diese Weise belohnt, dann darf man sich über meine Lebensverachtung nicht wundern, nicht über die Festigkeit, mit welcher ich dem Tode werde zu trotzen wissen. Nie war mir der Tod furchtbar gewesen, — jetzt aber finde ich ihn reizend. Längst hätte ich ihn freiwillig mit Entzücken umfangen, wenn meine Tochter mich nicht bewegte, sie noch nicht zu verlassen, wenn mein freiwilliges Abtreten von der Bühne des Lebens nicht der Verläumdung gegen einen Gemahl Waffen in die Hand geben würde, statt daß ich seinen Ruhm zu vertheidigen im Stande bin, wenn man mich vor ein Gericht bringt.“ Dennoch faßte sie nachher den Entschluß, ihren Feinden den Triumph ihrer Hinrichtung zu entziehen, nahm ihn aber auf Vorstellung eines Freundes, daß es rühmlicher sey, den Tod zu erwarten, als ihm entgegen zu gehen, zurück. Wir wollen die Geschichte der letzten Monate des Lebens der merkwürdigen Frau hier nicht ausführlich erzählen; die neusten Herausgeber ihrer Denkschriften haben das in der dem ersten Bande vorgesetzten Notiz über die Frau Roland sehr vollständig gethan, und ihre letzten Schriften und Blätter, die hinter ihren Denkschriften gesammelt sind, zeigen ihre Stimmung in allen Abwechselungen ihrer Lage. Sie ist oft

traurig, nie verzagt. Wir wollen zum Schlusse nur einige Andeutungen geben, um die Aufmerksamkeit derjenigen, die Geschichte studieren, um die menschliche Seele und ihr Verhältniß zu den äußern Umständen kennen zu lernen, auf die Schriften selbst hinzulenken. Zuerst bemerken wir, wie ein zufällig hingeworfener Satz uns belehrt, daß die Frau Roland und die Frau Pétion beide über die Scenen des zwanzigsten Juni und des zehnten Augusts tief betrübt waren, so sehr sie die Republik wünschten, obgleich sie nicht ahndeten, daß die Rache der Frevel, die der Zweck heiligen sollte, auch ihre unschuldigen Häupter treffen würde. Sie erzählt uns, welche Damen sie auf dem gemeinschaftlichen Vorplatze des Gefängnisses getroffen habe, wohin man sie gebracht hatte. Ich sah, erzählt sie, auch Frau Pétion. „Ich glaubte nicht, rief ich ihr zu, als ich am 10. August 1792 auf der Mairie war und Ihre Besorgnisse theilte, daß wir die Jahrfeier dieses Auftritts in Sainte Pélagie feiern würden, und daß der Sturz des Throns unser Unglück seyn sollte.“ In dem Aufsatz, den sie letzte Gedanken überschrieben hat, die keinen vollen Monat vor ihrem Tode aufgesetzt sind, spricht sie ihren männlichen Sinn und die Verachtung der schwachen Menschen ihrer Parthei aus, die ihre zwei und zwanzig Collegen preisgaben, statt das Aeußerste zu wagen: „O, schreibt sie, hätten sie meinen Muth gehabt, diese feigherzigen (pusillanimes) Wesen, diese Männer, die den Namen Männer nicht verdienen, deren Schwäche sich mit dem Schein der Klugheit bedeckte, und die achtungswürdigen zweiundzwanzig zu Grunde richtete: sie hätten dann die ersten Fehler ihres Betragens wieder gut gemacht, sie hätten am zweiten Juni durch eine förmliche Widersetzung die Verhaftung gehindert, die sie hernach getroffen hat. Dann hätte ihr Widerstand die Departements, die noch unentschieden oder auch ängstlich waren, gewarnt, er hätte die Republik gerettet, und hätten sie auch untergehen müssen, so hätte ihr Tod ihnen so viel Ehre gebracht, als ihrem Vaterlande Nutzen. Sie haben um Zeit zu gewinnen mit den Verbrechern unterhandelt; die Elenden!

auch sie mußten fallen, als die Reihe an sie kam; aber sie fallen schmählich! Keiner beklagt sie, sie haben keine andere Aussicht in der Nachwelt, als auf die völlige Verachtung derselben." — In diesem Ton geht es fort; keine Schwäche, keine Furcht zeigt sich. Ehe sie ihre letzten Verfügungen für ihre treue Dienerin, über ihr Vermögen, für ihre Tochter und Angehörigen macht, ruft sie die Gottheit an, und spricht ihre religiösen Grundsätze aus, die freilich keine christlichen sind. „Gottheit, heißt es, höchstes Wesen, Seele der Welt, Urgrund von allem dem, was ich Großes und Gutes und Glückliches empfinde, du, an dessen Daseyn ich glaube, weil ich nothwendig von irgend etwas Besserem herfließen und entsprungen seyn muß, als von dem, was ich rund um mich sehe, ich werde mich mit deiner Wesenheit wieder verbinden!" In demselben Augenblick schreibt sie der Tochter (18. Oct.) — „Du hast den Frieden meiner Seele gekannt, den ich im Unglück und in der Gefangenschaft bewahrte, weil ich von keinen Gewissensbissen wußte, und die Rückerinnerung und die Freude, welche aus guten Handlungen in unsere Seele fließt, bewahrte. Nur diese Mittel allein können uns in den Stand setzen, die Uebel des Lebens und den Wechsel des Schicksals ruhig zu ertragen. Vielleicht, und das hoffe ich, ist es dir nicht vorbehalten, ähnliche Prüfungen, wie die, welche ich überstanden habe, zu bestehen; aber es giebt andere, die du nicht weniger als ich erfahren mußt. Ein Leben strenger Zucht und stete Beschäftigung sind die besten Vorbauungsmittel gegen alle Gefahren, und die Nothwendigkeit wie die Weisheit gebieten dir, sehr fleißig zu arbeiten." Ihre Beobachtungen bei dem Prozeß ihrer Freunde, wo man sie zum Schein als Zeuge gebrauchen wollte, ihre Bemerkungen über die Anklageakte, so wie über die Prozedur sind mit derselben Ruhe und Festigkeit geschrieben, als wenn sie mit Muße und in ruhigen Augenblicken abgefaßt wären. In welchem Geiste, mit welchem Sinn, das zeigt der Schluß der Bemerkungen über Amars schändliche Anklageakte. „Ich wünsche, sagt sie, den Tod dadurch zu verdienen, daß ich für meine Freunde Zeugniß ab-

lege, so lange sie noch leben, und ich fürchte, diese Gelegenheit zu verlieren. Ich stehe wie auf Dornen, ich erwarte, (sie schrieb die ganze lange Abhandlung, während sie vorgerufen zu werden erwartete) den Gerichtsdiener wie eine Seele, die in der Buße ihren Befreier erwartet, ich habe diese Bemerkungen nur niedergeschrieben, um meine eigene Ungeduld durch Beschäftigung zu stillen." Ihr Verhör, das sie selbst aufschreibt und wörtlich genau behält, beweiset dieselbe Geistesgegenwart. Man vergleiche ihre Antworten mit Ludwig's Antworten an seine Richter. Sie bleibt überall in den Gränzen der Schicklichkeit, nur einmal erwiedert sie hart und strenge, als sie nämlich gefragt wird, ob sie wisse, wo Roland sey und zu welcher Zeit er Paris verlassen habe: „Mag ich es wissen oder nicht, ich bin nicht schuldig und nicht gesonnen, es euch zu sagen." Sie bringt endlich den Richter und den öffentlichen Ankläger in solche Verlegenheit, daß der Letztere, nachdem er alle Sophistik, Grobheit, verfängliche Fragen, verwirrende und in Verlegenheit setzende Anreden erschöpft hat, endlich ausruft: „Mit einer solchen Schwätzerin werde man nie fertig," und das Verhör schließt. Die Antwort, die sie darauf giebt, ist vortrefflich: „Wie beklage ich Sie, erwiederte ich mit Heiterkeit. Ich verzeihe Ihnen sogar Alles, was Sie mir Unartiges sagen, Sie glauben, Sie hätten einen recht Schuldigen vor sich, Sie sind ungeduldig, ihn zu überführen; aber, wie unglücklich ist man, wenn man auf diese Weise im voraus gegen jemand eingenommen ist! Sie können mich freilich aufs Schaffot schicken, Sie können mir aber die Freudigkeit, die uns ein gutes Gewissen giebt, nicht rauben, und eben so wenig die feste Ueberzeugung, daß die Nachwelt mich und Roland rächen und seine Verfolger ehrlos nennen wird." In der Nacht nach ihrem Verhör schrieb sie den Entwurf ihrer Vertheidigung vor Gericht, den man ebenfalls ihren Denkschriften beigefügt findet. Dieser Entwurf schließt mit den Worten: Ich habe meine Gesinnungen und Meinungen nie verhehlt. Ich weiß, daß eine römische Dame unter Tiberius hingerichtet wurde, weil sie ihren Sohn be-

weint hatte; ich weiß, daß in einer Zeit der Verblendung und der Wuth des Partheigeistes jeder, der sich einen Freund der Verdammten oder Geächteten öffentlich zu nennen wagt, sich der Gefahr aussetzt, ihr Schicksal theilen zu müssen. Aber ich verachte den Tod, ich habe immer nur das Verbrechen allein gefürchtet, ich werde nie die Erhaltung meines Lebens durch eine Niederträchtigkeit kaufen. Unglücklich eine Zeit, unglücklich ein Volk, unter welchem man, wenn man genöthigt ist, der verkannten Wahrheit seine Huldigung darzubringen, sich Gefahren aussetzt, und vor allen glücklich alsdann derjenige, der ihnen zu trotzen sich fähig fühlt. Derselbe Sinn blieb ihr im Augenblick, als ihr das Urtheil vorgelesen wurde, und als sie zu ihrer Hinrichtung ging. Als ihr das Todesurtheil vorgelesen war, sagte sie ihren Mördern: „Ihr urtheilt mich würdig, das Loos der großen Männer zu theilen, die ihr ermordet habt, ich werde mich bemühen, mit dem Muth, den sie gezeigt haben, aufs Schaffot zu steigen." Bei der Hinrichtung selbst war ihr Muth noch bewunderungswürdiger. Wir haben über ihre letzten Augenblicke das Zeugniß von Augenzeugen, und wollen die Schmähungen ihrer Mörder hier beifügen, um zu zeigen, daß diese im Wesentlichen ganz damit übereinstimmen. Ihre Freunde sagen, als sie zum Tode gegangen sey, habe ihr ruhiges Antlitz, die Heiterkeit in ihren Zügen, der Ausdruck ihres Blicks die Ruhe ihrer Seele verrathen, sie habe sich in einem höchst einfachen und natürlichen Ton unterwegs mit einem ihrer Unglücksgefährten unterhalten. Sie fugen hinzu, sie habe nicht mit ihrem Muthe Prunk getrieben und, was besonders zu beachten ist: „Ihre Ergebung ins Schicksal ward nie zur Schwäche." Das öffentliche Blatt, welches die Königin, die um dieselbe Zeit hingerichtet wurde, mit Schmähungen überhäufte, und aus welchem der Moniteur seine Anzeige der Hinrichtung der Roland entlehnte, giebt folgende schmähende Anzeige, die indessen das, was wir oben gesagt haben, im Wesentlichen anerkennt und bestätigt. Die Roland (la femme Roland), ein schöner Geist voll großer Plane,

eine Philosophin auf Zettelchen (à petits billets), Königin eines Augenblicks, umgeben von feilen Schriftstellern, denen sie Nachtessen gab, denen sie Gunstbezeugungen, Titel und Geld vertheilte, war ein Ungeheuer in jeder Rücksicht. Ihre verachtende Miene gegen das Volk und gegen die Richter, welche dieses gewählt hatte, die stolze Hartnäckigkeit ihrer Antworten, ihre ironische Lustigkeit, diese Festigkeit, die sie zur Schau trug, als sie vom Gerichtshause zum Revolutionsplatze ging, wo sie hingerichtet werden sollte, Alles dieses bewies, daß keine schmerzhafte Erinnerung sich in ihr regte. Dennoch war sie Mutter, sie hatte die Natur geopfert, als sie sich selbst erheben wollte, der Wunsch, gelehrt zu seyn, führte sie zur Vergessenheit der Tugenden ihres Geschlechts, und diese Vergessenheit, die immer gefährlich ist, brachte sie zum Tode durch Henkers Hand. Was das Letzte betrifft, so beweisen die Stellen und die Briefe der Roland, die wir, weil dies nicht zu unserm Zweck gehört, nicht angeführt haben, gerade das Gegentheil. Ihre Sorge für ihr Haus, für ihren Gatten, ihr Kind, ihre getreue Magd, ihre alten Verwandten mütterlicher Seite ist rührend und ihre Verfügungen in der Schrift, deren wir oben gedachten, in dieser Beziehung ausführlich und eben so genau als verständig. Was für eine Art Menschen eigentlich den Pöbel in der Schreckenszeit leitete, wird man aus jener boshaften, spitzfindigen, gut berechneten Anzeige sehen, besonders wenn man sie im Zusammenhange lieset. Das waren Leute der alten Zeit, die so etwas schrieben, das kann ein Fantast und Enthusiast nicht.

Ueber die Quellen der späteren lateinischen Geschichtschreiber, besonders über Zeitungen, öffentliche Bekanntmachungen, Archive und deren Benutzung unter den Kaisern.

Der Verfasser dieser Abhandlung wagt nicht, mit Beckmann a) den Alten förmliche Intelligenzblätter und Zeitungen zuzuschreiben; er erkennt aber sowohl in den späteren Zeiten der Römer als im Mittelalter eine Art von Mittheilung, welche die Stelle unserer Journale und Zeitungen vertreten konnte. Briefe, welche, an einen Freund geschrieben, gleich Anfangs bestimmt waren, mehreren oder allen mitgetheilt zu werden, Chroniken, welche öffentlich aufgestellt, abgeschrieben, in Abschriften in Umlauf gesetzt und mit Zusätzen vermehrt wurden, waren die Mittel, deren sich jeder bedienen, Mittheilungen, die von Einzelnen ausgehen konnten; andere waren offizieller Art. Oeffentliche Register, Protokolle, zu denen der Zugang erlaubt war, die entweder förmlich mitgetheilt oder in den Bibliotheken an besonderen Orten aufbewahrt wurden, gehören der letzteren Gattung an. Wir wollen der Reihe nach von den einzelnen Arten dieser historischen Quellen handeln. Die erste Art öffentlicher Nachrichten, die wir in Rom entdecken, ist die Chronik des Oberpriesters (pontifex maximus), welche jedoch nicht mit der Republik beginnt.

---

a) Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, zweiter Theil, Seite 232. vierter Theil, Seite 306.

Die Chronik mag der Oberpriester immerhin gleich von der ersten Einrichtung des Staats an gehalten haben, Oeffentlichkeit erhielt sie zuverlässig erst, als das Geheimnißvolle der patrizischen Ceremonien zu verschwinden begann, und Flavius die Formeln der Juristen nebst der Anzeige der Gerichtstage, welche sonst der Oberpriester als Geheimniß bewahrte, bekannt gemacht hatte. Von dieser Zeit an war, wie uns Cicero berichtet, in dem großen Vorsaale (atrium) des Oberpriesters eine Tafel aufgestellt, wo der Oberpriester selbst alle Vorfälle, die den Staat angingen (nach einer ausdrücklichen Erklärung des Tacitus nur die wichtigeren) aufzeichnete. Diese Tafel, welche eine Art förmlichen Protokolls der öffentlichen Geschäfte bildete, konnte jeder sich täglich oder wöchentlich abschreiben, sie war also gewissermaßen eine Art offizieller Zeitung. Die Chroniken des Orients, die deshalb auch in einen ganz eigenen Bombast der Sprache gehüllt sind, bilden auf ähnliche Weise eine Reichszeitung, manche Chroniken des Mittelalters hatten denselben Charakter, alle aber vertraten die Stelle unserer öffentlichen Blätter. Eine solche Chronik ging von Kloster zu Kloster, von Stadt zu Stadt, und in den Städten von einem Bürgerhause zum andern, sie bildete also eine Art Zeitung, wenn gleich nur eine langsam und sehr unregelmäßig erscheinende. Eine solche Chronik ward als Gemeingut betrachtet, wie die Nachrichten unserer Zeitungen ebenfalls. Jeder rückte sie in die für seinen Ort, seine Familie, sein Kloster bestimmten Nachrichten wörtlich ein, schob Stellen aus der einen Chronik in die Andere, hängte Fortsetzungen an, machte Aenderungen, fügte ganz neue Nachrichten bei u. s. w. Wer mit den Chroniken des Mittelalters auch nur oberflächlich bekannt ist, wird wissen, daß sich gewisse Chroniken für eine bestimmte Gegend oder ein bestimmtes Volk durch eine Reihe von Chroniken oft Wort vor Wort verfolgen lassen, daß aber selten der Text ohne wesentliche, nicht aus Nachlässigkeit oder zufällig entstandene sondern absichtlich gemachte Aenderungen bleibt. In der sogenannten Kaiserchronik oder der deutschen Chronik über die Reichsbege-

benheiten, von der der Verf. dieses Aufsatzes die abweichenden Texte zu vergleichen keine Gelegenheit gehabt hat, soll dieses besonders sichtbar und auffallend seyn, wie Herr Maßmann sehr oft erinnert hat; in allen lateinischen Chroniken ist es unverkennbar. Die römische Chronik ward nie in diesem Sinn ein öffentliches Blatt; sie stockte gerade zu der Zeit, als das Bedürfniß solcher Mittheilungen am fühlbarsten wurde. Warum die Chronik nicht mehr fortgesetzt ward, sagt uns Cicero nicht, daß sie aber aufhörte, ist ausgemacht. P. Mucius, als Oberpriester, sagt Cicero, setzte die Chronik nicht weiter fort. Man vermuthet, daß sie wegen der bürgerlichen Unruhen stockte, einen Beweis hat man aber dafür nicht. Dieses Stocken des bisherigen Ersatzmittels für die Zeitungen veranlaßte Cäsar, eine andere Einrichtung zu treffen; ehe wir indessen zu dieser übergehen, müssen wir der Briefe gedenken, welche im Alterthum, im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten der neuern Zeit die Zeitungen und Journale ersetzen sollten. Der abwesende römische Staatsmann hatte ein dringendes Bedürfniß von den vorfallenden Geschäften unterrichtet zu seyn, weil kein Senatsprotokoll vorhanden war, in dem er nach seiner Rückkehr aus der Provinz das Nöthige hätte aufschlagen können.; er kam daher ganz natürlich auf den Gedanken, durch Mittheilungen seiner Freunde sich die nöthigen Notizen zu sammeln, und ersuchte daher einen derselben, ihm den Gang der Geschäfte zu melden. Nicht im Senat wurden aber alle Geschäfte verhandelt; Vieles ward vor dem Volke abgethan, Vieles auch bei den besondern Behörden, und Manches, was der Entfernte wissen wollte, war im eigentlichen Sinne Stadtneuigkeit. Wer viele Freunde hatte, konnte unmöglich ihren Wünschen entsprechen; er schrieb also entweder einen Brief, der allen als eine Art förmlicher Zeitung geschickt ward, oder er bediente sich der Hülfe eines andern, welches um so leichter war, da es schon zu Cicero's Zeit in Rom eine Art Leute gab, die man mit den englischen bezahlten Berichterstattern (reporters) der verschiedenen Zeitungen vergleichen kann. Cicero scheint zwar in

einer Stelle seiner Briefe an Atticus b) auf eine Art offizieller Nachrichten von dem, was in Rom öffentlich verhandelt werden sollte, anzuspielen, untersucht man aber die Stelle genauer, so wird man mit Ernesti**) finden, daß nur die obengenannten Privatberichte verstanden werden. Diese Berichte, die, wie wir aus einer Stelle in Cölius Briefen schließen, sehr gut bezahlt wurden, lernen wir aus Cölius Correspondenz mit Cicero kennen, und sehen dabei, daß das Zeitungschreiben in Rom wie bei uns getrieben ward. Entweder Cölius hatte Cicero nicht recht verstanden, und wußte nicht, welche Art Neuigkeiten dieser von ihm zu erfahren wünschte, oder er stellte sich auch nur so; er entschuldigt sich wenigstens, daß er das Geschäft nicht selbst übernommen habe, und später, als sich Cicero über die Art, wie er sich aus der Sache gezogen, beschwert, verspricht er ihm, Falls er nur von öffentlichen und bedeutenden Sachen unterrichtet zu seyn wünsche, ihm diese Nachrichten selbst zu geben und nicht wieder Zeitungen zu schicken. In seinem früheren Berichte c) giebt er sehr fein zu verstehen, er habe geglaubt, ein Abwesender werde auch die geringsten Kleinigkeiten von Hause zu erfahren wünschen, er sey aber ungemein faul im Schreiben, habe sich daher an einen jener bezahlten Berichterstatter gewendet, und dieser habe ihm eine Menge Neuigkeiten zusammengeschrieben. Er selbst erstaune, wie die Leute es nur anfingen, alles das Zeug zusammen zu treiben, und woher sie Zeit nähmen, es niederzuschreiben. Cicero werde, fügt er hinzu, in jenem Berichte finden: alle Senatsbeschlüsse, alle Edikte, (bekanntlich konnte jeder **Magistratus** dergleichen erlassen,) alle neuen Stücke, welche aufgeführt worden, alle Spiele, die gehalten seyen, alle Gerüchte, welche in Umlauf gekommen. Er verhehlt dabei dem Cicero nicht, daß das Wichtigste, das, was der Staatsmann und Senator besonders zu wissen verlange, die-

b) **Ad Attic. lib. II. ep. 6.**

**) In einer Beilage zu seinen Noten zum Suetonius.

c) **Epist. ad div. lib. VIII. ep. 1.**

sen Leuten, die nur für Geld schreiben, (operariis istis) gänzlich unbekannt bleibe. Cicero, in seiner Antwort an Cölius, d) zeigt sich sehr unwillig darüber, daß ihn dieser für einen ganz gewöhnlichen Zeitungsleser gehalten habe, und bittet ihn mit dergleichen gekauften Zeitungen künftig ganz zu verschonen, weil er sich um dergleichen Neuigkeiten, selbst wenn er in der Stadt sey, nicht zu bekümmern pflege, geschweige denn, sie sich mehrere hundert Meilen weit nachschicken lasse. Der größte Theil der vornehmen Römer scheint indessen anders gedacht zu haben, denn die Sammlungen von Anekdoten und Neuigkeiten mehrten sich und das Geschäft ward einträglicher; doch wurden zu gleicher Zeit einzelne Briefe bedeutender Männer Journale für einen gewissen Kreis ihrer Freunde und Bekannten. Schon bei Cicero finden wir gar manche Briefe so geschrieben, daß wir ihre Bestimmung als Rundschreiben für mehrere erkennen. Die Briefe der Apostel sind auf ähnliche Weise abgefaßt, und fast alle Briefe der Gelehrten und der Philosophen späterer Zeit können als Aufsätze zur Mittheilung an viele angesehen werden, ebenso die Briefe eines Julian, der Kirchenväter und der Sophisten. Daß solche Briefe, auch wenn sie nicht blos Neuigkeiten oder Mittheilungen enthielten, die den Staat angingen, durch Zusätze vermehrt wurden, und schon vor dem Anfang des Mittelalters den Charakter gewonnen hatten, den sie durch das ganze Mittelalter bis auf die erste Einrichtung der Journale, oder, um besser zu reden, des Journal des savans, behauptet haben, scheint aus Symmachus Briefen hervorzugehen. Diese sind nicht allein durchaus so abgefaßt, daß man deutlich erkennt, daß auch das kleinste Billet bestimmt gewesen sey, als Briefmuster zu dienen, sondern Symmachus sagt an einer Stelle ausdrücklich, daß die Briefe seiner Freunde an ihn, und folglich auch seine Antworten, nicht zum Privatverkehr der Einzelnen, sondern zur gemeinschaftlichen Erklärung über die darin abgehandelten Dinge bestimmt gewesen seyen. Wir wollen Sym-

---

d) Epist. ad div. lib. II. ep. 8.

machus Worte unten beifügen, e) und gelegentlich nur noch bemerken, daß das lächerlich übertriebene Lob des Protadius, des Symmachus Briefe verdienten nach chinesischer, oder wie er sagt, persischer (Achaemenio more) Weise auf Seide geschrieben zu werden, sich nur auf den allgemeinen Nutzen, den er davon erwartete, beziehen kann. Die gelehrte Gesellschaft, welche Karl der Große bildete, deren Briefe man in Alcuin's Werken findet, hatte keinen andern Zweck, als diese Mittheilungen regelmäßig zu machen, und dem kleinen Kreise derer, die an den Humanitätsstudien und den Wissenschaften lebhaften Antheil nahmen, alle Entdeckungen durch Correspondenz schnell mitzutheilen, und sich darüber zu unterhalten. In den folgenden Zeiten des Mittelalters dauerte der Gebrauch hie und da fort; die Briefe Abälard's und der Heloise, scheinbar die bloßen Ergüsse sinnlicher Neigung, reiner Herzensverwandtschaft und gemeinschaftlichen Strebens nach Erkenntniß, sind doch sehr oft ganz eigentliche Abhandlungen, bestimmt, einem Kreise von Freunden mitgetheilt zu werden. Petrarca bedient sich daher nicht blos der Briefform, wenn er sich gegen seine Freunde und Bekannte über wissenschaftliche Materien so erklären will, daß seine Erklärungen dem großen Publikum können mitgetheilt werden, sondern er richtet seine Briefe sogar an die von ihm bewunderten Männer des Alterthums selbst, gleich als wenn sie noch im Leben wären. In der Folge wird die Correspondenz der Gelehrten ganz eigentlich das Mittel, ein gemeinschaftliches Streben hervorzubringen, und die Unterhaltung eines großen Briefwechsels wird im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert unerläßlich, wenn

---

e) Symmachi epistolae lib. IV. ep. 34. Magni sunt quidem fructus quos de litteris tuis capis. Sed fiunt uberiores, dum per communium fratrum manus transeunt. Singuli enim scriptis tuis de suo aliquid adponunt. Tibi igitur acceptum fero quicquid ex omnium ore conquiro. Sed rursus expende, quanto labore respondeam tot ingeniorum sublimium varietati. Nam pares estis nec tamen similes.

man als Gelehrter mit der Zeit gleichen Schritt halten will; daher die Briefsammlungen jener Zeiten für einzelne Notizen und für den ganzen Gang der Wissenschaft eben so wichtig sind, als die Zeitschriften der neueren Zeit. Wir brechen indessen hier über diesen Punkt, der nicht nothwendig mit unserm Zweck zusammenhängt, ab, und folgen unserm eigentlichen Gegenstande, den offiziellen und nicht offiziellen öffentlichen Nachrichten in Rom und ihrer Benutzung von den späteren Geschichtschreibern. Wir bemerkten oben, daß zu Cäsar's Zeit der Mangel eines Senatsprotokolls, und einer Chronik über die Tagsereignisse und über das, was unter obrigkeitlicher Aufsicht geschehen mußte, z. B. Heirathen, Scheidungen, Sterbfälle, Geburten und vieles Andere sehr fühlbar ward; Cäsar setzte daher durch, daß im Senat ein Protokoll gehalten und die Tagsereignisse (acta populi, acta publica oder diurna) von Staatswegen bekannt gemacht würden. Hier ist es, wo Maternus von Cilano Beckmann in einen Irrthum geführt hat. Dodwell in den Camdenischen Vorlesungen und Reinesius in seiner Sammlung römischer Inschriften geben nämlich eine Reihe solcher öffentlichen Nachrichten oder Proben römischer Tagblätter (acta populi) aus den Zeiten des Kriegs mit Perseus, aus denen wir hier nur einige wenige Notizen anführen wollen. f) In der ersten jener Zeitungen wird uns z. B. berichtet, daß unter Aemilius Consulat Q. Minutius Scapula vor dem Prätor Bäbius angeklagt sey, daß fünfzehn Richter ihn verdammt, drei und dreißig andere aber auf eine weitere Untersuchung angetragen hätten. Aus der zweiten erfahren wir, daß in einer Schenke der Portuensischen Straße auf dem Esquilinischen Berge, zum gehelmten Bär genannt, Schlägerei vorgefallen, und daß der Wirth schwer verwundet worden. Eben daselbst wird gemeldet, daß

---

f) Es wird für unsern Zweck hinreichen, wenn wir mit Uebergehung der auf den Staat und die Staatsangelegenheiten sich beziehenden Nachrichten nur diejenigen herausheben, die etwas Auffallendes haben und sich auf das Privatleben beziehen.

die Fleischer von den Aedilen hart um Geld gestraft seyen, weil sie Fleisch verkauft hätten, das nicht vorher polizeilich untersucht worden. Eine andere dieser Inschriften sagt uns, daß der Wechsler Aufidius, der seine Bank am Cimbrischen Schilde gehalten habe, Bankerott gemacht, und mit Hinterlassung vieler Schulden durchgegangen, eingeholt und vor Gericht gestellt sey. Bei der Untersuchung vor dem Prätor Fontejus Balbus habe sich ergeben, daß er im Stande sey, alle seine Gläubiger zu befriedigen. Wir übergehen die Neuigkeiten anderer Art, als z. B. Feuersbrünste, Rekrutenaushebungen, Aufzüge, Leichenbegängnisse und Mahlzeiten, weil wir nur bezeichnen wollten, von welcher Art diese Nachrichten sind. Schon Wesseling hatte bei Gelegenheit der Camdenischen Vorlesungen den Glauben an die Dokumente, welche man bei Reinesius und aus diesem bei Maternus von Cilano findet, g) erschüttert; Ernesti in einer Beilage zu seinem Suetonius hat ihre Unächtheit dargethan. Form, Inhalt, Manier, Sprache, kurz, alle inneren und äußeren Merkmale beweisen, daß diese sogenannten Inschriften oder Reste der Tagsregister (acta diurna) das Machwerk eines Mannes sind, der sich mit den Alterthumsforschern einen Scherz machen wollte; wir wollen von diesen vorgeblichen öffentlichen Nachrichten sogleich zu denen übergehen, die wir weniger genau, dafür aber auch desto zuverlässiger kennen. Wir bemerkten schon oben, daß Cäsar nicht blos unter seinem Consulat durchsetzte, daß ein Senatsprotokoll sollte gehalten werden, sondern daß er nachher als Dictator auch verordnete, daß dies Protokoll, so wie die Tagsvorfälle bei den öffentlichen Verwaltungen und Behörden, nebst den eigentlich nur die Neugierde befriedigenden Kleinigkeiten aus dem täglichen Leben, dem ganzen Volk sollten mitgetheilt werden. Diese sogenannten Acta populi, auch diurna genannt, enthielten die Register der Gebornen und Gestorbenen, die Anzeige der Heirathen, der Scheidungen, der

g) Ausführliche Abhandlung der röm. Alterthümer; herausgegeben von Adler. Altona 1775. 1r Th. S. 403 — 407.

Adoptionen, Freilassungen der Sklaven, Reden ans Volk, Criminalprozesse, begonnene oder vollendete Bauunternehmungen, und Tacitus unterscheidet ausdrücklich das, was in das Senatsprotokoll und die mit diesem verbundenen Register über wichtige Staatsbegebenheiten gehört, von den eigentlichen Zeitungsnachrichten. h) Cäsar, der eine Art constitutioneller Monarchie im Sinn hatte, konnte ohne Bedenken auf Oeffentlichkeit dringen; Augustus, der eine militärische Herrschaft unter dem Schein der alten Formen verbergen wollte, von denen er sehr wohl wußte, daß sie alle Bedeutung verloren hätten, durfte diese Oeffentlichkeit nicht zugeben. Die Bekanntmachung der Tagsneuigkeiten, die den Staat und dessen Verwaltung angingen, hörte auf, das Senatsprotokoll ward aber fortgesetzt, und statt daß es vorher bald dieser bald jener Senator niederschrieb, ward ein eigener Kanzleidirektor bestellt. Die Bekanntmachung der andern Stadtneuigkeiten dauerte fort, damit das Volk vom Wichtigen auf Kleinigkeiten, von dem, was Staat und Menschheit anging, auf das Armselige, nämlich das, was einzelne hohe Familien oder das regierende Haus betraf, auf Feste, Schauspiele, Bauwerke, Reisen u. d. g. gelenkt würde, die Senatsverhandlungen dagegen wurden ihm entzogen. Wir werden indessen weiter unten sehen, daß diese Protokolle nicht blos in den Archiven, sondern auch in besondern Abtheilungen der öffentlichen Bibliotheken, zu denen nur der Stadtpräfekt den Zutritt erlauben konnte, aufbewahrt wurden; daß daher die Geschichtschreiber der Kaiserzeit zuweilen die Erlaubniß, sie zu benutzen, erhalten haben, und wir müssen unten oft darauf zurückkommen. Von Cäsar's Zeit bis auf Augustus war Keiner besonders bestimmt, das Protokoll zu halten, unter Augustus ward einer der Senatoren förmlich damit beauftragt, natürlich hatte er dabei Se-

---

h) Tacit. Annal. lib. XIII. c. 31. — — — cum ex populi Romani dignitate repertum sit, res illustres annalibus, talia (nämlich laudanda fundamenta et trabes et molem amphitheatri) diurnis urbis actis mandare.

kretäre, Schreiber und Aktuare zu Handlangern. Ein geheimer oder stiller Senatsbeschluß (Actum tacitum) heißt daher auch ein solcher, der blos von Senatoren aufgefaßt und niedergeschrieben wurde, von dem also Keiner der Unterbedienten etwas erfuhr. Der Ausdruck, wie die Sache, gehört der späteren Zeit an. Auf diese Protokolle kommen wir zurück, wenn wir hier zuerst einige Bemerkungen über die als eigentliche Zeitung fortdauernden allgemeinen Nachrichten (Acta populi, Acta publica, diurna, urbana) beigefügt haben. Nach Suetonius und Tacitus, ganz besonders nach den Verfassern der späteren Kaisergeschichte zu urtheilen, waren diese römischen Zeitungen ungemein verbreitet und gesucht; sie wurden in den Provinzen und Armeen gelesen, und enthielten manchmal sogar Einiges von dem, was im Senat vorfiel, der jetzt eigentlich zu einer Art Staatsrath geworden war. Merkwürdig ist es, daß diese höchst unschuldigen Zeitungen ihre Leser in Gefahr brachten. Alle darin aufgeführten Männer, die sich nicht als ganz sklavische Diener der Regierung bewiesen, waren dem Argwohn, der Verläumdung der blinden und eigennützigen Schmeichler der tyrannischen, willkührlichen und oft wahnsinnigen Regenten ausgesetzt, welche durch Soldaten auf den Thron gebracht und darauf erhalten wurden. Da wir keine Stelle gefunden haben, wo der Liberalismus der Verf. dieser Blätter angeklagt würde, so wollen wir uns nur darauf beschränken, anschaulich zu machen, wie man es anfing, die Leser und die in diesen Blättern genannten Mitglieder der unbedeutenden Opposition, die sich in diesen Zeiten noch hie und da etwa zeigen mochte, verdächtig zu machen. Unter Nero, zu einer Zeit, als auch die letzten Spuren altrömischer Gesinnung nach und nach zu verschwinden begannen, bildete bekanntlich Thraseas Pätus dadurch eine Gegenwirkung, daß er sich nicht so tief erniedrigte, als seine Collegen im Senat, daß er nicht niederträchtig der Herabwürdigung freiwillig entgegenging, und auch da, wo Widersetzung vergeblich schien, durch sein Schweigen oder durch die Verweigerung seiner Theilnahme seine Gesinnung an den Tag legte.

Der Ankläger, Capito Cossutianus, sagt Tacitus, i) führte, um den Thraseas Pätus zu verderben, zuerst Alles an, was dieser gewöhnlich nicht zu thun pflege, wenn es auch alle anderen Senatoren thäten, dann gab er zu verstehen, er suche offenbar das Zeitungslob. Die Liberalen im ganzen Reiche hätten keine größere und dringendere Angelegenheit, behauptet er, wenn ihnen ein Zeitungsblatt in die Hand komme, als sich darnach umzusehen, was Thraseas Pätus nicht gethan habe. Er giebt schlau zu verstehen, daß der widerwärtige republikanische Geist, den man zu verbannen suche, gerade dadurch erhalten werde, daß solche Leute wie Pätus eine Ehre darin suchten, Alles herunterzusetzen; Nichts mitzumachen, sich aus Stolz den Pflichten der Dienstbarkeit zu entziehen und dadurch Haupt und Führer (dux et auctor) rebellischer Rotten zu werden. So hätten es in der alten Zeit die Tubero und Favonius gemacht, die man sogar in der republikanischen Verfassung für gefährliche Leute gehalten habe. Jetzt wollten Thraseas und seines Gleichen unter dem Vorwande, Freiheit zu gründen, das Kaiserthum stürzen, wenn ihnen das einmal gelungen sey, würden sie sich auch gegen die Freiheit erheben. Alles dieses folgert er blos daraus, weil er zu wissen glaubt, daß die öffentlichen Nachrichten über die täglichen (diurna populi Romani) Ereignisse in Rom, blos darum in den Provinzen und bei den Heeren so ängstlich gesucht würden, weil man darin zu lesen hoffte, wie sich Thraseas benommen, und ganz besonders, was er nicht mitgemacht habe. Nichtsdestoweniger waren neben den eigentlichen Tagsblättern Sammlungen anstößiger Anekdoten im römischen Reich nicht weniger in Umlauf, als in Rußland zur Zeit der Kaiserin Anna, Elisabeth und Katharina, in Frankreich zur Zeit des Regenten und Ludwig's XV. Diese Sammlungen wurden besonders von den Griechen am Hofe gemacht und unter ihre Landsleute gebracht; daher auch alle späteren Geschichtschreiber immer ihre Nachrichten aus einer doppelten

---

i) Tacit. Annal. lib. XVI. c. 22.

Quelle, einer lateinischen und einer griechischen, ableiten, und häufig den Leser aufmerksam machen, daß er das, was sie aus der einen Quelle schöpfen, nicht mit dem aus der andern gezogenen verwechseln möge. Von den griechischen Schriftstellern, unter denen gerade der vorzüglichste, Dio Cassius, am wenigsten von den spätern Lateinern gebraucht zu seyn scheint, wollen wir hier nicht reden, nur das wollen wir bemerken, daß sie Anekdoten und Hofgeschichten in Menge enthielten, und daß wir einige Mal die Reden, welche Herodianus den Kaisern in den Mund legt, mit den aus den Akten gezogenen Stücken in geradem Widerspruch finden. Das Urtheil eines Spartianus, Capitolinus, Lampridius, Trebellius Pollio, Flavius Vopiscus ist schlecht, wie ihr Geschmack, allein die Materialien ihrer Geschichte, wenn sie einer herauszufinden weiß, sind nicht so durchaus zu verachten, als man vielleicht denken sollte. Der vorzüglichste Theil ihrer Geschichte sind die öffentlichen Nachrichten, sowohl die eigentlichen Volkszeitungen, als die Staatsprotokolle und Register, und es ist ausgemacht, daß wir in diesen späteren Schriftstellern die meisten Proben von Nachrichten aus den römischen Archiven finden. Von diesen Letztern werden wir am Ende handeln, weil wir die öffentlichen Nachrichten und Register, so weit es möglich ist, verfolgen wollen. Von den andern Quellen reden wir zuerst. Selten haben jene oben genannten lateinischen Schriftsteller unmittelbar aus den Quellen geschöpft, oder die Aktenstücke, welche sie anführen, selbst gesehen, mehrentheils haben sie sie aus einem der bessern Schriftsteller, die nicht auf uns gekommen sind, gezogen; doch kommt zuweilen auch der Fall vor, daß ihnen die Archive ausdrücklich zur Benutzung geöffnet werden. Am vollständigsten erklärt sich, so viel wir wissen, Vopiscus in der Einleitung zu dem Leben des Aurelian und des Probus über die von ihm benutzten Quellen, indem er zugleich über die Art seiner Geschichtschreibung einen Wink giebt. Er gesteht, daß er die Kräfte nicht in sich fühle, Geschichte zu schreiben, wie sie Livius, Tacitus, Sallustius, Trogus Pompejus geschrieben haben; er macht auf Philosophie und

Kritik keinen Anspruch, er schreibe, sagt er, zur Befriedigung der Neugierde der Leser und zu ihrer Unterhaltung, er sammle gleich dem Marius Maximus und Suetonius Tranquillus. Er zählt sich zu den Sammlern, die der Nachwelt Notizen überliefern wollen, ohne sich um die Sichtung dessen, was sie zusammenbringen, genau zu bekümmern. k) Er sagt im Leben Aurelian's, der Stadtpräfekt habe ihm angelegen, das Leben dieses Kaisers zu schreiben, er habe ihm nicht nur die kaiserliche Chronik aus der Trajanischen Bibliothek (Ulpia bibliotheca) versprochen, sondern auch die griechischen Schriftsteller, deren Bücher ausdrücklich von den auf Leinwand geschriebenen sorgfältig unterschieden werden. Man war nach der Art, wie das Wort Bücher auf Leinwand gebraucht wird, in der späteren römischen Zeit auf die alte samnitische und lateinische Sitte, heilige oder öffentliche Schriften auf Leinwand zu schreiben, zurückgekommen; das scheint aus zwei Stellen des Vopiscus und auch aus einer Stelle in Symmachus Briefen hervorzugehen. l) In der Einleitung zum Leben des Probus erklärt sich Vopiscus ausführlicher über seine Quellen. Er sagt hier, daß er die Trajanische Büchersammlung, die damals in den Diocletianischen Bädern aufgestellt war, gebraucht habe, und zugleich die Bibliothek des Tiberianischen Hauses.

---

k) So erklären nach meiner Meinung Casaubonus, Saumaise und Gruter das Wort curiosus ganz richtig, in Probo cap. II. Die dort ausführlich gegebene Erklärung des Worts wird ad Numerianum cap. XIV. kurz folgendermaßen wiederholt: Nam Vopisco semper, ut in superioribus monebamus, curiosus est ὁ πολυμαθείας ἐβαςτής et curiositas aviditas aliquid noscendi quod non sit vulgare etc. etc.

l) Flav. Vopiscus in Aureliano cap. Curabo ut tibi ex bibliotheca Ulpia et libri lintei proferantur. Weiter unten lectites Graecos, linteos etiam libros requiras. Dies scheint sich ganz allein auf die im Leben des Probus angeführten Aktenstücke zu beziehen. In den Briefen des Symmachus lib. IV. ep. 34. wird des Pergaments nicht gedacht, nur geklagt, daß facilis senectus papyri scripta corrumpat. Dem wird entgegengesetzt: Monitus Cumanos lintea texta sumserunt.

Wenn Bücher und Dokumente den Geschichtschreiber machten, dann wäre, das sieht man deutlich, Vopiscus dem Tacitus vorzuziehen. Er beruft sich nämlich nicht auf diese Bücher allein, sondern auch auf die Tabellen und Register der Notarien der Porphyr-Hallen in Rom, wo die Schreibstube der öffentlichen Geschäfte sich damals befand. m) Außer diesen nennt er die Nachrichten über das beim Senat Verhandelte, und die Tageblätter über Stadtereignisse n) noch besonders. Das, was wir Anekdotensammlungen genannt haben, glauben wir in einer andern von ihm angeführten Quelle zu erkennen, deren er mit besonderer Dankbarkeit erwähnt, wir wagen aber nicht zu entscheiden, ob er eine Sammlung meint, die ursprünglich zur Bekanntmachung bestimmt war, oder eine nur für den Privatgebrauch gemachte. Er sagt, er sey dem Turdulus Gallicanus, einem bejahrten Mann, besondere Dankbarkeit schuldig, weil ihm dessen Tagschronik (ephemeris) von großem Nutzen gewesen sey. Wir glauben diese Privatnotizen und Privatsammlungen von den Hofchroniken, welche die spätern Kaiser gleich den orientalischen Regenten halten ließen, und von denen im Leben des Alexander Severus und des Aurelianus die Rede ist, unterscheiden zu müssen. Da in einem despotischen Staat Alles vom geheimsten Cabinet ausgeht, so war es eine Quelle der Einnahme oder eine Protection unter den Kaisern, wenn Diener und Beamte Neuigkeiten vom Hofe mittheilten, und die bessern Kaiser ließen es sich angelegen seyn, den Hofbedienten diese Quelle von Einnahme oder Gunstbezeugung zu verstopfen. Sie ließen alle Neuigkeiten, ja sogar ihre Plane und Reisen, öffentlich bekannt machen, ausgenommen, wenn es Staatsgeheimnisse waren. Diese gesammelten Bekanntmachungen bildeten nachher die öffentliche Chronik; die Griechen am Hofe sammelten dagegen die inneren Hofgeschichten aus dem Munde der Diener des Innern; ihre Sammlungen bildeten die anstößige

m) Ex registris scribarum domus Porphyreticae.

n) Acta senatus ac populi.

Chronik. Eine solche Chronik hat uns Procopius in seiner sogenannten geheimen Geschichte (historia arcana) aufbehalten, in andern Schriftstellern finden sich Bruchstücke derselben. Im Leben des Alexander Severus wird uns ausdrücklich berichtet, daß er nicht blos die Begebenheiten seines Hofs, sondern auch Reisen und Unternehmungen, die er vor hatte, bekannt machen ließ. Es heißt bei seinem Biographen: er ließ, wenn er einen Kriegszug entworfen hatte, und seine Abreise bevorstand, eine Tafel aufstellen, auf welcher Tag und Stunde seiner Abreise, der Ort, wo er das erste Nachtquartier halten werde, und so von Station zu Station die Orte angegeben waren, wo er übernachten wolle. Er ließ sogar die Namen der Leute, welche er zu Regierungs- oder Finanzbeamten bestimmt hatte, öffentlich anschlagen, ehe die wirkliche Ernennung erfolgte, um den Bemerkungen, welche ihm mit Grund gemacht werden könnten, Raum zu geben. Leider haben wir, den Ammianus Marcellinus etwa ausgenommen, gerade die bessern lateinischen Schriftsteller der spätern Periode, welche die Aktenstücke, von denen wir weiter unten einige Proben geben wollen, wörtlich eingerückt hatten, nicht mehr übrig, sondern nur die, welche sie benutzt und die Aktenstücke zum Theil aus ihnen gezogen haben. Marius Maximus, Fabius Marcellinus, Aurelius Verus, Statius Valens, denen wir den Quadratus und Aemilius Parthianus beifügen zu dürfen glauben, werden überall einem Septimius, Acholius, Encolpius, Gargilius Martialis, Lollius Urbicus entgegengesetzt. Vorzüglich Marius Maximus scheint sich Mühe gegeben zu haben, eine große Anzahl von Originaldokumenten seiner Geschichte einzuverleiben. Vopiscus und auch Aelius Lampridius führen aus ihm besonders viele Briefe, im Senat gehaltene Reden und aus den Protokollen unmittelbar gezogene Stücke an. Wir bemerken hier nur ein Paar Stellen dieser Art. Im Avidius Cassius des Vulcatius Gallicanus im neunten Kapitel, wo die Correspondenz der kaiserlichen Familie unter sich vorkommt, oder im zwölften, wo die Rede des M. Antoninus an den Senat angeführt wird, sind diese

Stücke aus Marius Maximus gezogen. Die Stellen aus dem Senatsprotokoll, welche Lampridius im achtzehnten Kapitel des Commodus anführt, sind ebenfalls aus Marius entlehnt. Die Gattung öffentlicher Nachrichten, aus denen diese Stellen genommen sind, wird nicht immer genau bezeichnet, es werden sehr häufig nur im Allgemeinen öffentliche Nachrichten (acta oder gesta) genannt, und nur bei den Dingen, die aus den Senatsprotokollen gezogen sind, wird diese Quelle ausdrücklich hinzugefügt. Vopiscus, in der oben angeführten Stelle, wo er die ihm mitgetheilten Quellen nennt, unterscheidet ausdrücklich das Senatsprotokoll und die gewöhnlichen Nachrichtsblätter (Acta senatus ac populi); Tacitus und Suetonius dagegen müssen zu dem Erstern keinen Zugang gehabt haben, denn sie berufen sich immer nur auf die Letztern. Wir haben oben schon angeführt, wie bei Gelegenheit des Thraseas Pätus der öffentlichen Blätter gedacht wird. Feste, Leichenbegängnisse, Reisen, Geburten, Heirathen, Ernennungen am Hofe und in den großen Familien, müssen darin vorgekommen seyn, denn Tacitus beruft sich darauf, wenn von den Personen die Rede ist, welche beim Leichenbegängniß des Germanicus eine ausgezeichnete Rolle gehabt hatten. Suetonius, sobald über den Tag der Geburt irgend eines Prinzen der Familie oder über den Ort, wo er geboren worden, Streit ist, führt ebenfalls diese Register, oder wie man es nennen will, an. Sogar von den neuen Buchstaben, die Claudius erfunden hatte, sagt er, man finde die Probe derselben in den Tagblättern der Zeit, dort seyen sie gebraucht worden. Außerdem muß eine Art Hofchronik, ein Tagebuch über Alles, was sich in der hohen Familie begeben hatte, schon unter Augustus eingerichtet und auch bekannt gemacht worden seyn. Unter Aurelianus wird einer besondern Chronik über die Angelegenheiten des kaiserlichen Hauses und der bürgerlichen Regierung und einer andern über die Kriege erwähnt. Was die Hauschronik unter Augustus angeht, so sagt Suetonius, Augustus habe seinen Töchtern und Enkelinnen (freilich ganz vergeblich!) empfehlen lassen, sie sollten durchaus nur solche Dinge

reden, die man aufschreiben und in der Hauschronik aufbewahren könne. Tacitus, in der Geschichte Nero's, verweiset über die Errichtung des Amphitheaters, so wie über das Auftreten des Kaisers unter den Sängern und Musikern auf dieselben Blätter. Aus diesen Chroniken scheint Junius Cordus seine Geschichten zusammengeschrieben zu haben; denn Julius Capitolinus', der selbst kein großer Geschichtschreiber ist, macht ihm Vorwürfe, daß er jedes Mahl der Länge nach aufzähle, wie viel Sklaven ein Kaiser gehabt, wie seine Hofbeamten geheißen, wie viel Röcke, Westen und Mäntel in seiner Garderobe gewesen seyen. Auch Acholius, der nicht blos des Alexander Severus Leben, sondern auch ein besonderes Buch über seine Reisen geschrieben hatte, scheint diesen Quellen gefolgt zu seyn, und seine Geschichte in der Manier dieser Chroniken geschrieben zu haben, das schließen wir aus den Anführungen bei Aelius Lampridius. Die öffentlichen Register über Geburten, Todesfälle, Heirathen und dergleichen waren, ehe sie in den Archiven niedergelegt wurden, allgemein zugänglich, und die Gerichtsverhandlungen machten einen stehenden Artikel der römischen, wie in unsern Tägen der englischen Zeitungen aus; das wollen wir weiter unten aus Ammianus Marcellinus nachweisen. Über die öffentlichen Register der Gebornen findet sich eine merkwürdige Stelle bei Julius Capitolinus, der bei dieser Gelegenheit in das entgegengesetzte Extrem von denen geht, welche die Einrichtung der offiziellen Aufzeichnung der Gebornen auf Servius Tullius zurückführen. Julius Capitolinus läßt sie erst unter Antoninus dem Philosophen gestiftet werden. Das ist zuverlässig ein Irrthum; wohl aber kann er verordnet haben, daß bei den Oberschatzmeistern (apud praefectos aerarii Saturni) alle Kinder, und zwar innerhalb dreißig Tagen nach ihrer Geburt, eingeschrieben werden sollten, und daß in allen Provinzen ähnliche Einrichtungen getroffen, Archive eingerichtet und öffentliche Beamte dabei angestellt würden. o) Offizielle

o) Jul. Capitol. Antoninus philosophus cap. IX.

Schreiben, Reden im Senat, gerichtliche Verhandlungen werden am häufigsten aus diesen benutzten Dokumenten angeführt. Wir wollen die Briefe übergehen, dagegen aus dem, was von den Senatsverhandlungen vorkommt, Einiges als Probe herausziehen. Im Leben des Alexander Severus theilt uns Aelius Lampridius eine Anrede dieses Kaisers an den Senat mit, p) worin er eine kurze Rechenschaft von seinem Zuge in den Orient giebt. Dieses Stück zieht Lampridius wörtlich aus dem Senatsprotokoll, denn es folgt unmittelbar darauf der Glückwunsch des Senats (acclamatio senatus), oder das Ehrendekret. Es lautet: „Du wahrhaft Persischer, du wahrhaft Parthischer! Deine Siegeszeichen sehen auch wir, deine Siege sehen auch wir. Dem jugendlichen Kaiser, dem Vater des Vaterlandes, dem Oberpriester! Durch dich hoffen wir überall Sieg, durch dich, der siegt, der seine Soldaten regiert. Reich ist der Senat, reich die Soldaten, reich das römische Volk!" Unmittelbar nachher wird einer kurzen Anrede erwähnt, die Severus auf dem Capitolium an das Volk hielt; diese, sagt Lampridius, habe er aus den Annalen gezogen, welche er hier dem vorher angeführten Protokoll ausdrücklich entgegen setzt. Außer der einen Quelle der Annalen finde man sie auch bei vielen Schriftstellern. q) Eine sehr ausführliche Stelle aus denselben Annalen, da wir die Stadtgeschichten (ex actis urbis), auf die er sich beruft, für nichts anders halten, als für die Zeitungen oder Annalen, deren er vorher gedacht hatte, findet sich übrigens in derselben Lebensbeschreibung etwas weiter vorn herein. r) In dieser Stelle wird der Artikel ganz wörtlich gegeben, denn es heißt dort:

---

p) Ael. Lampr. in Alex. Sev. cap. 56.

q) Ael. Lampr. in Alex. Severo Cap. 57. Quirites, vicimus Persas, milites divites reduximus, vobis congiarium pollicemur, cras ludos circenses Persicos dabimus. Haec nos et in annalibus et apud multos invenimus.

r) Ael. Lampr. l. c. Cap. VI.

„Am Tage vor den Nonen des März, als sich der Senat zahlreich in der Curia, das heißt (dies wird ausdrücklich dazu gesetzt) im Tempel der Concordia, versammelt hatte, und nach den gehörigen Auspizien Aurelius Alexander, Cäsar Augustus, gebeten war, in den Wunsch der Uebrigen einzustimmen, weigerte er sich Anfangs, weil er wußte, daß der Senat Beschlüsse zu seiner Ehre abfassen werde. Als er endlich erschien, ward ihm zugerufen: Unschuldiger Alexander! Kaiser Alexander, mögen dich die Götter am Leben erhalten! Dann folgen eine ganze Reihe ähnlicher Zurufungen, die wir hier nicht anführen wollen, dann eine Danksagung von Seiten des jungen Kaisers, endlich ruft ihm der gesammte Senat wieder zu: Antoninus Alexander, mögen dich die Götter erhalten! Darauf eine Reihe anderer Sätze. Nach diesen Zurufungen, heißt es dann, sprach Aurelius Alexander, Cäsar Augustus: „Ich danke Euch, versammelte Väter des Staats, nicht jetzt zum ersten Mahl, sondern schon vorher, als ihr mir den Titel Cäsar ertheiltet, als ihr mein Leben errettetet, als ihr mich mit dem Namen Augustus begrüßtet, als ihr mich zum Oberpriester und zum Tribun ernanntet, als ihr mir proconsularische Macht ertheiltet, und zwar Alles dieses auf eine bis dahin unerhörte Weise an einem und demselben Tage." Während er noch redete, heißt es weiter, ward ihm zugerufen: Nimm den Namen Antoninus an, möge der Senat dies um dich verdienen! Mögen es die Antoninen um dich verdienen! Darauf folgt dann eine ganze Reihe ähnlicher Acclamationen und Erwiederungen, eine Art prosaischer Antiphonien, und zwar eine Anzahl Seiten hindurch. Der Kaiser lehnt die ihm aufgedrungenen Ehrenbezeugungen immer standhaft ab, er führt Gründe der Bescheidenheit an, am Schlusse heißt es dann. *) Nach diesem wurde ihm zugerufen: Heil Dir, Aurelius Augustus Alexander, mögen Dich die Götter erhalten! und das Uebrige, wie es Gebrauch ist. Als der Senat entlassen war, als noch

*) Ael. Lampr. l. c. Cap. XII.

vieles Andere an demselben Tage verhandelt worden, ging der Kaiser, wie im Triumphzuge, nach Hause. Wir haben zwar die Stellen bedeutend abgekürzt, haben aber doch einige Ausführlichkeit beibehalten, um eine Probe zu geben, wie diese später zur allgemeinen Kenntniß gebrachten öffentlichen Aktenstücke abgefaßt waren. Wir wollen noch einige andere Proben geben. Im Leben des Opilius Macrinus sagt Julius Capitolinus: s) „Es ist anziehend, zu erfahren, was es für eine Rede war, durch welche er sich entschuldigte, denn auf diese Weise lernt man die Unverschämtheit und den Frevel (sacrilegium), mit dem der gottlose Kaiser begann, am besten kennen." Dann giebt er aus den Acten wörtlich die Stellen der Reden des Macrinus und Diadumenianus, und diese (capita orationis) wörtlich aus den öffentlichen Akten gezogenen Stücke widersprechen in den wesentlichsten Punkten dem rhetorischen Kunststück, welches Herodianus den beiden Kaisern in den Mund legt. Im Leben des Septimius Severus berichtet Aelius Spartianus, daß Severus mit Unwillen in den öffentlichen Nachrichten von den Senatsverhandlungen gelesen habe, t) was der Senat für Clodius Celsinius, einen Anverwandten seines Gegners Albinus gethan habe, und daß er dem Senat zum Verdruß Commodus unter die Götter versetzt. Es ist schwer zu entscheiden, welcher Theil der Protokolle und der Akten den Geschichtschreibern oder gar dem Publikum zugänglich blieb, als die Formen immer orientalischer, die Schreibereien vervielfacht, die Anzahl der Personen, welche sich mit dem Niederschreiben und Aufbewahren der Staatsschriften beschäftigten, ungeheuer vervielfacht ward. Wir hängen hier nach dem, was wir aus der Theodosianischen Gesetzsammlung über die Archive und über die Möglichkeit ihrer Benutzung, so wie über die größere oder geringere Gefahr, welche damit verbunden war, wenn Einer sich herausnahm, über Staats-

s) Jul. Capitol. vita Opilii Macrini cap. VI.

t) Ael. Spart. in vit. Severi cap. XI. Die Worte sind: lectis actis quae — — — — — facta sunt.

sachen zu urtheilen, einige Bemerkungen an, ohne die Materie erschöpfen zu können oder zu wollen. Zunächst müssen wir jedoch erinnern, daß man sich nicht durch Lipsius darf verführen lassen, wenn er eine Stelle des Ammianus Marcellinus auf die öffentlichen Blätter, oder jene Bekanntmachungen bezieht, welche seit Augustus Zeit eingeführt waren, in Ammianus Marcellinus Tagen aber längst aufgehört hatten. Das Wort (gesta, acta publica) ist dasselbe, die Sache ist sehr weit verschieden. Ammianus redet von einem Gerichtsprotokoll, nicht von öffentlichen Nachrichten. Die Stelle bei Ammianus ist merkwürdig genug, nur hätte Lipsius nicht sagen sollen, man sehe daraus die Form der Nachrichten, denn die Form ist die gewöhnliche eines Gerichtsprotokolls, wobei wir gelegentlich bemerken wollen, daß wir aus dem Gesetzbuch auch die Form des Protokolls kennen, welches in dem geheimen Cabinet des Kaisers über die Verhandlungen gehalten und nachher im Archiv niedergelegt ward. Wir wollen diese Form des Anfangs unten beifügen. u) Was die von Lipsius angeführte Stelle des Ammianus Marcellinus angeht, so redet dieser vom Schicksale des Taurus, und berichtet, wie er während seines eigenen Consulats durch einen ungerechten Richterspruch, der in der gewöhnlichen Form abgefaßt und verkündet ward, in die Verbannung geschickt sey. Bei solchen Gelegenheiten las nämlich der Gerichts-Ausrufer das Protokoll und den Urtheilspruch in Gegenwart des Verurtheilten, der zu dieser Absicht hergeführt wurde, öffentlich vor. Augustinus gebraucht daher auch denselben Ausdruck (gesta), wenn er sagt, daß der Ausspruch des Ausrufers immer in den Protokollen eigentlich den Ausspruch des Richters bedeute. In der hier bezeichneten Stelle, wo von der Verbannung des Taurus nach Vercelli die Rede ist, v) sagt Ammianus, man

---

u) Acta, lautete es, habita apud imperatorem, dann folgte dieses Kaisers Name, Augustum, dann folgten die Namen der Consuln des Jahrs, dann der Tag, nachher Constantinopoli in consistorio.

v) Ammianus Marcell. lib. XXII, cap. 3.

habe nicht ohne Schauder die Vorlesung des gerichtlichen Protokolls über die Sache des Taurus anhören können, w) weil es lautete: „Im Jahre, wo Taurus und Florentinus Consulen waren, ward Taurus vor den Ausrufer des Gerichts gestellt, u. s. w." Ehe wir zeigen, wie schwierig in den letzten Zeiten der Zugang zu den einzigen Quellen wurde, aus denen man schöpfen mußte, wenn man nicht dem bloßen Gerüchte folgen wollte, bemerken wir noch, daß eine gewisse Art offizieller Bekanntmachungen auch in den späteren Zeiten noch Statt fand. Es wurden nämlich bei gewissen Gelegenheiten, bei Heirathen oder Consulaten der kaiserlichen Familie, bei Siegen, Rückzügen der Feinde, Friedensschlüssen, Triumphen, Antretung des Consulats, eigne Commissarien in die Provinzen abgefertigt, welche für die Verkündigung solcher Nachrichten zu sorgen hatten, und dafür gewöhnlich von den Provinzialen reichlich beschenkt wurden. Aus diesem Geschenk ward endlich sogar eine förmliche Steuer, die der Statthalter erhob und mit dem Commissarius theilte, weshalb ein eigner Abschnitt des Theodosianischen Codex die Verordnungen gegen diese Erpressungen und die Vorschriften enthält, wie es in solchen Fällen zu halten sey. x) Diese Botschaften und Zeitungen, die man noch dazu sehr theuer bezahlen mußte, konnten, wenn sie auch in den Archiven niedergelegt wurden, schwerlich den künftigen Geschichtschreibern dienen. Sie waren von der Art, wie die orientalischen Bekanntmachungen noch gegenwärtig sind, oder wie Bonaparte's Armee-Berichte über den spanischen oder über den russischen Feldzug. Die Schreiben waren in einem lächerlich prahlenden Styl abgefaßt; der Ueberbringer las sie im Theater vor; neben ihm standen in Festkleidern alle die Leute, welche einen Hofrang hatten, und neben diesen die Obrigkeiten der Stadt oder des Distrikts, an welche die Bot-

---

w) Et acta super eo gesta non sine magno legebantur horrore, cum id voluminis publici contineret exordium.

x) Cod. Theodos. lib. VIII. Tit. XI. Ne quid publicae laetitiae nuntii ex descriptione, vel ab invitis accipiant.

schaft ergangen war (honorati et decuriones). Die Briefe waren mit Lorbeeren bekränzt, sie wurden in den Archiven der Städte feierlich niedergelegt. Wie diese Berichte beschaffen waren, und mit welcher Unverschämtheit man offizielle Lügen verbreitete, lernen wir aus Ammianus, der uns erzählt, wie Constantius dabei zu verfahren pflegte. y) Constantius, sagt Ammianus, sandte, wenn irgend ein General tapfer gegen die Perser gestritten oder einen Sieg erfochten hatte, auch wenn jedermann wußte, daß er nicht bei der Armee sondern in Italien sey, zum Ruin der Provinzen, *) mit Lorbeeren bekränzte Briefe aus, in deren sehr langgesponnenem Text (per textum longissimum) von dem glücklichen General auch nicht ein Wort vorkam. Statt dessen rühmte der Kaiser von sich selbst, mit einer höchst gehässigen Prahlerei, daß er unter den Vordersten gestritten habe, (se inter primores versatum). Ebendergleichen Berichte, sagt Ammianus, findet man in den Archiven von der Schlacht, welche den Allemannen bei Strasburg geliefert ward. Constantius war damals wenigstens vierzig Tagreisen von Strasburg entfernt, nichts desto weniger heißt es in diesen Berichten, er selbst, in eigener Person, habe die Schlacht kommandirt und gewonnen. Die Schlacht wird ganz genau beschrieben, es wird gemeldet, wie Constantius die Schlachtordnung eingerichtet habe, wie er unter den Fahnenträgern gestanden, wie die Barbaren mit unaufhaltsamer Eile davon geflohen seyen, und wie Constantius selbst dem Chnodomar, dem furchtbaren König der Barbaren, im Treffen begegnet sey. z) Auch Symmachus erwähnt einer andern Art offizieller Schreiben, welche keine besseren Quellen der Geschichte sind, als die Bülletins von der Armee. a) Der Reichthum der Archive, die Menge

y) Amm. Marcell. lib. XVI. c. 12. in fine.

*) Das bezieht sich auf die Bedrückungen, welche die oben angeführten Gesetze des Theodosianischen Codex verbieten.

z) Sibique oblatum falso indicat Chnodomarum.

a) Symmachi epist. lib. II. ep. 62.

der Beamten und Angestellten bei denselben war übrigens sehr groß und es ist zu verwundern, daß von den unsäglich vielen Schreibern und Schreiberinnen, die wir aus dem Byzantinischen Staatskalender (notitia imperii) und aus dem Gesetzbuch des Theodosius kennen lernen, so wenig auf unsere Zeit gekommen ist. Betrachtet man übrigens die Einrichtung der Archive der späteren Zeit etwas genauer, so wird sich bald zeigen, daß die Benutzung derselben sehr schwierig war. Alle Expeditionen, alle Archive und Archivare standen unter Einem der ersten Minister, den wir einen Großkanzler (magister officiorum) nennen würden; vier Staatssekretäre (magistri scriniorum) standen vier Archiven vor. Diese Archivare leiteten zugleich die Ausfertigungen in den Theilen der Geschäfte, welche ihnen besonders anvertraut waren; die Beantwortung der Briefe (Depeschen) ward daher auch später in zwei Abtheilungen, eine lateinische und eine griechische, getheilt. Eins der Archive enthielt die Anordnungen, welche vom Kaiser selbst ausgingen; der Staatssekretär, der diesem Fache vorstand, hatte also keine Ausfertigungen zu machen, sein Rang war daher geringer, als der der andern Fächer; er hatte gleichen Rang mit dem Ministerialdirectorium (proximis) der andern Abtheilungen. b) Der Eine dieser Staatssekretäre (der magister memoriae) führte, wie es scheint, das Protokoll im Cabinet (sacri consistorii) und fertigte die Aufsätze (breves) aus, die der Kaiser selbst unterzeichnen sollte. Ein anderer hatte die ganze später erst getheilte Correspondenz, der dritte die Ausfertigung der Bescheide auf Bittschriften und auf Appellationen an den Kaiser. Keiner hatte die historische Uebersicht von Allem, was geschah, Keiner war im Stande, dem Schriftsteller aus den Akten Bericht zu geben; Jeder übersah nur sein Fach und Keiner wußte von dem des

---

b) Die Scrinia werden Cod. Theodos. lib. VI. tit. XI. de magistris scriniorum aufgezählt. Es sind 1) Scrinium memoriae, 2) scrinium epistolarum, 3) scrinium libellorum. 4) scrinium dispositionum.

Andern. Es scheint freilich Fälle gegeben zu haben, wo ein und derselbe Mann verschiedene Fächer vereinigte, c) wir werden aber sogleich sehen, wie vorsichtig ein solcher Mann seyn mußte, wenn er nicht durch die Bekanntmachung einer Thatsache, durch Mittheilung eines Aktenstücks, oder auch nur durch das unvorsichtige Urtheil eines Schriftstellers, mit dem er sich eingelassen hatte, in die größte Gefahr kommen wollte. Wie weit selbst vor den Gerichten der Argwohn und die Beschuldigung gefährlicher Plane und Gesinnungen getrieben ward, das kann man am besten von den Juristen lernen, welche das berühmte und vortreffliche Gesetz des Theodosius über Schmähungen gegen den Kaiser und seine Regierung erklärt haben. Godofredus, wie Trebonian, fürchtet überall die Volksstimme, in der Justiz, wie in der Beurtheilung. In der Ersten will er nur das, was die Juristen Wissenschaft nennen, gelten lassen, in Rücksicht der Zweiten sollen nur die Beamten und die Beauftragten zugelassen werden, gesunde Vernunft und unbefangene Ansicht sollen überall nichts gelten; er ist daher auch sehr verlegen, wie er des Theodosius Verordnung mit seinen Begriffen von Polizei vereinigen soll. Er erklärt des Kaisers Verordnung sehr gelehrt, d) sucht aber doch die Sache dahin zu drehen, daß dem Urtheil so wenig Spielraum bleibe, als möglich. Einer der Gelehrten erster Größe, Gruterus, ist darin mit den Juristen ganz einstimmig, daß der Liberalismus des Urtheils eine Art Verschwörung, ein höchst gefährliches Ding sey. Gruterus macht dem Ammianus Marcellinus, der die Prahlerei des Constantius, an-

---

c) Sextilius, heißt es in einer von Valois zu Ammianus Marcellinus herausgegebenen Inschrift einer in Afrika gefundenen Statue, Agesilaus Aedesius v. c. caussarum non ignobilis Africani tribunalis orator, et in consistorio principum, item magister libellorum et cognitionum sacrarum, magister epistularum, magister memoriae.

d) Cod. Theod. lib. IX. tit. IV. Si quis imperatori maledixerit. Et ibi lex 1ma Theodosii constitutio de maledictis in principem ejusve tempora jactatis.

derer Leute Verdienst ganz unverschämt sich allein zuzuschreiben, recht bitter tadelt, harte Vorwürfe, und beschuldigt ihn einer antimonarchischen und frevelhaften Gesinnung. Er meint e), Ammianus habe dergleichen Urtheile aus einer gefährlichen Schule, von denen, die Alles heruntersetzen, oder von den Philosophen, die über Alles denken wollten. Er verstehe die Hofsitte, nach welcher sich dieses gerade so verhalte und den ächt monarchischen Grundsätzen nach auch so verhalten müsse, gar nicht, oder er sey ein Heide, wie Julianus, den er zu seinem Helden mache; ein Christ würde Glauben, Demuth, Gehorsam gelernt haben. Diese Strenge, welche Theodosius in seinem Gesetze ausdrücklich mißbilligt, ging nicht blos diejenigen an, welche gegen den Kaiser etwas gesagt hatten, denn dies hätte sich füglich vermeiden lassen: auch die Zeiten durfte man nicht anklagen, die herrschenden Sitten nicht tadeln, ganz besonders durfte man die Ursachen der vormaligen glänzenden Größe des Reichs nicht kräftig entwickeln. Was blieb aber übrig, wenn man die Aktenstücke der Archive nicht bezweifeln, seine Meinung über Zeit und Personen nicht sagen, den Regenten nicht tadeln, die Entartung des Christenthums von seinem ursprünglichen Charakter nicht hervorheben und als Ursache vieler Unglücksfälle angeben durfte? Der letzte Punkt ward besonders den Schriftstellern zum Vorwurf gemacht, und man kann aus der Art, wie unsere theologischen Juristen und unter ihnen Godefroy über Eunapius und Zosimus urtheilen, leicht schließen, wie die Byzantinischen Juristen und Theologen mögen geurtheilt haben. Wie diese Herrn dachten, zeigt uns Godefroy, wenn er in Rücksicht der Gefahr, die für das ganze Reich daraus entspringe, wenn ein Privatmann sich erlaube, über Staatssachen zu urtheilen, auf seine Bemerkung zum Cornelischen Gesetze von Meuchelmördern verweiset. Wir wollen dabei

---

e) Gronovius in einer Note zu Ammianus Marcellinus lib. XVI. c. 12. in fine. **In luto sycophantae aut philosophi haerere hic Ammianum judicat Gruterus.**

die boshafte Manier eines Eunapius, Zosimus und Anderer keineswegs in Schutz nehmen, wir wollen nur aufmerksam darauf machen, warum in den lateinischen Schriftstellern, die den Akten, Urkunden, Dokumenten folgen, noch viel weniger Leben zu finden ist, als in den griechischen Anekdotensammlern, und warum in allen die Bewegung und der eigenthümliche Geist das eigne Urtheil, welches ganz allein der Erzählung der Begebenheiten Interesse giebt, in eben dem Grade ausgeht, als die Schriftsteller auf die offiziellen Nachrichten beschränkt werden.

Briefe

über das Paradies von Dante's divina comedia.

Erster Brief. Ueber die beiden ersten Gesänge.

Sie verlangen meine Ansicht der divina comedia kennen zu lernen, werthgeschätzter Freund, und beschweren sich, daß die beiden deutschen Uebersetzungen, die Ihnen zu Gesicht gekommen sind, Ihren Forderungen nicht genügen, weil Ihnen der Ausdruck oft gezwungen, der Reim herbeigezogen, die Sprache dem Inhalt nicht angepaßt, die Bewegung des Verses nicht natürlich scheint. Ich will mich auf die Beurtheilung dieser Uebersetzungen nicht einlassen, ich will sogar den Inhalt der beiden ersten Abtheilungen des großen Werks nicht berühren, sondern nur Ihre Beurtheilung des Paradieses zu berichtigen suchen. Sie nennen es metaphysisch, wunderlich, scholastisch, voll mönchischer Vorurtheile, es bedürfe einer gelehrten Erklärung, entbehre also der ersten Eigenschaft jedes guten Gedichts, der unmittelbaren Anschaulichkeit des Dargestellten. Ich möchte nicht gern mit philosophischer Anmaßung auftreten, und doch wollen Sie von meiner Mittheilung öffentlichen Gebrauch machen; ich wähle daher die Form, die mir die anspruchloseste scheint, ich theile Ihnen blos mit, wie ich mich aus dieser Dichtung mehr wie aus irgend einem andern Buche über die Freuden eines wahrhaft contemplativen Lebens, über den Genuß zu belehren pflege, den eine edle Seele in einer Schwärmerei, die stets vom Verstande gemäßigt wird und den Gesetzen desselben nie Hohn spricht, finden kann. Sollte Manches blos individuell seyn, sollte es eine

strenge Kritik nicht vertragen, so wird die Form dieses entschuldigen. Dürfte ich auch voraussetzen, daß Sie mit den zahlreichen allegorischen und theologischen Erklärern des Dichters bekannt seyen, so darf ich mich doch nicht scheuen, Ihnen meine Ansicht mitzutheilen; es kommt nicht darauf an, daß diese neu sey, Sie sollen nur erfahren, wie ich, ohne mich auf alle Spitzfindigkeiten eines Landino, Vellutello und unzähliger Andern einzulassen, an der Physik und Metaphysik des Dichters, an seinen Allegorien und an der Schilderung eines innern und, wie er es nennt, göttlichen Lebens Antheil nehmen kann, ohne zu läugnen, daß er hie und da den Schulgrillen seiner Zeit ein dichterisches Gewand giebt. Dante selbst in einem jetzt ziemlich bekannten Briefe über das Paradies so wie in seinem convito zeigt deutlich, daß er, wenn er die hohen, reinen, vollendeten Schöpfungen seiner Fantasie gelehrt erklären will, in das Labyrinth grillenhafter Weisheit und wunderlicher Spitzfindigkeit, welche zu seiner Zeit in den Schulen herrschten, hineingeräth. Auch in dieser Rücksicht gilt von ihm, was er sich einmal in seinem Gedicht in einer andern Beziehung sagen läßt — il mondo è cieco è tu vien bien da lui. Sie werden übrigens nicht befremdet seyn, wenn Sie hier einen ganz andern Ton finden, als wenn ich mich über die Kopfhängerei frömmelnder Heuchler äußerte. Das süße Geschwätz über Religion, die werkheilige Mildthätigkeit der Leute, die ihre Verschwendung und Zerstreuungssucht gern mit dem Mantel der Frömmigkeit bedecken möchten, war Ihnen ja stets eben so verhaßt, als die aus vornehmen Phrasen gemachte Geschichte, die den Forscher und Denker anekelt. Es ist eine ganz andere Sache, berichten, wie die ewige Wahrheit unter verkehrten Menschen zur Verkehrtheit, zu Aberglauben und Unsinn wird, beweisen, daß gewisse Dogmen den Ungelehrten von Gelehrten aufgedrungen wurden, ehe sie geprüft und mit dem ganzen Inhalt der Lehre verglichen waren, daß Heuchler und herrschsüchtige Priester stets die Gutmüthigkeit und das Zutrauen der Einfältigen mißbrauchten, daß man von jeher Jeden haßte und verfolgte, der

nicht gläubig oder ungläubig seyn wollte, wie es der Ton der Zeit forderte, sondern seinem eignen Urtheile folgen, oder als Bewunderer wahrer Dichtkunst, als Freund stiller Betrachtung und eines friedlichen und geräuschlosen Lebens die Vortrefflichkeit des christlichen Lehrbegriffs selbst in seiner scholastischen Form anerkennen. Wer gelernt hat, daß kein Ding auf Erden zufällig ist, daß ein nothwendiges Gesetz und eine ewige Ordnung das Große und Kleine verbindet, wird die Spuren einer leitenden und erhaltenden Vorsehung in der Entstehung des kirchlichen Lehrbegriffs und aller Symbole des Cultus nicht verkennen, er wird aber einsehen, daß die Formen veränderlich, das Wesen allein ewig ist. Es gab Zeiten, wo ohne Formen und Formeln, ohne Symbole und Cultus die heilige Lehre verschwunden wäre; es gab andere, wo der kleine denkende Theil der Gesellschaft, der im reinen Erkennen, im innern Leben Seligkeit findet, mit dem großen Haufen, der das, was er anbeten soll, sehen und fühlen muß, nur durch Formen ausgesöhnt ward. In diesen Zeiten waren auch die Formen göttlich. Das Bedürfniß verschwand nachher in gewissen Gegenden und Zeiten mit den Fortschritten und der Verbreitung der Kenntniß der Natur und des menschlichen Geistes; ganz natürlich verloren die Formen ihre Bedeutung. In andern Ländern, unter andern Umständen dauerten die Formen fort, weil das Bedürfniß derselben fortdauerte; sie aufrecht zu halten, war dort Pflicht; thöricht war es dagegen, daß man mit Gewalt und durch Strenge sie erhalten wollte, wo sie längst verschollen waren. Der Verständige mußte schweigen, der Ungläubige Glauben heucheln, alle warfen bald das Wesen mit den Formen zugleich von sich, Religiosität ward gleichbedeutend mit Heuchelei und Jeder erwartete ungeduldig den Augenblick, wo er sich ohne Scheu erklären dürfe. Diese Zeit erschien und wir hörten ein ganzes Jahrhundert hindurch den größten Theil der Gebildeten und Unterrichteten Spott über das Heiligste Witz, Unglauben Weisheit nennen. Wie oft, theurer Freund, wenn ich über Form und Gehalt, über das, was ich Poesie und

Philosophie jeder positiven Religion und das, was ich Prosa und Legende nannte, mit Ihnen redete, betheuerte ich Ihnen, daß die Darstellung des Christenthums in der Dichtung des Paradieses den Freund wahrhaftiger Weisheit, der den Himmel nicht erkaufen, nicht in einer künftigen Zeit durch ein Wunder erlangen, sondern ihn schon auf der Erde in sich, in dem Frieden und der Erkenntniß seiner Seele finden will, über das Irdische erheben und durch innere Anschauung seines wahren Wesens beglücken könne; auch wenn er die Philosophie und Theologie des Dichters nicht als die Seinige anerkenne. Dasselbe läßt sich freilich auch von Klopstock und Andern sagen, was ich indessen meine, drückt der Ausspruch des großen Dichters am besten aus, dessen Gedichte man kennen muß, wenn man Dante verstehen will. Er ruft entzückt aus: „O seelig, wem die Ursache der Dinge zu erkennen vergönnt ward, wer jegliches Zagen, wer die Furcht des unerbittlichen Todes, des Acheron furchtbares Rauschen tief unter sich schaute." Dies ist das Ziel, zu dem das Paradies der divina comedia den vom irdischen Bedürfniß, wie von Fehlern gereinigten Geist leiten soll. Ehe ich indessen vom Inhalt der beiden ersten Gesänge des Paradieses, denen dieser erste Brief bestimmt ist, rede, muß ich Sie zuerst noch einmal in das Purgatorium zurückführen. Ich bediene mich, um dies gelegentlich zu sagen, lieber des lateinischen und italienischen Ausdrucks Purgatorium, als des gleichbedeutenden deutschen, obgleich dieser durch den kirchlichen Gebrauch geheiligt ist, weil er weniger Mißverstand veranlaßt und ohne Beimischung einer fremdartigen Vorstellung Dante's Sinn ausspricht. Der Dichter hat die Höhe des Purgatoriums erreicht, er steht am Eingange des Hains, wo er, ehe er der höhern Seligkeit Vorschmack erhalten kann, in den Zustand zurücktritt, in dem der Mensch sich befand, als er zuerst geschaffen war, und noch keine Sünde begangen hatte. Er war damals, nach des Dichters Vorstellung, zwar von der Gottheit getrennt, aber durch keine unendliche Kluft geschieden, er war rein von leerem Wissen und

falscher Erkenntniß, war freilich das Unterste der geistigen Wesen, welche die Sphären bevölkern und zum Theil regieren, seine Stelle war aber durch das Gesetz der Welt und der Gottheit bestimmt, bis er sich selbst durch falsche Begierde von dieser Höhe erst zur Erde, und alsdann durch Verbrechen zur Tiefe der Hölle herabstürzte. Den Hain der Urwelt, wo der Dichter seines eigentlichen Wesens wieder theilhaftig wird, umfließt der Bach der Vergessenheit; wer aus diesem getrunken, erhält mit der Vergessenheit jeder Sünde die erste Weihe eines bessern Lebens. Im Innern des Hains, nachdem er alle Anstalten der Gottheit zur Rettung des Menschengeschlechts, die Bedeutung christlicher Lehren und Symbole in ihrer Beziehung auf die Erziehung der Menschen erkannt hat, wird der Dichter aus dem Quell des Lebens (Eunoë) getränkt, und der irdische Sinn, die himmlische Freude durch diesen Trunk geöffnet. Dante dachte dabei freilich an den Musenquell der Alten, es ist aber nicht die Rede von Dichterbegeisterung; er meint, sein inneres Auge habe sich geöffnet, er habe der Gottheit Geheimniß geschaut und in den Gestalten, die er nachher beschreibt, habe er ein neues Leben erkannt, und erfahren, daß göttliches Wissen auch göttliche Seligkeit sey. Im ewigen Frühlinge des irdischen Paradieses, dessen kühlende Luft nur durch die Umdrehung der Sphäre bewegt wird, findet der Dichter in der Mitte des Hains um den Baum der Erkenntniß eine Anzahl wunderbarer Gestalten und Erscheinungen, die durch ihre Bewegung, ihre Stellung, ihre Gewänder und Verwandlungen, dem Auge alle die Mittel zeigen, deren sich die Vorsehung vom Anbeginn der Zeiten an bedient hat, um den Menschen von den Pfaden des Irrthums oder der Sünde auf den Weg der Wahrheit und Tugend zurückzuführen. Diese Gestalten und ihre Ausschmückungen, eben so wie ihre Bewegungen, zeigen bildlich den Zweck des Christenthums und der christlichen Kirche. Am Lethe, am Eingange des Hains, wo der Dichter die erste Weihe empfangen soll, erscheint ihm als weibliches Wesen die göttliche Gestalt, welche ihm das Symbol des Unterrichts ist, der uns den

wahren Sinn der christlichen Lehre aufschließt, und die Schritte des wahren Weisen zur Erkenntniß der vollendenden Gnade und vollendeten Einsicht in das Wesen der christlichen Lehre führt, die in der Gestalt seiner Beatrix vom Himmel niedersteigt. Diese letzte Erscheinung, die Vollendung der Liebe, die vollendete Einsicht menschlichen und göttlichen Wesens, die nur von oben kommt, und nur den Auserkohrnen gewährt wird, läßt der Dichter von allen denen mit Jubel begrüßen, die im alten und neuen Testament den Retter und Heiland verkündet und gepriesen. Die Gestalt seiner verklärten Beatrix als der Verkünderin dieser höchsten Weisheit und Gnade, seiner Führerin zur Vereinigung mit Gott und den von ihm erkohrnen Seelen, umgiebt er mit Allem, was das Auge freundlich erquickt, oder den Geist mächtig erhebt. „Gelobet sey, die da kommt, im Namen des Herrn," begrüßt sie der Chor der Blumenstreuenden mit dem Gruß, mit dem das jüdische Volk in Jerusalem seinen Heiland empfing, und weil der Dichter die pythagoräische Philosophie, die er in seinem Virgil wahrgenommen hat, immer mit der biblischen Lehre verbindet, läßt er sie auch mit dessen Worten begrüßen. „Streuet mit vollen Händen die Lilien," ruft man ihnen mit den Worten entgegen, mit denen der lateinische Dichter des Augustus Schwestersohn, Marcellus, begrüßen läßt, den er als rettenden Schutzgeist des menschlichen Geschlechts ehren will. Die Erscheinung der Beatrix selbst vergleicht der Dichter mit der aufgehenden Sonne, wenn sie von leichten Dünsten, die ihren Glanz mildern, umgeben, dem Auge erträglich, im farbigen Gewande heraufsteigt: „So, spricht er, zeigte gehüllt in ein Wölkchen von Blumen, das aus den Händen der Engel herabfiel, das rund um sie und auf sie als Blume herabsank, mir ein Weib sich." Ihr Gewand und der Schmuck ihres Gewandes sind das bekannte Symbol des Friedens der Seele und der sogenannten theologalen Tugenden, die durch das Christenthum unter den Menschen verbreitet wurden. Weiß, grün und roth sind Liebe, Glauben und Hoffnung, und der Oelzweig, der um das Gewand geht, ist der Friede

des Herrn. Dies lautet in den Worten des Dichters so: „Ein Weib erschien meinen Augen, in einen weißen Schleier gehüllt, der mit grünendem Oelzweig umschlungen. Grün war ihr Mantel, die Farbe des Kleides lebendiger Flamme vergleichbar." Die erste Wirkung der Gnade, der vollen Erkenntniß, die ihm durch der Beatrix Erscheinung zu Theil wird, ist das erneuerte herbe Gefühl der Unseligkeit des Menschen, der sich seiner höheren Bestimmung, seiner besseren Kräfte nie bewußt wird, oder von solchen Dingen, die nur auf Augenblicke ergötzen, gelockt, des wahren Genusses entbehrt, und seines wahren Wesens vergißt. Diese Zerknirschung soll der völligen Befreiung vom Irrthum vorangehen, die der Dichter durch den Genuß des Wassers des Lethe erhält. Sobald seine Seele durch die erste Weihe gereinigt ist, erblickt sein Auge Christus und die christliche Kirche, oder vielmehr die symbolische Erscheinung derselben im Auge seiner Geliebten, also der Botin des Himmels, der einzigen wahren Deuterin christlicher Lehren, der vollendenden Gnade, in einem ganz andern Lichte als bisher und in mannigfaltiger Gestaltung. Bis dahin waren nur die Cardinaltugenden der Heiden ihm ganz klar, jetzt sollen die theologalen ihm klar werden. Die Nymphen, die er zu Symbolen dieser Tugenden gemacht hat, sangen, heißt es Purgatorio Canto XXXI, Vs. 132. „Wende, Beatrix, o wende deine heiligen Augen zu deinem Getreuen, der, um dich zu schauen, so viele Wege durchwandelt, aus Gnaden erzeig' uns die Gnade, daß dein eigner Mund ihm die Schönheit enthülle, die dir dort oben zu Theil ward (la seconda bellezza), so daß sein Geist deutlich erkenne, was in deinem Antlitz nicht sichtbar ist." Dieses himmlische Licht, fährt er fort, das die Seele überstrahlt, wenn sie frei von Sünden die göttliche Wahrheit als ewige und lebendige anschaut, beschreibt kein Dichter, der nur das Studium der Alten kennt, dem Philosophie allein das Höchste ist, was der Mensch suchen kann, der nur aus dem Quell der heidnischen Dichter getrunken. Der christlichen Poesie war es vorbehalten, das höchste Geheimniß der Gottheit zu singen.

Die italienischen Verse würden jede Uebersetzung oder Umschreibung zu Schanden machen, wir setzen sie selbst her:

O isplendor di viva luce eterna,
Chi pallido si fece sotto l'ombra
Sì di Parnaso, o bevve in sua cisterna,
Tentando a render te, qual tu paresti
Là dove armonizzando il ciel t'adombra,
Quando nel aere aperto ti solvesti?

Zu dieser Höhe soll sich des Dichters Gesang aber erst im Paradiso erheben. Da soll er seinen Zeitgenossen und der Nachwelt den Willen des Himmels verkünden, zum Apostel des wahren und ächten Christenthums, zum Prediger gegen die verkehrten Lehren der entarteten Kirche erkohren werden; die Weihe zu diesem neuen Beruf soll er noch im Purgatorium erhalten. Dieselbe Gestalt der christlichen Belehrung, die ihn am Lethe empfangen, und zu Beatrix geführt hatte, eröffnet ihm das Geheimniß der christlichen Kirche und weiht ihn zum Propheten. Hier bereitet er den Leser auf den höhern Ton vor, den er gleich vorn herein im Paradiso anstimmt. Nahe am Baume des Lebens und der Erkenntniß, im Angesicht der vollen Gnade (Beatrix), des Geheimnisses der Menschwerdung Christi (des Greifen), der Kirche als einer göttlichen Anstalt zur Erhaltung der Lehre (des Wagens), erhält er die Prophetenweihe. Diese Weihe ertheilt ihm Beatrix im Kreise der sieben Cardinaltugenden, die ihm in der Begleitung der sieben Gaben des h. Geistes erscheinen, welche nach seiner Schultheologie den Menschen von Anbeginn gewährt wurden und in der Kirche den sieben Sakramenten entsprechen oder vielmehr dadurch versinnlicht werden. Wie Jesaias und Ezechiel bedarf er dieser Weihe, um als Laie im Namen der Gottheit durch ihre Offenbarung der Priester Wandel zu schelten und ihre Lehre zu verwerfen. Er bedarf ferner dieser Weihe, um, wie er thut, gleich dem Apostel Johannes in der Apokalypse das Schicksal der Kirche und des Kaiserthums zu weissagen, und Lob und Tadel zu vertheilen. Beatrix, der wahre Sinn christlicher Lehre, sitzt hier an der Wurzel

des Lebensbaums, der nach Christi Tod neu grünte. Die reine Lehre allein ließ er auf Erden, als er alle andere Wunderkräfte und Wirkungen, die seine Erscheinung auf Erden begleitet hatten, mit sich in den Himmel zurücknahm. Er beschreibt die Beatrix und die Erscheinungen, welche wir so eben erwähnt haben, und die Weihe, welche der Dichter in der Mitte dieser mystischen Gestalten der christlichen Mysterien erhält, folgendermaßen, Canto XXXII, Vs. 96: „Im Kreise war sie umschlossen von sieben Gestalten der Nymphen mit sieben Leuchtern in Händen, deren Lichter weder im Südwind, noch im Nordwind erlöschen (d. h. die im Glück und Unglück dauern). Hier, sprach mir Beatrix, bleibst du kurze Zeit im Haine ein Fremdling (poco tempo sarai silvano), dann wirst du mit mir ohne Ende ein Bürger in dem Rom seyn, wo Christus ein Römer." Er giebt ihr klar zu verstehen, daß Christus kein Römer in dem Sinn sey, den die Päbste dem Worte gegeben hatten. Den Grund des Ausspruchs der Beatrix erfährt er aus der Geschichte der christlichen Kirche, vom Standpunkt des wahren Glaubens und der einfältigen Lehre aus betrachtet. Beatrix ruft ihm unmittelbar nach den oben angeführten Versen zu: „Zum Heile der Welt, die vom rechten Wege verirrt ist (che mal vive), hefte dein Aug' auf den Wagen, und was du mit deinen Augen geschaut hast, merk dirs, und schreib' es, wenn du auf die Erde zurückkommst." Dann gehen in wenigen Erscheinungen die Hauptveränderungen der christlichen Kirche, ihre widrigen und günstigen Schicksale, die Verbindung der geistlichen und weltlichen Herrschaft, die nachtheiligen Folgen der Bereicherung des Clerus und die Mißbräuche und Aergernisse, welche dadurch unmittelbar nach dem Untergang des Hohenstaufischen Stamms veranlaßt wurden, in rascher Folge wunderbarer Gesichte an dem Dichter vorüber. Mit dem traurigen Verfall der Kirche und ihrer Zucht, der Abweichung ihres Hauptes von den Grundsätzen des Stifters seines Stuhls, dem Vergehen des Königs, der ein Schützer der Kirche und des Glaubens hätte seyn sollen, endete der vorletzte Gesang

des Purgatoriums, der letzte beginnt mit dem Anfange des neun und siebenzigsten Psalms, den die sieben Tugenden als Klagelied über den Verfall der Kirche singen. Sie sind zu bekannt mit der Bibel, als daß ich Sie daran erinnern dürfte, daß der angeführte Psalm mit den Worten beginnt: „Herr, es sind Heiden in dein Erbe gefallen, die haben deinen heiligen Tempel verunreinigt und aus Jerusalem Steinhaufen gemacht.“ Damit man wisse, daß hier von einem kirchlichen Gesange die Rede sey, daß eine Idee, welche die Zeit an die Absingung gewisser kirchlicher Lieder knüpfte, geweckt werden soll, bringt der Dichter die lateinischen Anfangsworte der kirchlichen Uebersetzung (vulgata) in seine Verse. Die wahre Kirche, die ewige Liebe und Gnade, deren Bild Beatrix ist, steht betrübt, wie sie diesen Klaggesang vernimmt, wie Maria am Kreuz ihres Sohnes

> **Quella ascoltava sì fatta, che poco**
> **Più alla croce si cambiò Maria.**

Doch tröstet sie den Dichter bald. Sie ruft ihm Christi Worte bei Johannes zu: „Ueber ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen, und aber über ein Kleines, so werdet ihr mich sehen.“ Bei dieser Gelegenheit erhält der Dichter noch einmal den förmlichen Auftrag, als Prophet, als Verkünder himmlischer Offenbarungen und Erscheinungen aufzutreten. Hier erfährt er den Trost, daß Heinrich VII., den er nachher als den Retter der weltlichen Oberherrschaft, die Gott dem Kaiser vertraut hat, preiset, Kirche und Staat wieder zur alten Ordnung zurückführen werde.“ Du, heißt es hier, drücke das, was du geschaut hast, tief in deine Seele; so wie meine Worte gesagt sind, so bringe du sie hinab zu denen, welche dort leben ein Leben, das ein steter Lauf in den Tod ist.“ Ganz zuletzt wird sein durch den Trank aus dem Lethe zwar von Sünden gereinigter, aber immer noch menschlich schwacher Geist göttlich gestärkt, sein Verstand und seine Einbildungskraft erhalten eine Weihe überirdischer Kraft. Getränkt aus der Quelle des ewigen Lebens, aus dem Bache Eunoe, dessen Wasser das innere

Auge öffnet, steigt er, ohne es Anfangs zu fühlen, mit Beatrix von Sphäre zu Sphäre, um endlich, ganz eingeweiht in der Gottheit Geheimniß, zu lernen, wie, wann und wo sich alles Sinnliche auflöset, wie man durch That und Gedanken reif wird, das Uebersinnliche zu schauen. Der Anfang des Paradieses hängt mit den letzten Worten des Purgartoriums unmittelbar zusammen. Diese letzteren lauten: „Von der heiligen Woge, von der ich getrunken, kehrte ich zurück, erquickt, wie die neu belebte Pflanze, die mit frischem Grün sich umkleidet." Der Anfang des Paradieses, der sich unmittelbar anschließt, heißt: „Der göttlichen Herrlichkeit Wunder erfüllet das Weltall, doch glänzt sie, wenn gleich von ihr alle Dinge durchdrungen sind, an einem Ort schwächer und stärker am andern. — Ich gelangte zu dem Theile der Sphären, der von dieser Herrlichkeit Lichte am glänzendsten strahlt, und schaute dort Dinge, die wieder zu erzählen nicht innere Kraft hat, nicht äußeres Vermögen, wer wieder hernieder gestiegen." Dies erklärt er nach seiner Philosophie daraus, daß da, wo unser inneres Anschauungsvermögen (intelletto) ihr ursprüngliches Wesen, den göttlichen Funken, unmittelbar erfaßt hat, das niedere Vermögen des Gedächtnisses nicht folgen, also noch viel weniger das festhalten kann, was die im Augenblick der Erhebung ihrem Urwesen wieder vereinte Seele geschaut hat. Die Ausdrücke, welche Dante hier gebraucht:

Nostro intelletto si profonda tanto,
Che retro la memoria non può ire.

sind ungefähr dieselben, welche der Apostel Paulus bei einem ähnlichen Anlaß gebraucht, wenigstens dachte Dante wahrscheinlich an die Worte 2. Korinther XII, Vs. 4: „Ich ward entzückt in das Paradies und hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann." Er steht übrigens beim Anfange des Gesangs noch auf der Höhe des Purgatoriums und empfängt den Widerschein des göttlichen Lichts der obersten Sphäre, das sein Auge unmittelbar zu ertragen nicht im Stande ist, aus dem Auge der Beatrix, die als göttliche Weisheit unverwandt und ungeblendet zum

Lichthimmel über den Sphären emporschaut. Er fühlt sich nach und nach umgewandelt, die letzten Weihen des Purgatoriums haben ihn fähig gemacht, das Geheimniß himmlischer Liebe zu verstehen, er findet keine Worte, das, was in ihm vorgeht, in menschlicher Sprache auszudrücken — er stammelt — er findet das italienische Wort nicht — er wählt ein lateinisches, er bildet ein halblateinisches, so entsteht der halb lateinische, halb italienische Vers:

Trasumanar significar per verba non si poria.

Am Frühlingstage, im Zeichen des Widders, wenn die Sonne im Punkt steht, wo die vier größten Kreise der Sphäre, die Ekliptik, der Horizont, der Aequator und die Coluren sich schneiden und drei bedeutende Kreuze bilden, ist der günstigste Punkt alles Werdens und Beginnens. An diesem Tage beginnt auch des Dichters neues Leben, wie das Wiederaufleben der Natur; an diesem Tage schuf nach den philosophischen Deutungen der mosaischen Geschichte die ewige Liebe das Weltall. Nach alter Dichtung und nach Aristoteles Lehre erzeugt und zerstört der ewige Kampf zweier gleichen Kräfte das All der Dinge, Liebe und Haß schaffen es abwechselnd und zerstören es; erreicht aber der Sternenlauf den Punkt des Widders aufs neue, dann siegt in diesem Kampfe die Liebe, der alle endlichen Dinge ihr Daseyn verdanken. Als dieses beim Anfange unserer Geschichte geschah, ging die Erde neugeschaffen hervor. — An diesem Tage, ruft Dante, ward auch ich von der Liebe, welche die Sphären bewegt, zu den Sphären getragen. Er ruft Vs. 72 aus: „Ob ich aus eigner Kraft zu dem ward, wozu du, o Liebe, die du die Himmel bewegest, damals mich umschufst, das weißt du allein, der du mit deinem Licht mich emporhobst.“ Dann schildert er die Veränderung seines Wesens, wie er die Sphären um sich vernahm, wie sein Auge fähig wurde, des Himmels Licht zu ertragen. In dem Augenblick, wo diese neue Musik, dieses ungekannte himmlische Licht ihn mit ungewohnter Wonne erfüllen, fühlt er einen neuen Trieb nach Wissen, und zwar einen ganz andern, wie bisher. Er soll inne werden, daß

das Wesen des Menschen rein geistig ist, daß dort, wohin er jetzt sich im Geiste erhebt, dort, wo die Gottheit, wenn auch nur im Widerschein, sein ganzes Wesen erfüllt, Wissen und Genießen, Seligkeit und göttliche Erkenntniß eins sind. Er fühlt, daß das, was dem sinnlichen Menschen ein doppeltes Ziel; ein ganz getrennter Weg scheint, dem durch höhere Weisheit Erleuchteten ein Ziel, ein Weg, ein unzertrennbar verbundenes Gut ist, d. h. er wird inne, daß kein Wissen ohne Seligkeit, keine Seligkeit ohne Erkenntniß sey. Dies drückt er so aus: „Die neuen Töne, der herrliche Lichtglanz erweckten in mir ein Sehnen, nach ihrer Ursache zu forschen, das ich vordem nimmer empfunden." Er hat nicht wahrgenommen, daß er schon emporgestiegen ist, er wird dies erst inne, als ihn Beatrix, die ihn aufwärts begleitet, aufmerksam gemacht hat. Ich muß wohl, ehe ich dem Dichter zur Sphäre des Mondes folge, Ihrer astronomischen Gelehrsamkeit zu Hülfe kommen, weil es möglich wäre, daß diese sich bis zum Ptolemäischen System der Weltenordnung nicht erstreckte, so gut Sie auch mit dem Copernicanischen System bekannt seyn mögen. Unsere Erde umgiebt nach dem im Mittelalter allgemein beibehaltenen System des Ptolemäus, das auch die Araber als das Ihrige angenommen, zunächst ein Lufthimmel, der jedoch nicht wie die Himmel der Planeten eine feste Sphäre bildet. Ueber diesen Lufthimmel steigt das Feuer als das leichtere Element empor, so daß auf diese Weise im mittlern Theile des Weltraums, wo unsere Erde ihren Platz hat, die vier Elemente, aus denen die Philosophie und die Physik der vorigen Zeiten Alles entstehen ließ, nach ihrem Range einen höhern und einen niedern Platz einnehmen. Ganz im Mittelpunkte ist das schwerste Element, die Erde, als Weltkörper, nahe an der Erde, oder in ihren Tiefen das Element des Wassers, entweder tropfbar oder in Dunstform, dann Luft, und endlich das luftartige Feuer als das leichteste. Die Erde der Sphären oder der durchsichtigen Himmelsgewölbe, mit denen sich die Planeten umdrehen, ist die Sphäre des Mondes, auf diese folgt die des Merkur,

dann die der Venus und endlich der Himmel der Sonne; über diesen bewegt sich der Himmel des Mars, des Jupiter, des Saturn, und über allen dreien der Fixsternhimmel. So weit hängt diese Anordnung mit einer gewissen Physik und mit der Planetenordnung zusammen, und es findet sich die Hauptsache davon auch in unserm Copernicanischen System wieder; was nun folgt, ist astrologische Grille. Rund um den Himmel der Fixsterne dreht sich der erste krystallene und über diesem ein zweiter krystallener Himmel, dann das erste Bewegliche oder die Sphäre, von welcher die Bewegung der andern ausgeht, auf diese Sphäre folgt der Feuerhimmel (das Empyreum), wo in der Gottheit Anschaun die vollendeten Seelen, die Geister der höheren Ordnungen, ihren bestimmten Platz einnehmen. Wir erkennen in dieser Reihenfolge von Himmelsräumen, nur eins der Mittel, deren sich Dante bedient, um vermöge bekannter Vorstellungen seine Ideen zu versinnlichen. Um uns nicht gleich vorn herein in ein Labyrinth philosophischer Bestimmungen zu verlieren oder den Dichter zu beschuldigen, daß er den Vorstellungen, die in den Schulen seiner Zeit herrschten, in der Poesie und durch die Poesie zuviel Bedeutung gegeben habe, wollen wir gleich den Anfang auf unsere Weise fassen, statt zu deuteln, wie Dante selbst in seinen brieflichen Erklärungen und noch weit mehr seine pedantischen und philosophischen Erklärer gethan haben. Das bestimmte Verhältniß aller Dinge und aller äußeren Erscheinungen unter sich und zu dem All, die sichtbare Ordnung und Unterordnung, sagt er, macht das Weltall zu einem Bilde der Gottheit, die Stufenleiter der Wesen wird auch von dem, der sich durch Schlüsse nie finden würde, aus der Vertheilung der Entfernung, der Bewegung, dem Orte, den die Weltkörper, den die Elemente, die Geschöpfe überhaupt einnehmen, durch Anschauung erkannt. Dies ist der Sinn der Worte des Dichters, Canto I, Vs. 108: „In der Ordnung, von der ich geredet, steigen aufwärts auf verschiedene Weise die Wesen; sie sind näher der Quelle, aus der sie entsprungen, oder von ihr weiter entfernt.“ Ein angeborner Trieb, fährt er

fort, eine göttliche Wärme, die durch und über alle Wesen verbreitet ist, treibt alle diese Wesen in der Wesenheit verschiedene Hafen. Dies führt er in Rücksicht der belebten und unbelebten Natur, in Beziehung auf blos empfindende und auf die mit Empfindung, Denkkraft und freiem Willen begabten Wesen durch. Dasselbe, sagt er, was als Natur und Weltordnung, als strenges Gesetz durch den Instinct jene Wesen treibt und an ihren Platz führt, denen freie Wahl und freier Gedanke mangelt, (che son fuor d'intelligenzia), erscheint auf andere Weise in den Wesen, denen statt des Instincts Vernunft und Liebe verliehen ward. Das verschiedene Licht, die verschiedene Masse des Lichts, die an den verschiedenen Himmelsgewölben und in ihnen sichtbar wird, zeigt den unterschiedenen Charakter der Geister und Geistesfähigkeiten und Tugenden, die in ihnen und an ihnen zur Anschauung gebracht werden. Der höchste Lichtglanz, der Gottheit reinstes Bild, zeigt sich im obersten Raume, der in ewiger Ruhe verharrt, während der erste bewegliche Himmelsraum, der unmittelbar unter ihm sich umdreht, und alles andere in Bewegung setzt, mit dem schnellsten Umschwung bewegt wird. Der Natur jeder Vernunft, mag sie im irdischen Körper oder im Lichtglanz der Seraphim erscheinen, ist es gemäß, zu diesem obern Lichtmeere, der Gottheit äußerer Erscheinung, empor zu steigen. Auszuruhen in der Gottheit Schoos ist der Wesen höchste Bestimmung, es ist Unnatur, ein falscher Trieb, ein dem Allgemeinen entgegengesetztes Streben, wenn der Mensch zur Erde herabsinkt, an irdischem Genusse klebt. Wundere dich daher nicht, sagt Beatrix, wenn wir jetzt, da du vom Wasser der Quelle Eunoë getrunken, da du in meinem Auge das göttliche Licht geschaut hast, gegen die Gewohnheit der Körper emporsteigen; uns treibt die Kraft aufwärts, welche das, was sie Anfangs bewegt hat, endlich zur göttlichen Ruhe hinführt. Seine Worte sind: „Hinauf zu dem uns bestimmten Sitze trägt uns die Kraft der Sehne, die Alles, was sie von ihrem Bogen hinwegschnellt, zum seligen Ziel bringt." In dem Angeführten spricht

er seine Meinung über die Möglichkeit dessen aus, was wir, ohne zu fürchten, der Theosophie beschuldigt zu werden, reine Beschaulichkeit nennen wollen. Indem Dante aber die Möglichkeit der Erhebung der Seele zum Anschaun der Gottheit darzuthun sucht, deutet er unmittelbar darauf, warum diese Möglichkeit in der Erfahrungswelt nicht erkannt werde, warum sie nicht zur Wirklichkeit komme. Der Schwungkraft, sagt er, steht eine Schwerkraft entgegen, das ist Gesetz der Natur und die Materie widerstrebet der Form. Der Künstler, fährt er fort, bringt die rohe Materie nie ganz in die ideale Form; seinem Geist widerstrebt die Eigenthümlichkeit der Masse, die er zu seinen Gebilden brauchen will. Dem von der Gottheit stammenden Triebe, dem Streben des vernünftigen Wesens, wodurch es sich zur Gottheit erhebt, wirkt entgegen sein eignes ihm durch die Freiheit des Willens verliehenes Vermögen. Die Schwerkraft eines irdischen Willens hemmt die Schwungkraft des göttlichen, und drückt den Menschen zur Erde. Auf ähnliche Weise steigt seiner Natur nach das Feuer über den Lufthimmel hinauf und weilet oben, doch wird es durch heftige Bewegung im Gewitter von seiner Natur entfernt, durch fremde und unnatürliche Anziehung von seinem Wege gebracht, und zur Erde geschleudert. Dies drückt Dante in den Worten aus: „Du siehst ja auch Feuer fallen aus den Wolken hernieder, wenn sein erstes, sein mächtigstes Streben durch falsches Gelüsten wird zur Erde gerichtet." Aus deiner Seele, fügt Beatrix dem vorigen erklärend hinzu, ward Alles hinweggenommen, was dich zur Erde hinzog, es wäre eben so wunderbar, wenn sie sich nicht aufwärts erhöbe, als wenn ruhiges Feuer von selbst von oben herabfiele. Alles dieses, also der ganze Inhalt des ersten Gesangs, ist eine förmliche Einleitung für die Uebrigen und erst der Anhang des zweiten Gesangs eröffnet eigentlich das Gedicht selbst. Diese Eröffnung scheint an die ersten Verse des Gedichts über die Natur der Dinge zu erinnern. Eine Nachahmung kann man es nicht nennen; Tasso dagegen im befreiten Jerusalem, am Ende der zweiten Stanze und in der dritten, in den

berühmten Versen, welche beginnen: **Così porgiamo a l'egro fanciul etc.**, hat den Dichter der Epicuräischen Philosophie nicht sowohl nachgeahmt, als vielmehr wörtlich übersetzt. Dante läßt kaum den Lucretius durchschimmern, man könnte sogar, ohne auffallende Behauptungen aufstellen zu wollen, sagen, die Aehnlichkeit sey zufällig. Auch Lucretius singt Uebersinnliches, auch er muß eingestehen, daß er alle betretenen Bahnen verlasse, daß sein Lied schwer sey, daß nur Wenige ihn fassen würden. Dante spricht sich auf gleiche Art aus. Beide wollen zur Anschauung bringen, was eigentlich nur ein Begriff ist, sie wollen ihren Gedanken eine Form, einen Leib geben. Der Eine will durch Erforschung der Naturgesetze zeigen, daß, was dem Einen Glaube ist, dem Andern Wissen heißt, daß wahrer Glaube und wahres Wissen verbunden und gleicher Art sind. Dante will, um uns eines andern Ausdrucks zu bedienen, anschaulich machen, daß Theologie und Philosophie, daß Seligkeit und vollendetes Wissen für denkende, frei wollende Wesen einerlei sind. Er bedarf eines eigenen Publikums, einer eigenthümlichen Dichterfähigkeit, die gewöhnlichen Freunde der Musen sind diesmal nicht die Seinigen. Dies ist der Grund, warum er allen denen, die ihm durch Hölle und Purgatorium gefolgt waren, und seinem Gesange von irdischen und menschlichen Dingen Gehör gegeben hatten, hier, wo er zu den Sphären der Engel hinaufsteigt, warnend zuruft: Sie seyen freilich bis dahin im gebrechlichen Kahne seinem stärkeren Fahrzeug, das mit Gesang dahin fahre, gefolgt, sie hätten aber auf der Fahrt nie ihr irdisch Gestade aus den Augen verloren, jetzt sey seine Fahrt im unendlichen Ozean der Welten begonnen, sie sollten zusehn, sich umsehn, ehe sie dahin sich wagten. Dem unermeßlichen Raume der Welten und Sterne, dem Meere der Gottheit, ihrem seeligen Anschaun steuere sein Schiff zu, sie sollten sich wohl vorsehn, ob sie, ohne in den Fluthen umzukommen, ihm zu folgen im Stande seyen. Denn, sind seine Worte, „vielleicht, wenn ihr mich aus den Augen verlieret, seyd ihr auf dem Weltmeer verloren."

che forse
Perdendo me, rimarreste smarriti.

Darauf beginnt er im Gefühl der ihm gewordenen Weihe, als Verkünder göttlicher Wahrheit im höheren Tone: „Die Woge, die ich zu durchschiffen beginne, nie ward sie von Schiffen durchschnitten, der Weisheit Göttin sendet günstigen Wind mir, der Schutzgott heiliger Sänger leitet mein Steuer; Musen, die kein Sänger vor mir gekannt hat, zeigen mir den leitenden Nordstern." Mein Gesang, fährt er fort, wird nur von denen verstanden, die sich vom irdischen Genuß früh zu geistigen Freuden gewendet, die den Vorgeschmack reinerer Seligkeit hienieden gekostet. Seine Worte sind: „Ihr, die ihr früh vom Brode der Engel gekostet, ihr wenigen Freunde, dürft euch wagen mit eurem Schifflein in die furchtbare Meerfluth, nur achtet wohl auf die Furche, die mein Kiel schneidet, durch das Gewässer, das sich hinter ihm wieder vereint." Plötzlich findet er sich im Himmel des Mondes. Sein Geist soll von Zweifeln und mangelhafter Erkenntniß von Himmel zu Himmel freier werden, er soll von niederer Erkenntniß zu höherer emporsteigen, er beginnt daher mit Physik, ehe er zur Metaphysik übergeht. Daß die Theorie der Mondflecken oder der Lichterscheinungen dieses Weltkörpers nicht anders ausfällt, als sie hier ausgefallen ist, lag an dem Zustande der Physik zu Dante's Zeit; diese Theorie ist aber hier Nebensache. Hauptsache in diesem Gesange ist der Schluß, wo der Dichter anschaulich macht, wie das System der Sphären mit seinem System des Verhältnisses der höhern und niedern Arten von vernünftigen Wesen und deren verhältnißmäßigen Fähigkeiten zusammenhängt. Warum die Einleitung dazu so sonderbar, warum die Lehre von den Mondflecken und deren Ursache so ausfuhrlich sey, wage ich nicht zu erklären; da aber einmal vom Monde und von Physik die Rede seyn mußte, so war freilich die Frage über die verschiedene Lichterscheinung an dem Trabanten der Erde nicht wohl zu umgehen. Daß Dante zugleich die Hypothesen der Gelehrten seiner Zeit berücksichtigt, daß er sie sinnreich zu widerlegen sucht, erscheint

dem neuern Leser doppelt sonderbar, weil die Wissenschaft, welche Dante hier nach den Begriffen seiner Zeitgenossen vortrefflich behandelt, seitdem eine so ganz andere Gestalt gewonnen hat, daß alle Hypothesen des Mittelalters uns leere Grillen scheinen. Die Verse über die Mondflecken hätten daher ihren Reiz verloren, wenn wir blos auf den Inhalt sähen; allein sie sind bewunderungswürdig durch ihre Form. Je mehr die Materie sich sträubt, je unpoetischer der Stoff scheint, desto mehr staunen wir über die Geisteskraft, die dieses Stoffs Meister wird, und ihn zur wahrhaften Poesie macht. In einer Uebersetzung geht dieses durchaus verloren; nur die italienische Sprache und auch diese nur in der Zeit ihrer ersten Bildung konnte auf die Weise gebraucht werden, wie sie Dante hier gebraucht; jede Uebertragung in andere Laute und andere Sprachformen zerstört den Zauber. Sie würden daher vergeblich auf eine andere Uebersetzung hoffen, wenn Ihnen die vorhandenen nicht genügen, und ich müßte Dante's Verse hier einrücken, um Ihnen deutlich zu machen, was ich sagen will. Ich überlasse Ihnen, die Verse im Original nachzulesen, übergehe die ganze astronomisch-physikalische Abhandlung, und gehe zu dem Schluß des Gesangs über, weil ich diesen unmittelbar mit dem verbinden kann, was ich vorher von dem System gesagt habe, dem Dante durch diesen dritten Theil hindurch gefolgt ist. Er bringt nämlich das System der Bewegung der himmlischen Körper mit seiner Philosophie und Theologie in Verbindung. Die Hauptstelle ist hier Vs. 111. des 2ten Gesangs bis ans Ende. Der göttliche Friede, die seelige Ruhe, singt er, liegt jenseits aller Welterscheinung und Weltanschauung; dies ist der ruhige Feuerhimmel jenseits aller Sphären, demzunächst sich die erste Wirkung des göttlichen Wesens, das Gesetz aller Bewegung in äußerer Erscheinung kund giebt. Dieses ist das sogenannte erste Bewegliche (Primum mobile), das einfache und ungetheilte Gesetz aller Arten von Bewegung als feste Sphäre jenseits der andern angeschaut. Hier sind alle verschiedenen Kräfte noch vereinigt, die Wesenheit aller andern Sphären ist hier nicht in

Weltkörper zerspalten. Am Himmel der Fixsterne erscheinen die Kräfte einzeln und getheilt; es ist nicht mehr, wie am ersten Beweglichen und an den krystallenen Sphären, der Himmel selbst, in dem die Kräfte alle vereinigt sichtbar werden, sondern die unendliche Verschiedenheit erscheint in unendlich vielen unter sich unendlich verschiedenen Körpern, die ein verschiedenes Licht und eine verschiedene Masse haben. Von den untern Sphären hat jede einzelne eine besondere Kraft, einen besondern Einfluß auf die ganze Reihe der andern Sphären und ihrer Bewohner. Die verschiedene Bewegung und Größe, der verschiedene Glanz der einzelnen Planeten und ihrer Sphären zeigt dem Auge die Kette der Ursachen und Wirkungen (Fini, semenze), wodurch alle irdischen Dinge zusammengehalten, geleitet, innig verbunden werden. Die verschiedenen Sphären oder Himmel, welche sich mit den Planeten bewegen, sind wechselsweise Wirkung und Ursache; das Letztere in Beziehung auf die niederen Sphären, das Erstere in Beziehung auf die obern. Das versteht der Dichter, wenn er sagt:

Questi organi del mondo così vanno
di grado in grado,
Che di sù prendono e di sotto fanno.

Jedem äußern Einfluß, jedem physischen Weltgesetz entspricht ein Gesetz der Vernunft, jeder Reihe äußerer Ursachen und Wirkungen eine Kette von Schlüssen und Begriffen; das drückt er dadurch aus, daß jede himmlische Sphäre von einem Geist höherer Ordnung, von einem seeligen Wesen regiert wird. Jedem Gesetz der Welten entspricht also ein Gedanke unserer Seele oder eine Seele höherer Ordnung, eine Handlung der Vernunft. Der Fixsternhimmel, den unzählige leuchtende Welten schmücken, macht nach Dante dem menschlichen Auge der Gottheit unendliche Eigenschaften, die unnennbare Menge der einzelnen Kräfte und Ursachen, die an und für sich nur eine und dieselbe sind, wunderbar anschaulich, oder, wie er dies ausspricht, wie sich das Siegel in Wachs drückt, so erscheint in diesem Himmel der Gottheit Ausdruck. Wie die Gottheit in und durch die Welten erscheine, macht er

deutlich durch die Art, wie die menschliche Seele in den Organen und Handlungen des Körpers erscheint. Die menschliche Seele, sagt er, wird nur als ein getheiltes Vermögen erkannt, die Menschen spalten, was Eins ist und seyn sollte, Gefühl, Verstand, Vernunft, Gedächtniß, Einbildungskraft. Und doch sind nicht allein diese von den Menschen mit besonderen Namen benannten Vermögen, sondern auch die einzelnen Organe und Glieder selbst, insofern sie Theile eines organischen Ganzen sind, Anschauungen oder Erscheinungen eines unsichtbaren Unbekannten, das ihr Seele nennt, wenn anders die Wahrnehmung, daß euer Leib ein organisches Ganzes sey, und von einem bestimmten Punkte aus bewegt werde, richtig ist. Der Grund jeder Bewegung, meint er, sey an einem Orte zu suchen, wo die Nerven sich enden und einigen, diese bewegen sichtbar das Ganze, das Bewegende ist aber weder sichtbar, noch sinnlich. So das Weltall in Verhältniß zur Gottheit. Die Einheit aller verschiedenen Bewegungen der himmlischen Körper und Räume ist im obern Raume, die Gottheit selbst ist in ihm nicht, nur ihr Bild, ihre Wirkung. Der ruhige Glanz, die Freiheit von aller fremden Einwirkung macht die oberste Sphäre zum Bilde der ewigen Güte selbst, ihre einzelnen Aeußerungen erscheinen an den einzelnen Sternen und den Sphären, zu denen diese gehören. Dies scheint mir der Hauptgedanke, der in der ganzen oben angeführten Reihe von Versen ausgedrückt ist; ich will eine wörtlich genaue Umschreibung der Verse hier beifügen, um Ihnen eine Vorstellung zu geben, wie der Dichter es anfängt, um seine Philosophie in Poesie zu verwandeln. „Gleichwie, sagt er, in eurem vom Staube gebildeten Leibe die menschliche Seele sich theilet, sich trennet in mancherlei Glieder zu verschiedener Verrichtung gebildet, so entfaltet sich der Gottheit alles bewegende Weisheit vervielfacht in den Gestirnen und drehet im Kreis sich um ihre eigene Einheit." Je materieller, bemerkten wir schon oben, das ist, was die Form erhalten soll, d. h. je dichter und schwerer, desto weniger giebt es sich dem Einfluß hin, wodurch es Form erhält;

die Ursache der verschiedenen Kräfte der Himmel oder Sphären, des verschiedenen Einflusses der Gestirne ist also, daß sich die eine bewegende Kraft mehr oder weniger mit der Materie verbunden hat. Die ewige Güte und Weisheit, meint er, zeigt sich in den verschiedenen Sternen und ihren Himmeln auf dieselbe Art von verschiedenen Seiten, wie die menschliche Seele in den obern und niedern Seelenvermögen, in den Bewegungen des Fußes oder in der Bewegung der Nerven des Gehirns sich verschieden zeigt, im Ganzen erscheint aber im Lichtglanz der verschiedenen Sterne am ganzen Himmel die göttliche Güte auf die Weise, wie die menschliche Seele im lebendigen Stern des menschlichen Auges. Dies drückt Dante ungefähr folgendermaßen aus: „Verschiedene Kräfte verbinden sich auf verschiedene Weise mit dem köstlichen Körper, in dem sie als Leben erscheinen, in dem Stoff, mit dem sich die Kräfte vereinen, wie eure Seele sich mit dem Leibe vereinet. Diese in dem Stoffe gebundenen Kräfte zeigen als himmlische Körper, als Welten, den herrlichen Lichtglanz, der zu ihnen vom seligsten Wesen herabkommt; sie zeigen ihn also, wie im lebendizen Auge des Menschen die Freude sich zeigt. Der verschiedene Antheil am seligsten Wesen, der diesen Körpern beschieden ist, macht das Licht vom Lichte verschieden, nicht (wie ihr zu glauben gewohnt seyd) die Dünnheit oder Dichtheit der Körper. Diese bildende Kraft (formal principio) erzeugt, je nachdem sie vertheilt ist, je nachdem an ihrer Güte der Materie Antheil verliehn ward, das Dunkle, das Helle.“

Der Oberintendant Fouquet, dessen Prozeß und Gefangenschaft.

Als der Kardinal Mazarin, nachdem er Frankreich seit 1653 unumschränkt regiert hatte, am Ende des Jahres 1660 die Nähe des Todes fühlte, entschloß er sich endlich, den jungen König in die Grundsätze, nach welchen Frankreich regiert werden müsse, einzuweihen. Er bat ihn, nach seinem Tode keinen ersten Minister zu ernennen, was Ludwig XIV. ohnedieß nicht gethan haben würde, da sein stolzer Sinn, der sich schon im Knaben so mächtig regte, daß er bei dem bloßen Namen der Hausmeier in Zorn gerieth, in der letzten Zeit auch die Macht des Kardinals ungeduldig ertrug a); er ermahnte ihn ferner, seine vorzüglichsten Räthe nicht aus den großen Familien, sondern aus den mittleren Klassen zu wählen, die gewöhnlich bei gründlicheren Kenntnissen auch mehr Arbeitslust und Bescheidenheit besäßen b), und endlich gab er ihm eine genaue Charakterschilderung aller Personen, die

a) Oeuvres de Louis XIV. t. I. p. 6. Pellisson hist. de Louis XIV. l. pag. 13. Pellisson meint, Mazarin möchte nicht lange mehr den König beherrscht haben. La Fare (Mémoires, in der Collection des Mém. relatifs à l'hist. de France p. Petitot et Monmerqué Ser. II. t. 65.) bezweifelt es; quoiqu'on ait dit qu'il commençait à s'en lasser, je doute qu'il eût de long-temps secoué ce joug. Das glauben wir auch, daß er aber froh war, des Jochs ledig zu seyn, beweisen mehr noch als seine eignen Worte alle seine Handlungen unmittelbar nach Mazarin's Tode.

b) Oeuvres de St. Evremont. Amsterdam 1706. t. X. p. 113. — Oeuvres de Louis XIV. t. I. p. 36. — Guy Patin 1661.

durch ihre Stellung am Hofe oder im Staate mehr oder weniger Einfluß gewinnen konnten. Als diejenigen, welche des königlichen Vertrauens am würdigsten seyen, empfahl er Le Tellier, Lionne und vorzüglich Colbert, der seit mehreren Jahren im ganzen Sinne des Wortes sein Vertrauter war. Dagegen schilderte er den Oberintendanten Fouquet, den er seit geraumer Zeit haßte und gebrauchte, weil er ihn nicht entbehren konnte, als einen höchst ehrgeizigen, gefährlichen Menschen, der die Einkünfte des Staats verschwende, um sich Freunde zu machen und sich vor der Ungnade, die er fürchten müsse, sicher zu stellen.

Nikolaus Fouquet, Vicomte von Melün und Vaux, Marquis von Belle-Isle, war 1615 geboren und stammte aus einer angesehenen Familie der Bretagne oder der Normandie. Sein Vater war Maitre des Requetes und Staatsrath unter Ludwig XIII. und von Richelieu sehr geachtet; seine Mutter Maria von Maupesü, eine sehr fromme Frau. Er zeigte schon früh ausgezeichnete Anlagen und erwarb sich namentlich so bedeutende Rechtskenntnisse, daß er schon im zwanzigsten Jahre die Stelle eines Parlamentsraths mit Ehren bekleiden konnte. In den Unruhen während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. gehörte er Anfangs zu den eifrigsten Anhängern des Kardinal Retz und des Herzogs von Beaufort, ging aber später zur Hofparthei über, und leistete dieser sehr wichtige Dienste c). Als daher der Kardinal Mazarin im Februar

c) Mémoires de Guy Joli hinter den Memoiren des Cardinal Retz, t. V. p. 47. Plusieurs conseillers du parlement, des plus zélés, s'assemblaient régulièrement presque tous les jours après midi (1648 nach der Rückkehr des Königs) chez le Sieur Longueil, conseiller de la grand' chambre etc. Ceux qui se trouvaient le plus souvent à ses conférences étaient le Sieur de Croissy, Fouquet etc. Auch S. 97 wird er mit Fouquet de Croissy noch unter den Hauptfrondeurs genannt. Das war 1649. Im Jahr 1651 kannte man ihn schon als geheimen Anhänger Mazarin's. Mém. de Retz, Paris 1820, t. III. p. 164. M. le Procureur-Général Fouquet, connu pour Mazarin, quoiqu'il déclamât à sa place con-

1653 nach Paris zurückkehrte und die Stelle eines Oberintendanten der Finanzen durch den Tod des Herzogs von Vieuville (2. Jan. 1653) erledigt fand, theilte er dieselbe unter den Staatsminister, Grafen Servien, den wir aus der Geschichte des Westphälischen Friedens kennen, und den Staatsrath und Generalprocureur Fouquet, den die Königin Mutter begünstigte, und dessen gewandter Geist ihm besonders geeignet schien, das Parlament willig zu erhalten und die nöthigen Summen für den Staat und den Kardinal herbeizuschaffen. In der Bestallung an Servien und Fouquet vom 8. Febr. 1653 heißt es ausdrücklich, daß der König ihnen volle Macht ertheile, die Finanzen so zu verwalten, wie sie es nach ihrem Gewissen für das Wohl des Staats am zuträglichsten halten würden, und daß sie weder der Rechnungskammer noch sonst irgendwo, außer dem Könige selbst, Rechenschaft schuldig seyn sollten d). Es war indeß vorauszusehn, daß eine solche gemeinschaftliche Verwaltung ohne bestimmte Begränzung der beiderseitigen Pflichten und Rechte nur von kurzer Dauer seyn konnte. Es entstanden manche Mißhelligkeiten zwischen Servien und Fouquet. Deshalb erließ Mazarin unter Ludwig's XIV. Namen am 24. Dec. 1654

tre lui comme tous les autres, entra dans la grand'chambre le 17. Avril (1652), et en présence de M. le Duc d'Orleans et de M. le Prince requit au nom du Roi, que M. le Prince lui donnât communication de toutes les associations et de tous les traités qu'il avait faits, et dedans et dehors le royaume, et il ajouta, qu'en cas que M. le Prince le refusât, il demandait acte de sa réquisition et de l'opposition qu'il faisait à l'enregistrement de la déclaration que M. le Prince venait de faire, qu'il poserait les armes aussitôt que M. le Cardinal Mazarin serait éloigné. — Oeuv. de S. Simon t. IX. p. 288.

d) Recueil des défenses de M. Fouquet t. II. p. 350: „sans que de la dite Administration vous soyez tenus d'en rendre raison à nostre chambre des Comptes ni ailleurs qu'a nostre Personne, dont Nous vous avons de nostre grace speciale, pleine puissance et autorité Royale, relevez et dispensez, relevons et dispensons par ces dites presentes etc.“

eine neue Instruction, der zufolge Servien blos den Bedarf zu bestimmen hatte, Fouquet aber das Geld anschaffen mußte e); gewiß die verkehrteste Maasregel, die jemals getroffen worden ist, wenn sie nämlich einen andern Zweck haben sollte, als der Habsucht des Kardinals zu dienen.

Als Servien starb (den 16. Febr. 1659), glaubte Mazarin Anfangs, er könne dessen Amt mit der reichen Besoldung ebenfalls übernehmen, und ließ sich die Bestallung ausfertigen. Da er jedoch bald auf unerwartete Schwierigkeiten stieß, so gab er die Idee wieder auf, und Fouquet wurde schon den 21. Febr. zum alleinigen Oberintendanten ernannt. „Da die Last und die Schwierigkeit der Finanzverwaltung Unseres Königreichs (heißt es im Dekret) f), durch die außerordentlichen Ausgaben, welche die Fortsetzung des Krieges nöthig macht, mit jedem Tage sich vermehren, und da sich der Todesfall des Herrn Servien ereignet hat, dem Wir gemeinschaftlich mit Ihnen die Oberintendanz übertragen hatten: so hätten Wir Veranlassung, an die Wahl eines Mannes zu denken, der fähig wäre, die von demselben bekleidet gewesene Stelle auszufüllen, wenn nicht das sechs Jahre lang erprobte Vertrauen, welches Wir zu Ihrer Person hegen, die Umsicht und der Eifer, welchen Sie gezeigt, der Fleiß und die Wachsamkeit, welche Sie diesem Geschäft gewidmet, die Erfahrung, welche Sie erworben, die Zuverlässigkeit, welche Sie bei diesem Amte und bei mehreren Gelegenheiten bewiesen haben, Uns die volle Gewißheit gäben, daß es nicht nur nicht nöthig ist, die Arbeiten dieses Amtes zu trennen und Sie durch Anstellung eines Kollegen zu erleichtern, sondern daß es auch

e) Recueil des défenses II. p. 354: „Le dit Sieur Fouquet signera, sans difficulté, les Ordonnances de fonds et les Assignations, même celles de comptant, après qu'elles seront signées du dit Sieur Servien.“ Die Ordonnances de comptant waren Anweisungen, welche für geheime Ausgaben ausgestellt wurden.

f) Ebendas. p. 356.

zum Wohl Unseres Staates und Unseres Dienstes, zur Erleichterung der Geschäfte und der Beschleunigung der Ausfertigungen wichtig ist, die Verwaltung Unserer Finanzen nicht zu trennen, und daß, wenn sie Ihnen allein übertragen würde, Wir desto besser bedient seyn würden und der Staat (le public) mit Uns. Aus diesen Gründen und in dem Vertrauen, welches Wir zu Ihrer Person hegen, und indem Wir die Gewalt, die Wir Ihnen früher ertheilt haben, bestätigen; ernennen Wir Sie von Neuem, so weit es nöthig seyn könnte, — — — — — zum alleinigen Oberintendanten Unserer Finanzen, um sie fortan mit voller und ganzer Macht und so wie Sie es in Ihrem Gewissen zum Besten Unseres Dienstes für nothwendig erachten werden, zu verwalten, — — — — — ohne daß Sie gehalten seyn sollen, in Unsrer Rechnungskammer, oder Andern, als Uns selbst, von dieser Verwaltung Rechenschaft zu geben.“ In diesem Verhältniß blieb Fouquet bis zum Tode des Kardinals, der ihn noch in den letzten Tagen mit dem Präsidenten Lamoignon, Le Tellier, Colbert und dem Bischof von Frejus, Zongo Ondedei, zum Testamentsvollstrecker ernannte.

Mazarin starb den 9. März 1661. Schon am folgenden Morgen um sieben Uhr ließ Ludwig XIV. den Kanzler von Frankreich, den Oberintendanten und die übrigen Minister kommen und erklärte ihnen mit kurzen Worten, daß er von jetzt an selbst regieren wolle, und daß nur die Achtung für einen Minister, der ihm in schwierigen Zeiten so treu gedient, die Rücksicht auf das Wohl des Staats, während das königliche Ansehen noch schwach gewesen, und die reifliche Ueberlegung, welche ein solcher Schritt fordere, ihn verhindert habe, seinen Entschluß früher auszuführen g). Er befahl ihnen,

---

g) Pellisson, t. I. p. 14. Am ausführlichsten in den Memoiren des jüngern Brienne, der als Augenzeuge spricht, (Mémoires inédits de L. H. de Loménie, Comte de Brienne, publ. p. Barrière. Paris 1828, II Bände. 8vo.) tom. II. p. 155. u. ff. — — et vous, monsieur le surintendant, je vous ai expliqué mes vo-

von nun an zu gewissen Tagen, bei wichtigen Sachen zu jeder Stunde, ihm selbst zu berichten und nichts, nicht einmal einen Paß, auszufertigen, ohne seinen ausdrücklichen Befehl. Er errichtete zwei neue Conseils, das der Depeschen, worin die Staatssekretäre in Gegenwart des Kanzlers und des Finanzministers über alle innere Angelegenheiten Bericht erstatten mußten, und das der auswärtigen Angelegenheiten, wo er sich alle Depeschen, die vom Auslande eingingen, von Anfang bis zu Ende vorlesen ließ und die Antworten ertheilte, die er sich dann ebenfalls vorlesen ließ. Dieses Conseil, gewöhnlich der Rath der Drei genannt, bestand aus Fouquet, dem seine Stelle als Oberintendant den ersten Rang gab, Le Tellier für das Kriegswesen und Lionne für das Auswärtige. Hier wurden die wichtigsten und geheimsten Angelegenheiten des Reichs verhandelt. Im Geheimen arbeitete der König viel mit Colbert, der in der ersten Zeit nur Finanzintendant war, aber schon damals eine bedeutende Wirksamkeit hatte, indem er die Register der Fonds führte, wodurch ihm eine gewisse Controlle der Einnahmen und Ausgaben zukam. Keiner von den Prinzen, nicht einmal die Mutter des Königs, die sehr auf größeren Einfluß gerechnet hatte, wurde bei diesen Berathungen zugezogen. Die Hofleute, welche nun allen Einfluß verloren, indem der König sichs zum Gesetz machte, ihre Verwendung nie zu berücksichtigen, waren natürlich mit dieser neuen Einrichtung sehr unzufrieden, während das Volk, das bald bemerkte, wie viel rascher und pünktlicher alle Geschäfte besorgt wurden, sich den schönsten Hoffnungen überließ h). Der König arbeitete täglich

---

lontés; je vous prie de vous servir de Colbert, que feu monsieur le Cardinal m'a recommandé. — — La face du théâtre change. Dans le gouvernement de mon Etat, dans la régie de mes finances et dans les négociations au dehors, j'aurai d'autres principes que ceux de feu Mr. le Cardinal. Man vergleiche die Oeuvres de Louis XIV.

h) Pellisson I. p. 16: „Les peuples, à qui il étoit assez ordinaire de voir nos Rois à toutes les heures, mais non pas d'en être

sieben bis acht Stunden und war bei allen Berathungen seiner Minister zugegen. Die meiste Aufmerksamkeit widmete er den Finanzen, die in heilloser Verwirrung waren, da Mazarin das Vermögen des Staats ganz wie sein Eigenthum betrachtet und niemals Rechnung abgelegt hatte. Die völlige Veränderung, die der König mit diesem Zweige der Verwaltung machen wollte, hielt er jedoch Anfangs noch geheim. Er begnügte sich, vier Millionen an der Grundsteuer zu erlassen, indem er die Steuerpächter zwang, um einer gerichtlichen Untersuchung zu entgehen, fünf Millionen herzugeben, wovon Eine zu den Vergnügungen des Hofs verwendet wurde. Die ganze Ersparniß war überhaupt mehr zum Schein, weil die Erhebung der Steuern so beschaffen war, daß die Pächter leicht Mittel finden konnten, sich den Schaden von den armen Unterthanen ersetzen zu lassen. Indeß hatte Ludwig die Freude, daß seine Sparsamkeit, seine Ordnungsliebe, seine Gerechtigkeit gepriesen wurden, und daß man Vergleichungen anstellte, die natürlich ganz zum Nachtheil der alten Regierungsweise ausfielen. Dem Könige mochte dadurch der Muth wachsen, wie er sich ausdrückte, sein eigner Oberintendant zu seyn, und Colbert, der ihn mit allem Detail der Finanzen bekannt machte, stieg, wie der König selbst versichert, so sehr im Vertrauen, daß bei der vieljährigen Feindschaft zwischen Colbert und Fouquet der Sturz des letzteren unvermeidlich wurde. Fouquet selbst sah wohl ein, daß Einer von Beiden den Platz werde verlassen müssen, allein sey es, daß er eine zu hohe Meinung von seiner Wichtigkeit hatte, daß er seinen Verbindungen zu viel vertraute i), daß er die Freundlichkeit,

---

écoutés, moins encore d'être expédiés si promptement, et délivrés de cet état incertain et flottant entre la crainte et l'espérance, pensoient voir renaître le siècle d'or en matière de gouvernement. Der König nahm die Bittschriften zu jeder Stunde und an jedem Orte an, las sie selbst und gab sie erst dann den Staatssekretären, die sie schnell beantworten mußten.

i) La Fare p. 147: Fouquet, dans l'appréhension qu'il avoit eu du Cardinal, s'étoit voulu mettre en état de lui résister en

womit ihn der König fortwährend behandelte, arglos für Wahrheit hielt, oder daß auch er glaubte, der Eifer des Königs werde bald nachlassen und alsdann Alles seinen alten Gang gehen, kurz er schmeichelte sich so, Colbert ohne Mühe verdrängen zu können, daß die wiederholten Warnungen seiner Freunde ihn in seinen Hoffnungen nicht zu stören vermochten. Am meisten baute er wohl auf das Wort des Königs selbst, der ihm bald nach Mazarin's Tode, auf das Geständniß, daß manche Unregelmäßigkeiten in seiner Verwaltung vorgefallen seyen, die bestimmte Versicherung gegeben hatte, er wolle ihm alles Vergangene verzeihen (**Oui, je vous pardonne tout le passé**)k). Auch hatte der König,

---

s'acquérant des amis; et comme il étoit naturellement visionnaire, il crut en avoir un bien plus grand nombre qu'il n'en avuit réellement. Il en fit une liste: la moitié de la cour se trouva sur ses papiers. Besonders hatten sich die jüngern Herrn des Hofs zu Fouquet gehalten, während die älteren mehr dem Kardinal huldigten; nur Wenige, die sich nachher wohl dabei befanden, hatten sich dem Könige angeschlossen. Ebend. p. 145.

k) Conclusion des défenses de M. Fouquet p. 156 und Recueil des défenses II, p. 94. Leider hat Pellisson, der am genausten davon unterrichtet seyn mußte, weil er seit 1657 unter Fouquet angestellt war und sein Vertrauen genoß, in seiner Geschichte Ludwig's XIV. von Mazarin's Tode bis zum Frieden von Nimwegen Fouquet's Ministerium aus leicht zu errathenden Gründen übergangen. Die vortrefflich geschriebenen Vertheidigungsschriften, die unter dem Titel Recueil des défenses de M. Fouquet, Suite du Recueil etc. und Conclusion des défenses von 1665 — 1668 in 15 Duodezbänden ohne Druckort in Holland, sowie auch in den Oeuvres de Fouquet erschienen sind, enthalten einen Schatz von Notizen zur Geschichte der innern Verwaltung Frankreichs in diesem Zeitraum. Sie müssen aber, da sie größtentheils Partheischriften sind, welche überall nur die Lichtseite zeigen sollen, natürlich mit der strengsten Kritik benutzt werden. Man wird indeß selten irre gehn, wenn man, was freilich höchst mühsam ist, die Protokolle über die Verhöre Punkt für Punkt mit Talon's Anklagen und Fouquet's Vertheidigung zusammenhält. — Pellisson's Freund Conrart hat über diese Zeit nur wenige Fragmente. Choisy, der es von Pellisson und Pa-

wenn wir seinen Memoiren glauben dürfen, Anfangs wirklich die Absicht, unter Colbert's Controlle Fouquet zu behalten, da er von seinen Kenntnissen eine hohe Meinung hatte. Wie er einsah, daß Fouquet sein Vertrauen fortwährend mißbrauchte, beschloß er zuerst, ihn ohne weitere Strafe blos von den Geschäften zu entfernen, und nur die Sorge, daß Fouquet's hochstrebender, unruhiger Geist einen solchen Wechsel des Geschicks nicht ertragen würde, brachten nach und nach den Entschluß zur Reife, ihn zur größeren Sicherheit verhaften zu lassen und vor ein Gericht zu stellen kk). Der

---

rette gehört haben will, sagt t. I, p. 141, der König habe von F. genaue und ehrliche Auskunft verlangt, wie es mit den Finanzen stehe, mit dem Versprechen, wenn er ihn wahr fände, sich immer seiner zu bedienen. Fouquet lui exposoit nettement toutes ses dépenses, et entroit sur cet article là dans un fort grand détail, beaucoup plus reservé sur la recette, dont il avoit peine à lui découvrir toutes les sources, prévoïant assez que s'il disoit tout, il ne seroit bientôt plus nécessaire. Il avoit tenu un petit conseil avec ses plus intimes amis, et leur avoit rapporté le discours du Roi. De Lorme, Bouchard et Pellisson, qui étoient de ce conseil, lui firent remarquer, que dans ce discours du Roi il paroissoit beaucoup de fermeté et de bonté, et qu'il seroit peut-être dangereux de ne lui pas dire les choses comme elles étoient; mais il se moqua d'eux, les assurant que ces premières velleïtés de gouverner ne seroient pas long temps dans l'esprit d'un jeune Roi. — — — Il donna au Roi des états de sa dépense, qu'il grossisoit, et de ses revenues, qu'il diminuoit, faisant les choses encore pires, qu'elles n'étoient. Le Roi montroit tous les soirs ces états à Colbert, qui lui en faisoit remarquer les faussetés. Le Roi insistoit le lendemain avec Fouquet, sans pourtant vouloir paroître trop instruit, et Fouquet insolent persistoit dans le mensonge. Cette épreuve plusieurs fois reïtérée détermina enfin le Roi à perdre Fouquet." So stellt auch Ludwig selbst in seinen von Pellisson redigirten Denkwürdigkeiten die Sache dar. Besonders ärgerte den König, daß F. aus Eitelkeit oft um Privataudienzen bat und ihm „unnütze" Dinge vortrug. Oeuvres de Louis XIV. t. I, p. 103.

kk) Oeuvres de Louis XIV. t. I, p. 102.

König scheint auch in der That, vermuthlich durch Mazarin veranlaßt, in dessen Charakter bekanntlich Vorsicht ein Hauptzug war, von Fouquet's Verbindungen höchst übertriebene Begriffe gehabt zu haben, denn er betrieb seine Verhaftung mit einer Aengstlichkeit, als ob er es mit einem Prinzen seines Hauses zu thun hätte. Fouquet war Generalprocureur des Pariser Parlaments und konnte als solcher nur in einer allgemeinen Versammlung (grand' chambre) des ganzen Parlaments gerichtet werden, wo hundert und fünfzig Köpfe ihre Meinung sagten, wo also eine Justiz, wie sie der König wünschte, nie zu hoffen stand. Wollte man aber Fouquet durch eine Specialcommission richten lassen, so verletzte man die Rechte des Parlaments und es schien nicht rathsam, dieser Versammlung, deren Einfluß man in den bürgerlichen Unruhen erfahren hatte, gerade jetzt neuen Stoff zum Widerstande zu geben. Allein auch dafür wußte Colbert, oder wer sonst die Seele des Beginnens war, Rath zu schaffen. Am ersten Tage des folgenden Jahres sollte der Orden des heiligen Geistes, der nicht einmal die Hälfte der statutenmäßigen Mitglieder zählte, vollzählig gemacht werden, und der König hatte erklärt, daß er weder seine Staatssekretäre, noch irgend ein Mitglied des Parlaments (aucun qui fût de robe ou de plume) dazu ernennen würde. Man wußte, wie sehr Fouquet den Orden sich wünschte, und gründete hierauf den Plan. Man gab ihm nämlich zu verstehen, daß der König, der ihm bei jeder Gelegenheit das größte Vertrauen zeige, ihn gewiß, so bald er nur seine Stelle im Parlament, wofür er überdem eine sehr ansehnliche Geldsumme erhalten könne, niederlege, zu gleicher Zeit zum Ritter des Heiligengeistordens und zum ersten Minister ernennen würde. Dies wirkte. Fouquet entschloß sich nicht nur, die Stelle zu verkaufen, sondern auch das dafür erhaltene Geld, eine Million Livres 1), dem Könige

1) Er erhielt für die Stelle 1,400,000 Livres; 400,000 mußte er seinem Bruder für dessen Ansprüche auf die Nachfolge (survivance) geben. Conclusion des défenses pag. 96. Der Präsident Barentin

zu schenken, der es dankbar annahm (en pur don). Allein selbst jetzt, nachdem man ihm den Schutz des Parlaments entzogen zu haben glaubte, schien Fouquet noch so gefährlich, daß der König es nicht wagte, ihn in Paris verhaften zu lassen, sondern zu diesem Zweck in die Bretagne zu reisen beschloß. Ueberdem war auch die Jahrszeit, der Sommer, wie Ludwig versichert, zur Entfernung des Oberintendanten am wenigsten geeignet, weil man nothwendig zugleich eine große Veränderung mit den Staatspachtungen vornehmen mußte, deren Ertrag größtentheils erst nach der Erndte einging; die Ausführung mußte also schon deshalb bis zum Herbst verschoben werden. Ueberdem sollte Fouquet vorher noch vier Millionen aufbringen 11). Um ihn daher noch sicherer zu machen, zeigte er ihm fortwährend ausgezeichnetes Vertrauen und besprach eine Menge Dinge, ohne die andern Minister zu fra-

hatte sogar 400,000 Livres mehr geboten, allein aus Rücksicht für die Königin Mutter (Gourv. pag. 346.) zog Fouquet die geringere Summe vor, die ihm sein Freund und Verwandter Harlai gab. — Man fand später ein Billet von Pellisson, worin er Fouquet beschwor, seine Stelle im Parlament um keinen Preis zu verkaufen. — Ueber den hohen Preis dieser Stellen bemerkt Voltaire sehr richtig Siècle de Louis XIV. l. 14, chap. 25: Le prix excessif des places au parlement, si diminué depuis, prouve quel reste de considération ce corps avait conservé dans son abaissement même. Le Duc de Guise, grand chambellan du Roi, n'avait vendu cette charge de la couronne au Duc de Bouillon que huit cents mille Livres. Dabei ist aber auch zu bedenken, daß eine Hofwürde mehr Aufwand erforderte. Ob Colbert, oder der Marquis de Laigues, der quasi mari der Herzogin von Chevreuse, oder gar, wie Brienne behauptet, der König selbst den feinen Streich angab, oder ausführte, lassen wir dahin gestellt. Fouquet selbst sagt bei Brienne (t. II, p. 184.) den Tag vor der Abreise nach Nantes nur im Allgemeinen, aber freilich so, daß man es zunächst auf den König beziehen muß: On me leurre d'un collier de l'ordre qu'on ne me donnera peut-être jamais, worauf Brienne naiv erwiedert, er glaube es auch nicht. Daß Colbert gar keinen Antheil gehabt, credat Judaeus Apella.

11) Oeuvres de Louis XIV. t. I, p. 103.

gen, nur mit ihm. Er ließ durch ihn ohne Mitwissen der andern Minister in England Unterhandlnngen anknüpfen, mit denen es ihm kein Ernst war, und dieselbe Veranlassung scheinen auch die Verhandlungen mit dem Kardinal Retz gehabt zu haben, von denen Guy Joli in seinen Memoiren spricht m). Er erschien sogar mit seinem ganzen Hofe auf einem Feste, welches ihm Fouquet und, wenn man den Memoiren glauben darf, vom Könige selbst dazu veranlaßt, am 17. August im Vaux-le-Vicomte gab. Dieses Schloß, mit seinen weitläuftigen von Le Notre angelegten Gärten übertraf an Pracht die königlichen Schlösser zu Fontainebleau und Saint Germain. Levau, der nach Boileau auch die herrliche Colonnade des Louvre entwarf, hatte es gebaut; Wände und Decken waren mit den Bildern der vorzüglichsten Meister geschmückt, von denen wir nur Lebrun nennen wollen. Das Fest selbst war nicht minder prächtig. Im Garten war ein Theater gebaut, auf welchem zum erstenmal Moliere's **Fâcheux** mit einem Prolog von Pellisson gegeben wurden; die Springbrunnen und die damals noch seltenen Orangenbäume dienten als Dekorationen. Dem Schauspiel folgte Feuerwerk, Ball und Spiel, und damit die Hofleute nicht genöthigt wären, ihr eignes Geld zu verspielen, soll ihnen der liberale Finanzminister volle Beutel in ihre Zimmer gestellt haben n). Die Hofleute

m) Man vergleiche die Memoiren des Abbé Choisy (Amsterdam 1727.) I, p. 154. mit Guy Joli (Paris 1820) VI, p. 79: Pennacors (den Le Tellier zum Kardinal Retz geschickt hatte) de son côté stipula le même secret au nom du Sieur le Tellier sur toute cette négociation, déclarant qu'il quitterait tout là, s'il apprennoit que le Surintendant **Fouquet** en eût entendu parler. Gleich darauf kommt der Abbé Charrier im Haag an, um über dieselbe Sache in **Fouquet's** Namen zu unterhandeln, der das Erzbisthum Paris einem seiner Brüder zuwenden wollte. Kaum ist aber Fouquet verhaftet, so macht Le Tellier ganz andere Bedingungen. Fürchtete man, Fouquet und der Kardinal Retz möchten ihre alte Verbindung erneuern?

n) Die Beschreibung des Festes findet man bei Choisy und Andern, vorzüglich bei Lafontaine, der als Augenzeuge spricht, in einem poeti-

fanden das sehr artig, nicht so der König, den überhaupt, weil er einmal gegen Fouquet eingenommen war, alles an diesem Feste beleidigte; so schienen ihm selbst die Eichhörnchen in Fouquet's Wappen, mit der Inschrift quo non ascendet? die er sich übersetzen ließ, die hochverrätherischen Entwürfe des Besitzers zu verrathen. Auch soll er, der Verstellung nicht mehr Meister, seinen Unwillen darüber der Königin Mutter laut ausgesprochen haben o). Wenigstens blieben die Gesin-

---

schen Briefe an Maucroix, Oeuvres diverses edit. in 8vo. 1729. t. III, p. 296. Büßy=Rabútin, obgleich Fouquet's Feind, sagt doch: „on lui conseilla de donner cette fête, comme un grand plaisir au Roi, et même on le flatta de tant d'espérance d'agrandissement, qu'il se laissa persuader de vendre sa charge de Procureur Général, comme étant au-dessous des honneurs qu'on lui destinoit." — Mazarin, von dem freilich auch Montglat IV, p. 254. seine Zeitgenossen sagen läßt „jamais on ne fit une telle litière de la royauté," hatte noch 1660 ein Fest gegeben, was eine halbe Millionen Livres kostete; es war eine Lotterie, wozu auch der König und die Königin Loose erhielten; die Preise bestanden in Edelsteinen, Silberzeug, Krystal, Spiegeln, Handschuhen u. dgl. Als der Oberintendant Bullion im Jahr 1640 die ersten Louisd'or schlagen ließ, lud er eine Gesellschaft und theilte die ersten Stücke als Dessert unter seine Gäste aus, die auch so begierig zugriffen, daß der Herr Oberintendant, wie weiland Krösus, herzlich lachen mußte, weil die Herrn mit ihren übervollen Taschen Mühe hatten, zu gehen. — Nach diesen Vorgängen, die wir leicht vermehren könnten, wird man geneigt seyn, über Fouquet's Unverschämtheit weniger hart zu urtheilen; Beispiele sind ansteckend. Uebrigens sagen die besten Memoiren, auch La Fontaine's Beschreibung, nichts davon, so daß die ganze Erzählung ebenfalls nur eine Erfindung übelwollender Müßiggänger zu seyn scheint.

o) Mémoires de Choisy t. l. p. 171. Gourville, der den Finanzminister in der That warnte, (S. 349.) hinterbrachte ihm auch, wie Choisy versichert, der König habe zu seiner Mutter gesagt: Ah Madame, est-ce-que nous ne ferons pas rendre gorge à tous ces gens là? In Gourville's Memoiren steht davon nichts. Choisy, Voltaire u. A. behaupten, Fouquet's Devise sey gewesen: quo non ascendam? So arg war es doch nicht. S. Delort Hist. de la détention des philosophes I. p. 13.

nungen des Königs nicht mehr geheim, die Hofleute veränderten ihr Benehmen, der Günstling Saint-Aignan wurde hochfahrend, die Freunde warnten dringender, selbst die Königin Mutter ließ ihm Winke geben. Allein Fouquet hielt sich, wie es scheint, nicht für so gefährlich, als er es in den Augen des Königs war; er glaubte daher den freundlichen Worten desselben, und wenn er auf Augenblicke durch die Warnungen seiner Freunde geschreckt wurde und sich dann sehr niedergeschlagen und kleinmüthig zeigte, so war er doch weit entfernt, ernstlich etwas Härteres als Absetzung zu fürchten, eine Strafe, die bei seinem zerrütteten Vermögen hart genug war p). Auch dauerte die Besorgniß nie lange, weil Ludwig, wie er in seinen Memoiren selbst gesteht, alle Staatsklugheit, oder, wie Andere sagen, alle Heuchelei aufbot, um den Minister sogleich wieder sicher zu machen.

Unter diesen Aussichten wurde endlich die Reise in die Bretagne angetreten, wo eben die Landstände versammelt waren. Sie schienen nicht geneigt, viel Geld zu geben; Fouquet hatte daher dem Könige gerathen, sich persönlich nach

p) Mémoires de Brienne t. II. p. 184. Da sagt Fouquet im Gespräch mit Brienne kurz vor der Reise nach Nantes: La Reine-mère m'a fait dire par Barthillac de me garder de la duchesse (de Chevreuse) — — mais quoi! il faut se résoudre à tout. Je ne saurais croire que le Roi veuille me perdre! Brienne räth ihm, sich an die Königin Mutter zu wenden, darauf antwortet er: Je l'ai fait, et elle ne m'a dit que de général, et peut-être ne sait — elle rien des desseins du Roi contre ma personne. Dann spricht er von Flucht: Mais m'enfuirai-je? c'est ce qu'on serait peut-être bien aise que je fisse. — Madame Duplessis Belliere schreibt an Pomponne aus Chalons den 19. Sept. 1661: Ce n'est pas que je n'aye assez prévu qu'il pouvoit arriver du mal à M. le S.; mais je ne l'avois pas prévu de cette sorte, et je me consolois (?) qu'on l'ostast de la place, voyant qu'il le désiroit luy-mesme pour songer à son salut. Das letzte ist gewiß erlogen. Man sehe den ganzen Brief in einer Anmerkung zu den Memoiren von Conrart Collect. des Mém. p. Petitot u. s. w. t. 48. p. 259.

Nantes zu verfügen, weil die Deputirten, durch seine Gegenwart eingeschüchtert oder geschmeichelt, alsdann gewiß alle Forderungen bewilligen würden. So warf sich der Verblendete selbst die Schlinge um.

Mit einem zahlreichen Gefolge, zu welchem nicht ohne Absicht auch Condé und Türenne genommen wurden, traf der König am 1. Sept. in Nantes ein und nahm seine Wohnung im Schlosse. Unter dem Vorwande, daß sie am neuen Hafen arbeiten sollten, zogen starke Truppenabtheilungen durch die Provinz, in welcher keine Spur von Gährung zu bemerken war. Fouquet, seit einem Monat fieberkrank, war mit seiner Familie und dem Grafen Lionne den Abend vorher angekommen und hatte ein Haus am andern Ende der Stadt bezogen, aus welchem, wie mehrere Nachrichten behaupten, ein geheimer Gang nach der Loire führte, so daß es nur von ihm abhing, trotz aller Wachen nach Belle-Isle zu entfliehen. So wie der König seine Anwesenheit erfuhr, ließ er sich durch den jungen Brienne, mit dem Fouquet seit kurzem in freundschaftlichen Beziehungen stand, nach seinem Befinden erkundigen; Fouquet war indessen schon auf dem Wege nach dem Schlosse. Dieser und die folgenden Tage vergingen unter Geschäften; die Stimmung der Stände war zuvorkommender, als der König erwartet hatte. Am 4. wurde Brienne wieder zweimal zu Fouquet geschickt, und fand diesen in voller Hoffnung, daß der König Colbert's Verhaftung beschlossen habe, denn daß irgend etwas Geheimes im Werke sey, hatten manche ungewöhnliche Anstalten zu deutlich verrathen. Als Brienne am andern Morgen um 6 Uhr auf Befehl des Königs wieder in Fouquet's Wohnung kam, um ihm zu melden, daß ihn der König erwarte, war Fouquet bereits im Conseil und Brienne fand den königlichen Commissär schon in voller Arbeit, seine Papiere zu versiegeln.

Das Conseil wurde wie gewöhnlich gehalten; Fouquet mußte noch 30,000 Thaler für die Marine anweisen. Am Schlusse sprach der König noch Verschiedenes mit ihm; darauf entließ er ihn ohne das geringste Zeichen von Ungnade.

Kaum aber hatte der Unglückliche, den der König aus Furcht, im Commandanten der Schloßwache keinen getreuen Vollstrekker zu finden, nicht im Schlosse selbst verhaften lassen wollte, die Mauern desselben hinter sich, als er vom Capitän-Lieutenant Artagnan angehalten und in einem eigens dazu erbauten Wagen unter Bewachung von 100 Musquetärs nach Angers abgeführt wurde. Seine Gattin ward nach Limoges verwiesen. Dies geschah am Geburtstage des Königs, den 5. September. — Der Mutter Fouquet's brachte ein Diener zitternd die Nachricht, fürchtend, ihr den Tod zu geben, allein die fromme, hochbetagte Frau empfing die Botschaft mit stiller Ergebung; sie sank auf ihre Knie und betete: ich danke dir, mein Gott, du hast mein Flehen erhört und ihn auf den Weg des Heils geführt.

Wie dem Könige gemeldet wurde, sein Befehl sey vollzogen, trat er mit freudigem Gesicht in das Vorzimmer und rief den Hofleuten zu: „Ich habe den Oberintendanten verhaften lassen, es ist Zeit, daß ich meine Angelegenheiten selbst besorge.“ Seine unwürdige Freude über das Gelingen dieses feingesponnenen Planes spricht sich auch in dem ausführlichen Briefe aus, den er noch am nämlichen Tage an seine Mutter schrieb q). „Ich habe Ihnen schon diesen Morgen geschrieben, heißt es dort, daß meine Befehle zur Verhaftung des Oberintendanten ausgeführt worden sind, aber ich freue mich, Ihnen das Detail dieser Sache zu melden. Sie werden wissen, daß ich sie schon lange auf dem Herzen hatte, allein es war mir unmöglich, es eher zu thun, weil ich wollte, daß er vorher dreißigtausend Thaler für die Marine auszahlen ließe, und weil ich überhaupt mehrere Dinge in Ordnung bringen mußte, die nicht in einem Tage beendigt werden konnten, und Sie können sich keinen Begriff machen, welche Mühe ich gehabt habe, um Gelegenheit zu finden, Artagnan im Geheim zu sprechen, denn ich bin den ganzen Tag von einer

---

q) Lettres de Louis XIV. p. Morelli, Lettre 28. Die Nachlässigkeiten des Stils gehören dem Könige.

Unzahl sehr hurtiger Leute umlagert (accablé), die auf den geringsten Schein durchgeblickt hätten: gleich wohl hatte ich ihm schon seit zwei Tagen befohlen, sich bereit zu halten. — — — — Ich hatte die größte Ungeduld von der Welt, dies beendigt zu sehen, da mich sonst nichts mehr hier zurückhielt. Diesen Morgen endlich, da der Oberintendant wie gewöhnlich gekommen war, um mit mir zu arbeiten, unterhielt ich ihn bald auf die bald auf jene Weise und that, als ob ich Papiere suchte, bis ich durch das Fenster meines Kabinets Artaignan im Schloßhofe bemerkte, und darauf ließ ich den Oberintendanten gehen, der erst unten an der Treppe ein wenig mit La Feuillade sprach und dann, während er Herrn Le Tellier grüßte, verschwand, so daß der arme Artaignan schon ihn verfehlt zu haben glaubte und mir durch Maupertuis sagen ließ, er vermuthe, daß man ihm gesagt habe, er solle fliehen; allein er erreichte ihn wieder auf dem Platze bei der großen Kirche und verhaftete ihn in meinem Namen ohngefähr um Mittag. Er hat ihm die Papiere abgefordert, die er bei sich hatte, in welchen ich, wie man mir gesagt hat, den wahren Zustand von Belle-Isle finden soll, allein ich habe so viel andere Sachen zu thun gehabt, daß ich sie noch nicht habe nachsehen können. — — — — Ich hatte erklärt, daß ich heute früh auf die Jagd gehen wollte, und unter diesem Vorwande meinen Wagen vorfahren und meine Musquetärs aufsitzen lassen; ich hatte auch meinen Garden, die hier sind, Befehl gegeben, auf der Wiese zu exerciren und alles bereit zu halten, um nach Belle-Isle zu marschieren. — — — — Ich habe darauf mit den Herrn, die hier bei mir sind, über diesen Vorfall gesprochen, ich habe ihnen offen gesagt, daß ich meinen Entschluß schon seit vier Monaten gefaßt, daß Sie allein darum gewußt und daß ich ihn dem Herrn Le Tellier erst vor zwei Tagen mitgetheilt habe, um die Befehle ausfertigen zu lassen. Ich habe ihnen auch erklärt, daß ich keinen Oberintendanten mehr wollte, sondern selbst in den Finanzen arbeiten mit treuen Personen, die nicht ohne mich handeln werden, überzeugt, daß dies das

wahre Mittel wäre, mich in Ueberfluß zu bringen und mein Volk zu erleichtern. Sie werden leicht glauben, daß Manche ganz bestürzt gewesen sind (qu'il y a eu de bien penauts), aber es freut mich, daß sie sehen, daß ich mich nicht so anführen lasse, wie sie sich eingebildet hatten r) und daß das beste Theil ist, sich an mich anzuschließen. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß ich überall auf allen Landstraßen und bis nach Saumur von meinen Musquetärs ausgeschickt

---

r) La Fare p. 147. ce qui (die übergroße Vorsicht) parut puérile aux plus sensés, mais qui flatta le Roi, dans la pensée qu'il en acquerroit la réputation d'un prince résolu, prudent et dissimulé. Man vergleiche den Brief des Königs! Lafare, überhaupt ein Mann von durchdringendem Urtheil, hatte auch hier ganz richtig gesehen. Daß die Königin Mutter nicht allein darum gewußt habe, sagt auch Racine in den Fragm. Hist. „on l'avait dit à Laigues, pour le dire à Mad. de Chevreuse, afin qu'elle y disposât la Reine; ce qui ce fit a Dampierre. Villeroi le sut aussi. Le Roi vouloit le faire arrêter dans Vaux: quoi, au milieu d'une fête qu'il vous donne, lui dit la Reine. Man sieht leicht, welchen Grund der König hatte, sich gegen die Herrn seines Hofs anders auszusprechen. Ganz so wie Racine erzählt es auch der jüngere Brienne, Mémoires t. II. p. 177. Dann p. 182: Le Roi — — — ne s'ouvrit de la résolution qu'il avait prise de faire arrêter le surintendant qu'à trois personnes: La Reine sa mère, M. Le Tellier et mon père, qu'il laissa auprès de la Reine-mère pour conseil et pour mettre les scellés sur les papiers de M. Fouquet. La duchesse de Chevreuse et Laignes le savaient aussi, mais l'exécution leur en était cachée. Quoi qu'il y ait bien de l'apparence (ja wohl!) que M. Colbert en avait connoissance, on dit cependant que le Roi lui en fit une finesse, parceque M. Colbert n'osa jamais parler à sa Majesté de faire arrêter M. Fouquet, et se contenta de faire agir la duchesse de Chevreuse. Woher weiß man, daß Colbert mit dem Könige nicht darüber sprach? Frau von Lafayette, die ihre Geschichte der Prinzessin Henriette unter den Augen und zum Theil nach den Notizen dieser Prinzessin schrieb, sagt der König sey von Le Tellier, Colbert, der Herzogin von Chevreuse und Herrn von Laigues bewogen worden, Fouquet zu stürzen.

habe, um alle Kuriere, die sie auf dem Wege nach Paris antreffen, anzuhalten und zu verhindern, daß Keiner früher ankomme, als der, den ich Ihnen schicke." Dann lobt er den Eifer und die Pünktlichkeit der Musquetärs, und spricht von dem Vergnügen, womit er schon in den Finanzen gearbeitet habe. „Morgen," fährt er fort, „werde ich Alles, was mir noch zu thun übrig ist, beendigt haben und auf der Stelle mit einer außerordentlichen Freude (avec une joie extrême) abreisen." Noch am nämlichen Tage errichtete der König ein Finanzconseil, welches außer dem Kanzler, der in allen Conseils den Vorsitz hatte, und dem Marschall von Villeroi, des Königs ehemaligem Gouverneur, der mit einem Gehalte von 48,000 Livres die Ehre genoß, Präsident zu heißen, aus drei Räthen bestand, d'Aligre, de Seve und Colbert s), der schon dadurch die wichtigste Stelle unter ihnen erhielt, daß er an Fouquet's Statt in das Conseil der auswärtigen Angelegenheiten genommen wurde.

Fouquet wurde schon in Angers mit vieler Härte behandelt. Die dringensten Bitten um Nachrichten von seiner Familie, um Erlaubniß, einige Familienangelegenheiten ordnen zu dürfen, blieben unbeachtet. Seine Krankheit hatte so zugenommen, daß sein Arzt die Aerzte in der Stadt zu Rath zu ziehen wünschte; es wurde verweigert. Er bat um einen Beichtvater, und erhielt zur Antwort, daß man sein Gesuch nicht eher gewähren könne, als bis er ohne alle Hoffnung sey. Er genas, und sobald er das Bette verlassen konnte, wurde er nach Amboise und von da am Weihnachtstage nach Vincennes abgeführt, wo er am 4. März, also sechs Monate nach seiner Verhaftung, zum erstenmal verhört wurde. Erst am 18. Juni 1663 ward er zu größerer Bequemlichkeit der Richter in die Bastille gesetzt. Unterdeß waren seine Sa-

s) Motteville. Coll. de Petitot S. II. t. 40. p. 165. Nous le vîmes, prenant le contre-pied de Fouquet, venir tout seul chez le Roi avec un sac de velours noir sous son bras, comme le moindre petit commis de l'épargne.

chen sofort nach Ankunft des Kuriers, welcher die Nachricht von seiner Verhaftung überbrachte, versiegelt worden. Nach einigen Memoiren der Zeit hätte Fouquet im Augenblicke der Verhaftung ausgerufen: Saint Mandé! Madame Duplessis-Belliere! Im Hause zu Saint Mandé bei Melun lagen nämlich seine wichtigsten Papiere. Ein Bedienter, Namens La Forest, hätte den Wink verstanden, wäre zu Fuß nach der nächsten Station geeilt, wo zu Fouquet's Dienst Pferde bereit gestanden, und sey zwölf Stunden vor dem Kurier des Königs in Paris angekommen. Sofort hätte Fouquet's Bruder, der Abt von Barbeaux, mit Mad. Duplessis-Belliere, der vertrautesten Freundin des Oberintendanten, und mit einem Angestellten im Finanzministerium, Bruant des Carrieres, Rath gehalten. Sie wären indeß nicht einig geworden und hätten — darin stimmen alle überein — sämmtliche Papiere an Ort und Stelle gelassen. Diese ganze Geschichte ist gewiß bloßes Stadtgeschwätz. Denn angenommen, die Flucht des Bedienten sey weder von Artagnan noch von seinen Soldaten bemerkt worden, er sey so schnellfüßig gewesen, daß er den Reutern, welche der König sogleich nach allen Gegenden hin ausschickte, vorausgeeilt wäre: wie konnte die kluge Frau von Belliere die Thorheit begehen, den Abbé Fouquet in das Geheimniß zu ziehen, mit dem der Oberintendant seit langer Zeit notorisch in bitterer Feindschaft lebte t). Daß die Mü-

t) Fouquet hatte vier Brüder, von welchen Einer Erzbischof von Narbonne, ein Zweiter Bischof von Agdes, ein Dritter Abbé und der Jüngste erster Stallmeister des Königs war. Der Abbé, ganz anerkannt Mazarin's Spion, (**Mémoires de Gourville**, in der Collection von Petitot t. **LII.** pag. **600.** und **319.**) der unter andern den Kardinal Retz aus der Welt schaffen wollte, hatte durch sein Verhältniß zu Mazarin eigentlich, wie man zu sagen pflegt, das Glück seines Bruders gemacht. **Il étoit brouillé avec le Surintendant (1558); il le voyoit pourtant encore, mais il ne l'en ménageoit pas davantage; il n'y a rien qu'il n'eût dit à Lyon au Cardinal pour le perdre. Sa haine venoit de ce qu'ayant fait son frère Surintendant des finances, et prétendant par là en devoir**

ßigen auf den Straßen und in den Salons dergleichen Gerüchte eine Zeit lang glaubten, ist natürlich. Aber was soll man von Richtern urtheilen, die ein Gerücht, wofür sie keinen einzigen Zeugen vorbringen können, dem Angeklagten als Beweis seines bösen Gewissens vorrücken, mit dem ganz aus der Luft gegriffenen Zusatz, daß er die Absicht gehabt hätte, Saint Mandé anzünden zu lassen? Fouquet nennt dies Verfahren, gewiß nicht mit Unrecht, jämmerlich (pitoyable). Bei der Beschlagnahme der Sachen verfuhr man mit Unordnung und Leidenschaftlichkeit. Papiere, Geld, Geldeswerth wurden weggenommen, als ob er schon verurtheilt wäre, ohne daß seine Gattin oder irgend Jemand von den Seinigen dabei seyn durfte, zum Theil ohne Beiseyn einer Gerichtsperson, obgleich der königliche Befehl dies, wie natürlich, ausdrücklich bestimmt hatte, zum Theil nur auf mündliche Befehle des Königs, die Colbert überbrachte. Es ist überhaupt nicht zu leugnen, daß Colbert, der schon aus Ehrgefühl jede Theilnahme an diesem Prozeß ablehnen mußte, in den Akten nicht nur als sehr eifriger Theilnehmer erscheint, sondern auch nach Belieben Papiere mitnimmt, deren Inhalt nicht einmal angegeben wird. Noch mehr. Im Protokoll von Saint Mandé wird gesagt, Colbert sey den 19., 20. und 21. September von früh sechs bis Abends halb sieben Uhr zugegen gewesen, und nach dem Protokoll von Fontainebleau ist derselbe Colbert an denselben Tagen in Fontainebleau, welches vierzehn Stunden von Saint Mandé ent-

être le maître, l'autre n'avait pas voulu souffrir un joug que l'abbé rendoit un peu tyrannique, et sur cela leurs flatteurs les animant tous les jours de plus en plus l'un contre l'autre, la haine qui d'ordinaire est plus grande entre les proches qu'entre les étrangers, ne gardoit plus de bornes entre les deux frères. Mém. de Bussy-Rabutin II, p. 175. ed. 1696. Für das folgende sehe man Recueil t. IV, p. 93. Daß wir Artagnan's Memoiren nicht benutzt haben, wird Niemand befremden, da sie bekanntlich nicht von Artagnan, sondern von dem oberflächlichen Vielschreiber Sandras de Courtitz verfaßt sind.

fernt ist u). Er bringt sogar ein Kästchen mit, um, wie er sagt, die Karten von Belle=Isle, die er dem Könige zu zeigen wünsche, (nicht: die der König zu sehen verlange), hineinzupacken v). Sehr richtig bemerkt Fouquet, woher er denn gewußt habe, daß sich die Karten dort befunden, warum er ein Kästchen dazu mitgebracht habe, da man doch Landkarten zu rollen pflege, und drittens, ob er nicht mehr wisse, daß man ihm die erwähnten Karten schon in Nantes weggenommen habe? Wer kann es dem Angeklagten verargen, daß er hieraus alle Schlüsse zieht, die man nur daraus ziehen kann, und daß er namentlich behauptet, Colbert habe ihm gerade diejenigen Papiere, mit denen er sich vertheidigen könne, weggenommen, und falsche, die zu seinem Verderben gereichen sollten, untergeschoben. Daß wenigstens die erste Beschuldigung nicht ungegründet ist, beweisen die Akten. Denn der König selbst erklärte feierlich vor Präsidenten und Räthen im Parlament, daß allerdings Colbert ihm Papiere aus Fouquet's Wohnung überbracht hätte, daß sie aber Staatsgeheimnisse enthielten, mithin dem Gericht nicht mitgetheilt werden dürften w). Kein Gericht der Welt wird diesen Grund zureichend

---

u) Recueil des défenses de M. Fouquet I. pag. 7.

v) Ebendas. p. 199.

w) Ebendas. p. 30. Wie niederträchtig Colbert, der im J. 1680 über 10 Millionen besaß, denken konnte, beweist unter andern ein Brief, den er den 31. Oct. 1659 aus Nevers an Mazarin schrieb, wovon sich das Original auf der königl. Bibliothek befindet (Oeuvres de Louis XIV. t. I.). Ein von ihm empfohlener Verwandter hatte den Kardinal betrogen, da bittet er diesen, das Verbrechen an allen seinen Verwandten zu strafen: il n'est pas juste que V. E. en punisse l'auteur seul; Ses graces n'ont point été personnelles, elles ont regardé toute ma famille: il est juste que V. E. la punisse toute entière; et pour moi, Monseigneur (der Titel, den Mazarin gern hörte), sans les ordres exprès de V. E. qui me retiennent, je m'en serois allé en poste la trouver avec tous mes frères, pour la supplier de nous punir comme le mérite un crime de cette nature. — — Je finis, m'estimant in-

finden, da nicht blos diese oder jene einzelne Thatsache, sondern die ganze Verwaltung ein Gegenstand der Klage war, und er durch nichts in der Welt sich rechtfertigen konnte, als durch seine Papiere und namentlich nicht durch Privatpapiere, sondern durch solche, welche den Staat betrafen, also Staatsgeheimnisse enthielten. Die Papiere, die man mir weggenommen hat, sagt Fouquet, sind gerade die wichtigsten, weil sie die Nachweisungen über meine Verwaltung enthalten. Es sind die Briefe von Mazarin, Servien, Colbert. Jedermann weiß, daß Mazarin unumschränkt regierte, daß nichts ohne seine Genehmigung geschehen durfte, es ist mithin unmöglich, daß ich im Laufe von neun Jahren nicht eine Menge Schreiben, Befehle u. s. w. von ihm erhalten haben sollte; dasselbe gilt von Servien, dasselbe von seinen Sekretären, namentlich von Colbert. Allein in keinem Inventarium findet sich (zwei oder drei Briefe ausgenommen) das mindeste, weder vom Kardinal, noch von seinen Angestellten, kein Befehl über die ungeheuren Summen, die durch ihre Hände gegangen sind. Und da ich soviele unnütze Papiere aufbewahrt habe, so wird mir kein Verständiger zutrauen, daß ich die, welche zu meiner Rechtfertigung dienen mußten, vernichtet hätte.

Ferner wird im Protokolle von Saint Mandé von zwei verschlossenen Koffern gesprochen, zu welchen der Schlüssel fehle; in einem zweiten Protokoll sind die Koffer offen, und man hat Papiere herausgenommen, ohne daß man erfährt, ob sich der Schlüssel gefunden, oder wer den Koffer geöffnet habe. Dies könnte vergessen seyn. Auffallend ist es aber doch, daß in einem andern Protokoll, vom 23. Februar 1662, der Schlossermeister zum Öffnen eines Koffers geholt wird, nachdem das Protokoll unterzeichnet ist und der Eine der Commissarien sich bereits entfernt hat x). Ein solches Verfahren

---

digne de prendre la qualité ordinaire de très-fidèle serviteur de V. E. — Colbert."

x) Ebendas. pag. 262. Seguier's Schreiben, welches wir weiter unten anführen, findet man im nämlichen Bande S. 160.

für absichtslos zu halten, ist schwer, besonders, nachdem man folgendes Schreiben des Kanzlers Seguier an den Rath Benard gelesen hat, aus dem deutlich hervorgeht, daß man ungern andere als ganz vertraute Personen gebrauchte. „Ich schreibe Ihnen diese Zeilen, um Sie zu bitten, Sich mit Hrn. l'Aleman nach S. Mandé zu begeben, um an alle Orte dieses Hauses die Siegel anzulegen und sie durch starke Wachen sicher zu stellen. Wenn der Herr Civillieutenant schon die Siegel angelegt hat, so werden Sie nichts thun; sind dagegen Sie die Ersten, so hat er Befehl, nichts zu thun. Ich bin überzeugt, daß Sie soviel als möglich eilen werden (que vous ferez toutes les diligences nécessaires pour ce sujet)." Es lag also dem Kanzler sehr am Herzen, daß die Herrn, die er hinschickte, die Ersten seyn möchten. Sie kamen auch wirklich eher und fanden das Haus statt von einer Civilbehörde von einer Militärwache besetzt. — Ein großer Pack Papiere wurde von zwei Gerichtsbeamten für unnütz erklärt, in einen Sack geworfen und so in ein anderes Zimmer gebracht, wo sie einige Zeit unbeachtet liegen blieben, wo man also allerdings hinweg und hinzu thun konnte. Später wird dieser Sack wieder vorgebracht und das Erste, was man darin findet, ist eine Schrift, aus welcher hervorgehen soll, daß Fouquet jährlich von den Pächtern der Salzsteuer eine bedeutende Pension erhalte y). Viele Papiere wurden

y) Ebend. p. 199. findet man das Protokoll, welches hierüber die unverwerflichen Zeugnisse der Justizbeamten enthält. Der König verlangt, man solle ihm die wichtigsten Papiere bringen; die Commissäre finden sie aber so wichtig (de telle importance), daß sie dieselben ihrem Greffier Foucault nicht allein vertrauen wollen. Sie übergeben sie dem Könige selbst; „sur quoi nous aurions pris occasion de lui dire que nous étions obligé de l'avertir que, dans l'ordre, les pièces, que nous lui apportions, devoient être remises avec toutes les autres trouvées sous le dit scellé, et que nous supplions Sa Maj. de prendre en bonne part le dit avis, dont nous étions chargés de la part des dits Commissaires pour le bien de la Justice. Der König sagt ih-

gar nicht paraphirt, andere nur von Colbert's Vertrautem Foucault, der gegen allen Brauch vom Könige zum Greffier der Gerichtsbeamten gewählt worden war. Dies sind nur einige von den unzähligen gesetzwidrigen Handlungen, die man sich bei der Beschlagnahme der Sachen zu Schulden kommen ließ.

Fouquet wurde vor eine Specialcommission (chambre de justice) gestellt, deren Mitglieder der König aus den verschiedenen Parlamenten gewählt hatte. Auch dies war eine Verletzung des Rechts. Denn als Fouquet sein Amt als Generalprocureur niederlegte, war er schon fünf und zwanzig Jahre Mitglied des Parlaments gewesen; mithin genoß er die Vorrechte der Veteranen, die selbst nach ihrem Austritt Ehrenmitglieder blieben, eine berathende Stimme behielten und in Criminalfällen nur vom g e s a m m t e n Parlament (grand' chambre) gerichtet werden konnten. Auch als Oberintendant konnte er nicht vor eine chambre de justice gestellt werden, die überdem nicht einmal competent war, über Staatsverbrechen zu urtheilen z). Aber abgesehen davon, war auch die Wahl der einzelnen Richter von der Art, daß sich Fouquet mit Recht darüber beklagen konnte. Mehrere, z. B. der Präsident des Gerichts, der Kanzler Seguier, der Generaladvokat Talon, einer der größten Juristen seiner Zeit, waren so notorisch Feinde des Angeklagten, daß ihre eigne Ehre

---

nen qu'il l'entendoit ainsi. Wer wird in der entgegengesetzten Antwort des Königs, von der wir oben gesprochen haben, den Einfluß seiner Minister verkennen?

z) Ebendas. S. 46 und f. Wem die Prozeßschriften nicht zur Hand sind, der vergleiche Hist. de Louis XIV. par de la Hode Liv. XXVII. Dieses Buch ist bekanntlich unter zwei verschiedenen Namen erschienen; in der Ausg. bei J. Düren im Haag 1740 u. f. 5 Bände 4. ist Bruzen de la Martinière, prem. Géogr. de S. M. Cathol. Secrétaire du Roi des deux Siciles et du conseil du Roi, auf dem Titel genannt, dagegen steht in der Ausgabe, die in denselben Jahren in 6 Quartbänden bei Varrentrapp in Frankfurt und Christ in Basel erschienen ist, der Name des wahren Verfassers, de la Hode, auf dem Titel.

erfordert hätte, zurückzutreten; Andere, z. B. Colbert's Oheim Pussort, waren die nächsten Verwandten seiner Gegner oder standen in so abhängigen Verhältnissen zu ihnen, daß sie schon deshalb nicht wohl für unpartheiisch gelten konnten zz).

Indeß blieben Fouquet's Vorstellungen unberücksichtigt, und der Prozeß begann. Die Verbrechen, deren man ihn anklagte, waren theils Staatsverbrechen, (crimes de lèze Majesté), theils Unterschleife und Mißbräuche in den Finanzen.

Unter den Staatsverbrechen, die er begangen haben sollte, war das Erste das Niederschreiben des Anfangs eines Planes, was seine Freunde thun sollten, ihn zu retten, wenn seine Gegner es unternehmen würden, ihn zu stürzen. Dieser Entwurf, der nicht einmal beendigt noch vielweniger ins Reine geschrieben war, von dessen Daseyn, soviel sich aus den Akten ergab, Niemand etwas erfahren hatte a), enthielt im Wesentlichen Folgendes: Seit längerer Zeit suche der Kardinal Mazarin ihm auf alle Weise zu schaden, indem er ihn bei dem Könige verläumde, ihm Feinde zu machen suche und sogar im Schooße seiner Familie Zwietracht säe. Er

---

zz) Dies war die allgemeine Stimme; man lese nur die Briefe der Frau von Sevigné und Conrard's Aufsatz über den Präsidenten von Nesmond. Daß ebenso allgemein Colbert als die Triebfeder des ganzen Verfahrens angesehen wurde, beweist schon Henault's furchtbares Sonett: Ministre avare et lâche u. s. w.

a) Gourville erzählt in seinen Memoiren (collection des mémoires relatifs à l'histoire de France p. Petitot et Monmerqué S. II. t. LII.) pag. 336. Fouquet habe ihm 1660 den Plan gezeigt; auf seine Bemerkung, daß er nicht auszuführen sey, habe Fouquet ein Licht bestellt, um ihn zu verbrennen, da aber Jemand dazu gekommen, habe er das Heft hinter einen Spiegel versteckt, wo es nachher vergessen worden sey. Ob Gourville die Zeit richtig angegeben hat, ist zu bezweifeln; er sagt à peu près dans ce temps là und man weiß, daß er seine Memoiren erst 1702, als er 78 Jahr alt war, binnen fünf Monaten dictirte und sich dabei zu sehr auf sein Gedächtniß verließ. So weiß er z. B. nicht einmal gewiß, ob Pellisson mit Fouquet verhaftet wurde. Wie Fouquet mit Mazarin stand, sieht man am deutlichsten bei Gourville S. 323.

müsse daher fürchten, der Kardinal werde dabei nicht stehen bleiben. Da er nun aber theils aus Erfahrung theils aus des Kardinals Munde wisse, daß derselbe mehrere seiner Feinde blos aus Furcht vor ihrer Rache geschont habe, so könne er überzeugt seyn, daß wenn der Kardinal einmal etwas gegen ihn unternehme, derselbe Alles thun werde, um ihn für immer unschädlich zu machen, daß er ihm also nicht blos sein Amt, sondern auch Freiheit und Leben rauben werde. Sowie er daher verhaftet würde, sollten die Seinigen verhindern, daß das Parlament nicht zu eifrig einschreite, damit der Kardinal nicht noch mehr erbittert werde; man solle sich nur dafür verwenden, daß er seinen Bedienten, seinen Koch und seinen Arzt behalten dürfe; seine Frau solle sich in ein Kloster zurückziehen; seine Tochter mit ihrem Gatten, dem Grafen Charost, nach Calais gehen und den Platz in guten Stand setzen; dasselbe solle mit Belle-Isle, Concarneau und einigen andern Orten geschehen. Weiter solle man nicht gehen, so lange Mazarin sich begnüge, ihn gefangen zu halten, beginne er aber Aergeres, (s'il passoit outre), so müsse er mündlich und schriftlich von allen seinen Verwandten und Freunden, namentlich vom Marschall Fabert, bestürmt werden. Helfe das nicht, so könne man etwa ein Manifest gegen die Gewaltthätigkeiten der Regierung ausgehen lassen, das Parlament, die Geistlichkeit aufregen, einige Schiffe bewaffnen, um Lärm zu machen (pour faire crier), und allenfalls auch einige seiner heftigsten Feinde, z. B. Le Tellier, entführen b); seine

b) Wörtlich: „Une chose qu'il ne faudroit pas manquer de tenter, seroit d'enlever les plus considérables du conseil au moment de la rupture, comme M. Le Tellier et quelques autres de nos ennemis les plus redoutables.“ Wie auch hier das Gerücht vergrößerte, sehen wir aus Conrart's Brief vom 29. Septbr. 1661 (tom. 48. pag. 257. der Petitot'schen Sammlung), wonach in obigem Entwurf stehen soll, man müsse Le Tellier auf die Folter spannen. Conrart, der dies für wahr hält, glaubt doch auch, daß die Damenbillets, von denen er zwei sehr energische liefert, erdichtet seyen.

Schiffe müsse man mit fremden Soldaten und Matrosen bemannen, und den Viceadmiral Neufschaise zu gewinnen suchen (cultiver), daß er Belle-Isle, wenn er den Auftrag erhalte, es zu belagern, nicht ernstlich bedränge. Hierauf solle man durch gütliche Uebereinkunft seine Freilassung zu bewirken suchen, er wolle dann Bürgschaft stellen, sich am Kardinal nicht zu rächen. Bei jedem Schritt solle man seine treue Freundin, Madame Duplessis-Belliere, die von allen seinen Wünschen genau unterrichtet sey, zu Rath ziehen. Der Anfang war 1657, das Uebrige ohngefähr im Januar 1659 geschrieben. — Fouquet's Vertheidigung über diesen Punkt trägt den Stempel der reinsten Unschuld bb); übrigens bedarf es seiner Vertheidigung gar nicht, wenn man erwägt, daß Mazarin, gegen welchen der Plan gerichtet ist, gestorben war, und daß es kein Gesetz giebt, durch welches Gedanken bestraft werden. Cogitationis poenam nemo patitur.

Der zweite Klagepunkt war, Fouquet habe Belle-Isle befestigt. Fouquet hatte Belle-Isle vom Herzog von Retz gekauft, weil der König gewünscht hatte, eine so wichtige Besitzung in treuen Händen zu sehen, er hatte an den Befestigungen arbeiten lassen, weil es ihm ausdrücklich war befohlen worden c). Ueberdem hatte er nicht nur dem Könige

bb) Recueil t. II. p. 6 — 40. Man sieht deutlich, daß der ganze Plan blos darauf berechnet war, dem Kardinal zu drohen. La Fare sagt pag. 145: on lui fit faire beaucoup de choses en le menaçant. Beschlossene Sache war es nie, kaum mehr als ein eitler Traum zum Trost seines Herzens. Das Original befindet sich in den Handschriften der königlichen Bibliothek, collect. 494. No. 384, woraus das Wesentlichste in der Petitot'schen Ausgabe von Gourville's Memoiren S. 357. abgedruckt ist.

c) Recueil t. II. p. 359 sind die königlichen Dekrete abgedruckt. Im ersteren vom 20. Aug. 1658 heißt es: Sa Majesté a résolu d'engager quelqu'un de ses plus affidés serviteurs d'en traiter, et pour cet effet n'ayant pu faire choix d'aucune personne qui ait donné plus de preuves de son zèle et de sa fidélité que le Sieur Fouquet, Conseiller etc. etc., Sa Majesté l'a convié de traiter de la dite terre et marquisat de Belle-Isle avec le

selbst mehrmals den Wunsch geäußert, Belle-Isle dem Staate zu verkaufen, sondern es war auch erwiesen, daß der Commandant des Platzes, wie auch der von Concarneau, nicht die mindeste Schwierigkeit gemacht hatte, die königlichen Truppen einzulassen.

Als drittes Staatsverbrechen wird angeführt, daß er das Gouvernement von Concarneau gekauft habe. Wie ein öffentlich mit Wissen des Kardinals Mazarin abgeschlossener Kauf auch nur scheinbar zum Verbrechen gemacht werden konnte, begreifen wir nicht. Uebrigens bestritt Fouquet auch das Faktum, indem er angab, er habe Concarneau für seinen jüngsten Bruder gekauft.

Zum vierten wurde er angeklagt, er habe sich von mehreren Personen schriftliche Versprechen ihrer Treue und Ergebenheit ausstellen lassen. Man fand drei Schriften dieser Art: Die Eine bezog sich auf den Ankauf von Belle-Isle und war durchaus unverfänglich. Die Zweite, von einem Präsidenten des Obersteuerhofs (cour des aides), Maridor, ausgestellt, enthielt allerdings ein gesetzwidriges Versprechen, allein erstlich hatte es Fouquet nicht gefordert, sondern im Gegentheil Maridor's Verfahren getadelt, und zweitens war er nie, weder vorher noch nachher, in irgend eine nähere Ver-

---

dit Duc et la dite Duchesse de Rets — — — — à la charge néanmoins d'y entretenir une garnison suffisante pour la seureté de la place, et de faire les choses nécessaires pour sa conservation" etc. — Frau von Motteville sagt: Collect. des Mémoires p. Petitot t. XL. p. 142: Les amis de Fouquet ont dit, et il est à croire qu'ils ont dit la vérité, que ce Surintendant, qui en effet étoit capable par son génie et par son esprit de beaucoup de grands desseins, avoit eu celui d'y faire bâtir une ville, dont le port étant bon devoit attirer tout le traffic du nord, et, privant Amsterdam de ces avantages, rendre par là un grand service au Roi et à l'état. Daß beide Fouquet, Vater und Sohn, weit aussehende Pläne für Handel und Colonien hatten, und daß Colbert Manches daraus gelernt hat, beweisen mehrere Stellen der Prozeßakten; dies gehört aber mehr in eine Geschichte Colbert's.

bindung mit Maridor getreten, hatte mehrere Verfügungen gegen ihn erlassen, und wenn er bei der cour des aides etwas zu suchen hatte, sich nicht an ihn, sondern an Andere gewendet. Alle diese Angaben wurden vom Präsidenten von Maridor im Verhör bestätigt. — Die Dritte war von einem gewissen Delandes ausgestellt, der im Dienst des Abbé Fouquet und Commandant von Concarneau gewesen war. Als die Brüder sich verfeindet hatten, erklärte der Oberintendant, Delandes möge zwischen ihm und seinem Bruder wählen. Delandes besprach sich erst mit dem Abbé und stellte hierauf unaufgefordert den Schein aus, wodurch er sich dem Oberintendanten gegen Jedermänniglich verpflichtete, allein dieser traute ihm nicht mehr und entließ ihn. Sie waren seitdem aus aller Verbindung d). Delandes muß sich ebenfalls sehr unschuldig gefühlt haben, denn statt zu entfliehen, stellte er sich freiwillig als Gefangener in Sedan und in der Bastille, wurde aber beide mal wieder in Freiheit gesetzt.

Wir gehen nun zur zweiten Klasse der Anklagen über, welche die Finanzen betreffen. Unter allen Zweigen der Staatsverwaltung ist keiner schwieriger und verwickelter, als die Verwaltung der Finanzen. Nehmen wir nun dazu, daß Frankreich aus einem langen Bürgerkriege hervorging, der die Kräfte des Staats erschöpft und die Menschen demoralisirt hatte, daß die ganze Form der Verwaltung höchst verworren war, daß Mazarin, der im Trüben fischen wollte, die Verwirrung noch vermehrt hatte, daß er gestorben war, ohne jemals Rechnung abgelegt zu haben, und daß er ein Vermögen von wenigstens vierzig Millionen Livres hinterließ, die er größtentheils seit 1653, also in acht Jahren, zusammengescharrt hatte; erwägen wir dabei, daß Fouquet vergebens um Mittheilung sämmtlicher Papiere bat, die sich auf seine Verwaltung bezogen, so ist es klar, daß wir hier in ein Labyrinth von Zahlen gerathen müssen, aus denen selbst ein Mann vom Fach schwer-

---

d) Ebendas. p. 43 — 53. Conclusion p. 119, 124. und 141., wo man das Verhör über diese Punkte findet.

lich den Ausgang fände. Wir wollen uns daher so kurz als möglich fassen. In den zwei ersten Jahren meiner Verwaltung, sagt Fouquet e), fehlte es selten an Geld; die Pächter (gens d'affaires) zahlten pünktlich und liehen gern; selbst Privatleute gaben zu 15 Procent, was damals der gewöhnliche Zinsfuß war, bedeutende Summen. Dies rührte besonders daher, daß man die Münzen, die Pistolen von 12 zu 10 Livres und das Silbergeld in gleichem Verhältniß, herabgesetzt hatte und daß die Herabsetzung nur allmählich von drei zu drei Monaten geschah. Wer also baares Geld besaß, eilte vor dem Termin zu zahlen oder sonst sein Geld anzubringen. Es ging aber der Regierung wie schlechten Hausvätern; diese Leichtigkeit, mit der man die Kassen füllen konnte, verbunden mit der Nothwendigkeit, einige Schulden der vorigen Jahre abzutragen, machte, daß man die Einnahme der beiden nächsten Jahre 1655 und 1656 voraus verzehrte. Jetzt fehlte Geld und Credit. Wer vorher, um nicht die Zinsen und ein Sechstheil des Capitals einzubüßen, sein Geld, wo er nur konnte, ausgeliehen hatte, suchte es jetzt, nachdem der Münzwerth festgesetzt war, eben so eifrig wieder einzuziehn. Man war in großer Verlegenheit (Nov. 1654.). Die Einquartirung hatte die Provinzen erschöpft, aus allen Steuerbezirken liefen nur Klagen ein, Niemand wollte auf das Jahr 1657 etwas vorschießen; die Garden murrten, die Schweizer wollten abziehen. Der Kardinal fürchtete einen neuen Banquerout. Er ließ die Pächter kommen, bat, drohte, allein je mehr er seine Verlegenheit zeigte, desto furchtsamer verschlossen diese ihre Kassen. Endlich, fährt Fouquet fort, ließ der Kardinal mich kommen, er war in Verzweiflung, höchst unwillig auf Servien, der seinen Erwartungen so wenig entspreche. Ich sagte ihm, daß mir die Lage der Finanzen noch nicht so verzweifelt scheine, nur müsse man nicht an einen neuen Banquerout denken, sondern im Gegentheil von dem vom Jahr 1648 nur mit Abscheu reden; man müsse die Renten und Besoldungen

e) Recueil II. p. 61.

pünktlich auszahlen, den Capitalisten Zuversicht einflößen, sie guten Gewinn hoffen lassen, kurz man müsse vor allen Dingen das Vertrauen, die reichste Quelle des Credits, wieder herstellen. So erschien das Dekret vom 24. Dec. 1654, wodurch die Verhältnisse der beiden Oberintendanten dergestalt bestimmt wurden, daß Servien die Etats machte und Fouquet den Bedarf herbeischaffen mußte. Dies war schwierig: der Hof brauchte Geld zu Festen aller Art f), der Feldzug sollte im Frühjahr mit verdoppelter Anstrengung beginnen und man weiß, daß der junge König im Jagdkleide, mit der Reitpeitsche, man möchte sagen königlich-burschikos, in das Parlament ging, um nach einer derben Strafpredigt, die uns wenigstens für sein Alter nicht ganz passend scheint, die neuen Steuern, unter denen sich auch das Stempelpapier und Abgaben von Taufen und Begräbnissen befanden, in die Register eintragen zu lassen.

Der Kardinal schickte einen Generaletat der Summen, die er für beinahe sämmtliche Ausgaben des Staats, für auswärtige Pensionen, für die Vergnügungen des Hofs, Ballette, Komödien, Hoftrauer und dergleichen nöthig hatte. In das Einzelne der Ausgaben ging er nie ein und die Gelder mußten jeden Monat dem Ueberbringer baar (manuellement) eingehändigt werden. Diese Summen beliefen sich jährlich, je nachdem er die Schweizer und die Garden in den Kreis seiner Verwaltung zog oder davon ausschloß, auf zwanzig bis drei und zwanzig Millionen. Außerdem nahm er die Einkünfte aus den Steuerkreisen von Chalons, Soißons, Amiens, Moulins und Grenoble, einige Jahre hindurch aus gewissen Steuerbezirken der Normandie, sehr oft auch aus Sens und Beauvais. Unter diesen Einnahmen des Kardinals sind nicht begriffen seine Gehalte, seine eigenen

f) **Montglat t. IV. p. 80.** Der König tanzte schön, war in Fräulein Manzini verliebt, und die Königin Mutter war wie andere Mütter auch: sie sah ihren Sohn gern tanzen und gab sogar einen Ball, **pour faire admirer le Roi,** wie Frau von Motteville erzählt.

Schuldforderungen, oder solche, die er den Häusern Mantua und Modena, den Herrn Cenami, Cantarini und Hervart abgekauft hatte und wofür er nicht nur die Einkünfte aus den Steuerbezirken Xaintes, Rochelle, Les Sables, Marennes, sondern auch mehrere andere Summen verwandte. Er ließ sogar in den Kreisen, die er sich vorbehalten hatte, durch Lettres de cachet außerordentliche Steuern erheben, eine Handlung, die nach den Gesetzen den Tod verdient. So schloß er auch die Contrakte über das Kommißbrod der Truppen ab, ohne etwas Schriftliches auszustellen, und man kann sich denken, wie das Brod war; die Geschenke (pots de vin), welche die Pächter bei Erneuerung der Contrakte brachten, theilte er mit dem Könige, und der Theil, welcher dem Könige zufiel, war für das Spiel und die Vergnügungen bestimmt, deren Besorgung ebenfalls der Kardinal übernommen hatte. In dieser Weise ging es bis zum Jahre 1658.

Am 16. Januar 1659 starb Servien. Mazarin hatte oft geäußert, daß es dem Staatsdienst sehr nachtheilig sey, zwei Intendanten zu haben, die sich nicht selten gegenseitig hemmten; demungeachtet fertigte er jetzt sich selbst unterm 19. Febr. einen königlichen Befehl aus, an Servien's Stelle gemeinschaftlich mit Fouquet die Finanzen zu verwalten. Wahrscheinlich, sagt Fouquet, hatte ihn Colbert auf die Idee gebracht, weil dieser voraussah, daß Mazarin, der tausend lästigen und kleinlichen Arbeiten, welche das Finanzwesen erfordere, bald müde seyn, und die Geschäfte nach und nach ihm übertragen werde. Der Kardinal fing nun an, mit mir, Hervart und Colbert zu arbeiten; er brauchte Geld und forderte zuerst Hervart, und, wie dieser sich entschuldigte, mich auf, zu mehreren dringenden Ausgaben Vorschüsse zu leisten. Ich entschuldigte mich ebenfalls, indem mein Credit durch die Verzögerung meiner Bestallung seit Servien's Tode plötzlich gesunken sey, und forderte ihn zu Vorschüssen auf, zu denen er sich ja ohnedies für den Nothfall oft erboten hätte. Kurz er sah ein, daß er sich zu einem falschen Schritte hatte verleiten

lassen, und zwei Tage nachher, den 21. Februar, war Fouquet allein Oberintendant g). Sein Verhältniß zum Kardinal blieb dasselbe; was er that, wurde gut geheißen; dagegen ward die Stellung zu Colbert täglich feindlicher. Seit Mazarin's Tode that Fouquet nichts, ohne den König zu fragen und ohne es Colbert, an den ihn der König gewiesen hatte, mitzutheilen. Es war schwer, Geld zu bekommen, weil die neue Regierung, was auch Ludwig selbst an mehreren Stellen seiner Denkwürdigkeiten ausspricht, noch kein Vertrauen hatte; für die kleinsten Summen wurden wenigstens fünfzehn Procent gefordert. Ich entschloß mich, sagt Fouquet weiter, nicht mehr als zehn Procent zu bewilligen, und sagte dem Könige, daß ich dafür Geld zu bekommen hoffte, wenn ich der Heiligkeit seines Wortes vertrauen könnte, daß die Leihenden gesichert seyen. Der König fand meine Vorschläge zweckmäßig, und so gelang es, auf meinen Credit, vom März bis zum September gegen zwanzig Millionen herbeizuschaffen. Der König sah Alles, billigte Alles h). Man schlug zur Vergrößerung des Staats außerordentliche Unternehmungen vor, wozu Millionen baares Geld erfordert wurden, ich antwortete stets, daß der Ruhm des Königs nie aus Geldmangel leiden würde; der König überzeugte sich, daß alle großen Staaten Europa's Mangel litten und oft ihre größten Interessen gefährden mußten, weil es ihnen an 100,000 Thalern fehlte; daß Spanien mit den Schätzen Indiens seine Einkünfte zehn Jahre voraus aufzehre, während Frankreich nach meiner festen Ueberzeugung im Laufe eines

---

g) Recueil II. p. 85. Après une longue discussion de toutes ces choses, il (Mazarin) quitta la plume qu'il avoit prise à deux ou trois reprises pour commencer à signer, et tout son travail aboutit à dire a Monsieur Hervart en ma présence: On m'a fait faire ici un méchant pas. Man sieht, daß Fouquet den geizigen Priester schlau zu packen wußte.

h) Ebendas. p. 97. „Le Roi a vu et lu lui-même le détail, une ou deux fois par semaine, approuvé la recette, la dépense, les prêts, les intérêts, les traités."

Jahres seine Rückstände getilgt haben würde. Darauf erzählt Fouquet, wie er dem Könige eine Million geschenkt, und wie dieser sie mit Dank angenommen und nach Vincennes habe bringen lassen, „wo sie vielleicht noch ist, so gut wie ich."

Nach diesem kurzen Abriß seiner Verwaltung, dessen Inhalt in den Hauptpunkten wohl richtig seyn muß, weil er nicht widerlegt worden ist, sucht Fouquet aus der ganzen Art der Verwaltung, wie sie schon unter den früheren Oberintendanten bestand, zu beweisen, daß es bei den einmal bestehenden Formen dem Oberintendanten unmöglich war, die Amtsführung seiner Untergebenen genau zu beaufsichtigen, und daß Mazarin, den er öfter darum anging, sich fortwährend weigerte, diese Dinge zu ändern i). Da Fouquet auch hier sich auf seine Correspondenz mit Mazarin beruft, die man ihm vorenthält, so hat er offenbar ein Recht, wenigstens von seinen Richtern Glauben zu fordern, und wenn man bedenkt, welch ungeheures Vermögen Mazarin hinterließ, so begreift man leicht, daß er seine Gründe hatte, sich jeder Verbesserung zu widersetzen. Wahrscheinlich hatte aber auch Fouquet seine Gründe, nicht allzu fest auf seinen Vorschlägen zu bestehen k). Die einzelnen Anklagen über Fouquet's Untreue in der Verwaltung des Staatshaushalts wurden unter acht Rubriken gebracht, die wir kurz berühren wollen.

---

i) Ebendas. p. 108.

k) Gourville erzählt unter dem Jahr 1659 S. 323. von einem grand projet, que M. Colbert envoyoit à M. le Cardinal pour le rétablissement des finances, qui étoient en grand désordre. Il projettoit une chambre de justice, et par conséquent la perte de M. Fouquet. — — Il en faisoit M. Talon procureur-général, enfin de la manière qu'elle fut établie, quand M. Fouquet fut arrêté. Fouquet und Gourville schrieben das Project schnell ab; diese Abschrift fand sich unter Fouquet's Papieren und der König sah sie. Colbert voulut faire connoître au Roi qu'il avoit pensé au remède — — — — mais que c'étoit la faute de M. le Cardinal de n'avoir pas écouté son projet. Also nicht Fouquet's Schuld.

I. Er habe, um Zinsen nehmen zu können, unnöthige Anleihen gemacht und sogar Anleihen in seinen Rechnungen aufgeführt, die gar nicht existirt hätten. Allein es ist erwiesen, daß von 1653 bis 1661 die Ausgaben fortwährend die Einnahme überstiegen; folglich mußte geborgt werden und da die Contracte von Servien unterzeichnet wurden, der allein die Summen des Bedarfs zu bestimmen hatte, so war es wenigstens bis 1659 geradezu unmöglich, daß Fouquet auf diese Weise betrog. Tausend Schreiben des Kardinals sprechen von der Nothwendigkeit, Anleihen zu machen, und nach seinem Tode, fährt Fouquet fort, hat mich der König auf sein Wort verpflichtet, mit meinen Vorschüssen, die sich in Zeit von sechs Monaten auf beinahe zwanzig Millionen beliefen, fortzufahren, weil die Pächter dem Könige selbst nicht leihen wollten, und die Zahlungen, zu denen sie sich verpflichteten, theils unbedeutend waren, theils nicht schnell genug eingingen, um die nöthigsten Ausgaben zu decken. Noch den Tag vor seiner Abreise nach Nantes hat der König selbst 20,000 Pistolen von mir verlangt, ja sogar den letzten Tag vor meiner Verhaftung hat mich Colbert gebeten, auf meinen Credit 88,000 Livres für die Marine aufzunehmen l).

II. Er habe dem Könige Geld vorgeschossen, was ihm in seiner Stellung als Ordonnateur, nicht erlaubt gewesen sey m). Erstlich war er nicht Ordonnateur; dies war Servien, oder eigentlich der Kardinal; zweitens bestand kein Gesetz, das eine solche Handlung verbot, und drittens hatte man die Vorschüsse mit Dank angenommen.

III. Er habe die Staatskasse und seine eigene nicht gesondert und königliche Gelder zu Privatzwecken verwendet n). Wer nur einigermaßen mit Verhältnissen dieser Art bekannt ist, wird wissen, wie schwer und leicht zugleich hier die Anklage und die Vertheidigung ist. Soviel ist ausgemacht, daß

l) Recueil II. p. 142.
m) Ebendas. p. 146.
n) Ebendas. p. 160.

jeder Finanzminister, der sich einmal ähnlich zu vertheidigen hat, wohl thun wird, diese Schriften zum Muster zu nehmen.

IV. Er habe unter falschen Namen an Pachtungen und Anleihen zu Spottpreisen (à vil prix) Antheil genommen o). Fouquet gesteht, daß er allerdings, wenn er im Vorschuß gewesen, königliche Gefälle als Zahlung genommen habe; nur sey dies nicht zu niedrigen Preisen geschehn, im Gegentheil habe er, wenn er den Preis zu niedrig befunden, den Ueberschuß in die Staatskasse geliefert. Uebrigens habe man solche Geschäfte so wenig für unrecht oder ehrenrührig gehalten, daß nicht blos der Kardinal, sondern der Kanzler, Le Tellier und viele Andere daran Theil genommen p). Le Tellier sey ja noch am Leben und könne es bezeugen. Endlich aber lasse sich leicht beweisen, daß diese Gefälle durch die Theilnahme angesehener Staatsbeamten im Werthe gestiegen seien, folglich das, was man zum Verbrechen mache, im Gegentheil Dank verdiene.

V. Er habe von den Pächtern der Einkünfte Geld genommen und ihnen dafür bessere Bedingungen zugestanden. Auch hier konnten die Richter durchaus keinen Beweis finden. Das Einzige, was mit einigem Scheine gegen ihn gebraucht werden konnte, war eine Erklärung, durch welche die Interessenten der Salzpacht, die im Jahr 1656 anfangen sollte, dem Herrn N. N. (der Name war nicht geschrieben) versprachen, ihm für seinen Antheil eine jährliche Abschlagssumme zu bezahlen q). Diese Schrift enthielt durchaus nichts Ver-

---

o) Ebendas. p. 176.

p) Daß Fouquet in diesen Dingen vollkommen Recht hat, ergiebt sich unter andern aus Gourville's Unterhandlung mit Mazarin über die Grundsteuer von Guienne. Fouquet war dagegen, M. le Cardinal lui répondit qu'il lui étoit dû deux millions, sept cent mille livres des avances qu'il avoit faites pour le service du Roi, dont M. Fouquet lui devoit donner des assignations; qu'il se contenteroit volontiers qu'il lui en donnât sur le traité que je ferois.

q) Ebendas. p. 204.

brecherisches, denn warum konnte nicht ein Theilnehmer sich mit seinen Mitinteressenten auf solche Weise abfinden? Übrigens war ja der Name des präsumirten Verbrechers nicht ausgeschrieben. Fouquet macht es durch ein Billet aus jener Zeit, worin es heißt, man solle Mazarin's vertrautem Kammerdiener Bernouin sogleich ganz geheim 10,000 Pistolen in Gold einhändigen r), ziemlich wahrscheinlich, daß der Kardinal gemeint war, dem dergleichen immer in Gold ausgezahlt werden mußte.

VI. Er habe veraltete Staatsschuldscheine (des billets surannés) unter dem Nominalwerth (au denier trente) gekauft und sie dem Könige zum vollen Werth angerechnet s). Fouquet leugnet das Factum nicht unbedingt, leugnet aber den Vortheil, den er dabei gehabt haben soll. Man war oft, wenn man Geld haben wollte, genöthigt, schlechte Papiere mit anzunehmen; die Anleiher machten es zur Bedingung, und der Staat war in so dringender Noth, daß er sich allerlei lästige Bedingungen gefallen lassen mußte t).

---

r) Ebendas. p. 214.

s) Ebendas. p. 224.

t) Gourville Mémoires t. LII. der Sammlung von Petitot pag. 318. Le désordre étoit grand dans les finances (im Jahr 1657); la banqueroute générale, qui se fit (1648) lorsque M. le maréchal de la Meilleraye fut Surintendant des finances, remplit tout Paris de billets de l'épargne, que chaqu'un avait pour l'argent qui lui étoit dû; et en faisant des affaires avec le Roi, on mettoit dans les conventions que M. Fouquet renouvelleroit de ces billets pour une certaine somme: on les achetoit communément au denier dix; mais après que M. le Surintendant les avait assignés sur d'autres fonds, ils étoient bons pour la somme entière. Messieurs les trésoriers de l'épargne s'avisèrent de faire si bien par leurs manigances, qu'ils ôtoient la connoissance de ce que cela étoit devenu. M. Fouquet en rétablissant toujours de nouveaux, ces messieurs s'accommodoient avec ceux qui en avoient entre les mains, et les passoient dans leurs affaires. Cela fit beaucoup de personnes extrêmement riches: cependant, parmi ce grand désordre, le

VII. Er habe gewisse schlechte Scheine, welche der Schatzkammer hätten müssen übergeben werden, gegen gute Fonds ausgetauscht, und daraus zum Nachtheil des Staats großen Gewinn gezogen. Die Sache ist so verwickelt, Fouquet's Vertheidigung so gewandt, und, wenigstens scheinbar, so gründlich, die Zeugnisse so widersprechend, daß wir jedem Urtheil darüber entsagen. Schon seine Richter fanden, daß er sich besonders über diesen Punkt unübertrefflich vertheidigt habe u).

VIII. Seine Verwaltung sey in jeder Beziehung schlecht gewesen, er habe nichts gethan, was dem Staate genützt, aber sehr viel, was dem Staate geschadet habe; er habe unter unvortheilhaften Bedingungen Verträge abgeschlossen, königliche Güter unter dem Werth weggegeben und durch schlechte Ausgaben durchgebracht; er habe kein ordentliches Register gehalten und könne überhaupt von nichts Rechenschaft geben uu).

„Da man mir mein Amt so lange gelassen hat, erwiedert Fouquet auf diese Anklage zuerst, da man sogar meinen Eifer und meine Fähigkeit vielfältig gepriesen und mir, wie ich beweisen kann, Belohnungen zugesichert hat, so kann ich mein Amt so ganz schlecht doch nicht verwaltet haben. Auch hat der Staat, so lange ich im Amte bin, aus Mangel an Geld keinen wesentlichen Nachtheil gehabt. Die Verträge habe ich geschlossen, so gut ich konnte; was jetzt nachtheilig scheint, kann damals sehr wünschenswerth gewesen seyn. Kein Zeuge behauptet, er habe vortheilhaftere Bedingungen angeboten und sey von mir zurückgewiesen worden. Im Gegentheil beweisen die vielen Beispiele, wo ich gerade gegen diejenigen, mit denen ich am besten stand, höhere Gebote veranlaßt habe, daß Niemand zum Nachtheil des Staats von mir begünstigt worden ist. Register zu halten ist kein Oberintendant ver-

---

Roi ne manquoit point d'argent; et ayant tous ces exemples devant moi, j'en profitai beaucoup.

u) Recueil II. pag. 229 bis 289. Lettres de Mad. de Sevigné éd. de Grouvelle I. p. 52.

uu) Recueil II. p. 290.

pflichtet; dazu sind eigne Beamte angestellt. Ueber die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der Ausgaben mußte man von Servien und noch mehr vom Kardinal Rechenschaft fordern. Indeß will ich mich auch dazu verpflichten, sobald man mir meine Papiere zustellt, und mir erlaubt, mit meinen Untergebenen zu arbeiten." —

Es ist hier nicht der Ort, Fouquet's Verwaltung ausführlich auseinanderzusetzen, und noch weniger kann es unsere Absicht seyn, Fouquet's Advokat zu werden, oder Colbert's unläugbare Verdienste zu schmälern; wir wollen nur andeuten, wie ungerecht der Vorwurf war, seine Verwaltung sey durchaus schlecht gewesen. Auch Fouquet förderte Handel und Fabriken, so daß schon im Jahr 1658 für achtzig Millionen Franken unseres Geldes französische Manufakturwaaren nach England und Holland ausgeführt wurden, ohne daß der Ackerbau dadurch litt; er selbst legte Fabriken an, forderte reiche Privatleute zu ausgedehnten Unternehmungen auf, und trug vielleicht das Meiste dazu bei, daß die französischen Colonien dem Staate erhalten wurden v). Daß er nicht so viel thun konnte, als Colbert, lag zum Theil in den Verhältnissen, und wenn seine ganze Verwaltung auch in der That gewesen wäre, wofür man sie ausgab, so gehörte dies nicht in den Kreis einer richterlichen Untersuchung, am wenigsten, wenn die Richter, wie es hier der Fall war, nichts von der Sache verstanden. Dieses Verfahren ist doppelt auffallend, da sogar Colbert, der gewiß nicht gern Gutes von Fouquet sagte, der seine Intriguen und seine „erschrecklichen Bestechungen" mit den härtesten Farben schildert, wie wir aus seiner Correspondenz mit Mazarin sehen, dennoch seinen großen Talenten und Kenntnissen unbedingte Achtung zollt *).

Den sichersten Beweis, daß Fouquet nicht ehrlich seyn könne, glaubte man in der Menge und Pracht seiner Gü-

v) Man vergleiche die Memoiren von J. de Witt und die Recherches et Considérations sur les finances de France p. Forbonnois.

*) Oeuvr. de St. Simon t. IX. p. 252 u. ff.

ter und Häuser, in dem Aufwande seines ganzen Lebens gefunden zu haben. Das Verhör hierüber erstreckte sich auf die unbedeutendsten Dinge, allein es zeigte sich auch hier, daß man sich wenigstens zum Theil getäuscht hatte vv). Fouquet besaß theils von sich, theils von seiner Frau, ein sehr bedeutendes Vermögen; er besaß nebst der Stelle als Generalprocureur, die allein eine Million werth war, Vaux-le-Vicomte, Melün, Kerraoul und einige andere Güter in der Bretagne, ehe er Oberintendant wurde, und, was er später gekauft hatte, etwa für $2\frac{1}{2}$ Million Livres, war er fast ohne Ausnahme schuldig geblieben. So stand auf Belle-Isle, dessen Ankauf 1,300,000 Liv. gekostet hatte, beinahe noch eine Million fremdes Geld. Seine ausstehenden Capitalien beliefen sich noch nicht auf eine Million, seine Schulden ungefähr auf zwölf Millionen, so daß also, wenn man seine ganze Habe dagegen setzt, noch eine Schuldenlast von einigen Millionen übrig bleibt. Nimmt man hierzu, daß er als Oberintendant ein sehr ansehnliches Gehalt hatte w), daß ihm eine Menge Mittel zu Gebote standen, sich auf erlaubte Weise zu bereichern, daß er mit eignen Schiffen Seehandel trieb x), so können seine Veruntreuungen, wenn man sie aus seinen Ausgaben erweisen will, nicht sehr bedeutend gewesen seyn.

Man legte ihm zwar die Rechnungen vor, nach welchen die Gebäude und Gärten zu Vaux, woran seit 1640 gebaut worden war, achtzehn Millionen Livres gekostet haben sollten,

vv) Vorzüglich Conclusion von S. 19 an.

w) Seine sämmtlichen Einkünfte, Gehalt, Gratifikationen, Zinsen betrugen jährlich über 350,000, also in 9 Jahren über 3,150,000 Livres. Recueil des défenses II. p. 343.

x) Conclusion p. 214. Recueil t. III. p. 358. Kurz zusammengezogen sind die Nachrichten darüber Suite du Recueil III. pag. 31: Tout le monde sait, que mon père a été employé aux affaires de la mer jusques à sa mort; on sait qu'après sa mort j'ai continué dans la même affection; lui et moi avons été de toutes les compagnies de cette nature; nous avons eu des habitations et des colonies dans l'Amérique; nous y avons envoyé des vaisseaux tous les ans.

was nach dem spätern Geldwerth zwischen dreißig und vierzig Millionen betragen würde, allein Fouquet setzte weitläufig auseinander, daß die Rechnungen sich auch auf andere Dinge erstreckten, so daß also hier, wie es scheint, ebenfalls übertrieben worden ist y).

Am eifrigsten vertheidigte sich Fouquet gegen die Briefe vieler Damen, die man nebst Locken und andern Liebeszeichen unter seinen Papieren gefunden haben wollte. Diese Briefe cirkulirten in ganz Paris und beschimpften den Ruf vieler Frauen, die man bis dahin allgemein für unbescholten gehalten hatte. Selbst Frau von Sevigné, die gewiß im unverfänglichsten Sinne des Wortes, soweit ihr Charakter es zuließ, Fouquet's Freundin war, sah sich g nöthigt, Paris zu verlassen und einige Zeit auf dem Lande zuzubringen. „Die Hölle, sagt Fouquet, haben die Leute verdient, die ihre schändlichen Machwerke unter meine Papiere gelegt haben, um den König und alle rechtlichen Menschen gegen mich zu erbittern. Um recht gewiß zu seyn, daß ihr teuflisches Vorhaben gelinge, haben sie Namen von Personen eingemischt (die Valliere), welche den König besonders gegen mich erbittern konnten. Man hat sich hinter die Autorität des Königs geflüchtet, um mir die Untersuchung gegen die Urheber dieser schändlichen Papiere zu verweigern, und mir bleibt kein menschliches Mittel, die Wahrheit an das Licht zu ziehen. Aber ich bitte den lebendigen Gott, den Rächer der Meineide, in dessen Gegenwart ich dieses niederschreiben lasse z), mich ohne Barmherzigkeit

---

y) Volt. Siècle de Louis XIV., Oeuvr. ed. de la soc. typogr. 1785 tom. XXI. pag. 92. in der Note. Les comptes qui le prouvent étaient à Vaux, aujourd'hui Villars, en 1718, et doivent y être encore. M. le Duc de Villars, fils du maréchal, confirme ce fait. Voltaire ist indeß kein gültiger Gewährsmann. Er wollte auch wissen, und zwar von Fouquet's Schwiegertochter, der Gräfin von Vaur, (t. XXI. p. 98.), F. sey nicht im Gefängniß gestorben. Selbst Choisy spricht nur von neun oder zehn Millionen.

z) In Gegenwart Artagnan's und seiner Rechtsbeistände. Suite du Recueil t. VII. p. 95. Frau von Lafayette sagt: la seule qui

zu verderben, wenn diese ehrlosen Briefe jemals zu meinen Papieren gehört haben, und ich flehe zur göttlichen Gerechtigkeit, diese Wahrheit so offenkundig werden zu lassen, daß der König erfahre, welchen niedrigen Verrath man nicht blos an mir, sondern auch an Seiner Majestät begangen." — Hat Fouquet Recht, zu welcher bodenlosen Schlechtigkeit hätten sich seine Feinde erniedrigt. Und hat er nicht Recht, warum verweigerte man ihm, warum forderte man ihn nicht vielmehr auf, die Verläumder aufsuchen zu lassen? — Wie dem aber auch sey, welches Recht hatte man, diese Briefe bekannt zu machen, und die achtbarsten Familien zu entzweien und zu beschimpfen?

Daß aber wirklich wenigstens ein Theil der angeblichen Liebesbriefe untergeschoben war, wollen wir zu beweisen suchen. Der Abbé Choisy hatte Abschriften von allen gesehen und zweifelt selbst an der Aechtheit. Als Fouquet verhaftet wurde, sagt Choisy, fand man in seinen Taschen eine Menge Briefe an Frauen, die für das Geld, welches er ihnen täglich schickte, sehr dankbar schienen. Unter andern fand man folgendes von Pellisson corrigirte Concept eines Briefes an eine Dame: „Da es mein einziges Vergnügen (plaisir) ist Sie zu lieben, so dürfen Sie nicht zweifeln, daß ich mir eine Freude (joie) daraus mache, Sie zu befriedigen. Ich hätte indeß gewünscht, daß die Angelegenheit, welche Sie so sehnlich gewünscht haben, rein von mir gekommen wäre, allein ich sehe wohl, daß immer etwas mein Glück stören muß. Und ich gestehe, mein theures Fräulein, daß es zu groß seyn würde, wenn es die Glücksgöttin nicht zuweilen mit einigen Widerwärtigkeiten begleitete. Sie sind Schuld an tausend Zerstreuungen heute, als ich mit dem Könige redete; indeß, seine Angelegenheiten

fut convaincue ce fut Meneville, une des filles de la Reine, et une des plus belles personnes. Elle fut chassée. Histoire de Madame Henriette d'Angleterre. Collection etc.: tom. 64. pag. 404.

kümmern mich wenig, wenn nur die Ihrigen gut gehen." a) Um ein so albernes Billet zu schreiben, hätte Fouquet, der zu den Gebildetsten seiner Zeit gehörte, nicht nöthig gehabt, Pellisson, der allerdings seine wichtigsten Briefe schrieb, zu Hülfe zu rufen. Und wozu trug er denn die vielen Liebesbriefe in seiner Tasche, als er zum König ging? Er war den Tag vorher so heftig fieberkrank, daß er sich zu Bette legen mußte, hatte dabei eine Menge Geschäfte beendigt, mit mehreren Deputirten der Stände sich besprochen, war erfüllt von allerlei Sorgen und Plänen und doch hätte er den andern Morgen nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die Dankbriefe der Damen in die Tasche zu stecken! Auch weiß Brienne, der genau unterrichtet ist, nichts von Liebesbriefen, wohl aber, und das ist allerdings glaublicher, von wichtigen Rechnungen, die man in seinen Taschen gefunden habe. Ein anderes Billet trägt den Stempel der Unächtheit noch offner. Madame Duplessis-Belliere, die es geschrieben haben soll, war ganz anerkannt eine Frau von außerordentlichem Geist und Verstand. Nun lese man das Original in der Anmerkung b), und

---

a) Choisy I. p. 189. Man glaubte, es sey an das Fräulein Montalais gerichtet gewesen.

b) Delort hat, Détention des philosophes t. I. p. 15, den Brief mitgetheilt, ohne zu sagen, wo er ihn gefunden hat. Er scheint ihn für ächt zu halten. Das Datum fehlt. „Je ne sais plus ce que je dis, ni ce que je fais, lorsqu'on résiste à vos intentions. Je ne puis sortir de colère, lorsque je songe que cette demoiselle de La Vallière a fait la capable avec moy. Pour captiver sa bienveillance, je l'ay encensée par sa beauté, qui n'est pourtant pas grande; et puis luy ayant fait connoître que vous empêcheriez qu'il le luy manquât jamais de rien, et que vous aviez vingt mille pistoles pour elle, elle se gendarma contre moy, disant que vingt cinq mille (nach einer andern Lesart vingt millions; das läßt sich hören) n'étoient pas capables de luy faire faire un faux pas; et elle me répéta cela avec tant de fierté que, quoique je n'aye rien oublié pour la radoucir avant de me séparer d'elle, je crains fort qu'elle n'en parle au Roi, de sorte qu'il faudra prendre le devant. Pour cela

urtheile, ob eine in den höheren Kreisen gebildete, kluge und geistreiche Frau, selbst in einer Zeit, wie die damalige, wo Benserade's schmutzige Anspielungen für feine Galanterie galten, im Stande ist, so etwas zu schreiben. Man urtheile, ob nicht, wie auch in dem zuvor angeführten Briefe, jedes Wort darauf berechnet scheint, den König noch mehr zu erbittern.

Nachdem diese merkwürdige Untersuchung, die außer Fouquet noch einer großen Menge Personen verderblich wurde, bereits drei Jahre gedauert hatte, ward Fouquet am 14. November 1664 vor seine Richter gestellt, um noch mündlich auf die gegen ihn vorgebrachten Klagen zu antworten. Obgleich durch Krankheit, Kummer und Kerker, selbst durch freiwillige Fasten und Büßungen abgemattet, sprach er doch mit außerordentlicher Kraft und Gewandtheit, und leistete auf ein Crucifix den Eid, daß er die lautre Wahrheit gesagt habe, mit solcher Erbauung, daß der größte Theil der Richter davon ergriffen wurde. Der Generaladvokat Talon, seit Jah-

ne trouvez-vous pas à propos de dire, pour la prévenir, qu'elle vous a demandé de l'argent, et que vous luy en avez refusé; il la rendra suspecte pour la Reine-mère. La grosse femme Brancas et de Grave vous en rendront bon compte: quand l'une la quitte, l'autre la reprend. Enfin je ne sais point de différence entre vos intérêts et mon salut. La politique a voulu que je visse l'aigle (?): il m'a paru un fort bon homme, mais fort dupe en nos affaires; je luy ay donné de la pâture pour trois mois, et je luy ay fait avaler cela le plus doucement du monde. En vérité on est heureux de se mêler des affaires d'un homme comme vous: votre mérite applanit toutes les difficultés; et si le ciel vous faisoit justice, nous vous verrions un jour la couronne formée." Wie plump und gemein! Etwas anders erzählt die Sache Choisy I. p. 163. Nach la Beaumelle in den Memoiren der Mad. Maintenon wollte Fouquet auch Scarron's schöne Wittwe durch kostbare Geschenke verführen. Überhaupt verbreitete man in der ersten Zeit seiner Verhaftung ein Gerücht nach dem andern. So sollte er den Kardinal Mazarin vergiftet haben! Er sollte den Plan gehabt haben, sich zum Souverän der Bretagne zu machen! Noch viel später log die gräßliche Giftmischerin Brinvilliers auf seine Rechnung.

ren Fouquet's persönlicher Feind, der das Amt des Generalprocureurs bei der Chambre de Justice versah, hatte in einer sehr leidenschaftlichen Schrift, worin Alles, was die Schuld mildern konnte, unterdrückt, jede Verletzung der gesetzlichen Formen vertheidigt wurde, den Antrag gemacht, Fouquet als überwiesenen Verbrecher der beleidigten Majestät und als Staatskassendieb mit dem Strang hinzurichten und seine Güter zum Besten des Staats einzuziehn. Wahrscheinlich aber fand doch die Parthei selbst seine Sprache zu ungemäßigt; denn er vergaß sich so sehr in seinem Diensteifer, daß er sogar einen unmäßigen Ehrgeiz, welcher leicht in Staatsverbrechen ausarte (qui dégénère aisément en crime de Lèze Majesté), unter Fouquets Verbrechen aufzählte, also das, was vielleicht einmal mit der Zeit Verbrechen werden konnte, schon als wirkliches Verbrechen bestrafen wollte; er wurde daher entfernt c) und an seine Stelle trat der ruhigere Chamillart, der, nur mit milderer Form, den Ansichten seines Vorgängers folgte. Er wählte blos einen andern Ort für den Galgen und wollte, daß die Armen 40,000 Livres bekommen sollten. Dagegen erstattete der Maitre des Requetes, Lefevre d'Ormeßon cc), einen Bericht, der einen und einen halben Tag dauerte. Er zeigte, daß der Entwurf, auf welchen das Verbrechen der beleidigten Majestät begründet werden sollte, nur

---

c) Ce changement fût une énigme inpénétrable, jamais on n'en a sû la raison. Ce n'étoit pourtant pas par mécontentement, car dans la suite il obtint pour lui ou pour son fils l'agrément pour une charge de Président à mortier, et peut-être quelque gratification pour la payer, car il ne passoit pas pour riche. De la Hode t. III. p. 161. Der Grund, welchen man angab, daß seine Stelle im Parlament ihm zu viel Zeit nehme, war natürlich nur Vorwand. Es waren eigentlich zwei Procuratoren, der Zweite hatte aber blos mit dem Prozeß der übrigen Finanzbeamten zu thun.

cc) D'Ormeßon galt allgemein für einen durchaus rechtlichen Mann. Guy Patin z. B. nennt ihn einen homme d'une probité parfaite. — — Je voudrois que le Roi fit l'un ou l'autre (Ormeßon oder Roquesante) Chancelier de France, pour leur noble et courageuse opinion. Lettre du 21. Dec. 1664.

das Ergebniß einer vorübergehenden Leidenschaft gewesen und ohne Folgen geblieben sey. Was das Peculat angehe, so könne der Schein, welcher gegen Fouquet sey, keine sichere Grundlage bieten, da seine Papiere, durch welche er sich, seiner Angabe nach, rechtfertigen könne, ihm genommen worden seyen, und man außerdem, um zu einem vollständigen Urtheil darüber zu gelangen, eine Untersuchung anstellen müßte über das Vermögen, welches der Kardinal Mazarin hinterlassen habe, weil der größte Theil desselben nur aus den Summen herrühren könne, die ihm Fouquet habe geben müssen d). Der Parlamentsrath von Sainte-Helene, der dem ersten Berichterstatter beigegeben war, sprach zwei und einen halben Tag und stimmte für die Todesstrafe, indem er zugleich, wie man glaubte nicht in redlicher Absicht, die Hoffnung aussprach, daß der König ihn begnadigen würde. Darauf schritt man zur Abstimmung, welche drei Tage dauerte; neun Stimmen waren für die Todesstrafe, dreizehn für Verbannung aus dem Königreiche und Confiskation des Vermögens. Allein der König, in Erwägung, daß es gefährlich sey, einen Mann, welcher so genaue Kenntniß von den wichtigsten Angelegenheiten des Reichs besitze, in das Ausland gehen zu lassen, schärfte die Strafe zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf der Feste Pignerol, wohin Fouquet zwei Tage nach dem Spruch der Justizkammer, den 22. Dec. 1664, von Artagnan unter Bedeckung von hundert Musquetärs abgeführt wurde. Seine vierundsiebzigjährige Mutter, sowie seine Frau, der man nicht erlaubte, den Kerker ihres Gatten zu theilen, wurde nach Montluçon in Auvergne, sein Schwiegersohn, der Marquis von Charost mit seiner Gattin nach Anceny in Bretagne, sein jüngster und treuster Bruder nach Joinville in der Champagne verwiesen. Indeß erhielt der letzte auf der Mutter Bitte die Erlaubniß, sie in ihre Einsamkeit zu begleiten. Der Generaladvokat Bailly, der von Colbert und zwei Richtern Fouquet's ehrenrührig gesprochen hatte, wurde nach Chateau Thierry

d) Conclusion p. 337.

verbannt. Keiner von diesen hatte den mindesten Antheil an seiner Schuld. Sein Arzt Pecquet und sein Kammerdiener, die ihm in die Bastille gefolgt waren, wurden aus Furcht, sie möchten seinen Verwandten Mittheilungen machen, erst später freigelassen. Frau von Belliere wurde nach Montbrison verwiesen, ihr Schwiegersohn, der Marquis von Crequi, seiner Stelle entsetzt. Der Protestant Pellisson, Fouquet's vertrautester Freund, der wegen seiner Gewandtheit im Styl besonders bei der Correspondenz gebraucht worden war, ward im Sommer 1665 durch die Verwendung des Herzogs von Montausier und des Grafen von Saint Aignan aus der Bastille entlassen, wurde Katholik, darauf Proselytenmacher und gewann das Vertrauen des Königs in hohem Grade. Der schlaue Gourville, der sich einige Millionen erworben, hatte seine Papiere und Gelder zu rechter Zeit in Sicherheit gebracht; er hatte überdem, um sich Colbert gefällig zu erweisen, diesem 500,000 Livres für die Staatskasse geliehen. Dies sicherte ihm vorläufig die Freiheit, so daß man ihn nur im Bilde hängen konnte, während er sichs in den Niederlanden, in England und Deutschland wohl seyn ließ, und sogar vom König zu wichtigen diplomatischen Geschäften gebraucht wurde e). Später wurde das Urtheil gegen ihn annullirt und er lebte bis an seinen Tod im Genuß eines großen Vermögens. Die Justizkammer ward erst zwei Jahre später (1666) aufgelöst, nachdem sie die Gefängnisse mit Schuldigen und Unschuldigen angefüllt, Allen, die mit dem Finanzministerium in Geschäftsverhältnissen gestanden hatten, den Prozeß gemacht und ihnen Millionen abgenommen hatte, die in den Schatz flossen, ohne dem Volke zu Gut zu kommen ee). Die-

---

e) Gourville pag. 386. Er sagt ganz vergnügt: Me voilà donc mon procès fait et parfait à Paris, et Plénipotentiaire du Roi en Allemagne!

ee) De la Hode t. III. p. 164. Wenn Ludwig's Angabe in den Memoiren richtig ist, (Oeuvr. t. II. pag. 45.), so wurden ihnen 25 Millionen Livres abgenommen. Wie weitläuftig diese Untersuchungen

jenigen unter den Richtern, welche für Fouquet's Tod gestimmt hatten, erhielten Belohnungen und Gnadenzeichen. Lefebre d'Ormeßon hatte dem König gesagt: Sire, ich werde thun, was Ehre und Gewissen mir vorschreiben. Als er zwölf oder fünfzehn Jahre später für seinen Sohn um eine Stelle als Maitre des Requetes anhielt, ward ihm die Antwort: ich werde thun, was Ehre und Gewissen mir vorschreiben. Auf ähnliche Weise verfuhr man gegen den Präsidenten der Rechnungskammer, von Pontchartrain. Erst nach achtzehn Jahren vergaß man dem Sohne, daß der Vater sich geweigert hatte, für Fouquet's Tod zu stimmen. Bestochen war Pontchartrain gewiß nicht, denn er blieb bis an seinen Tod so arm, daß er sehr beschränkt wohnen mußte, und mit seinem Sohne zusammen nur Einen Wagen halten konnte f).

Ganz unschuldig war Fouquet nicht. Daß er Schriftstellern, wie dem Orientalisten Herbelot, Scarron, Corneille, Lafontaine ff) ihre dürftige Lage erleichterte, möchte eher den Dank der Nachwelt verdienen, wenn es auch aus Eitelkeit geschah. Das zerrüttete die Finanzen gewiß nicht. Andern, z. B. mehreren Parlamentsräthen, gab er auf Befehl des Kardinals, um sie zur königlichen Parthei überzuziehen und ihnen den Muth der Unabhängigkeit zu nehmen. Daß er aber auch sonst eine Menge geheime Pensionen auszahlen ließ, um sich Freunde und Creaturen zu machen, vielleicht auch um

---

waren, davon nur ein Beispiel: In der Sache eines Einnehmers zu Gisors wurden über siebenhundert Zeugen abgehört! Unter den Gebüßten befand sich auch ein Bischof.

f) Oeuvres de St. Simon. Strasb. 1791. t. XI. p. 116. Sa probité fut inflexible aux menaces et aux caresses de Mrs. Colbert, le Tellier et Louvois réunis pour la perte du Surintendant. Dann wie arm die Familie gewesen u. s. w.

ff) Er gab z. B. Lafontaine jährlich 1000 Fr., wofür ihm dieser vierteljährlich als Quittung ein Gedicht geben mußte. Hist. de la vie et des ouvrages de J. de la Fontaine p. C. A. Walkenaer p. 13. La Fontaine blieb seinem unglücklichen Gönner dankbar, als dieser längst nicht mehr im Stande war, Gold zu spenden.

weibliche Gunst zu erkaufen, unterliegt keinem Zweifel, wenn man es auch vor Gericht nicht beweisen konnte oder wollte. Denn gerade dieses Vergehen ist, wahrscheinlich um nicht zu viel Schuldige zu finden, am wenigsten hervorgehoben worden. Selbst dem Minister Lionne hatte Gourville Geld gegeben, von welchem der König nichts wissen sollte g). Auch der Vorwurf, daß er den Betrügereien seiner zahlreichen Untergebenen, die zusammen dem Staate wohl ebensoviel stahlen, als Mazarin, freien Lauf gelassen, trifft ihn schwerlich unverdient, da er hier, wenigstens in der letzten Zeit, wo ihn der König unterstützt haben würde, gewiß in keiner Weise gehemmt war h).

---

g) Gourville reist mit Lionne von Nantes zurück. Je lui dis qu'il pouvoit prendre ses mesures sur ce que tout l'argent que je lui avois donné par son (Fouquet's) ordre depuis deux ans, qui étoit très considérable, ne seroit jamais su. Lionne war dankbar. — P. 330. (Fouquet) me chargea de grosses affaires sous le nom de gens que je nommois, pour avoir lieu de distribuer beaucoup d'argent de sa part, sans que personne en eût connoissance. — P. 329: M. de Brancas étoit assez de mes amis, parceque de temps en temps je lui donnois de l'argent de la part de M. Fouquet, et à bien d'autres aussi. So hatte auch Mazarin's Erbe, der Duc de Mazarin, ein artiges Sümmchen angenommen, er machte es aber wie sein Oheim, er bot dem Könige an, das unrecht erworbene Gut zurückzuzahlen. Darauf antwortet der König den 27. Oct. (Lettres I, 31.) auf Colbert's Bericht: l'explication des vingt mille écus que l'homme, dont vous me parlez, vous a fait payer, et de l'argent qu'il vous a prêté depuis, est très superflue à mon égard, vous connoissant trop bien pour vous croire du nombre de ses pensionnaires.

h) Das sehen wir aus dem ganzen Prozeß, und die Entschuldigung, daß die bestehenden Formen eine genauere Aufsicht unmöglich gemacht hätten, war nichtig. So z. B. sagt Gourville p. 316: M. Fouquet ayant laissé aller son autorité à M. de Lorme son premier commis., au point de ne regarder presque plus ce qu'il lui faisoit signer, le rendit par là maître des gens d'affaires. Daß dies richtig ist, sieht man aus der Geschichte, die Gourville gleich darauf erzählt. Fouquet gehörte zu den Leuten,

Fouquet war strafbar, — sagt Frau von Motteville, die vieljährige Vertraute der Königin Mutter, — wegen großer Verschwendung, er selbst aber war nicht reich, und hatte viel mehr Schulden, als Vermögen. Seine Staatsverbrechen konnten Gebilde der Phantasie seyn: er hatte sie für sich allein begangen, indem er Mährchen (des fables) hinschrieb, bei denen es schwer war, ihn einer bösen Absicht zu überführen, und selbst der Entwurf, der am meisten gegen ihn sprach, war als ein unbedeutendes Concept hinter einem großen Spiegel gefunden worden; daraus konnte man sehen, daß er es nicht für so wichtig gehalten hatte, als es schien. Aber, fügt die gutmüthige Hofdame hinzu, es ist ein großes Unglück, nicht weise seyn, und in die Ungnade seines Königs fallen i).

Die Königin Mutter, die ihm wohl wollte, die seine Schuld glaubte, aber seine Verdienste darum nicht vergaß, die mit Wissen des Königs oft Geld für die Armen von ihm erhalten hatte, bemühte sich vergeblich, sein Schicksal zu mildern; sie konnte nur seinen Kindern eine freundliche Trösterin seyn k). Der Unglückliche betrat im Januar 1665 den

---

die leben und leben lassen. — Aus dieser und mehreren andern Stellen in Gourville's Memoiren (z. B. p. 327.) ergiebt sich auch, was zu Fouquet's Beurtheilung wichtig ist, daß ein Finanzminister damals nothwendig persönlichen Credit haben, also zugleich der Banquier seyn mußte, und daß man ihn stürzen konnte, wenn man seinen Credit untergrub. Er hing fast ganz von den gens d'affaires ab; wollten diese kein Geld geben, so stand es mißlich, man konnte Niemand bezahlen, und wie häufig diese peinliche Lage eintrat, wie dann der Oberintendant von den ersten Beamten des Reichs gequält wurde, sehen wir aus mehreren Memoiren. — Eine sehr charakteristische, ungesuchte Parallele des geizigen Mazarin und des verschwenderischen Fouquet findet man bei Gourville S. 314 u. f.

i) Mémoires de Mad. de Motteville Coll. de Petitot t. 40. p. 148. Wenn man die Memoiren der Frau von Motteville gelesen hat, so weiß man, daß dies ungefähr das Urtheil der Königin Mutter war.

k) Racine sagt in seinen Fragments historiques, und man kann ihm glauben, wenn er von Ludwig XIV. nachtheilig spricht: Le Roi,

Kerker, in welchem er sterben sollte. Der Commandant von Pignerol, Saint-Mars, ein Mann, der noch härter war, als selbst Louvois, erhielt die strengsten Befehle; Fouquet durfte nie mit irgend Jemand schriftlich oder mündlich Verkehr haben, oder unter irgend einem Vorwande, auch nicht um sich Bewegung zu machen oder frische Luft zu schöpfen, sein Zimmer verlassen; Dinte, Feder und Papier sollten ihm bestimmt verweigert werden; wenn er Bücher verlangte, so sollte ihm St. Mars nur Eins auf einmal geben und das Zurückerhaltene sorgfältig untersuchen. Man gab ihm einen Bedienten, der das Zimmer nie verlassen durfte. Sein Beichtvater durfte nicht immer der nämliche seyn, und der Geistliche, welchen der Commandant dazu wählte, sollte jedesmal

---

peu avant le jugement de M. Fouquet, dit à la Reine dans son oratoire, qu'il voulait qu'elle lui promit une chose qu'il lui demandait; c'était, si Fouquet était condamné, de ne lui point demander sa grace. Le jour de l'arrêt, il dit chez mademoiselle la Vallière: s'il eût été condamné à mort, je l'aurais laisser mourir. Il avait dit à monsieur de Turenne, der sich, wie auch Condé, dringend für Fouquet verwendet hatte, très-fortement, de ne plus se mêler de cette affaire. Frau von Sevigné, deren Briefe für die Geschichte des Prozesses wichtig sind, weil sie die Personen und die Verhältnisse kannte, schreibt den 11. Dec. 1664 an den Marquis von Pomponne, der später Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde: Foucault va solliciter partout, et fait voir un écrit du Roi, où on lui fait dire qu'il y eût des Juges qui appuyassent leur avis sur la soustraction des papiers; que c'est lui qui les a fait prendre, qu'il n'y en a aucun qui serve à la défense de l'accusé; que ce sont des papiers qui touchent son état, et qu'il le déclare, afin qu'on ne pense pas juger là-dessus. — — Il (der König) disoit l'autre jour à son lever, que Fouquet étoit un homme dangereux; voilà ce qu'on lui met dans la tête. Enfin nos ennemis ne gardent plus aucune mesure: ils vont à présent à bride abattue; les menaces, les promesses, tout est en usage. Man vergleiche Conrart's Aufsatz über den Präsident von Nesmond, in seinen Memoiren S. 271. Einige Jahre später soll sich selbst der König von England für Fouquet verwandt haben.

erst kurz vorher (un moment avant) davon benachrichtigt werden; zu Anschaffung des Meßgeräths gab der König 500 Louisd'or l). Im Juni schlug der Blitz in das Pulvermagazin, wobei viele Menschen umkamen und in Fouquet's Zimmer die Decke einstürzte. Alles Geräth im Zimmer wurde zerschmettert, nur Fouquet und sein Bedienter, die am Fenster dem Wetter zugesehen hatten, blieben unversehrt. Da er aber jetzt in Pignerol nicht mehr sicher schien, so brachte man ihn auf das Schloß Perouze, wo er mit noch größerer Strenge bewacht wurde. Um das Nachmachen der königlichen Befehle an den Commandanten zu verhindern, hatte Louvois die Vorsicht, jedem Amtsschreiben einige Worte von seiner Hand beizufügen. Allein je strenger seine Wächter waren, desto erfinderischer ward der Gefangene, sie zu täuschen: zum Schreiben nahm er Kapaunenknochen und eine Mischung von Wein und Ruß, ja er bereitete sich sogar eine Dinte, die erst in der Hitze sichtbar wurde. Im August 1666 war die Citadelle von Pignerol wieder hergestellt, und Fouquet wurde sehr geheim in seinen alten Kerker zurückgebracht, wo er sich die Zeit damit verkürzte, seinen Bedienten im Lateinischen und in der Arzneikunde m) zu unterrichten oder

l) Die Instruction vom 24. Dec., vom Könige und Le Tellier unterzeichnet, steht bei Delort, Détention des philosophes I. p. 24. So unbedeutend der eigentlich historische Theil in diesem Werke ist, wo selbst die Gallerie de l'ancienne cour als Quelle angeführt wird, so wichtig sind die ungedruckten Schreiben, welche aus dem königlichen Archiv u. s. w. mitgetheilt werden. — Delort glaubt pag. 27 daß Fouquet's Arzt, Pecquet, in der Bastille gestorben sey; das ist abrr gewiß nicht wahr, denn im November 1670 entbindet er die Frau von Grignan.

m) Die ganze Familie scheint medicinische Studien getrieben zu haben. Die Mutter hat ein Buch geschrieben: „Recueil des remédes faciles et domestiques", 2 Bände 8, wovon wenigstens acht Auflagen erschienen sind. Während ihr Sohn gefangen saß, heilte sie die Königin Mutter von Krämpfen oder Blähungen. Ueber die Kuren der Frau von Charost macht sich die Sevigné lustig. Sie gaben ihre

Verse zu machen. Weil man ihm kein Papier gab, so schrieb er auf Bänder oder machte sich Papier aus Tischzeug. Man entdeckte es und verdoppelte die Vorsicht: er bekam nur schwarze Bänder, seine Kleider wurden schwarz gefüttert, es ward eine besondere Wäscherin angestellt, welche die Citadelle nicht verlassen durfte, und statt eines Bedienten bekam er zwei, die sich gegenseitig bewachen sollten n). Die List eines Gefangenen ist aber größer als jede Vorsicht. Fouquet wußte Soldaten und Bedienten zu gewinnen und es gelang ihm durch einen jungen Edelmann aus der Provence, Valcroissant, seiner Frau Nachricht von sich zu geben. Auch dies ward entdeckt, und der mitleidige Briefträger zu fünfjähriger Galeerenstrafe verurtheilt o). Erst im Jahr 1672 ward seine Lage etwas erleichtert; es wurde ihm endlich erlaubt, einen Brief seiner Frau zu lesen und zu beantworten. Da es dem Könige beliebt hat, schrieb Louvois am 18. October 1672 an Saint Mars, daß Herr Fouquet den Brief und die Denkschrift seiner Gemahlin sehen soll, so schicke ich sie Ihnen hierbei, damit Sie, den Absichten Sr. Maj. gemäß, ihn beides in Ihrer Gegenwart lesen lassen und ihm sodann, wenn er es wünscht, eine von Ihnen selbst gemachte Abschrift geben nebst einem Blatt Papier, Dinte und Feder, damit er nach

---

Arzneien besonders den Armen, und ihre Wohlthätigkeit mag freilich oft übel genug angebracht gewesen seyn.

n) Lettre de Louvois, 14. Févr. 1667 bei Delort: le Roi — — — estime que l'on ne peult mieux faire que ce que vous proposez, d'enfermer avec luy deux valetz qui ne sortiront que par la mort.

o) Delort I. p. 170. Frau von Sevigné empfiehlt den jungen Mann ihrem Schwiegersohn d. 25. Juni 1670. Ce pauvre garçon étoit attaché à M. Fouquet; il a été convaincu d'avoir servi à faire tenir à Mad. Fouquet une lettre de son mari; sur cela il a été condamné aux galères pour cinq ans; c'est une chose un peu extraordinaire; vous savez que c'est un des plus honnêtes garçons qu'on puisse voir, et propre aux galères, comme à prendre la lune avec les dents. Im November d. J. wurde er vom König begnadigt.

einigen Stunden Bedenkzeit in Ihrer Gegenwart seine Willensmeinung darauf setze, worauf Sie mir das Ganze zurückschicken werden, damit ich es dem Könige vorlege und, wenn es Sr. Maj. beliebt, der Frau Fouquet zuschicke." Vermuthlich schrieb Fouquet seiner Frau Einiges, was sich nicht unmittelbar auf ihren Brief bezog, denn als Louvois ihm bald darauf einen zweiten Brief derselben schickte, lies er ihn durch Saint Mars ausdrücklich bedeuten, in seiner Antwort keinen Gegenstand zu berühren, wozu ihn der Inhalt ihres Briefes nicht geradezu aufforderе. Zwei Jahre später bekam er die Erlaubniß, zweimal im Jahr einen Brief seiner Gattin zu empfangen und darauf zu antworten, jedoch abermals mit dem Bedeuten, nur über Familienangelegenheiten und im Beiseyn des Commandanten zu schreiben, der ihm jetzt aus besonderer Gnade statt einiger Stunden zwei Tage gönnen durfte, um über das, was er schreiben wollte, nachzudenken. Natürlich gingen alle Briefe erst durch die Hände des Ministers.

Ueberhaupt wurde die Lage des Gefangenen, soviel die strenge Vorsicht, von der man nicht abging, es zu gestatten schien, nach und nach erleichtert. Im Mai 1677 schreibt Louvois aus Tournai, Saint Mars solle Fouquet sagen, daß sein Sohn, der Graf von Vaux, der im Militär angestellt war, sich bei jeder Gelegenheit auszeichne p), und zwei Monate später überschickt der Minister das Gutachten eines berühmten Pariser Arztes, Vezou, über Fouquet's Gesundheit, die Kummer und gänzlicher Mangel an Bewegung, da er seit eilf Jahren buchstäblich seinen Kerker nicht verlassen hatte, natürlich von Jahr zu Jahr immer mehr aufreiben mußten. Erst im November dieses Jahrs erhielt Fouquet die Erlaubniß, einen Tag um den andern zwei Stunden spazieren zu

p) Auch Frau von Sevigné schreibt den 5. Aug. 1676: **Aire est pris. Mon fils me mande mille biens du Comte de Vaux, qui s'est trouvé le premier partout.** Aus einem Briefe vom 1. Juli desselben Jahrs, wo Frau von Sevigné ihren kurzen Besuch in Vaux schildert, sehen wir, daß Fouquet's ältester Sohn wieder im Besitz war; der alte Glanz war freilich erloschen.

gehen, und zwar nur aus folgender zufälligen Veranlassung. Der ehemalige Günstling des Königs, Graf von Lauzun, hatte die Neigung der dreiundvierzigjährigen, reichen Mademoiselle de Montpensier, einer Enkelin Heinrich's IV., in so hohem Grade gewonnen, daß sie ihm ihre Hand bot. Schon hatte Ludwig XIV. eingewilligt, die Verlobten hatten die Besuche der Glückwünschenden erhalten, und Lauzun war einen ganzen Tag Herzog von Montpensier gewesen, als plötzlich, wahrscheinlich auf die Vorstellungen der Minister, daß eine solche Mißheirath die Würde des Throns verletze, der König seine Einwilligung zurücknahm (den 18. Dec. 1670). Lauzun ertrug den Schimpf mit verbissenem Grimm und blieb noch ein Jahr am Hofe, wie es schien, fortwährend in Gunst. Ganz unvermuthet, ohne daß der König eine Silbe über die Veranlassung sprach, wahrscheinlich aber, weil er sich heimlich mit der Prinzessin von Montpensier vermählt hatte, wurde er als Staatsgefangener nach Pignerol abgeführt. Da dieser nun den Wunsch äußerte, zuweilen spazieren gehen zu dürfen, so erinnerte sich der König auch des unglücklichen Fouquet, und hatte die Gnade, Beiden die Erlaubniß zu geben. Sie durften sogar, wenn der Commandant dabei war, zusammen spazieren gehen, sich mit Gespräch oder unschuldigem Spiel die Zeit vertreiben, und der freien Aussicht in die Umgegend genießen. „Ich antworte Ihnen, schreibt Louvois den 27. Nov. 1677, im Augenblick, wo ich Ihren Brief erhalte, damit Sie nicht zögern, Ihre Gefangenen den Trost, den ihnen die Frömmigkeit Sr. Maj. zu bewilligen geruht, genießen zu lassen." Er wartet nicht einmal die Post ab, mit der er am nämlichen Tage noch einmal an Saint Mars schreibt, um Fouquet eine Büchse mit Thee zu schicken, dessen Gebrauch ihm der Arzt verordnet hatte q). Ueberhaupt sieht man aus der ganzen

q) Es ist merkwürdig, daß damals in ganz Paris kein Thee zu bekommen war. Louvois schreibt d. 28. Oct. 1677: Ayant vu, par la lettre de M. Fouquet, qu'il désiroit, qu'on lui envoyât du thé, j'ai chargé le sieur Vezou d'en choisir; il m'a donné ce

amtlichen Correspondenz dieses Ministers, der mit unermüdlicher Thätigkeit über die geringfügigsten Dinge, selbst über die neuen Kleider Fouquet's und seiner Bedienten, Befehle ertheilt, daß die Gefangenen ihm durchaus keine Personen sind, die er hassen oder bemitleiden könnte; er will nichts als ihre völlige Sicherheit und thut daher ebensowenig etwas zur Erleichterung als zur Verschlimmerung ihrer Lage. Der Commandant genießt zwar sein ganzes Vertrauen, wie er denn auch später den Gefangenen mit der eisernen Maske zu bewachen hatte, demungeachtet wird er in allen Schreiben nur als stummes Werkzeug betrachtet, dem der geringste Schritt genau vorgezeichnet wird. Wir wollen nur ein ganz kurzes Schreiben als Beispiel geben: „Ich schicke Ihnen mit der heutigen Post (den 27. Nov. 1677) eine bleierne Büchse mit Thee für Herrn Fouquet. Wiewohl ich nicht glaube, daß etwas anderes darin ist, so ist es doch gut, alle mögliche Vorsicht anzuwenden, um zu verhindern, daß man ihm auf diesem Wege etwas zukommen lasse. Dies nöthigt mich, Ihnen zu sagen, daß Sie diese Büchse in das Zimmer des Herrn Fouquet tragen müssen, um allen genannten Thee in ein anderes Gefäß zu schütten, worauf Sie die bleierne Büchse und das Papier, welches darin seyn könnte, wieder mitnehmen werden, so daß ihm nichts bleiben kann, was es auch sey, als genannter Thee."

Bald nach dieser Zeit bildet sich selbst eine Art von Verhältniß zwischen Louvois und Fouquet. In einem Schreiben an Saint Mars vom 26. Dec. heißt es: „Ich bitte Sie, in meinem Namen Herrn Fouquet für alle seine Artigkeiten (honnêtetés) meinen Dank abzustatten," während er früher dem Commandanten verboten hatte, ihm Fouquet's Komplimente auszurichten. Im April des nächsten Jahres erhält Saint

---

matin celui qui se trouve dans le pacquet ci-joint, qu'il avoit chez lui et qui est très bon, duquel il fait un présent à M. Fouquet. Il ne s'en trouve point à Paris, mais il prendra soin d'en faire venir d'ailleurs.

Mars die Erlaubniß, ihm Neuigkeiten mitzutheilen; denn früher durfte er schlechterdings von nichts hören, als von den Siegen des Königs; im Juni erbittet sich der Minister vom Staatsgefangenen das Recept zu dem Augenwasser, welches man Casselunette nenne, und im December tritt er sogar, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, mit Fouquet in Briefwechsel. Ich schicke Ihnen, schreibt Louvois dem Commandanten aus Saint Germain den 23. Dec. 1678, einen Brief von mir an Herrn Fouquet. Dem Willen des Königs gemäß werden Sie ihm denselben verschlossen, wie Sie ihn finden, übergeben, Dinte, Papier, ein Pettschaft und Siegellack in sein Zimmer tragen, und ihn dort allein lassen, damit er mit Bequemlichkeit darauf antworten kann, und dann werden Sie mir den Brief, den er Ihnen für mich geben wird, ganz versiegelt (toutte fermée) zuschicken. Da der König für gut findet, daß er in Zukunft, so oft er es wünscht, an mich schreibe, so werden Sie ihm soviel Papier, Dinte und Siegellack geben, als er verlangt. Sie werden ihm das Pettschaft, das er bei dem ersten Brief an mich gebraucht haben wird, lassen, und wenn er Ihnen Briefe an mich giebt, sey es versiegelt oder offen, so werden Sie mir dieselben in demselben Zustande, wie er sie Ihnen giebt, überschicken. So ist der Wille des Königs." — Was dieser Brief und Fouquet's Antwort enthalten habe, ist nicht bekannt, indeß muß der Inhalt wichtig gewesen seyn, weil Fouquet's Lage unmittelbar nachher durch eine neue Instruction vom 20. Jan. 1679 sehr wesentlich erleichtert wird. Er darf, so oft er will, an seine Familie schreiben, mit der Einschränkung, daß die Briefe dem Minister überschickt werden, der sie liest und dem Könige Bericht erstattet. Fouquet und Lauzun dürfen den ganzen Tag zusammen seyn, zusammen essen, mit den Offizieren sich unterhalten, und Fouquet, von dem der König glaubt, daß er weniger im Stande sey, als Lauzun, an Flucht zu denken, darf sogar in Begleitung eines Offiziers in der ganzen Citadelle umhergehen; sie dürfen ohne Einschränkung Bücher und Zeitungen lesen. „Aus allem Obigen, fährt

Louvois fort, wird Herr von Saint Mars begreifen, daß Seine Majestät zwar aus Mitleid über die lange Strafe dieser Herren ihnen gern ein milderes Gefängniß zugestehen will, daß es aber fortwährend sein Wille ist, daß sie nur auf seinen Befehl aus dem Gefängniß entlassen werden können; genannter Herr von Saint Mars wird also bei allen Vergnügungen, die er ihnen bewilligt, vor allen Dingen jederzeit auf die Sicherheit ihrer Personen Rücksicht nehmen. Es ist möglich, daß Se. Maj. in einigen Monaten bewilligt, daß Leute aus der Stadt ihnen Gesellschaft leisten, sogar daß ihre Verwandten sie besuchen, namentlich die Frau und die Kinder des Herrn Fouquet, aber Se. Maj. wünscht nicht, daß hierin irgend etwas geschehe, ohne Ihren ausdrücklichen Befehl, noch daß Herr von Saint Mars ihnen sage, daß er von der Gnade, welche Se. Maj. ihnen zu bewilligen geneigt ist, unterrichtet sey, bis Se. Maj. ihm erlaubt, sie davon in Kenntniß zu setzen." Zum Beweise, daß der König mit seinem Diensteifer zufrieden sey, erhielt Saint Mars, dessen Gehalt schon im Anfange bedeutend erhöht worden war, ein Geschenk von 15,000 Livres.

Endlich im Mai desselben Jahrs erlebte Fouquet noch die Freude, die Seinigen, die er siebenzehn Jahre entbehrt hatte, wieder um sich zu sehen. Sein ältester Sohn, der Graf von Vaux, überbrachte dem alten Vater selbst die freudige Nachricht, daß seine Gattin, seine Kinder und sein jüngster Bruder, Fouquet von Mezières, die Erlaubniß erhalten hatten, ihn, so lange sie wollten, zu besuchen und ohne Zeugen bei ihm zu seyn; seiner unverheiratheten Tochter wurde ein Zimmer ganz in der Nähe ihres Vaters eingeräumt, und seine Frau durfte sogar wieder Tag und Nacht das Zimmer mit ihrem Gatten theilen. Nur ward ihm nochmals bedeutet, keinen Brief abzuschicken, den der Minister nicht vorher gelesen habe. Ueberhaupt blieb aller sonstiger Verkehr fortwährend auf die Einwohner von Pignerol beschränkt, so daß der Commandant einen Verweis erhält, weil er dem berühmten Le Notre, der Fouquet's Gärten in Vaux angelegt, er-

laubt hatte, seinen ehemaligen Gönner zu besuchen. Obgleich nichts gleichgültiger ist, schreibt Louvois den 25. Dec. 1679, als daß Herr Le Notre Ihre Gefangenen gesehen oder nicht gesehen hat, so glaube ich Ihnen doch wiederholen zu müssen, was ich Ihnen bereits gemeldet habe, daß die Befehle des Königs Ihnen dergleichen Freiheiten nicht gestatten, und die etwaigen Besuche nur auf die Offiziere und Einwohner der Stadt und Festung Pignerol beschränken, wonach Sie Sich in Zukunft gefälligst richten werden." Besonders sorgfältig wurden fortwährend die Jesuiten von ihm entfernt gehalten, die er als Oberintendant eben so sehr begünstigt haben soll, als sie von Mazarin mit mißtrauischen Augen angesehen wurden r). — Um diese Zeit entzweite sich Fouquet mit Lauzun, und Saint Mars hatte dies gemeldet mit der listigen Frage, ob er suchen solle, sie wieder zu vereinigen. „Ich sehe nichts, antwortet Louvois den 24. Jan. 1680, was Sie verpflichtete, sie zu versöhnen, besonders da Sie nichts beigetragen haben, sie zu entzweien; es kann daher nur zweckmäßig seyn, diese Feindschaft fortdauern zu lassen. Inzwischen rathe ich Ihnen, sie zu benutzen, um zu erfahren, was die Herren Fouquet und Lauzun gegenseitig von ihren Absichten entdecken können."

Fouquet genoß die Freude, wieder unter den Seinigen zu leben, nur kurze Zeit. Er starb schon den 23. März 1680, mit den Gesinnungen eines Büßers. Sein ältester Sohn brachte seine Papiere, zum großen Verdruß des Ministers, in Sicherheit. „Sie haben Unrecht gehabt, schreibt er den 8. April an Saint Mars, zu leiden, daß Herr von Vaux die Papiere und Verse seines Herrn Vaters mitgenommen hat, und Sie hätten das in seinem Zimmer müssen verschließen lassen, um davon, wie Seine Majestät es befehlen würde, Gebrauch zu machen" s).

r) Guy Patin den 21. Sept. 1661: Les Jésuites sont bien fâchés de sa perte, il étoit leur grand Patron. Ils ont tirés de lui plus de six cents mille livres depuis peu d'années.

s) Delort I. pag. 318. — In den Vies des hommes illustres de France t. V. steht eine Biographie Fouquet's von Auvigny, deutsch

Fouquet's Leichnam wurde seiner Wittwe, nachdem sie die Erlaubniß dazu vom Könige erhalten hatte, auf einen Befehl Louvois's vom 9. April 1680, ausgeliefert und nach Paris geführt, wo er den 28. März 1681 in der Kirche des St. Marienklosters, welchem sein Vater 4000 Livres vermacht hatte, in derselben Gruft, in welcher dieser ruhte, beigesetzt wurde. Seine Mutter überlebte ihn noch; sie starb 1681, ein und neunzig Jahr alt.

Nach den von Delort aus dem königlichen Archiv mitgetheilten Aktenstücken geht unwidersprechlich hervor, daß Fouquet im Gefängnisse gestorben ist. Unbegreiflich ist es daher, wie Voltaire behaupten konnte, die Gräfin von Vaux, also die Gemahlin des Grafen von Vaux, in dessen Armen der Vater gestorben war, habe ihn versichert, Fouquet sey einige Zeit vor seinem Tode in Freiheit gesetzt worden. Man sieht, wie wenig ihm selbst in solchen Dingen zu trauen ist, wo man meinen sollte, er hätte die allerbesten Quellen vor sich. Aber fast noch unbegreiflicher scheint die Art, wie Gourville über Fouquet's Tod spricht. Man sieht daraus zugleich, wie ungemein vorsichtig man beim Gebrauche selbst der besten französischen Memoiren zu Werk gehen muß. Gourville sagt nemlich S. 461 der Ausgabe von Petitot und Monmerqué, nachdem er mehrere Begebenheiten des Jahrs 1672 berichtet hat, die mit Fouquet's Schicksal nicht im entferntesten Zusammenhange stehen, „als Herr Fouquet einige Zeit nachher in Freiheit gesetzt worden war, erfuhr er mein Benehmen gegen seine Frau Gemahlin, der ich über 100,000 Livres geliehen hatte zu ihrem Lebensunterhalt, ihrem Prozeß (pour sa subsistance, son procès) und selbst um einige Richter zu gewinnen, wie man sie hatte hoffen lassen. Nachdem er mir

---

in Meusel's französischer Biographie. Meusel bittet, da dieses Werk eine für Nichtgelehrte unterhaltende Leserei seyn solle, nicht streng zu urtheilen, und die französischen Verzierungen, wodurch eine Begebenheit bisweilen von ihrer Wahrheit verliere, nicht so zu rügen, wie in einem historisch-kritischen Buche.

geschrieben hatte, um mir dafür zu danken, gab er dem Herrn Präsidenten von Maupeou, der sein Verwandter und mein Freund war, den Auftrag, mir vorzuschlagen, im Fall meine Vermögensumstände so gut wären, als man ihm gesagt hätte, die hundert und soviel tausend Livres, die ich zu fordern haben könnte, seinem Sohne, dem Herrn von Vaux, zu schenken, was ich sehr gern that, und worüber ich bei meiner Ankunft eine Schrift ausstellte." Hat Gourville das wirklich geschrieben, so hat er geradezu gelogen. Denn aus einem der Amtsschreiben, welche Delort aus dem königlichen Archiv mittheilt, sehen wir, daß Gourville im Jahr 1679, also sieben Jahre nachher, an Fouquet ins Gefängniß schreibt und von diesem aus dem Gefängniß eine Antwort erhält t). Er mußte also wissen, daß Fouquet damals noch gefangen saß, was ihm auch ohnedies nicht unbekannt seyn konnte, da er mit Fouquet's Verwandten und Freunden, z. B. mit dem Präsidenten Maupeou und Frau von Sevigné, deren Briefe beweisen, daß sie von Fouquet's Schicksal bis zu seinem Begräbniß im Jahr 1681 wohl unterrichtet war, fortwährend in einem vertrauten Verhältniß blieb. Ferner mußte er wissen, daß nicht Frau sondern Herr Fouquet einen Prozeß gehabt hatte, und daß die Kosten dieses Prozesses aus der Staatskasse, oder, wenn man will, aus Fouquet's Vermögen bestritten worden waren. Gesetzt aber auch, dies wäre ein Schreibfehler und es sollte heißen: sa subsistance pendant oder durant son procès, so wäre die erste Angabe über Fouquet's Schicksal allein hinreichend, hier eine gänzliche Verfälschung des Textes anzunehmen. Man weiß nemlich, daß Gourville's Memoiren, die zuerst 1724 erschienen, von einem seiner Verwandten, dem Abbé Foucher, redigirt worden sind, und man weiß auch, was man unter diesem Worte

---

t) Delort I. p. 290: J'ai vu par une réponse que M. Fouquet a faite à M. de Gourville, laquelle M. du Fresnoy m'a remise, que vous avez donné une lettre de M. de Gourville à M. Fouquet etc.

„redigirt" zu verstehen hat. Dieser Abbé dünkte sich, wie das einem französischen Abbé jener Zeit leicht begegnete, klüger und corrigirte hie und da nach Gutdünken. So hat er denn mehrere recht arge Schnitzer hineincorrigirt und z. B. unter dem Jahr 1669 den neunundzwanzigjährigen Herzog von Orleans mit dem einjährigen Herzog von Anjou verwechselt. Mehrere Fehler dieser Art sind zwar in der zweiten Ausgabe von 1782, die Petitot und Monmerqué nur abgedruckt haben, berichtigt, indeß wird ein neuer Herausgeber, der die Sache nicht fabrikmäßig betreiben will, hier wie anderwärts noch Manches zu thun finden.

Schon in der Bastille, noch mehr in den trauervollen Jahren zu Pignerol, fand Fouquet seinen höchsten Trost im Christenthum u), und las fleißig in der Bibel, besonders in den Sprüchen Salomonis. „Seit ich dieses Buch besitze, sagt er selbst von sich, geht auch in meiner schrecklichen Einsamkeit die Zeit mir schnell vorüber." Eine Frucht dieser Beschäftigung ist das kleine Werk, welches unter dem Titel Lehren der Weisheit (Conseils de la sagesse ou le recueil des maximes de Salomon, les plus nécessaires à l'homme pour se conduire sagement, avec des réflections sur ces maximes) zuerst 1683 und dann in mehreren Aufla-

u) Es ist interessant, mit den Stellen, wo der Historiker Voltaire über Fouquet spricht, zu vergleichen, was der Poet Voltaire über ihn urtheilt. Zugleich sieht man, wie ungern er das Wort Christ in den Mund nimmt. Er sagt in einer Epistel an den Abbé Servien:

Le philosophe est libre dans les fers;
Ainsi Fouquet, dont Thémis fut le guide,
Du vrai mérite appui ferme et solide,
Tant regretté, tant pleuré des neuf soeurs,
Le grand Fouquet, au comble des malheurs,
Frappé des coups d'une main vigoureuse,
Fut plus content dans sa demeure affreuse,
Environné de sa seule vertu,
Que quand jadis, de splendeur revêtu,
D'adulateurs une cour importune
Venoit en foule adorer sa fortune.

gen erschienen ist. Dieses Büchlein, im düstern Kerker verfaßt von einem Manne, der die Eitelkeit der Welt besser kennen gelernt hatte, als Salomo, gehört in seiner schlichten Einfalt, die jeden Prunk der Rede verschmäht, zu den wenigen wahrhaft erbaulichen Schriften dieser Art. Wie konnte er auch anders als wahr und eindringlich reden, wenn er sich, getrennt von Allem, was ihm theuer war, todt für diese Welt und eine bessere hoffend, die Vergänglichkeit aller irdischen Pracht und Sinnenlust, wenn er sich die Freunde dachte, die an unserm Tische essen und von unserm Wein trinken und zu dem Unglücklichen sprechen: wir kennen dich nicht!

Seine Söhne kamen später, nachdem sie lange in großer Dürftigkeit gelebt hatten v), wenigstens zum Theil wieder in den Besitz der väterlichen Güter, und unter seinem glorreichen Enkel, dem Marschal Herzog von Belle-Isle, kehrte der Glanz und die Lust noch einmal in Fouquet's Hause ein.

---

v) Oeuvres de St. Simon, Strasb. 1791. tom. IX. unter Belle-Isle und Charost.

Zum Schluß wird noch bemerkt, daß Pelisson's Schriften (Oeuvr. div. Paris 1735, 3 Bde., 8), zwei bis drei Notizen ausgenommen, durchaus keine Aufschlüsse geben.

Ueber Meyer's Geschichte der Schweiz. *)

Der erste Theil dieses Buchs ist schon vor einigen Jahren erschienen, die Anzeige desselben würde das historische Publikum auf keine neue Erscheinung aufmerksam machen; der Verfasser dieser Anzeige beschränkt sich daher auf den zweiten, und auch diesen wagt er nicht eigentlich zu beurtheilen, weil zu einem gründlichen Urtheil über das Buch eine ganz genaue Kenntniß aller Schweizerischen Verhältnisse nöthig wäre. Nichts destoweniger glaubt er den Freunden wahrer und einfacher Geschichte und einer gediegenen praktischen Weisheit einen Dienst zu thun, wenn er sie auf den Hauptabschnitt dieses zweiten Bandes, auf die Geschichte der Zeit von 1790 bis auf unsere Tage, aufmerksam macht. Von Seite vierhundert und fünfundsiebenzig bis zu Ende des Bandes behandelt Hr. Meyer die neuesten Geschichten genau und ausführlich. Der Verfasser dieser Anzeige will nur hie und da Einiges ausheben oder andeuten, eine genauere Beurtheilung nebst Berichtigungen und Zusätzen hofft er einmal von Herrn Oberst Wurstenberger in Bern zu erhalten, den er als einen gründlichen Geschichtskenner überhaupt und besonders als einen der Schweizergeschichte durchaus kundigen und dabei unpartheiischen Mann hat kennen lernen. Man darf daher nichts Anderes erwarten, als eine Anzeige der Stellen, die den Verfasser dieser Anzeige besonders angezogen haben,

*) Handbuch der Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft von Ludwig Meyer von Knonau, Rathsherrn in Zürch. 1r Band 534 S. 1826. 2r Band 804 S. 1829.

oder Belehrungen enthalten, auf welche er seine Leser aufmerksam machen möchte. Er eilt um so mehr, dieses erste gründliche Werk über die Revolutionsgeschichte der Schweiz anzuzeigen, als er weiß, daß das elende Buch von Raoul Rochette (Histoire de la république Helvétique) nicht allein in Frankreich so viele Leser gefunden hat, daß es schon mehrmals aufgelegt ist, sondern auch in Deutschland einen Uebersetzer, Leser und sogar, woran es dem Seichten nie fehlt, Bewunderer. Wäre es nicht bekannt, daß gleich den Systematikern und Sophisten, auch Rhetoren und Schwätzer, die einigen Ruf erlangt haben, in eben dem Grade dreister sind, als ihre Unwissenheit größer ist, so würde man erstaunen müssen, wie ein Mitglied der französischen Akademie, wie Herr Raoul Rochette, die Unverschämtheit haben konnte, über ein Land, von dem er so wenig kannte, und über eine Geschichte, von der er gar nichts wußte, gleich hinter einander zwei dicke Bücher zu schreiben (die Briefe und die Geschichte). Weil das Buch des Franzosen eigentlich gar keinen Inhalt hat, wohl aber sich mit einer rhetorischen Form brüstet, die einen Schatten umkleidet, so läßt es sich allerdings leichter flüchtig durchlaufen, als das Buch des Herrn Meyer, das langsam und aufmerksam gelesen seyn will; dafür gewährt aber auch das Letztere eine sichere und ächte Belehrung. Der Deutsche oder Schweizer, der es in die Hand nimmt, wird eine kleine Anstrengung nicht scheuen. Charakterschilderungen und Gemälde darf man hier nicht suchen, dagegen findet man einen gediegenen und unpartheiischen Bericht aller einzelnen Umstände. Läugnen wollen wir übrigens damit keineswegs, daß Herr Meyer nicht hie und da etwas mehr hätte thun können, um die Einsicht, Uebersicht und die Erkenntniß des Allgemeinen im Besondern zu erleichtern. Die Sprache und der Ausdruck ist würdig und rein. Nur einmal ist dem Verfasser dieser Anzeige eine Schweizerische Redensart vorgekommen, die er nicht versteht, und von der er noch jetzt nicht weiß, ob dadurch Lob oder Tadel ausgedrückt werden soll. Es heißt bei Gelegenheit des Hirtenhemdli-Kriegs oder des Aufstandes in

den kleinen Kantonen, im Mai 1799: „Ihr Anführer, der als Geschichtschreiber seines Landes und als Mensch gleich verstiegene Vincenz Schmid."

Ueber die Schwierigkeit seines Unternehmens spricht sich der Verfasser selbst in der Vorrede dieses zweiten Theils ganz bestimmt aus; und in der That, es gehört großer Muth dazu, in einem kleinen Lande zwischen den beiden äußersten, noch immer sich feindselig gegenüber stehenden Partheien hindurch einen Weg zu finden, auf dem man nicht von beiden Seiten, bald von der Linken, bald von der Rechten her, mit Steinen getroffen wird. Er selbst sagt, Vorrede Seite IV: Ganz kennt er (der Verfasser) die Schwierigkeiten, die es vornämlich in Republiken, für einen Zeitgenossen, besonders für einen im Dienst des Staats stehenden Mann hat, nach seiner Ueberzeugung und treu Begebenheiten von dieser Art zu schildern, während daß viele der Handelnden noch jetzt leben und in ausgebreiteter Wirksamkeit stehend mit ihm in naher Berührung sich befinden, auch ein zahlreiches, bedeutendes Publikum durch seine Aeußerungen betroffen wird. Wie bedenklich die Oeffentlichkeit der Urtheile über Staatsangelegenheiten, über Geschichte und Personen noch in diesem Augenblicke wegen des ganz eigenen Verhältnisses der Regierten zu den Regierenden, zu den auswärtigen Mächten und den verbrüderten Nachbarn seyn muß, sieht man aus den Worten der Vorrede, in denen von einer Censur dieses ganz ernsten und wissenschaftlichen historischen Werks die Rede ist. Der Verfasser dankt dort dem verstorbenen Staatsrath Hirzel dafür, daß er als Censor des Buchs, beauftragt, Alles genau zu prüfen, ihm nichts gestrichen, was seiner Meinung und Ansicht entgegen sey, sondern ihn nur auf einige historische Irrthümer oder Versehen aufmerksam gemacht habe. Wie? Ein Zürcher Rathsherr muß ein Buch, das keine Flugschrift ist, censiren lassen, und dankbar seyn, wenn der Censor nicht mit ihm zankt, daß er nicht seiner Meinung und Ansicht ist? Davon wissen wir in den monarchischen Staaten Deutschlands, etwa drei oder vier ausgenommen, durchaus nichts.

Gilt denn in der Schweiz das Recht und das Vergnügen, seine Meinung unter dem Vorbehalt gerichtlicher Verantwortung aussprechen zu dürfen, nicht für den größten Vorzug des freien Mannes? Glaubt man dort noch immer, daß physisches Wohlbehagen, bequeme Ruhe ein größeres Gut sey als freie Bewegung und der hohe geistige Genuß unbeschränkter Mittheilung der Gedanken? Daß es bei der Heftigkeit der schweizerischen Naturen, bei den ganz eigenthümlichen Verhältnissen der Obrigkeiten zum Volke und der Kantonalregierungen zu einander rathsam seyn mag, auch über Schriften, die einen lehrenden und wissenschaftlichen Zweck haben, zu wachen, wollen wir nicht läugnen, betrübend ist eine solche Censur auf jeden Fall. Das, was neulich mit Monnard und mit Zschokke vorgefallen ist, mag recht oder unrecht seyn, darüber wollen wir uns kein Urtheil anmaßen, allein es offenbart sich auf jeden Fall darin eine unfreie Polizei und eine Verfolgungssucht, welche eine solche Aengstlichkeit, wie sie Herr Meyer zeigt, hervorbringen und den Kampf für Recht und Wahrheit verbittern muß. Herr Meyer nämlich fügt den angeführten Worten noch hinzu, daß er Manches geschrieben hatte, was er nachher austilgte, weil ihm der Prof. Escher nach Durchlesung der Handschrift zurief: haec differ et in praesens tempus omitte. Je gefährlicher es unter diesen Umständen ist, die Wahrheit zu sagen, desto mehr Lob verdient der Verfasser, daß er selbst an den Stellen, wo von den Händeln im Kanton Zürch die Rede ist, sich so frei ausspricht und nichts Wesentliches verschweigt oder zurückhält. Daß er bedachtsam, ernst und weise zwischen den äußersten Enden die Mitte zu halten sucht, und die ruhige Sprache des philosophischen Beobachters der Heftigkeit der Partheiwuth entgegen setzt, wird man gleich aus den einleitenden Worten, wo von dem Zustande der Schweiz kurz vor den Zeiten der französischen Revolution die Rede ist, schließen können. Bekanntlich rühmt die eine Parthei, blos auf äußere Behaglichkeit, physisches Wohlseyn, Friede und Ruhe achtend, diese Zeit als die glücklichste, während die Andere die Ungleichheit der Verhält-

nisse, sowie der politischen Rechte und Vorzüge, die hie und da noch bestehende Leibeigenschaft, Monopole und andere Vorzüge des einen Theils der Bürger eines freien Staats zum Nachtheil des andern betrachtend, denselben Zeitraum verdorben und unglückschwanger schilt. Der Verfasser zeigt in dieser Beziehung mit wenigen Worten, wie die Schweiz in dem genannten Zeitraum von den Übeln, welche die deutschen und andern monarchischen Staaten drückten, von Despotie der Regenten, Minister und Lieblinge, vom Drucke der Abgaben und der stehenden Heere und von andern Uebeln frei war; dann fährt er fort: „Daher priesen Zeitgenossen, die auch unser Jahrhundert ehrt, jene Jahre als einen glücklichen, die Ausbildung und die Künste des Friedens befördernden Zeitraum, da hingegen andere, nicht weniger berühmte Männer, sie jetzt als eine Zeit der Ausartung betrachten; denn jene Vorrechte des Alleinhandels, des Innungswesens, der geschlossenen Bürgerrechte, waren noch fester und gleichsam Bestandtheile des Staatsgebäudes geworden. Das Volk genoß außer den demokratischen Kantonen nur einer sehr geringen politischen und in den Kantonen, wo die mannigfaltigen Vorrechte herrschten, überdieß einer sehr beschränkten bürgerlichen Freiheit. Es glich einem gut genährten, wohlgehaltenen Kinde, dessen Thätigkeit aber ganz unter Vormundschaft steht, oder noch vielmehr den damaligen Colonien der europäischen Seestaaten. In den regierenden Hauptstädten herrschte bei vielen eine Art Adelvorurtheil und mancher ganz geringe Bürger hielt sich von Geburt viel höher, als den Schultheißen oder Bürgermeister einer Munizipalstadt."

Beim Uebergang zu den Begebenheiten selbst wäre zu wünschen gewesen, daß Herr Meyer, um die Verbindung der besondern Geschichte, welche er behandelt, mit der allgemeinen zu zeigen, und die Verknüpfung der Begebenheiten unter einander zu erleichtern, über die Verhältnisse der Aristokratien gewisser Kantone zu der französischen Regierung, über einen Diesbach und Bachmann, über die Verhältnisse dieser und anderer angesehenen Schweizer zu den Emigranten und den

Versuchen einer Gegenrevolution, sowie über die Zusammensetzung des sogenannten Schweizer Clubbs in Paris und über die Charaktere der Mitglieder Bemerkungen mitgetheilt, und auf dasjenige, was in dem Aufsatze in Posselt's Annalen von 1798 im zweiten Heft S. 148. gesagt wird, zur Aufhellung der Ursachen der Erbitterung mancher heftigen Republikaner gegen die Schweizer Regierungen Rücksicht genommen hätte. Wir hätten dadurch unstreitig manche neue Notizen gewonnen, die sich in dem angeführten Aufsatze nicht finden, und manche Winke erhalten, die für die allgemeine Geschichte nützlich wären. Der Schweizer Clubb in Paris wird von einem der demokratischen Kantone (von Uri) nach Seite 493 in einem Staatsschreiben die neue Staatssecte benannt, deren Auslieferung die Schweizer-Regierung nach der Bundesakte von Frankreich hätte fordern können, um ihr verführerisches Schlangenhaupt zu zertreten. Wenn der Verfasser die angedeuteten Punkte gar zu kurz berührt oder auch ganz übergeht, so werden dagegen die bekannten Vorspiele dieser gänzlichen Veränderung aller Verhältnisse der Schweiz der Reihe nach aufgeführt und durchaus unpartheiisch beurtheilt. Zuerst ist die Rede von den Bewegungen in dem zum deutschen Reiche gehörigen Theile des Bisthums Basel, durch welche die spätere Einverleibung vom Ergnel, Biel und überhaupt der ehemals mit der Schweiz verbundenen Theile des Bisthums, die bei der Auflösung des Kaiserreichs wieder davon getrennt wurden, herbeigeführt ward. Wir hätten gewünscht, der Verfasser hätte ganz kurz in einer Note angedeutet, wie die Rauracische Republik zum Departement des Mont Terrible wurde und wie dieses Departement nachher wieder verschwand; daß es geschah, hat er im Text selbst gesagt, sowie, daß der Berg Teri, um den Namen tönender zu machen, zum Mont Terrible umgeschaffen ward. Herr Zschokke in seinem Büchlein über die Schweizergeschichte ist etwas ausführlicher. Herr Rengger, dessen sich Zschokke annimmt, wie ihn noch neulich der Schweizerische Beobachter (Nr. 47. den 20. Nov. 1829) bei einer andern

Gelegenheit gegen Herrn Meyer verficht, spielt bei diesen Auftritten als Hofrath und geheimer Sekretär des Bischofs, dann als Sachführer der Stände eine sehr verdächtige Rolle, so unverständig sich auch sein Bischof immer benehmen mochte. Sein berüchtigter Oheim, der sich der Sache, die der Neffe verfocht, in Paris annahm, würde jede Sache beschimpfen, die sich seines Schutzes erfreute, und jeden Mann, der sich an ihn anschlösse, verdächtig machen, mag er aus Feigheit oder aus Niederträchtigkeit Gott verläugnet haben. Es ist der verächtliche Göbel, der sich erst zum Bisthum von Paris drängt, und dann mit Chaumette, Cloots und Consorten durch die schändliche Scene im Nationalconvent, wo er die christliche Religion öffentlich verläugnet, selbst Danton und Robespierre ärgert. Welche traurige Vorbedeutung für die Wirksamkeit des Neffen, daß er, vorher in Diensten des Bischofs, um zu seinem Zwecke zu kommen, mit dem Oheim gemeinschaftliche Sache machen muß, der in Rom erzogen und gebildet, erst vom Bischof von Basel zu seinem Weihbischof und zum Bischof in partibus gemacht, dann in dessen Geschäften nach Paris gesandt wird, und hier erst seinen Bischof, dann Christum schamlos verläugnet!! Wir haben diese Bemerkung, die Herr Meyer nicht gemacht hat, unmöglich unterdrücken können, damit man aufmerksam darauf werde, daß die Frevel, deren man die Freunde der Freiheit anklagt, mehrentheils von solchen Leuten begangen werden, die unter andern Umständen gefällige Diener der geistlichen und weltlichen Tyrannei gewesen wären, wenn es ihrem unruhigen Ehrgeiz und ihrer Sucht, überall das Wort zu führen, gedient hätte. Zu diesen Leuten gehören in der Geschichte der Unruhen in der Schweiz offenbar Rengger, Ochs, Dolder, und auch Rüttimann verliert durch den Contrast der Rolle, die er Anfangs spielte, mit seinem späteren Benehmen schon die Achtung der Zeitgenossen, geschweige der Nachwelt.

Es folgen bei Herrn Meyer die Genfer Unruhen und die Bewegungen im Waadlande. Dieser Theil ist offenbar dunkel und für die Uneingeweihten schwer verständlich; auch

hat der Verfasser die Vereinigung von Mühlhausen und von Genf mit der französischen Republik viel zu kurz berührt; denn das Ausführliche gehörte ganz wesentlich in die Schweizergeschichte, wäre es auch nur wegen der endlichen Lösung aller Knoten im Jahr 1814. Die Streitigkeiten im Kanton Zürich, sowohl die sogenannten Memorial-Händel, als die Stäfa-Händel, werden kurz und unpartheiisch auf eine solche Weise berichtet, daß das Ungerechte und Empörende der alten Regierung, die nicht begreifen konnte, daß sich die Zeiten geändert hätten, (was die Gewalthaber so selten begreifen können) ganz einleuchtend wird, ohne daß der Verfasser sich ein härteres Urtheil erlaubt, oder nur das ausspricht, was wir aus seinem Berichte folgern.

In St. Gallen zeigt sich dieselbe Erscheinung; das Capitel protestirt gegen den sehr vortheilhaften Vertrag vom November 1795, und nimmt ihn erst im Jahre 1797 unter Vermittelung der Schirmorte an, als diesen und auch dem deutschen Reiche und seinen geistlichen Fürsten und Ständen, auf welche sich bis dahin Abt und Capitel gestützt hatten, die Art an die Wurzel gelegt war. Endlich werden etwas zu kurz die Streitigkeiten der Bündner mit den Einwohnern des Veltlin und unter sich selbst berichtet. Herr Meyer hätte die vollständige Erzählung bei Zschokke in der Geschichte des Freistaats der drei Bünde im hohen Rhätien S. 405 — 417 der neuen Auflage, welche Stelle gewiß vor ihm lag, nur etwas ausführlicher benutzen dürfen. Was den Angriff der Franzosen auf die Schweiz angeht, so stimmt der Verfasser darüber mit Bourienne überein, daß Bonaparte, so verhaßt ihm sonst Reubel seyn mochte, doch in Verbindung mit diesem Haupturheber der Gewaltthätigkeiten gegen die Schweiz war, obgleich Bonaparte selbst in seinen auf Helena dictirten Nachrichten eine andere Vorstellung des Zusammenhangs der Sache zu geben sucht. Wir wollen hier anführen, was der Verf. S. 527, in der Note, theils nach dem, was Ochs, der damals von Reubel und Bonaparte gewonnen ward, erzählt hat, theils aus andern guten Nachrichten beibringt. Er sagt:

Genug, er (Reubel) und Bonaparte, dessen damalige Ansichten von denjenigen des Kaisers und des Verbannten auf St. Helena sehr verschieden seyn mochten, scheinen die größten Beförderer der Unternehmung gegen die Schweiz gewesen zu seyn. Diesem entspricht völlig, was Bourienne, dessen Denkwürdigkeiten Herr Meyer noch nicht benutzen konnte, in seinen Memoiren fast mit denselben Worten bemerkt, da auch er ausdrücklich die Nachrichten von St. Helena anführt. Er bestätigt das, was er an einem andern Orte über den Antheil Bonaparte's am Umsturz und an der Beraubung der Schweiz bemerkt hatte, im 1ten Theil des Stuttgarter Nachdrucks pag. 364. durch den Zusatz: **Bonaparte fit transporter à Toulon le trésor pris à Berne, que le directoire lui abandonna.** Bekanntlich ward der Oberstzunftmeister Ochs von Basel nach Paris geschickt, um zu unterhandeln, und machte hier in der Eile mit Reubel den Entwurf einer neuen Constitution, den Brüne, als er an der Spitze des französischen Heeres mit der Einführung derselben beauftragt ward, verwarf. Die Art, wie dies eingeleitet wurde, und den Charakter des Herrn Ochs hat Herr Meyer Seite 527 gut gezeichnet, wenn man gleich dem Ausdrucke etwas mehr Geschmeidigkeit wünschen möchte. Er sagt: „Von Bonaparte und Reubel mit Höflichkeit behandelt, gab dieser zwar der Staatsgeschäfte kundige Mann, in dessen Charakter aber Eitelkeit und unbedingter Ehrgeiz vorherrschte, sich bald ihren Absichten einer planmäßigen Umformung der Schweiz hin, durch welche nur solchen Leuten die Verwaltung übertragen werden sollte, die Frankreich ganz ergeben wären, und wodurch zugleich die festen Stellungen und die Bergpässe der Schweiz den französischen Heeren geöffnet werden sollten.“ Es würde uns zu weit führen, wenn wir in das Einzelne der folgenden traurigen Geschichten eingehen wollten, wir wollen nur für diejenigen Leser, denen dies unbekannt ist, bemerken, daß die Erklärung des großen Raths von Luzern durchaus und unbedingt den damals in Franreich aufgestellten Grundsätzen gemäß ist. Die andern Kantone sahen eben so gut, als Luzern,

daß das alte System unhaltbar sey, sie suchten aber fest zu halten, was sich nur immer halten ließ, auch wenn es durchaus morsch war; und wahrlich lag es nicht an den alten Herrn von Bern, Solothurn und Freiburg, daß um 1814 nicht alles Gute, was man so theuer erkauft hatte, dem Alten und Verkehrten wieder weichen mußte. Der große Rath in Luzern dagegen schaffte die aristokratische Regierung, ehe die Franzosen noch auf dem Berner Gebiet waren, durch den Beschluß vom 31. Januar 1798 völlig ab und verlangte die Einrichtung einer neuen Verfassung nur mit einstweiliger Beibehaltung der richterlichen und vollziehenden Gewalt. Die Einleitungsworte dieses Beschlusses hat der Verfasser mit Recht in einer Note eingerückt; sie lautet; „Nachdem wir in Erwägung gezogen haben, daß die Menschenrechte, die wesentlich unverjährbar und unveräußerlich in der Vernunft der Menschen ihre Grundlagen haben, überall zur Sprache gekommen und anerkannt sind, daß der Zweck jeder Regierung gesicherte Ausübung eben dieser Rechte mittelst der Errichtung einer öffentlichen Gewalt sey, daß in Folge dieses Grundsatzes alle Regierungen vom Volke ausgehen u. s. w." Der Verfasser, so verständig und bedächtig er sonst urtheilt, läßt sich hier einmal fortreißen. Er denkt sich die Möglichkeit eines Widerstandes der Schweizer, ein Eindringen der Schweizer in das französische Gebiet, einen Umsturz der Direktorialregierung, durch die mit den eingedrungenen Schweizern vereinigten Franzosen, ein Erwachen des Föderalismus in Frankreich!! Das Alles aus der Verbindung der aristokratischen Kantone mit den an das Herrschen und Verkaufen gewöhnten demokratischen, an welche beide sich auf einen Augenblick sogar Luzern anschloß! Lieber als diesen sanguinischen Traum hätten wir von ihm gehört, was die längst gewarnten Berner abhielt, ihren Schatz lange vor dem Einrücken der Franzosen in Sicherheit zu bringen. Vielleicht hätten unter den damaligen Umständen die Franzosen ohne den Schatz in Freiburg und in Bern ihr Heer weniger eilig vorrücken lassen. Der Verfasser selbst führt ja an, daß Bonaparte den Ber-

ner Haller über den Schatz genau genug befragt. (Dies war derselbe Haller, dem gegenüber Bonaparte in seiner gewöhnlichen doppelten Gestalt erscheint. Haller war damals über die gesammten Geldangelegenheiten in Italien gesetzt (administrateur en chef des finances en Italie). In der Correspondance de Napoléon, wo man die hierher gehörigen Briefe leicht auffinden wird, behandelt ihn Bonaparte sehr hart. Bei Bourienne (chap. XVI. pag. 217 — 18) erscheint das Verhältniß ganz anders). Das Unverständige in dem Versuch der Berner, einen Widerstand zu leisten, hat nach unserer Meinung Zschokke Geschichte des Kampfs und Untergangs der schweizerischen Berg- und Wald-Kantone S. 179 gut, wenn gleich sehr hart ausgesprochen. Was den Schatz von Bern betrifft, so sind die Angaben darüber bekanntlich sehr abweichend; wäre die bei Hrn. Meyer richtig, so hätte Bonaparte nur einen sehr kleinen Theil davon zur ägyptischen Expedition erhalten. Es heißt hier S. 552: Zwanzig Millionen Livres, die in den Schatzgewölben von Bern gefunden wurden, mußten zum Theil die Ausrüstung nach Ägypten ausführen helfen, und noch erblickt man den Bernerischen Münzstempel an den Ufern des Nils. Das Uebrige diente zur Bestreitung mannigfaltiger Bedürfnisse der hungrigen Sieger und die später bekannt gewordenen Rechnungen zeigten, daß weit weniger davon unterschlagen worden, als man Anfangs geglaubt hat. Bourienne, der, was man auch von manchen andern Stellen halten mag, hier wenigstens keinen Grund haben konnte, genau unterrichtet zu scheinen, wenn er es nicht war, giebt die Summe, die Bonaparte von diesem Schatze erhielt, so an, daß er, wenn beide Angaben richtig sind, auch bei dieser Gelegenheit vom Direktorium und seinen Werkzeugen arg betrogen ward. Bourienne sagt dort, wo er anführt, daß der Berner Schatz an Bonaparte zum Behuf der ägyptischen Expedition sey überlassen worden, il (der Schatz von Bern) se montait à un peu plus de trois million de francs. Nachdem Herr Meyer unpartheiisch, genau und ohne Deklamation den Kampf gegen Brüne und Schauenburg

und die Unterwerfung der ganzen Schweiz bis auf die Berg- und Wald-Kantone geschildert hat, schließt er mit folgenden das Allgemeine aller der einzelnen Geschichten und Geschichtchen trefflich ausdrückenden Worten: „Die Kämpfer unterlagen in dem letzten unglücklichen Kriege, weil das Pflichtgefühl erkaltet, der Glaube an Volksglück und Vaterland und das hohe aus ihm hervorgehende Selbstgefühl von der größern Anzahl gewichen war, und weil die demokratischen Kantone nur an sich selbst dachten." Daß es dem Verfasser nicht gefallen hat, sich über Brüne und Schauenburg näher und bestimmter zu erklären, wird derjenige, der Hrn. Meyer's Buch für die allgemeine Geschichte benutzen will, gewiß sehr bedauern. Ueber Brüne findet man wenigstens eine kurze Bemerkung, über Schauenburg, der unstreitig viel schlechter war, durchaus nichts. Die Bemerkung über Brüne steht in der Note Seite 546. „Ohne eine vieljährige Laufbahn zurückgelegt zu haben, war er, was eine gewisse Politik mit einem bezeichnenden Ausdruck rompu dans les affaires nennt, wo das rompu an den verwandten Begriff roué erinnert und zugleich an einen Menschen denken läßt, an dem nichts Gerades und Festes mehr übrig ist, sondern der geschmeidig durch jede politische Krümmung sich durchzuwinden vermag." Von Seite 559 beginnt die Erzählung des Kampfs, den Zschokke in seinem Büchlein, das er Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Wald-Kantone betitelt hat, ausführlich beschreibt. Raoul Rochette behandelt im lächerlichen französischen style académique dieselbe Sache und hat Zschokke's Rhetorik auf seine Weise in Phrasen und Perioden gebracht, so daß man Gelegenheit erhält, die deutsch-französische Schule mit der ächt französischen zu vergleichen; doch darf man nicht vergessen, daß Zschokke, als er das Buch schrieb, noch jung und lebhaft war. Zschokke hat alle Reden, Briefe, Proklamationen aufbewahrt, er wußte gewiß selbst am besten, daß unsere Zeit an Worten eben so reich, als an Charakter arm ist, er hat aber die Poesie der Ansicht oft unwillkührlich der Wahrheit der Betrachtung vorgezogen; Herr Meyer öffnet

unsern Blick in die Verdorbenheit der uns so oft arkadisch geschilderten Welt, und wer, wie wir, die kleinen Kantone nur einigermaßen kennt, wird lächeln über jeden Pathos, den man an ihnen und über sie verschwendet. Zschokke selbst belehrt uns darüber an vielen Stellen seiner Schriften sehr gründlich; Kaufen und Verkaufen der Stimmen und Stellen, Herrschen und Drücken, Glauben ohne Religion, Einsicht in einem und Verblendung in einem andern Stück, machten die rohen aber keineswegs unverdorbenen Bewohner dieser Kantone zum Werkzeuge derer, die ihren Vortheil dabei fanden, daß sie weder besser noch klüger würden. Herr Meyer hat mit Weglassung aller Verzierungen die eigentliche Gestalt der Sachen gezeigt, ohne dem rühmlichen Kampf bei Rothenthurm, oder der neunstündigen Ausdauer der Unterwaldner bei Stanz im Herbste 1798, als die blutigen innern Kriege wieder begonnen hatten, das Geringste von seinem verdienten Ruhm zu entziehen. So verdächtig uns Rengger's ganze revolutionäre Laufbahn seyn mag, so ist doch hier Herr Meyer über das Verdienst, das er sich damals (1798 — 1799) als Minister der einen und untheilbaren Republik um die kleinen Kantone erwarb, mit Zschokke (historische Denkwürdigkeiten, 3r Theil S. 270) einstimmig. Eine Regierung ohne Zutrauen, ohne Militär, ohne Geld, unter deren Theilhabern man die alten Namen und Familien, an die man gewöhnt war, wenn nicht vermißte, doch nur hie und da antraf, eine Einheit, die allen Gewohnheiten und Einrichtungen widersprach, konnte unmöglich bestehen; sie war zu offenbar ein Werkzeug fremder Gewalt. In Rücksicht dieser Gewalt hätte Herr Meyer etwas ausführlicher seyn sollen, besonders da Zschokke in seiner allgemeinen Schweizergeschichte diesen Punkt ganz übergeht. Raoul Rochette nennt nur Rapinat und den Exconventionel Lecarlier, die Herr Meyer ebenfalls, doch nur im Vorbeigehen erwähnt. Wir hätten etwas Näheres erwartet. Lecarlier war so arg nicht, neben ihm hätten Forfait und Grügeon genannt werden müssen. Wir fanden hier Reticenzen, sollten diese politisch seyn? Wird doch auch Reinhard's

doppelhäuptige oder doppelschwänzige Gesandtschaft (mit einem aristokratischen und einem demokratischen faiseur) weiter unten nur im Vorbeigehen erwähnt! Bei Gelegenheit der Streitigkeiten im ersten schweizerischen Direktorium, der Kabale zwischen Ochs und Rapinat, um Pfyffer und Bay aus ihren Stellen zu vertreiben, hätten wir gewünscht, daß Herr Meyer Escher's Entschlossenheit, die Zschokke (Denkwürdigkeiten 3r Theil S. 15) trefflich hervorhebt, nicht blos kalt und im Vorübergehen erwähnt hätte, wie er Seite 569 thut. Der Verfasser hat dies übrigens unstreitig absichtlich unterlassen; denn er spricht sich über seinen historischen Grundsatz bei einer Gelegenheit aus, wo er auf eine der unzähligen Leichtfertigkeiten, die sich Raoul Rochette erlaubt, aufmerksam macht. Wir wollen die Stelle anführen, weil man zugleich darin ein neues Beispiel findet, wie der Franzose diese Geschichte behandelt hat. Es ist die Rede von den einzelnen Aufständen, welche der zwischen Oestreich und Frankreich neu ausgebrochene Krieg in der Schweiz an ganz verschiedenen Orten veranlaßte. Unter diesen wird des Zugs der Simmenthaler gegen Thun am 27. März erwähnt. Es heißt dort in einer Note: Raoul Rochette sagt, zwei bis dreihundert Leichen hätten den Kampfplatz bedeckt. Darauf antwortet Herr Meyer: Achtungswürdige Zeugen aus Thun selbst versichern dagegen, die Simmenthaler hätten zwei Todte und einige Verwundete gehabt, die kleine Schaar, welche aus Thun ihnen entgegen gezogen, einen noch kleinern Verlust. Raoul Rochette stützt sich auf den Moniteur (In dergleichen eine unvergleichliche Quelle!!). Herr Meyer setzt hinzu: So verhält es sich mit der Geschichte, wenn man immer auf Effekt ausgeht, und es nicht in der Regel der einfachen Wahrheit überläßt, ob und was sie wirkt. Im Ganzen stimmt der Verfasser dieser Anzeige mit Herrn Meyer überein, wenn aber von einem Buche für die Menge die Rede ist, dann muß doch die Wahrheit handgreiflich gemacht werden. Dazu bedarf es freilich der Lüge und des Flitters nicht; der Schriftsteller soll, wie

Tasso sagt, intesso fregiando al ver — adornare in parte d'altri diletti che de suoi le carte. Der bittere Trank der Wahrheit, meint der Dichter, müsse der unverständigen Menge mit der Musen Süßigkeit vermischt gereicht werden; denn, sagt er, und nur dann — ingannato ei bene et de l'inganno la sua vita riceve. Während der Dauer des Kriegs spielt das helvetische Direktorium eine sehr traurige Rolle in dem vom Feinde besetzten Lande, das durch innere Fehden, durch schlechte Verfassung und durch den Druck eines Freundes, der sich wie ein Feind benimmt, leidet. Unter den raubsüchtigen französischen Generalen zeichnet sich in der Schweiz, wie überall, durch unbeschreibliche Raubsucht Massena aus; doch hielt er in Zürich Mannszucht, was er bekanntlich in Rom und an andern Orten nicht im Stande war, weil er sich stets durch seinen Charakter und sein Betragen verächtlich machte, wenn er durch Tapferkeit und Geschicklichkeit im Felde sich ausgezeichnet hatte. Das war noch ganz zuletzt in Spanien der Fall. Herr Meyer hätte manches Besondere anführen können, es wird nur das allgemein Bekannte, die Forderung einer Contribution von zwei Millionen Franken erwähnt, die Massena allein zu gut kam, während das Heer an Allem Mangel litt. In dieser Zeit verhielt sich das helvetische Direktorium ungefähr ebenso zur schweizerischen Nation, als das französische zu den Franzosen; auch war es denselben Erschütterungen ausgesetzt. Bay war ausgeschlossen und wieder eingetreten und dann noch einmal ausgetreten, Ochs ausgestoßen, Laharpe, bis auf den heutigen Tag voll von Ideen einer Verfassung und einer Verwaltung, die nirgends war und nirgends seyn wird, war nicht allein ins Direktorium aufgenommen, sondern die Majorität der Direktoren ward auch von ihm geleitet. Zwei Direktoren und die Räthe waren gegen Laharpe, und die Freunde des Alten, oder wenigstens die Föderalisten überall mächtig. Daß es Laharpe vortrefflich meint, daß er nur das Gute will, wird bis auf den heutigen Tag, wo er immer noch die Opposition im großen Rathe des Waadlandes bildet, Niemand bezweifeln; die Men-

schen lassen sich aber nicht nach Theorien regieren, man muß ihre Vorurtheile, ihre Leidenschaften und ihre Fehler benutzen können. Wie hätte er, der mit seinen ihm so sehr verpflichteten Landsleuten in ruhigen Zeiten nicht fertig wird, mit den Schweizern in einer stürmischen fertig werden sollen? Da Laharpe zu den Leuten gehörte, die Bonaparte Ideologen nannte und weit mehr verabscheute, als die Jakobiner und September-Mörder, weil die Letztern durch Ehre und Ansehn, durch Orden und Geld leicht zu gewinnen sind, mit den Ersteren aber gar nichts anzufangen ist, so konnte unter der Consular-Regierung das ideologische Reich in der Schweiz unmöglich bestehen. Die französische Consularregierung war in der That kaum eingerichtet, als auch in der Schweiz Anstalten gemacht wurden, sich dem Alten wieder mehr anzunähern; nur freilich war es nicht so leicht zu sagen, wie das geschehen solle und könne. Einen Bonaparte zum Durchhauen des Knotens hatte die Schweiz nicht, und hätte sie auch einen gehabt, der französische hätte ihm keinen freien Spielraum gelassen. Die Revolution vom 7. Jan. 1800 trieb Laharpe, Oberlin und Secretan durch einen Gewaltstreich, der dem französischen vom Fructidor glich, aus der Regierung, und ein Mensch, wie Dolder, den Rapinat erst dem Direktorium aufgedrungen, den man nachher wieder ausgestoßen, dann wieder gewählt hatte, war das Hauptwerkzeug dieser Bewegungen. Bonaparte war damals noch nicht mit sich selbst einig, auf welche Weise er zur Herrschaft gelangen, wie er die verschiedenen Partheien in Frankreich zu seinen Absichten gebrauchen wollte, man wird sich daher nicht wundern, daß er die Revolution vom 7. Januar billigte, und seine Gesandtschaft indessen mit beiden Partheien unterhandeln ließ. Daß unter diesen Umständen keine Constitution zu Stande kommen konnte, da immer ein Theil dem Plane des andern zu Hause und in Paris entgegen arbeitete, war durchaus den Absichten Bonaparte's angemessen. Nach dem Siege über die Oestreicher kam er schon im Mai 1801 mit seinem Verfassungsentwurf von Malmaison zum Vorschein, den man Seite 604 — 607 im Auszuge findet. Das Merk-

würdigste ist, daß schon damals Bonaparte Wallis nicht undeutlich für Frankreich in Anspruch nahm. Ueber den Widerstand, den jeder Verfassungsentwurf finden mußte, der sich von der alten Form entfernte, über das Wiedererwachen der alten Ansprüche und Vorurtheile, wie man merkte, wohin Bonaparte in Frankreich die Dinge führen wollte, hat der Verfasser Seite 608 eine vortreffliche Bemerkung gemacht. Er sagt: „Das von dieser Zeit an immer spürbarere Zusammenwirken der alten Aristokraten und der Demokraten der kleinern Kantone darf nicht befremden; beide waren Herrscher gewesen, jetzt sollten sie gleich andern, und zwar einem Systeme gehorchen, das über sie gesiegt hatte. Für die Einwohner der demokratischen Kantone hatten die Aussichten auf Staatsanstalten und auf Erweiterung des Wirkungskreises, die das Einheitssystem ihnen öffnete, noch keinen Werth." Unter diesen Umständen wird man sich die Wendung der Angelegenheiten im Jahre 1801 leicht erklären und ganz natürlich finden, daß Aloys Reding und die Seinigen in dem neuen Vollziehungsrath die Uebermacht erhalten und die Revolution vom 26. October durchsetzen, wo Dolder dieselbe Rolle spielt, die er schon einmal gespielt hatte, und die er am 17. April 1802 noch einmal für das ganz entgegengesetzte Interesse übernimmt. Diese Revolution am 26. October billigte Bonaparte so wenig, als die vom 17. April; er allein wollte entscheiden, zum Eingreifen war es aber noch nicht Zeit, denn man unterhandelte gerade mit England. Daß Aloys Reding Diesbach nach Wien schickte, war ein Hauptversehen, denn Oestreich konnte und wollte nicht helfen und Bonaparte ward beleidigt, wie er nachher selbst sagte. Bekanntlich führte der Eintritt der sechs Männer, welche das Neue dem Alten vorzogen, Rengger, Rüttimann, Schmidt, Kuhn, Escher, Füßli (am 6. Febr. 1802) die Revolution vom 17. April 1802 herbei, wodurch der Senat gesprengt, die Constitution kassirt, Aloys Reding von der Landammanns-Stelle verdrängt ward. Was war aber zu hoffen, wenn Dolder Landammann, Rüttimann erster, Füßli zweiter Landesstatthalter, Rengger Minister

des Innern, Kuhn der Justiz, Schmidt des Kriegswesens war, kurz, wenn eine verdächtige Parthei herrschte? Welche Maasregeln man anwenden mußte und wie weit man in der Schweiz noch zurück war, als man auf einmal das Licht der Liberalität hineintragen wollte, beweist das Beispiel der Censur, welche die neue Regierung des Jahrs 1802 von den Männern des Octobers 1801 erbte. Man findet mehrere Beispiele bei Herrn Meyer Seite 546 — 547. Wir wollen nur eins anführen. Eine Zeitung, die in Luzern herauskam, suchte durch Stellen aus bekannten Schriftstellern zuweilen ein Urtheil anzudeuten, das sie selbst nicht auszusprechen wagte, der Regierungsstatthalter in Luzern strich daher einmal eine Stelle aus Moses Mendelsohn's Phädon und zugleich das ganze Blatt, mit der Bemerkung: Darf nicht gedruckt werden, denn, wenn man aus solchen alten Büchern Auszüge machen dürfte, so könnten dadurch alle Zwecke der Bosheit erfüllt werden. Uebrigens sind gegen die Erzählungen des Herrn Meyer, so weit es die Herren Rengger, Kuhn und Schmidt angeht, im Schweizerischen Beobachter vom 20. Nov. 1829 (Nr. 47) einige Bemerkungen gemacht worden, die uns aber auf einem Mißverstande zu beruhen scheinen.

Bonaparte ließ die Schweizerangelegenheiten ihren natürlichen Gang gehen, bis der bürgerliche Krieg wirklich ausgebrochen war; er hatte indessen Zeit, sich vollständig mit den Umständen und der Lage bekannt zu machen, und, wie hier aus der angeführten Stelle eines Briefs (Seite 709 Note) hervorgeht, wußte er den guten Schweizern, die er um sich versammelte, durch dieselbe Manier zu imponiren, die ihm überall vortrefflich gelang, weshalb er auch Jedem, der an der Manier etwas auszusetzen hatte, zu antworten pflegte: Allez, vous ne connaissez pas les hommes. Der Abzug der französischen Truppen war darauf berechnet, die Katastrophe zu beschleunigen. Eine erbärmliche Regierung, wie die, an deren Spitze ein Dolder stand, konnte nicht von Dauer seyn. Bonaparte wollte das Alte nicht, aber die Freiheit noch viel-

weniger. Ueber das Beginnen der zur Wiederherstellung des Alten Gerüsteten, über das, was Erlach, Wattenwyl, Reding, Bachmann und mit ihnen Schultheiß und Räthe der Berner Regierung, die sich am 21. Sept. 1802 mitten im Bürgerkriege wieder versammelten, für ihren Zweck leisten konnten und wollten, spricht sich Hr. Meyer S. 701 sehr gut aus: „Mit Muth, sagt er, und Entschlossenheit war die Unternehmung begonnen, und mit eben so viel Beharrlichkeit fortgesetzt worden. Sich selbst überlassen hatten die Verbrüderten mit leichter Mühe das helvetische System vernichtet, aber ihnen stand die Lösung einer Aufgabe bevor, deren Umfang Niemand zu berechnen vermag. Vieles und Ungleichartiges war denen versprochen worden, deren Arme man hatte gebrauchen müssen. Wenn die Einen das Alte erwarteten, so hatten ganze Landschaften das System der Landsgemeinen gewählt, und andere, vorher unterthänige Gegenden, wünschten das Nämliche, oder doch ähnliche Freiheit. Erbitterung und Rache glimmten, nur mühsam unterdrückt, an vielen Orten. Wenn für ein Mal die Ruhe behauptet und irgend ein politisches System im Sinne der Sieger eingeführt werden sollte, so konnte dies nur geschehen, wenn die freisten Eidgenossen den Beruf der Albaneser gegen einen großen Theil ihrer freien Mitbrüder auf sich nahmen. So war Bonaparte's gewaltsame Dazwischenkunft eine wahre Wohlthat.“ Ueber die unmittelbare Folge der Mediation Bonaparte's und des Protectorats, das er ausübte, spricht sich Herr Meyer Seite 721 folgendermaßen aus: „In den Städte-Kantonen lebte jene Theilnahme an dem Staatswohl auf, die Aloys Reding bei der Eröffnung der Tagsatzung von Schwyz vorhergesagt hatte, und die sich jetzt durch einen Gemeinsinn, der früher, ungeachtet mancher anderer bürgerlichen Tugenden, unbekannt war, und durch eine größere Regsamkeit zeigte. In den neuen Kantonen konnten da, wo der Funke eines höhern politischen Lebens nicht ganz erstickt war, diese Keime sich mit Jugendkraft entfalten; so entwickelten sich in der Waad mannigfaltige Talente mit einer Fülle, welcher der Schauplatz beinahe zu enge war. So

konnte im Aargau die Abneigung der Menge, die gegen ihren Willen freier geworden war, im Kantone St. Gallen der Nachtheil der ungünstigen Zusammensetzung und der große Mangel an Hülfsmitteln, im Thurgau die gänzliche Entblößung von solcher aufgewogen und ein Staatsleben erzeugt werden. Die drei Länder, denen die früher wenig bekannte Benennung Urkantone eine Art von Volksadelsvorurtheilen und Anmaßungen ohne Leistungen und Verdienste einzuflößen drohte, gewannen, wie die übrigen Demokraten, gerade durch das, was sie verloren. Die Magistrate hörten auf, in der Regel ihre Stellen durch jedes unedle Mittel zu erhandeln, das Volk, sie zu versteigern. Die Erstern stiegen in Unabhängigkeit, innerem Ansehn und reinem Einflusse, das Letztere in Unbefangenheit und wahrem Freiheitssinn. — Ohne irgend einen bedeutenden Widerspruch, setzt Hr. Meyer hinzu, wurde die neue Verfassung durch die ganze Schweiz eingeleitet." — Offenbar hatte Bonaparte seine Absichten mit der Schweiz; der Uebergang zum Monarchischen war gemacht, eine Art Hof war um den Landammann gebildet; das hat auch Hr. Meyer, der gutherzig genug ist, Thibaudeau als Quelle über Napoleon zu gebrauchen, erkannt und S. 721 mit folgenden Worten angedeutet: „Die Augen der Leichtsinnigen wurden geblendet (durch die monarchische Repräsentation eines Landammanns), und hin und wieder begannen unrepublikanische Gemüther die Vortheile zu berechnen, die ihnen zufließen könnten, wenn ein Einziger bleibend an der Spitze stehen würde." Aus dem, was der Verfasser weiter unten sagt, geht übrigens deutlich hervor, daß in den bedeutendsten Kantonen, Luzern allein ausgenommen, die Anhänger der ehemaligen Verfassung auch nach der Mediation das Uebergewicht behielten.

In den Kriegen, die in dieser Periode schnell auf einander folgten, war es nicht rathsam, die Schweizer durch Auflösung der Republik zu erbittern, Napoleon brauchte ihre Truppen, er gewöhnte diese Nation aber, wie die deutsche, nach und nach daran, in dem Vermittler und Protector den Herrn zu erkennen. Er fand die Schreier und Freunde der

Freiheit, die mit schönen Reden so freigebig sind, auf der einen, die Aristokraten auf der andern Seite in der Schweiz gerade so, wie er sie in Frankreich, Deutschland und überall gefunden hatte, wo etwas auszutheilen, oder an sich zu reißen, oder wo zu herrschen und zu glänzen war. Das hat Herr Meyer Seite 737 gut angedeutet. Hatte er doch schon 1810 Wallis, dann auch mit Gewalt Mendrisio an sich gerissen. Der Zug nach Rußland rettete die Schweiz, wie er Deutschland rettete. Napoleon konnte nur durch sich selbst fallen, seine Gegner einzeln und vereinigt waren zu alt und zu klein. Da das Alte und die Liebe zum Alten überall vorherrschte, als die verbündeten Heere sich 1813 den Gränzen der Schweiz nahten, da Wattenwyl den Oberbefehl des Heers hatte, das die Neutralität der Schweiz mit den Waffen vertheidigen sollte, so war leicht vorauszusehen, daß aus dieser Vertheidigung nichts werden würde. Das Uebrige liegt in zwei Andeutungen, die Herr Meyer giebt. Seite 640 im Text heißt es: „Die von den Schweizern an die drei Monarchen abgeordneten Männer bemerkten leicht, daß Schweizer ihnen entgegen wirkten. Eine Verbindung solcher Männer wirkte, durch englisches Geld unterstützt, aus Waldshut auf das Innere der Schweiz." Der Verfasser hat wahrscheinlich absichtlich nicht anführen wollen, daß während die Tagsatzung im Nov. 1813 eine Deputation nach Frankfurt schickte, die alten Berner eine andere gerade entgegengesetzte absandten. Die zweite Stelle ist in der Note zu Seite 741. Hier ist zuerst davon die Rede, daß die damaligen obersten Behörden, sowohl die, welche den Staat, als die, welche das Heer leiteten, Anfangs keine Veränderung der Dinge gewünscht hätten; dann werden die mancherlei Ursachen angeführt, welche sie bewogen, ihren Sinn zu ändern; dazu fügt Herr Meyer ganz zuletzt: „Ein stürmischer Chor von Stimmen, auf die man bisher oft zu hören pflegte, drohte mit großer Verantwortlichkeit, und focht das zarte Ehrgefühl an. Als vollends die alten Verhältnisse, denen der ergraute Geschäftsmann am wenigsten zu widerstehen vermag, sich von allen Seiten ver-

gegenwärtigten, und, was das Wichtigste ist, nirgends wo her ein entschlossener Wille sich äußerte, fand man sich von der Gewalt der Umstände überwältigt." Dann berichtet er, wie die alten Herrn, lüstern nach der alten Herrschaft, das größte Unglück über ihr Vaterland zu bringen bereit waren, wie die Feinde aller Volksfreiheit der Zwietracht in der Schweiz behaglich zusahen, weil dadurch der Untergang der Freiheit der einzigen noch übrigen Republik, und die Einführung einer andern Regierung erleichtert ward, und schließt endlich damit, daß er La Harpe's und Monod's Verdienste, besonders des Ersteren Einfluß auf seinen Zögling Alexander hervorhebt. Offenbar hätten die versteinerten Freunde der alten Regierungsformen die Schweiz zu Grunde gerichtet, hätten nicht der Beherrscher eines absolut monarchischen Staats und die sogenannten Ideologen die Plane der Gleißner vereitelt. Wir wollen zwei Stellen anführen, aus denen dieses ganz offenbar wird. Seite 748 sagt der Verfasser im Text: Sogleich nach dem Umschwunge in Solothurn hatten Bern und Solothurn von Zürch die Zusammenberufung einer dreizehnörtigen Tagsatzung gefordert. Ueberzeugt, daß ein eilf Jahre lang unter glücklichen Folgen bestandener, durch Eide geheiligter Staatsverband nicht nur unverletzliche Rechte gebe, sondern daß die Ruhe und das Daseyn der Schweiz durch eine gewaltsame Störung des Staatssystems der Gefahr des Untergangs würden blos gestellt werden, wiesen der Landammann Reinhard und der einmüthige Rath von Zürch, ungeachtet auch um sie her der Geist der Neuerung thätig zu werden anfing, die Aufforderung zurück." Das half freilich nicht, denn eingewurzelte Vorurtheile und Familienrücksichten weichen der Vernunft nie. Es heißt: Noch einmal beschlossen auf einer Conferenz zu Bern am 22. Februar die Stände Bern, Freyburg und Solothurn, nur an einer *dreizehnörtigen Tagsatzung Theil zu nehmen.*" In der Note hat Herr Meyer sehr gut angedeutet, was daraus entstanden wäre, wenn die blinden Freunde, nicht sowohl des Alten, als vielmehr ihres eigenen Vortheils, obgesiegt hätten. Es war ja

nicht in Neapel, Spanien, Portugal, oder sonst wo, sondern in der Schweiz!! Es ist nicht zu berechnen, heißt es in der Note, welche Erschütterungen ohne Zürch's Beharrlichkeit und ohne Laharpe's Einfluß auf den Kaiser Alexander in der Schweiz erfolgt wären, und wie die zahlreichen Gegner und Neider der schweizerischen Selbstständigkeit diese würden benutzt haben." Der Verfasser dieser Anzeige enthält sich, wie Herr Meyer auch gethan hat, jeder Bemerkung über das Verfahren gegen die ehemaligen welschen Herrschaften der Bündner und besonders gegen die Bündnerischen Familien, welche dort im Anfange der Revolution so ungerechter Weise ausgeplündert worden waren, und auf Entschädigung den gerechtesten Anspruch hatten, da das Land seine Freiheit verlor, ohne an Bündten zu kommen. Wir hoffen an einem andern Orte den Bericht mitzutheilen, den uns der ehrwürdige Graf von Salis-Soglio, dessen Familie am meisten verlor, darüber gegeben hat. Was die neue Organisation der Schweiz betrifft, so wird man sich erinnern, welche üble Wendung der Krieg der Verbündeten im März 1814 durch die Vorfälle bei Champ-Aubert, Vaurchamp, Montmirail erhielt; damit hing zusammen, was Herr Meyer übersehen hat, daß endlich am 26. März 1814, also nach drei Monaten, den Bernern erklärt ward, die drei Monarchen würden die Selbstständigkeit der Schweiz nur in so fern anerkennen, als ihre Bundesverfassung auf der Grundlage der seit 1803 bestandenen neunzehn Kantone beruhen werde. Die Erörterung des ganzen Abschnitts von Seite 752 — 804 behält der Verfasser dieser Anzeige einem seiner Schweizer Bekannten vor, sey es nun der Herr Oberst Wurstenberger, oder ein Luzerner Gelehrter, zu dem er ebenfalls großes Zutrauen hat; er glaubt seine Pflicht gethan zu haben, wenn er das größere Publikum auf einen tüchtigen und wackern Mann und auf dessen gründliches und durchdachtes Werk aufmerksam gemacht hat. Vorsichtig genug ist der Verfasser gewiß, denn er erzählt die Unternehmung, die sich Bachmann, der bekanntlich in königlich französischen Diensten grau geworden war, nachher in englischen

Diensten stand und dann 1814 nach Frankreich gerufen ward, im Jahr 1815 an der Spitze der schweizerischen neutralen Armee erlaubte, Seite 762 mit folgenden Worten: „Ein Einmarsch in Frankreich, den der Oberbefehlshaber, General Bachmann, unternehmen zu müssen glaubte, um seine Stellung leichter behaupten und die Grenze besser beschützen zu können, führte den eidgenössischen Vortrab bis nach Besançon, veranlaßte aber eine Meuterei bei einigen Bataillonen. Dem General Lecourbe, der ihm entgegenstand, war übrigens Bachmann sicher nicht gewachsen! — Ungern hat auch der Verfasser dieser Anzeige den Namen Zschokke im ganzen Buche und besonders am Schlusse, wo Glutz-Blotzheim, Zurlauben, Ochs genannt werden, ganz vermißt. Wenn man auch noch so weit von ihm abweicht in Rücksicht der Manier, und gewiß! Referent weicht sehr weit von ihm ab, so wird man ihm doch ein großes Verdienst zugestehen müssen. Mit andern Grundsätzen über Geschichtschreibung muß eine andere Manier nothwendig verbunden seyn. Wenn man dem Publikum, das Herr Zschokke belehrt, und auf welches er sehr heilsam gewirkt hat, nützlich werden will, dann muß man nicht schreiben wie Thucydides oder Tacitus. Nach dem Zwecke müssen die Mittel gewählt werden; Herrn Zschokke's Zweck ist gut, wer wird das Mittel tadeln wollen?

Universitäten, Studirende und Professoren der Griechen zu Julian's und Theodosius Zeit. Verhältniß der christlichen Lehrer, ihrer Grundsätze und Sitten, zu den Sitten und Charakteren berühmter heidnischer Lehrer; nach Eunapius, Libanius, Julian, Basilius dem Großen und Gregor von Nazianz.

Da uns aus den Zeiten der christlichen Kaiser fast nur christliche Schriften erhalten sind, oder doch solche, deren Verfasser, wie Ammianus Marcellinus, ihren Vortag so einrichten, daß man über ihre Religion ungewiß bleiben kann, so verdienen die wenigen heidnischen, die sich, wie Eunapius, Julianus, Libanius, ganz dreist dem herrschenden Geist ihres Zeitalters entgegensetzen, desto mehr unsere Aufmerksamkeit. Wir lernen aus ihnen, daß in dem griechischen Theile des römischen Reichs die gebildete Welt noch bis auf Arcadius Zeiten der alten Lehre und Bildung huldigte. Hof und Volk waren christlich, die eigentlichen Gelehrten, die Geschäftsmänner, Alle, die der Verstandesbildung bedurften, mußten sie in heidnischen Schulen suchen; das Christenthum schien mit dem Studium der Schriften, welche als Muster des Geschmacks angesehen werden, unvereinbar. Welche Bedeutung die Sophistenschulen in Athen, in Kleinasien, in Kappadocien, in Syrien, in den Gegenden am Euphrat und Tigris hatten, welches Aufsehen einzelne Männer, wie Eustathius, Aidesius, Proäresius, Jamblichus, Libanius, in der ganzen römischen Welt in dem Zeitraum von Constantius Tod bis auf Theodosius erregten, wird aus den Lebensbeschreibungen der So-

phisten, die wir anführen wollen, deutlich werden. Wir hoffen zugleich bei der Gelegenheit zu zeigen, daß die Christen die heidnischen Universitäten, so schlecht diese waren, nicht entbehren konnten, und daß Alles, was Constantius und seine Minister, was Basilius und Gregor an die Stelle setzten, viel schlechter war, als das Heidnische. Eigentlich kann nur von heidnischen Studien die Rede seyn; denn die christlichen werden nicht frei und wissenschaftlich, sondern ascetisch betrieben. Ascetik und Mönchswesen hatten sich leider seit dem Ende des dritten Jahrhunderts schnell ausgebildet. Daß aber selbst die gelehrt oder sophistisch gebildeten Christen auf ein blos ascetisches Studium drangen, kann man aus Ullmann's Leben des h. Gregor von Nazianz lernen, oder aus dem Briefe des h. Basilius, den er über das Studium der Schrift an Gregor schreibt. Dieser Brief ist der Zeitordnung nach der zweite unter seinen Briefen. Wir haben übrigens für die heidnischen Studienanstalten den Ausdruck Universitäten gebraucht, obgleich an keine Fakultäten dabei zu denken war, weil wir in vielen Rücksichten Aehnlichkeiten zwischen den kaiserlichen hohen Schulen und unsern Universitäten finden. In dem lateinischen Theile des Reichs fehlten auf den meisten Anstalten selbst die Fakultäten nicht; es gab eine juristische, eine medicinische, eine philosophische; wir beschränken uns aber hier blos auf die griechischen hohen Schulen, welche die allgemeine Ausbildung fürs Leben, für Staatsgeschäfte und für den Unterricht Anderer zum Zwecke hatten, weshalb wir auch besonders auf Athen Rücksicht nehmen, das uns Eunapius, Libanius, Julian, und sogar Basilius und Gregor von Nazianz als den Sammelplatz der Bildungsfähigen und nach Bildung strebenden Jugend des ganzen Ostens beschreiben. Der Ausdruck Sophist, den wir hier häufig gebrauchen müssen, bezeichnet einen Gelehrten, der mit der Philosophie, der Redekunst, der Poesie der ältern und neuern Zeit des griechischen Volks bekannt, zugleich im Vortrage so geübt ist, daß er ohne Vorbereitung auftreten, und sich gleich einem Schauspieler hören lassen kann. Sophisten, welche in Athen gebildet waren, un-

terscheiden sich wesentlich von den in Kleinasien Gebildeten; ihr Vortrag hatte mehr Kern, der Vortrag der Letztern mehr Schwulst. Früher war ein Wettstreit zwischen der jonischen und attischen Schule und Manier; dieser dauerte noch unter Julian fort, doch hatte die athenische Schule vor der kleinasiatischen den Vorrang wieder erhalten. Jeder berühmte athenische Lehrer nahm eine gewisse Gegend von Asien in Anspruch, und die ungeheure Anzahl der Studirenden, welche sich in Athen vereinigte, theilte sich in Landsmannschaften und Clubbs. Ehe wir das Verhältniß der Lehrer und Lernenden nach Eunapius und Libanius näher beschreiben, wollen wir zuerst einige Worte über die kaiserlichen Anstalten für höhere Bildung vorausschicken. Was den lateinischen Theil des Reichs angeht, so hat Savigny so ausführlich von den Lehranstalten der Kaiserzeit geredet, daß wir kein Wort hinzusetzen wollen; wir beschränken uns auf die Schulen, wo griechische Philosophie und Redekunst ausschließend betrieben wurde, übergehen deshalb Berytus und Alexandria, und richten unsere Aufmerksamkeit besonders auf Athen. In Berytus bestand bekanntlich eine berühmte Rechtsschule, in Alexandria kämpften christliche und heidnische Gaukler und Mystiker, Fanatiker, Büßer und Wundergläubige, bis unter Theodosius nach blutigen Gefechten und grausamen Morden das Serapeum und alle andern Orte, wo vordem die heidnische Lehre gepredigt worden war, zerstört und verwüstet wurden. Die Lehranstalten in Athen, obgleich sie durchaus heidnisch waren, wurden von den griechischen Kaisern sorgfältig erhalten, und Eunapius, ein eifriger Anhänger der alten Lehre und heftiger Gegner des Christenthums, gesteht ein, daß die Blüthe der athenischen Lehranstalt eine Reichsangelegenheit sey, und daß die Gesetze des Reichs die Zahl der Lehrer bestimmten und den Zusammenfluß der Lernenden beförderten a).

---

a) Eunapius cum notis Boisonnadii et Wyttenbachii. Amstelodami 1822. 8vo. Vol. I. 79. Ἔδει γὰρ πολλοὺς εἶναι κατὰ τὸν νόμον τὸν Ῥωμαϊκὸν Ἀθήνησι τοὺς μὲν λέγοντας, τοὺς δὲ ἀκούοντας.

Da wir dieses Mal besonders von Eunapius Leben der Sophisten Gebrauch machen, dieser Schriftsteller aber höchst verdächtig und unzuverlässig, auch außer dem Kreise der eigentlichen Gelehrten weniger bekannt ist, so wird es nützlich seyn, ehe wir nach dem Leben des Proäresius, das er uns hinterlassen hat, die Einrichtung einer griechischen hohen Schule und das Verhältniß der Professoren zur Wissenschaft und zum Publikum anschaulich machen, einige Worte über Eunapius selbst voranzuschicken. Wir wissen von ihm außer dem, was er selbst gelegentlich in dem Leben der Sophisten vorbringt, wenig, außer daß er die alte Rhetorik und ihre Künstelei dem feierlichen Ton der christlichen Geistlichen und der ermüdenden Erbaulichkeit ihrer Kanzelredner vorzog, und von Mönchswesen und dogmatischem Unsinn abgeschreckt, zur Philosophie eines Plotin, Porphyrius, Jamblichus flüchtete, wo der denkende Geist und die lebendige Phantasie eines lebhaften Griechen mehr Spielraum fanden, als bei dem auf Concilien unter dem Einfluß der weltlichen Macht und herrschsüchtiger Bischöfe haarscharf bestimmten Dogma der Christen. Eunapius hatte nämlich unter Arcadius Regierung ein Alter von sechzig Jahren erreicht, lebte also zu einer Zeit, wo das moralische Element des Christenthums sich nicht sehr wirksam zeigte. Er schrieb die Fortsetzung der Geschichte des Dexippus, der die Seinige bis auf Decius fortgeführt hatte, er verfaßte aber auch das Leben der berühmtesten Lehrer der alterthümlichen Philosophie und Beredsamkeit des Zeitraums von Constantin bis auf Arcadius. Von seiner politischen Geschichte haben sich nur wenige Bruchstücke erhalten, sie ist aber ganz in Zosimus Werk übergegangen, das man bekanntlich beim Mangel anderer und besserer Nachrichten häufig gebrauchen muß, wenn man die Geschichte der spätern römischen Kaiser behandelt. Zosimus theilt Eunapius Haß gegen das entartete Christenthum, und folgt ohne Bedenken seinen Spuren; es ist daher wichtig, daß wir aus den Leben der Sophisten den Grad der Glaubwürdigkeit kennen lernen, die er, und folglich auch Zosimus, verdient. Diese Glaubwürdigkeit ist aller-

dings nicht groß, wie wir unten an einigen auffallenden Beispielen zeigen werden; für den Gebrauch, den wir von den Leben der Sophisten machen wollen, scheint uns jedoch dieses Buch, das auch Wyttenbach, der sich viel damit beschäftigt hat, ein schlecht gebornes (male natum) nennt, sehr gut geeignet, da wir uns überall nur so weit auf Eunapius Zeugniß stützen werden, als wir die Thatsachen auch aus andern Quellen schöpfen können. Da Boissonade dem zweiten Fehler, den Wyttenbach dem Buche vorwirft, daß es sehr verdorben sey (male servatum), so viel als möglich abgeholfen, und beide große Sprachgelehrte, Wyttenbach und Boissonade, das Werk mit Anmerkungen versehen haben, welche besser sind, als des Eunapius Buch selbst, so können wir es mit doppelter Zuversicht gebrauchen. Wenn uns der Raum und unser Zweck erlaubte, noch über Constantin's Zeit hinaus die Geschichte des öffentlichen Unterrichts in den für das öffentliche Leben und für die Gesellschaft unentbehrlichen Wissenschaften rückwärts bis auf Hadrian's Zeit zu verfolgen, so würde Philostratus, ein früherer Biograph der griechischen Lehrer der schönen Wissenschaften, oder der Sophisten, uns die Materialien liefern müssen. Diese sind vielleicht in einigen Beziehungen besser und zuverlässiger, in andern aber eben so mangelhaft und unwahr, als die des Eunapius. Wir beschränken uns aber auf die Zeiten, in welchen das Christenthum mit dem Heidenthum kämpfte, um hie und da durch eine Vergleichung zu zeigen, daß die heidnische Wissenschaft zu trübe oder zu leer, die Lehrer derselben zu eitel und gemüthlos waren, um den Kampf mit einer Volksreligion, die sich der Gemüther bemächtigt hatte, aushalten zu können. Im größten Theil der asiatischen Städte war der Unterricht in der Philosophie, in der Redekunst, in den Staatswissenschaften, ein freies Gewerbe. Sophisten und Rhetoren reiseten, wie in Italien die Improvisatoren, denen sie auch in andern Beziehungen glichen, auf ihre Kunst in großen Städten herum und ließen sich dort hören, wurden bewundert und, wie in unserer Zeit Sänger und Sängerinnen von einem elenden Geschlecht, das

für Wissenschaft und Tugend keinen Sinn hatte, sondern Zeitvertreib und Ergötzen suchte, auf eine lächerliche und abentheuerliche Art gepriesen und vergöttert. Ließen sie sich irgendwo nieder, lehrten sie, so zahlten ihre Zuhörer entweder ungeheure Honorare, oder die Städte besoldeten sie. Die Städte Kleinasiens, Cäsarea in Kappadocien, Antiochia in Syrien, die zahlreichen griechischen Städte an der Küste des Mittelmeers, am Euphrat und Tigris, sowie die im Innern des Landes bis nach Bostra und zu den Trümmern von Palmyra legten große Bedeutung darauf, Männer zu besitzen, welche die Lernbegierigen der benachbarten Gegenden herbeizogen, und den literarischen Ruhm der Stadt erhielten. Constantinopel war gleich vom Anfange geistlich und hatte dergleichen heidnische Anstalten nie. Nichtsdestoweniger fühlten Constantin und sein fanatisch christlicher Nachfolger Constantius das Bedürfniß der heidnischen Wissenschaft in den Staatsangelegenheiten und zeigten gelegentlich, daß der Staat die Talente der heidnischen Sophisten nicht entbehren konnte. Der Sophist Sopater galt soviel bei Constantin, daß der leitende Minister, der Präfekt Ablavius, sich mit den christlichen Geistlichen, die auf den gemeinen Haufen großen Einfluß hatten, verbinden zu müssen glaubte, um ihn zu stürzen. Man benutzte den thörichten Wahn, den jene heidnischen Philosophen freilich durch ihre Neigung zu geheimnißvollen Gebräuchen und Lehren beförderten, daß die Sophisten Gewalt über die bösen Geister hätten, um Sopater zu beschuldigen, daß er die Getraide-Flotte von Constantinopel durch seine Geister am Einlaufen gehindert habe. Der Pöbel ward erbittert, und Constantin gestattete, daß der von ihm geachtete Mann den Vorurtheilen geopfert wurde. Sein Nachfolger Constantius nahm in der Noth des persischen Kriegs seine Zuflucht zu einem andern Sophisten, zu Eusthathius, der sich vorher zu Cäsarea in Kappadocien aufgehalten hatte. Er ließ ihn zu sich nach Antiochia kommen, überzeugt, daß er durch sein Talent und seine Ueberredungskraft den Perserkönig bewegen werde, den Frieden einzugehen, den er kurz vorher einer ersten Gesandtschaft,

welche der griechische Kaiser an ihn geschickt hatte, nicht hatte gewähren wollen. Eustathius und zwei Hofbeamte des Kaisers waren freilich, wie wir aus Ammianus wissen, nicht glücklicher, als ihre Vorgänger, dies schadete aber dem Ruf des Sophisten so wenig, daß Eunapius dreist behauptet, er habe den Perserkönig bei dieser Gelegenheit beinahe bewogen, den königlichen Schmuck mit dem Philosophen-Mantel zu vertauschen, habe mehr von ihm erhalten, als er und der christliche Kaiser je gehofft hätten b), und würde noch mehr durchgesetzt haben, wenn die Magier nicht gewesen wären. Man sieht, auf welche Weise die beide Partheien, eine der andern, Legenden entgegensetzten. Die christlichen über Geistliche und Mönche findet man bei Eusebius, wie bei Sozomenus und Theodoret, die heidnischen bei Eunapius. Die Thatsachen selbst, die Berufung des Eustathius nach Antiochien, seine Sendung an den persischen König werden auch von Ammianus Marcellinus erwähnt, und beweisen hinreichend, welche Bedeutung ein Mann wie Eustathius, und die Wissenschaft, die er lehrte, einem eifrigen Christen, wie Constantius war, für den Staat zu haben schienen. Einer der Grundpfeiler der griechischen Kirche, ein Kirchenvater, der Verfasser der ersten Mönchsregel, kurz, der heilige Basilius, legt auf den Umgang mit Eustathius und auf dessen Unterricht nicht weniger Bedeutung, als der Kaiser, und dies Mal bedürfen wir des Eunapius Zeugniß nicht; bei ihm finden wir nichts davon, der Heilige selbst bezeugt es. Der Erste unter den Briefen des heil. Basilius in den Ausgaben, wo sie nach der Zeitordnung geordnet sind, ist an diesen Eustathius gerichtet, und könnte in keinem andern Ton abgefaßt seyn, könnte kein größeres Verlangen nach seiner Belehrung aussprechen, wenn er

---

b) Eunapius läßt es bei dieser einzigen auffallenden Unwahrheit nicht bewenden, er versetzt sogar die Scene des persischen Ueberfalls von Antiochia aus Gallienus Zeit in die Zeit des Constantius, damit der Effekt vermehrt und sein Sophist als eine Theater-Gottheit vom Kaiser herbeigerufen werde.

an einen Apostel oder Propheten gerichtet wäre. Basilius schreibt zuerst dem Eustathius, daß er Athen ausdrücklich verlassen habe, um seinen Unterricht in Cäsarea, wo er damals noch lehrte, genießen zu können c). Daß er in Verzweiflung gewesen sey, ihn dort nicht anzutreffen, daß er sich angeschickt habe, ihn aller Orten aufzusuchen, ihm sogar ans Ende der Erde, oder, wie er sich ausdrückt, bis an die äußersten Enden Persiens und bis zum indischen Nyssa zu folgen. Diese Anspielung auf Eustathius Entfernung von Antiochien, auf seine persische Gesandtschaft könnte eine Hyperbel seyn, um zu zeigen, daß er seine Rhetorik nicht umsonst gelernt habe; er fügt aber ausdrücklich hinzu, er habe alles Mögliche gethan, um ihn aufzusuchen, und sey unaussprechlich erfreut, endlich durch einen Brief Nachricht von seinem Aufenthalt zu empfangen. Basilius sagt, er habe unendliche Schwierigkeiten überwunden, um ihm nach Syrien zu folgen d), sey trostlos gewesen, ihn auch dort nicht zu treffen, und sey seinetwegen nach Aegypten gereiset, wo er ihn eben so wenig gefunden habe. Daß übrigens Basilius fühlte, wie weit sein Glaube von der Philosophie des Eustathius entfernt sey, beweist er durch die gezwungene Anspielung auf die verschiedene Wirkung, welche Eustathius Lehre vom Schicksal und der Christen Glaube an eine leitende Vorsehung auf das menschliche Gemüth haben müssen. Aus diesen Andeutungen werden unsere Leser die Wichtigkeit, welche die Wissenschaft, deren Hauptsitz Athen geworden war, für den Staat hatte, errathen können, und begreifen, warum die Kaiser seit Antonin dem Philosophen die athenische Lehranstalt als Staatsanstalt betrachteten, und die Hauptlehrer reichlich besoldeten, zugleich aber auch darauf sahen, daß neben den Hauptlehrern eine Anzahl anderer auftraten. Das Verhältniß dieser Lehrer untereinander, zur Wissenschaft ihrer Zeit, zu den Gegenden von Asien, die ihre

---

c) Basili magni opera. Parisiis 1721 — 30 im 3ten Bande pag. 69 — 70.

d) Ὀψὲ δέ ποτε μυρίοις πόνοις τὴν Συρίαν καταλαβόντα.

Jugend nach Athen sandten, wollen wir aus Eunapius Leben des Proäresius anschaulich machen, nachdem wir vorher einige Worte über die Einrichtung der Staatsanstalt in Athen vorausgeschickt haben.

Schon Hadrian hatte den Grund zu den Stiftungen gelegt, welche Antoninus vermehrte und ordnete. Wir wissen aus Dio Cassius und aus Lucian, daß die vier Hauptsekten der alten Philosophie, die Stoiker, die Platoniker, die Epikuräer und die Peripatetiker einen besoldeten Lehrstuhl in Athen hatten, ob aber der Lehrstuhl der rhetorischen Wissenschaften damit verbunden war, oder ob die Besoldung von jährlich zehntausend Drachmen den Professoren der Philosophie in der doppelten Eigenschaft als Philosophen und Rhetoren angewiesen war, wagen wir nicht zu bestimmen; doch ist ausgemacht, daß für die Staatswissenschaften ein besonderer Lehrstuhl oder auch mehrere bestanden, daß aber die Professoren der Politik, wie man sie nannte, nur mit einem Talent, oder mit sechstausend Drachmen besoldet wurden. Die Hauptlehrstühle nannte man Throne, wie in den Städten, wo die Stiftungen städtisch waren. Die Wohlthat Marc Aurel's, als er die bedeutenden Besoldungen aussetzte, galt daher eben so sehr den Athenern, als der Wissenschaft; denn er ersparte der Stadt dadurch eine Ausgabe. Dafür behielt er sich Anfangs die Besetzung dieser Stellen vor, oder vielmehr, er überließ sie dem Herodes Atticus, statt daß in den Orten, wo die Stiftungen städtisch waren, wo die Besoldungen aus der Stadtkasse flossen, über die Ernennung der Lehrer von dem angesehenern Theile der Bürger, oder von dem größern Magistrat durch Mehrheit der Stimmen entschieden wurde. In späterer Zeit geschah dies indessen auch in Athen; als Ausnahme ward jedoch auch später einer oder der andere Lehrer unmittelbar vom Hofe ernannt. In Libanius Leben finden wir einen Kappadokier, den der Kaiser als Professor nach Athen schickt, und bei Philostratus erbitten sich die Athener einen gewissen Chrestus durch eine eigene Gesandtschaft an den Kaiser. Daß strenge Prüfungen dieser Wahl vorausgingen, wissen wir zuverlässig,

weil überall, wo der Wahlen gedacht wird, auch von den vorausgegangenen Prüfungen die Rede ist, auch in dem Theodosianischen Gesetzbuche darüber gesetzliche Bestimmungen gegeben werden. Die Prüfung der anzustellenden Lehrer ward unter Constantius vernachlässigt und ihre Ernennung den Stadtmagistraten und angesehenen Bürgern unbedingt überlassen; die Besoldungen aus der Staatskasse wurden eingezogen, oder der christlichen Geistlichkeit zugewendet. Julian wollte dem abhelfen, von ihm haben wir daher die erste Verordnung über die Prüfungen und über die Obervormundschaft der Regierung in Beziehung auf die Erziehung und Bildung der Bürger. Chrysostomus und mit ihm Godefroy, welche Julian nichts Gutes zutrauen, glauben, er habe durch dieses Gesetz e) die Ausführung seiner unduldsamen Verordnung, wodurch er die Christen von Lehre und Unterricht der Wissenschaft des Alterthums ausschloß, befördern wollen, es ist aber in dem Gesetz nichts enthalten, das uns zu dieser Vermuthung berechtigen könnte, besonders da Valentinian sieben Jahre später dieselbe Verordnung wiederholt und viel dringender als Julianus einschärft, auch dabei weit strenger gegen die heidnischen wandernden Philosophen verfährt, als Julian gegen die Christen f). Sowohl Julian's Verordnung, als besonders Valentinian's Einschärfung der Prüfung scheinen freilich ausschließend für die Stadt Rom und für den westlichen Theil des römischen Reichs bestimmt, da die letzte Verordnung nicht einmal Valens Namen neben dem der lateinischen Regenten an der Stirn trägt; doch sehen wir aus Eunapius, daß sie in Athen wenigstens treu beobachtet ward. Die Stellen wurden nicht auf Lebenszeit vergeben, jeder Sophist be-

e) Codex Theodosianus, lib. XIII. tit. III. l. 5. Tom. V. pag. 35.

f) Cod. Theodos. lib. XIII. tit. III. l. 7. Die Professoren und Aerzte waren von der Last der Stadtämter frei; darauf bezieht sich das Gesetz: Reddatur unusquisque patriae suae, qui habitum philosophiae indebite et insolenter usurpare cognoscitur; exceptis his, qui a probatissimis adprobati ab hac colluvione debent secerni.

hauptete sich nur so lange in seinem Lehramte, als er seinen Ruhm behauptete, er nahm daher, wie wir unten sehen werden, in der Regel zu unwürdigen Mitteln seine Zuflucht, um ein Publikum zu erhalten oder um die Gunst desselben nicht zu verlieren. Die Bewerbung um diese Stellen, der Wettstreit der Rhetoren und Sophisten, Prüfung und Wahl derselben, das Buhlen der Lehrer um Zuhörer, der Zuhörer und Schüler, um Neuangekommene ihrem Lehrer zuzuführen, beschäftigte die Athener der spätern Zeit eben so ernsthaft und unablässig, als die Prozesse, die Reden der Sykophanten, die Angelegenheiten Griechenlands und ihre eigenen in Krieg und Frieden ihre Vorfahren. Die Prüfung der Lehrer übrigens sollte nach dem alten Herkommen und nach Julian's Verordnung eine doppelte seyn. Die erste wurde wahrscheinlich von dem Statthalter oder seinem Stellvertreter angestellt, und konnte auch einen polizeilichen oder politischen Zweck haben, sie betraf die Sitten des Candidaten; die andere bestand in einer Proberede, die vor einem Ausschuß der Notablen der Stadt, in welcher der Sophist auftreten wollte, gehalten ward g). Bei dieser Prüfung wurde, wie in den Gemeinden, die ihren Prediger wählen, eine größere Zahl Bewerber zugelassen, nachher wurden vermöge eines Beschlusses des gesammten Raths (curiae) die Notablen versammelt und diejenigen ausgewählt, welche die Vorzüglichsten schienen. Vor Julianus war von einer Bestätigung des Kaisers nicht die Rede, dieser dringt freilich in seinem Gesetze darauf, daß jedes Mal an den Hof berichtet und dessen Einwilligung eingeholt werde; es scheint indessen niemals dazu gekommen zu seyn.

Wir wenden uns nun zu Eunapius und Libanius, um die Wirkung dieser Einrichtungen und ihr Verhältniß zum Leben und zur Wissenschaft an einem besondern Fall anschau-

g) Dies liegt in dem Ausdrucke der Verordnung Julian's: doctores excellere oportet moribus primum, deinde et facundia, verglichen mit dem, was wir bei den Biographen finden.

licher zu machen. Wir beginnen mit dem Ruf der athenischen Lehranstalt und dem Einfluß derselben in Asien, weil sowohl Proäresius als Libanius durch den Ruhm athenischer Lehrer aus der glänzenden Hauptstadt Syriens nach Athen gelockt wurden. Die Reise aus Syrien nach Athen würde in unsern Tagen eine kurze Ueberfahrt seyn, für Libanius war sie wegen seiner schwächlichen Gesundheit und seiner Scheu vor Seereisen sehr langwierig und beschwerlich. Er reisete zu Lande nach Constantinopel, in der Hoffnung, ein Freund, der großen Einfluß bei Hof hatte, werde ihm dort eine kaiserliche Erlaubniß verschaffen, sich der Reichs-Schnellpost zu bedienen; wie er aber ankam, hatte der Freund seinen Einfluß verloren, und er mußte zu Schiffe nach Athen gehen. Für Proäresius war die Reise seiner drückenden Armuth wegen noch viel schwieriger. Eunapius erzählt nämlich von diesem seinem Lehrer und Helden h), er sey aus Armenien, wo er von guten aber armen Eltern geboren worden i), durch Unglücksfälle getrieben, nach Antiochia geeilt, wo er den Ulpianus gehört habe, der Hauptlehrer in dieser Stadt gewesen sey **). Der Ruf eines Julianus, der damals in Athen lehrte, dessen Leben Eunapius ebenfalls beschrieben hat, habe ihn nach Athen gezogen, wie seinen Mitschüler Hephästion, der eben so blutarm gewesen sey. Beide hätten zusammen nur ein einziges Ober- und Unterkleid, und ein Paar alte Decken zum Nachtlager gehabt, so daß wenn der Eine öffentlich erschienen sey, der Andere habe zu Hause bleiben müssen. Hier wollen wir aus dem Leben des Sophisten Julianus, zu dem Proäresius und sein Freund hineilten, Einiges einschieben, um unsere Leser in das Universitätswesen zu Julian's Zeit einzuweihen, und ihnen zu zeigen, daß es in unsern Tagen doch nicht ganz so arg ist. Julianus, heißt es, theilte damals den Beifall in Athen mit einen Lacedämonier, Apsines,

h) Eunapius vol. I. p. 78.

i) γεγονὼς γὰρ ἄνωθεν καλῶς, τοῦτο ἠτύχει.

**) κρατοῦντα τῆς Ἀντιοχείας.

der weniger Fülle, aber mehr Kunst und Gedrängtheit der Rede hatte, mit einem Epagathus, und Andern, die weniger bedeutend waren. Zu Julian wandten sich besonders die zahlreichen Syrer, so wie die aus dem an Syrien gränzenden Theile von Arabien nach Athen wandernden Griechen und Halbgriechen. Apsines hatte seine Landsleute, die Lacedämonier, für sich, deren Fäuste furchtbarer waren, als ihre Zungen; bei den Syrern war es umgekehrt. Julianus hatte sich ein kleines Haus in Athen gekauft, und in diesem einen offenen Hörsal, ganz im Styl und nach dem Muster der öffentlichen Theater, von polirtem Marmor, mit den Statüen der von ihm besonders hochgeachteten Sophisten ausgeschmückt. Auch die andern Professoren sahen sich genöthigt, sich kleine Theater bauen zu lassen, weil die Zahl der Fremden, besonders aus dem Orient, so ansehnlich war, der Kampf der Partheien so furchtbar, daß kein Sophist wagte, in einem Theater oder an einem zu allgemeinen Versammlungen bestimmten Orte aufzutreten, weil die öffentliche Polizei ihn hier nicht gegen die Kabale der Gegner schützen konnte. In seinem eigenen Theater wachten seine Schüler, daß die Anzahl der Fremden und besonders der Schüler des Gegners nicht zu groß würde, damit nicht etwa seine klatschenden Freunde von den Tobenden und Zischenden überstimmt würden; denn, sagt Eunapius, man stritt in Athen freilich damals nicht, wie in der Vorzeit, mit der Rede vor Gericht und im Volk um Kopf und Leben; es galt aber dem tobenden Geschrei und dem lärmenden Klatschen der von aller Welt Enden her versammelten Jünglinge. Leider blieb man dabei oft nicht stehen; man nahm seine Zuflucht zur Faust, wenn man mit der Stimme und dem bloßen Klatschen der flachen Hand dem bewunderten Lehrer nicht zu seinem verdienten Beifall helfen konnte; bei solchen Gelegenheiten zogen die Syrer den kürzern. Apsines, Julian's Nebenbuhler, hatte die Lakonier auf seiner Seite, und diese gebrauchten, nach des Eunapius Ausdruck, die schweren lakonischen Fäuste in diesem innern Kriege der Schulen, sie sandten Julian's Freunde, ihres Lehrers Gegner, mit

blutigen Köpfen nach Hause; Julian und die Seinigen, welche das Feld räumen mußten, führten Klage beim Prätor Achaja's, der in Korinth seinen Sitz hatte, und die Urheber des Unfugs in Ketten in die Stadt bringen ließ, wo er sein Gericht hielt. Eunapius erwähnt des öffentlichen Gerichts, das über die Sophistenschüler, die der Prätor sehr ungünstig aufnahm, gehalten wurde, weil bei der Gelegenheit Proäresius von seinem Lehrer aufgefordert ward, öffentlich zu reden, und gleich das erste Mal solchen Beifall erwarb, daß Julian und die Professoren, die neben ihm die Hauptstellen bekleidet, oder die Throne inne gehabt hatten, rathsam fanden, das Feld zu räumen, und der neuen Generation, einem Proäresius, Hephästion, Epiphanius, Diophant, von deren Wahl und Ernennung wir sogleich reden wollen, ihre Stellen zu überlassen. Ehe wir den Proäresius als Hauptlehrer in Athen anführen, wollen wir zuerst zeigen, wie Libanius, der später, als Proäresius, nach Athen kam, zu der Reise bewogen wurde, und wie dieser die Verhältnisse der Lehrer und Schüler bei seiner Ankunft fand. Libanius schildert uns zuerst k) seine frühere Erziehung, seiner Mutter Sorgfalt für seine moralische Bildung, ihre Gleichgültigkeit für seine geistige Entwicklung, ihre Sorgsamkeit, ihn den Verführungen einer verdorbenen syrischen Hauptstadt, wie Antiochia war, zu entziehen. Er berichtet, wie sie ihn auf dem Lande erzog, ihm Tauben, Pferde und ländliche Vergnügungen zur Unterhaltung verschaffte, wie er aber auf einmal allen diesen Belustigungen entsagte, um sich ganz den schönen Wissenschaften zu widmen. Sobald der Geschmack an Dichtkunst und Beredsamkeit der Alten erwacht war, suchte Libanius die besten Lehrer in Antiochia auf, und wendete sich deshalb an die berühmtesten So-

---

k) Man wird leicht sehen, daß wir hier der Rede περὶ τῆς ἑαυτοῦ τύχης folgen, welche in der Ausgabe von Libanius Werken von Reiske, Altenburg 1784, die Erste ist. Zu dieser Rede hat Wyttenbach in der Bibliotheca critica vol. III. pars X^{ma}. pag. 76. u. folg. vortreffliche Noten gegeben.

phisten, gesteht aber, daß kein einziger unter denselben seiner Erwartung entsprochen habe. Es sey ihm ergangen, sagt er, wie dem Hungrigen, der, wenn er kein Waizenbrod auftreiben könne, mit Gerstenbrod vorlieb nehmen müsse. In dieser Zeit machte er Bekanntschaft mit einem Kappadokier, also mit einem Mann aus einem Lande, das einer der Hauptsitze der heidnischen und christlichen Redekünstelei und Sophistik war, wie wir in Rücksicht der Erstern an Eustathius und vielen Andern sehen, die sich in Athen auszeichneten; in Rücksicht der christlichen Sophistik dürfen wir aber nur an Gregor von Nazianz und Basilius den Großen, die Zeitgenossen des Libanius, erinnern. Die Letztern haben eine andere Manier der Rhetorik, und das wenige ächt Evangelische, was im Wust ihrer süßlichen, übertriebenen und unnatürlich gekünstelten Reden durchschimmert, bringt sie dem Gemüth zuweilen nahe; das ist das Einzige, was sie unterscheidet 1). Der kappadokische Freund des Libanius unterhielt ihn beständig von Athen, und von dem, was er selbst von älteren Leuten von dem regen wissenschaftlichen Leben in Athen gehört habe, er sprach ihm von den Sophisten, die dort gegen einander aufträten, von den Reden, welche sie gehalten hätten, von ihrem täglichen Wettstreit der Rede, vom täglichen Kampfe und Siege. Diese Erzählungen entflammten den Wunsch in ihm, nach Athen zu gehen; doch scheint es aus dem Folgenden, als habe er besonders einen Lehrer im Auge gehabt, zu dem er nachher, durch die Studenten-Verbindung gehindert, nicht gelangen konnte. Wir haben von der Reise schon oben geredet, wir nehmen den Faden da wieder auf, wo er im Hafen von Athen angelangt ist, und dort von den verschiedenen Landsmannschaften und Verbindungen der Studirenden empfangen

1) Man lese bei Ullmann, Gregor u. s. w. S. 183 — 186, wo das natürliche richtige Gefühl, die Erinnerung der frühern Schule, das eigene gerade Wesen, mit theologischer Salbung, und einer angebildeten Manier, die dem wackern Mann fremd ist, ganz sonderbar contrastiren.

wird. Hier erfahren wir, daß auf den griechischen Universitäten Verbindungen ganz verschiedener Art bestanden, theils Landsmannschaften, theils Verbrüderungen, um den Ruf und die Frequenz der Vorlesungen gewisser Professoren aufrecht zu erhalten. Libanius beschreibt diese Verbrüderungen und ihre Folgen auf eine solche Weise, daß man glauben sollte, er redete von unsern Anstalten, nur mit dem Unterschied, daß die Studirenden in Athen sich herumtummeln, raufen, sich gewaltsam pressen konnten, wie in England die Matrosen gepreßt werden, ohne daß irgend Jemand davon Notiz nahm. Nur wenn es sehr arg zum Blutvergießen gekommen war, wenn der eine Theil Klage führte, wurden sie nach Korinth citirt, oder auch, nach dem der Fall war, mit Wache hingebracht. Schon im Vaterlande, ehe man nach Athen kam, wurde man für einen oder den andern Lehrer geworben, und nahm die Verpflichtung auf sich, in die Verbindung einzutreten, oder gar, wie dies bei Libanius der Fall war, Präses oder Senior der Verbindung zu werden. Die Einweihung in eine solche Verbindung, das Amt eines Senior beschreibt uns Libanius gerade so, wie wir es auch heutiges Tages beschreiben würden, nur daß, so viel wir wissen, das Pressen für irgend einen Lehrer, das Auffangen der Neuangekommenen, das gewaltsamme Fortschleppen Anderer in bestimmte Collegien und zu bestimmten Professoren nicht das Hauptgeschäft der Senioren ausmacht. Uebrigens beschreibt Libanius die tragischen Folgen solcher Verbindungen und die bittern Nachwehen der kurzen Freude über den erhaltenen Ehrentitel Präses oder Senior m) auf eine ähnliche Weise, wie wir uns darüber erklären würden. Er sagt, er achte sich glücklich, daß ihn die Mitglieder einer solchen Verbindung oder ihr Senior schon im Hafen aufgefangen und gehindert hätten, zu dem Professor zu gehen, um dessenwillen er eigentlich hergekommen sey, und daß ihn eine andere Brüderschaft am folgenden Tage der vorigen wieder entführt, sich einverleibt, durch Weihe und

m) τοὔνομα μάλα εὔφημον, ὁ τοῦ χοροῦ προςτάτης.

Eid verpflichtet, und auf diese Weise es ihm unmöglich gemacht habe, einen andern Sophisten, als den der Brüderschaft, täglich zu besuchen. Den Sophisten, für den er schon in Antiochia geworben gewesen sey, so wie alle übrigen habe er nur dann gehört, wenn sie öffentliche Vorträge gehalten; dies sey aber vermöge einer Uebereinkunft von Allen nach der Reihe geschehen. Durch den gezwungenen Eintritt in eine andere Brüderschaft sey er der schon zu Hause übernommenen Verpflichtung entgangen; er habe sich als bloßes Mitglied einer Verbrüderung, an deren Angelegenheiten er keinen lebhaften Antheil genommen, leidend verhalten können und habe das lästige Seniorat nicht übernehmen dürfen. Die Geschäfte des Seniorats waren folgende: An der Spitze der gerüsteten Brüderschaft in den Piraeus oder auf das Vorgebirge Sunium zu ziehen, um die Ankömmlinge in Empfang zu nehmen; für seinen Sophisten zu pressen, und mit Knittel, Schwert, Steinen die andern Brüderschaften zu bekämpfen; im glücklichen Fall vor den Prätor von Achaia nach Korinth geschleppt zu werden. Dazu gehört nothwendig, setzt er hinzu, Trinkgelag auf Trinkgelag n), Schulden auf Schulden, und wenn Alles erschöpft ist, borgen zu fünf und zwanzig bis fünfzig Procent. Da Libanius den Sophisten, zu dessen Schule man ihn geführt hatte, nicht achtete, so hielt er es auch nicht für der Mühe werth, sich um des Mannes willen in die Schulangelegenheiten einzulassen, sondern studirte für sich, blieb von den Gelagen weg, beunruhigte niemand, und ward von niemand beunruhigt, weil er die einmal übernommene Verbindlichkeit erfüllte, des Scheins wegen den Sophisten, für den er gepreßt war, besuchte, ihn aber im Stillen verachtete, und andern nachahmte. So verflossen die vier Jahre seiner Universitätsstudien in Athen. Gelegentlich sehen wir, daß der Prätor von Achaia, der die Polizei und das Kriminalverfahren in den Händeln zu leiten hatte, eine Art Curatel über die Lehranstalt hatte. Er ward über die Unruhen, welche

n) δεῖπνα δὲ δείπνοις συνείροντα.

von den Professoren, die zu Libanius Zeit die Throne der Sophisten inne hatten, veranlaßt wurden, endlich so unwillig, daß er sie alle zusammen fortschicken und und andere an ihre Stelle ernennen wollte. Libanius war sogar zu einem ihrer Nachfolger ausdrücklich bestimmt. Man fand aber nachher entweder Mittel, den erbitterten Prätor zu besänftigen, oder mußte er erst an den Hof berichten und fand dort kein Gehör, genug, Libanius hatte bloß die Ehre, öffentlich zu der Ehrenstelle bestimmt gewesen zu seyn. Auf einer Reise, die er mit einem Freunde machte, ward er ersucht, in Constantinopel aufzutreten. In Constantinopel hatte bis dahin seit Sopater's Zeit kein Sophist aufkommen können; Bemarch, den Kaiser Constantius begünstigte, war ein sehr mittelmäßiger Lehrer, einen bedeutenden duldeten die Geistlichen nicht gern; in Nikomedien dagegen blühte die Lehre der Sophisten, weil der Magistrat Sorge trug, daß immer ein Mann von Ansehen und Ruf dort lehre. Dieser Magistrat rief auch den Libanius aus Constantinopel nach Nikomedien, und erreichte seinen Zweck, die Anstalt emporzuheben, völlig.

So wie uns Libanius die eine Seite des Unterrichtswesens und den lebendigen Antheil, den der eine Theil der damaligen Griechen an den Zänkereien und Rhetorkünsten der heidnischen Lehrer nahm, während der Andere mit noch größerer Heftigkeit für die dogmatischen Streitigkeiten der christlichen Geistlichen und für oder gegen die Beschlüsse der Concilien auf jede Weise kämpfte, so zeigt uns Eunapius eine andere Seite. Libanius tadelt und spottet, Eunapius spricht im Ernst und lobt, wahrscheinlich aber sprechen beide von derselben Zeit und von demselben Sophisten, denn wahrscheinlich war der Sophist, in dessen Schule Libanius gegen seinen Willen gerieth, jener Diophant, dessen Eunapius in der unten anzuführenden Stelle gedenkt. Ehe wir aus Eunapius die Wahl der Lehrer, und ihr Verhältniß zu einander und zur Obrigkeit schildern, und die Gegenden Asiens nennen, deren Jugend nach Athen strömte, und deren Einwohner, wie es scheint, den lebhaftesten Antheil an der Bil-

dung nahmen, die man in Athen erwarten durfte, wollen wir aus einem christlichen Schriftsteller, der Meister in der Kunst der Sophisten war, und dieses nach den Umständen bald eingestehen will, bald wieder einmal nicht, je nachdem er seine eigene Eitelkeit oder die Grundsätze seiner Religionspartheì berücksichtigt, dieselben Einrichtungen in Athen, und den Eifer der Studirenden, den uns Libanius nicht eben von einer vortheilhaften Seite darstellt, beschreiben, zugleich aber die Studien näher bezeichnen, die ein solcher Sophist zu treiben pflegte. Gregor von Nazianz und Basilius der Große, zwei Freunde und Zeitgenossen, gründeten bekanntlich ihren Ruf durch diese Studien, die sie zu verdammen und zu verachten schienen; denn ihre Predigten und Briefe sind durch denselben Styl, durch dieselbe gekünstelte Sprache, durch denselben Reichthum an Worten und dieselbe Armuth an Ideen, die wir bei den heidnischen Sophisten finden, ausgezeichnet; beide waren mit Julian und Libanius zu gleicher Zeit in Athen, und Basilius war schon, ehe er dahin kam, als Rhetor bekannt. Gregor in seiner Gedächtnißrede auf Basilius den Großen o) will uns freilich glauben machen, daß in Constantinopel eine Anzahl vortrefflicher Redner und Philosophen gewesen sey, er will die ganz christliche Stadt nicht zurücksetzen; wir wissen aber, daß seine Nachricht falsch ist: Nikomedien hatte bessere Lehrer als die zweite Hauptstadt des Reichs, Athen war aber Universität der ganzen Welt. Gregor vergleicht das Toben und Lärmen, das Klatschen und Zischen, das Bewerben und Eifern der Sophistenschüler in Athen mit der Bewegung, dem Lärm und dem Zwist, der zu seiner Zeit in allen griechischen Hauptstädten unter den Partheien der Rennbahn über Vorzug und Sieg der Pferde, der grünen oder blauen oder der beiden andern Farben bei Wagenrennen herrschte, ganze Bürgerschaften theilte, und unaufhörliche Unruhen, Gefechte, selbst heftige Empörungen und Blutvergießen veranlaßte. Auf die-

---

o) Scti patris nostri Gregorii Theologi vulgo Nazianzeni opera omnia. Parisiis 1778. fol. Orat. XLIII. pag. 780. sqq.

selbe Weise, sagt er, wie da, wo die Wagenrennen gehalten werden, Jeder, mag er nun im Stande seyn, ein Pferd zu halten, oder nicht, mit Leib und Leben für gewisse Pferde und Wagen streitet, so sucht in Athen jeder Studirende die Zahl der Zuhörer seines Sophisten und dadurch zugleich dessen Einnahme zu vermehren. Es ist höchst merkwürdig p), ruft er aus; alle kleineren Städte, Berge und Ebenen, Häfen und Wege, jede Ecke des Landes, nicht blos von Attika, sondern von ganz Griechenland sind voll Menschen, die sich dieses oder jenes Sophisten mit Heftigkeit annehmen, und die Einwohner des Landes selbst nehmen Parthei, gleich den jungen Leuten aus der Fremde. Kein Ankommender kann den Aufpassenden und Werbenden entgehen, er wird entweder mit Güte oder mit Gewalt einem Sophisten-Chor einverleibt. In einem solchen Chor findet er entweder Freunde oder Verwandte oder Landsleute, die ihn zuerst bewirthen und zu ihren Schmäusen ziehen, oder einer der Hauptschüler des Sophisten, einer von denen, die ihm die Zuhörer zuführen, und der daher bei ihm in großen Ehren ist, weil zu den Vortheilen des Sophistengewerbes auch das gerechnet wird, daß man dergleichen Leute in seinem Dienste habe, nimmt ihn unter seine Obhut und führt ihn in die neue Welt ein. An den Bericht von der ersten Aufnahme Basil's knüpft Gregor unmittelbar die Erzählung von dessen sophistischer Klopffechterei mit den armenischen Sophistenschülern, wobei er mit großer Gewandtheit den Sekundanten machte. Bei aller geistlichen Salbung freut er selbst sich ungemein über diesen in den losen Künsten, die er nachher als Prediger zu frommen Zwecken anwandte, erworbenen Ruhm. Die Demuth, die er bei der Gelegenheit zeigt, würde er bei Julian oder einem andern Weltkinde mit einem ganz andern Namen belegen. Wir wollen unsern Lesern das Urtheil überlassen und seine eignen Worte anführen. Er sagt: Basilius und er selbst hätten den Teufel verachten

---

p) l. c. p. 782 —— *Καὶ τὸ πρᾶγμά ἐστιν ἐπιεικῶς ἄτοπον καὶ δαιμόνιον.*

gelernt, an einem Orte, wo die Teufel bewundert würden q), und seyen nichts desto weniger nicht blos bei ihren Freunden und Lehrern, sondern in ganz Griechenland berühmt geworden. Ja, fährt er fort, unser Ruf war über die Gränzen von Griechenland hinausgedrungen, wie uns von Vielen berichtet ward, die aus der Fremde kamen und uns mittheilten, was dort Tagesgespräch sey. Unsere Lehrer waren überall berühmt, wo Athen berühmt war, wir waren allen denen bekannt, denen unsere Lehrer bekannt waren; wir wurden überall zusammen genannt, zusammen gepriesen, ein berühmtes Paar! Wie kann man es denen, die nicht als Bischöfe noch angesehener, als Heilige noch berühmter zu werden hoffen durften, verdenken, daß sie den Sophistenruhm so eifrig suchten, wenn der Mann, der allem Weltlichen abgestorben seyn will, auf diesen leeren Tand solche Bedeutung legt!! Welche Wissenschaften man trieb, was einem vollendeten Sophisten zu erlernen nöthig schien, sagt uns Gregor gleich darauf, wenn er die Kenntnisse angiebt, welche Basilius sich in Athen erworben habe. In jener Rhetorik, sagt er, die, wie die Chimära bei Homer, des Feuers Kraft schnaubt, war ihm keiner gleich; er selbst war in seinen Sitten den Rhetoren sehr ungleich. Er war Meister in der Grammatik, d. h. in jener Wissenschaft, welche ächt griechische Worte und Redensarten wählen lehrt, welche die zur Erklärung der Schriftsteller und zur Belebung und Abwechselung der Reden unentbehrlichen historischen Kenntnisse vorträgt, zur Metrik anleitet, den verschiedenen Gattungen der Gedichte die Regel vorschreibt. Er war Meister in der Philosophie, d. h. in derjenigen Wissenschaft, welche selbst das Höchste ist, und ihren Freund in die Höhe führt. Er hatte sowohl die praktische, als die theoretische Philosophie studirt, hatte aber auch den dritten Theil derselben, der von logischen Beweisen, von künstlichen Schlüssen, von der Widerlegung des Gegners und den Streitsätzen handelt, den man Dialektik nennt, sich so zu eigen gemacht, daß

q) ἐνταῦθα δαιμόνων καταφρονήσαντες, οὐ θαυμάζονται δαίμονες.

es leichter war, sich aus den Irrwegen des Labyrinths herauszufinden, als den Schlingen seiner verfänglichen Schlüsse, wenn es deren bedurfte, zu entgehen. Von Astronomie, Geometrie, Zahlenlehre lernte er nur so viel, als nöthig war, um nicht von Jemand, der dieser Wissenschaften kundig wäre, in Verlegenheit gebracht zu werden; mehr davon zu wissen, verschmähte er, weil er dafür hielt, daß es dem Frommen zu Nichts dienen könne.“ Man bemerke hier, wie die Frommen damals, wie in unsern Tagen, mit den Sophisten in der Verachtung der mathemetischen und praktischen Wissenschaften ganz übereinstimmten. Die Einen verkünden einen blinden Glauben, die Andern einen Schein des Wissens; beiden ist der Verstand und sein in der Mathematik gegebenes Gesetz feindlich und widerwärtig. Wir werden die beiden Kirchenväter nachher über den Unterricht und die Lehre reden lassen, welche sie statt des Unterrichts empfehlen, der von der Erklärung der Schriften des Alterthums ausgeht; zuvor aber wollen wir auf die Sophisten und die Art, wie sie Eunapius darstellt, zurückkommen. Er erzählt uns im Leben des Proäresius, daß nach der Entfernung des Sophisten Julian, von der wir oben geredet haben, auch die andern Hauptlehrstühle erledigt waren, und eine neue Wahl ausgeschrieben wurde. Die Zahl der Bewerber war so groß, daß Eunapius sagt, er könne unmöglich alle nennen r), es seyen nicht blos drei Hauptlehrer ernannt worden, sondern auch einige Professoren zweiter Ordnung. Die Sophisten der ersten Ordnung seyen Proäresius, Hephästion, Epiphanius gewesen, Diophant und Sopolis hätten zu der niedern Ordnung gehört; Parnasius sey ihnen beigeordnet worden, um die Zahl zu füllen. Alle sechs, sagt Eunapius, hatten ihre Zuhörer, alle sechs hatten ihre Leute, die für sie warben, doch beschränkte sich der Ruhm und das Ansehn der drei Letztern auf ihren Hörsaal und auf den Katheder, den sie bestiegen; mit den Andern beschäftigte sich

r) **Eunapius I. p. 79.** *παραγγέλλουσι μὲν ἐπὶ τῷ κράτει τῆς σοφιστικῆς πολλοὶ καὶ ἄλλοι ὥστε ὄχλος ἦν καὶ ταῦτα γράφειν.*

nicht blos die Stadt Athen, sondern die verschiedenen Völker des römischen Reichs theilten sich zwischen den drei Sophisten nach Gegenden und Orten. Dies könnte eine Uebertreibung, eine der gewöhnlichen rhetorischen Wendungen scheinen, die buchstäbliche Wahrheit läßt sich aber theils aus dem, was unmittelbar folgt, theils aus dem, was wir vorher aus Libanius angeführt haben, leicht darthun. Wir machen dabei besonders aufmerksam auf den Eifer für den Theil der griechischen Wissenschaft, der den Arabern, ihrem Volkscharakter und der Natur ihrer Sprache und ihres Geistes nach, am nächsten lag, welcher in den von Griechen bevölkerten oder zur griechischen Sprache und Kultur übergegangenen Provinzen des Ostens herrschte, und sogar nach der Verwüstung von Athen durch Alarich und der Zerstörung der heidnischen Anstalten unter Justinian fortdauerte, weil es mit dem zusammenhängt, was wir am Schlusse dieses Aufsatzes von der Fortpflanzung der griechischen Wissenschaft, von der Ausbreitung derselben unter den Arabern zur Zeit des Caliphats in Damaskus bemerken werden. Ueber die Bildung der asiatischen Jugend auf der athenischen Universität und die Zahl der Studirenden, welche sich dort versammelte, berichtet uns Eunapius Folgendes: Zur Schule und zum Chor des Epiphanius, sagt er, gehörten die Gegenden von Mesopotamien, Syrien und was daran gränzt *). Die Araber sammelten sich um Diophant. Hephästion, fährt er fort, scheute sich, mit Proäresius auf die Dauer zu wetteifern, und entfernte sich aus Athen und aus dem Gewühl; zu Proäresius sammelten sich Alle, die aus Pontus und aus den angränzenden Provinzen kamen, denn sie betrachteten ihn als ihrem Lande angehörig. Zu ihm sammelte sich ferner Alles, was aus Bithynien und aus den

*) Eunapius Worte lauten pag. 79: *Ἡ γὰρ ἑῴα καθάπερ τι γέρας Ἐπιφανίῳ ἐξῄρητο.* Dazu bemerkt Wyttenbach vol. II. pag. 294. **Orientis regio dicitur hic proprie quae Atheniensibus ortui aequinoctiali solis proxima videbatur, Mesopotamia et Syria: Arabia ad ortum australem, Pontus et vicinae terrae ad ortum septentrionalem censebantur.**

Provinzen am Hellespont stammte, Alle, die aus den Gegenden östlich von Lydien, aus dem Lande, welches von Karien, Lycien, Pamphylien und dem Gebirge des Taurus begränzt wird, sich in Athen vereinigten, nebst denjenigen, die aus Aegypten und dem Theile von Libyen kamen, der die bewohnbare und bekannte Welt von der unbewohnbaren und unbekannten scheidet. War übrigens, wie Eunapius ausdrücklich sagt, Proäresius ein Christ, der also von den Teufeln, die nach Gregor in den Büchern der Alten steckten, nichts zu fürchten hatte, so schützte ihn sein Glaube wenigstens gegen die Sohisteneitelkeit und den Professorenstolz so wenig, als viele der überfrommen und übergelehrten Theologen unserer Zeit, welche uns gar zu gern die Dogmatik der Zeiten des Constantius durch dieselben Mittel wieder aufdringen möchten, deren man sich ehemals bediente, um sie einzuführen. Proäresius heidnische Betriebsamkeit für heidnische Künste kann um so weniger bestritten werden, da ein Heide ihn deswegen lobt. Er brachte es in Athen in kurzer Zeit so weit, daß sein Anhang dem aller andern Sophisten an Zahl und an Faustkraft überlegen war, so, daß die übrigen Landsmannschaften und Verbrüderungen sich endlich alle vereinigten, um seine rüstigen Verfechter mit vereinter Kraft zu bekämpfen. Jetzt entstand ein Krieg auf Tod und Leben, es wurde unaufhörlich gefochten, und der Prätor von Achaja täglich mit Klagen behelligt. Er hielt Proäresius für den Urheber des Unfugs, und wies ihn endlich aus der Stadt. Eunapius will das freilich nicht eingestehen; er meint, die Gegner hätten den Prätor gewonnen t). Der Letztere wartete, bis ein jüngerer Mann, also einer aus der neuen Schule, entweder der Frommen oder der Sophisten, die das Ministerium begünstigte und auf die Universitäten verpflanzen wollte, Prätor ward, dieser wirkte vom Kaiser seine Zurückberufung aus. Er fand bei seiner Rückkehr die Schwierigkeiten

---

t) Eunapius bedient sich bei der Gelegenheit eines sonderbaren Ausdrucks, den wir ohne Wyttenbach's Hülfe nicht wurden verstanden haben. Er sagt: *δεκάσαντες τὸν ἀνθύπατον*.

viel größer, als das erste Mal, seine Feinde hatten sich vereinigt, seine Schüler und Freunde waren von den andern Verbindungen weggefangen, und der Schule anderer Sophisten einverleibt, nur Tuscianus, wahrscheinlich vorher Senior der Schaar des Proäresius, war übrig geblieben. Bei dem Wiederauftreten des Proäresius, bei seinem Wettkampf um die Stelle werden die Professoren beinahe behandelt, wie man Opernsänger oder Tänzer in unserer Zeit behandeln würde; derjenige unter ihnen, der das größte Kunststück gemacht hat, wird auf eine ähnliche übertriebene Weise geehrt und gesucht, wie man jetzt in unsern Städten eine Sängerinn oder einen Schauspieler zu suchen und zu ehren pflegt. Der Prätor läßt die Sophisten kommen, versammelt das Volk und ihre Schüler um sich, giebt ihnen, wie dem Proäresius, Aufgaben, die sich der Letztere absichtlich erschwert, so wie er allerlei Kunststücke anbringt, die ihren Zweck nicht verfehlen. Der Prätor hat z. B. die Künste der Gegner des Proäresius dadurch vereitelt, daß er jedes Zeichen des lauten Beifalls oder Mißfallens streng verboten hat. Proäresius weiß sich zu helfen, denn an den Stellen, wo sonst seine Schaar durch ein Stichwort das Zeichen zum Klatschen zu erhalten pflegte, oder wo ein Kunstgriff, eine Wendung, ein Witz, das Klatschen hervorrief, macht er eine Pause, und bezeichnet auf diese Weise der zahlreichen Versammlung das gewöhnliche Klatschen durch eine Reihe künstlicher Pausen. Er wird als Sieger und Meister erkannt, und der Prätor mit seinem ganzen Gefolge begleitet ihn nach Hause. Daß er seine Kabalen fortsetzte, daß die Unruhen in Athen fortdauerten, daß er zum zweiten Male die Stadt räumen mußte, damit den Unruhen ein Ende gemacht werde, deutet Eunapius nur dunkel an; dagegen spricht er bestimmt aus, daß er seinen Zweck erreichte, großen Lärm in der Welt zu erregen und am Hofe für einen großen Mann zu gelten. Constans, der damals in Gallien lebte, ließ den Sophisten an seinen Hof kommen, und dieser setzte den Kaiser in Erstaunen durch seine Fertigkeit im Reden und durch seine Kunst, Schmeicheleien anzubringen. Die Gallier erstaunten

über seine Riesengestalt, über seine Verachtung ihrer Winterkälte, seine Sitte, eiskalt zu trinken, ohne Fußbekleidung einherzugehen, sich nur leicht gegen die Kälte zu verwahren. Der Kaiser zog ihn zur Tafel. Er schickte ihn endlich nach Rom, Proäresius scheint aber die Kunst, der römischen Aristokratie und den Damen zu schmeicheln, nicht so gut verstanden zu haben, als er den athenischen Studenten und dem Kaiser zu gefallen wußte: er erbat sich die Erlaubniß, wieder nach Athen zurückgehen zu dürfen. In Rom, heißt es, ward ihm eine Bildsäule mit einer prächtig klingenden Inschrift errichtet, und der Kaiser gab ihm einen Amtstitel (magister militiae oder armorum), um ihn in den Stand zu setzen, den Athenern eine jährliche und regelmäßige Kornaustheilung zukommen zu lassen. Den Römern schickte Proäresius statt seiner den Alexandriner Eusebius, der ihm gut für die Römer zu passen schien, weil er, wie Proäresius sagte, mit den vornehmen Herrn und Damen, die den Ton in der Hauptstadt angaben, besser umzugehen verstehe, als er; Eunapius deutet aber an, daß ihm Eusebius in Athen einigermaßen im Wege gewesen sey u). Eunapius verhehlt uns nicht, wie kräftige Männer jener Zeit recht gut eingesehen hätten, daß solche Lehre und solche Lehrer, wie die genannten Männer, keine neue Generation bilden, keine im Leben brauchbare und tüchtige Männer erziehen könnten. Er erzählt uns, daß der bekannte Präfect von Illyrien, Anatolius, einer der tüchtigsten Staatsbeamten des Constantius, seinen Unwillen über das Leben und die Grundsätze der berühmten Professoren in Athen, so wie über die verderbliche Wirkung ihrer Eitelkeit und ihres Hochmuths auf die Sitten und den Charakter der Jugend laut geäußert habe. Anatolius war in Berytus, einem durch seine gründliche Rechtsschule berühmten Orte geboren; er hatte dort den Grund zu seiner Bildung gelegt, er

u) Es heißt: Eusebius, habe Proäresius gesagt, sey: *κολακεύειν τε εἰδὼς καὶ σαίνειν, τὸ ὑπερέχον στασιώτης δὲ κατὰ τὰς Ἀθήνας ἐφαίνετο.*

war in den Künsten der Sophisten geübt und mit ihnen bekannt; nichts desto weniger rief er, als er nach Athen kam und den Lärm des Klatschens hörte, das Partheimachen der Professoren erfuhr, in Gegenwart der Sophisten aus: Wie bedaure ich die Eltern, welche ihre Kinder Leuten anvertrauen, die sie auf diese Weise gebrauchen und an dieser Art Beifall Vergnügen finden! Auf die Verachtung der Lehrer der heidnischen Schulen gründeten in jenen unglücklichen Zeiten Mönche und christliche Geistliche das System ihres Angriffs auf die Alterthumswissenschaft; sie sprachen dieser allen Inhalt geradezu ab, und wollten nur das Studium der Form übrig lassen; denn daß die Alten in dieser Rücksicht Muster seyen, gestanden selbst Basilius und Gregorius von Nazianz, die mächtigsten Beförderer des unseligen Mönchsthums, gern ein. Wohin aber die wunderliche Verbindung des Unterrichts, der auf die Vorstellung gegründet war, daß man sich die Form der Alten aneignen könne, ohne auf ihren Inhalt Rücksicht zu nehmen, eine Vorstellung, die durch das ganze Mittelalter in den Schulen herrschte, führen mußte, sehen wir aus der ermüdenden Weitschweifigkeit und der unnützen Spitzfindigkeit der Predigten dieser heiligen Männer. Die einfache Moral gedehnt und übertrieben, Spiel mit Symbolen und Bildern, Zank über Dreieinigkeit, Substanz und Wesen der Gottheit, gesuchte Worte, Wendungen, Redensarten. Wohin diese christliche Sophistik führte, wollen wir an den beiden Apollinaris deutlich machen, zuerst aber an den beiden Kirchenvätern zeigen, wie unglücklich es wäre, wenn man in unsern Tagen auf die Grundsätze eines Basilius und Gregor zurückkäme, wenn man, wie es hie und da scheint, aus Heuchelei oder mißverstandener Frömmigkeit auf Dialektik von der einen, auf Befangenheit oder Beschränkung von der andern Seite eine neue Mönchsmoral gründen wollte. Man würde unfehlbar Heuchler und Scheinheilige begünstigen, jeden kräftigen Geist aber niederdrücken und die künftigen Generationen dem Despotismus und der geistlichen Tyrannei preiß geben,

wie dies durch die seit Constantin den Sophisten entgegengesetzte Lehre geschehen ist. Wir finden in der Correspondenz zwischen Libanius und Basilius, welche ungeachtet ihrer ganz entgegengesetzten Ansicht des Lebens und der Wissenschaft stets Freunde blieben, zwei Billets, aus denen auf den ersten Blick hervorgeht, daß in Beziehung auf die Triebfedern der Habsucht und des Geizes die Häupter der christlichen Lehranstalten und die der heidnischen Schulen sich durchaus nichts vorzuwerfen hatten; in Rücksicht des Hochmuths und der Eitelkeit wollen wir nachher dasselbe beweisen. Um die Correspondenz des Libanius und des heiligen Basilius zu würdigen, muß man wissen, daß sie sich wechselseitig achteten als Meister in der Art Styl, welche man in ihrem Jahrzehnt bewunderte. Sie wechselten häufig Briefe, denn Basilius empfahl dem Sophisten reiche Armenier und Kappadokier zur besondern Aufsicht, wobei sich der Sophist gut stand, dagegen erbat Basilius für Aermere Befreiung vom Honorar und andere Fürsorge. Sie suchten sich dabei einer den andern in witzigen Wendungen und Feinheiten zu übertreffen, und geben gelegentlich manchen Wink über die Verhältnisse der Zeit. Die Gegend, wo Basilius als Bischof alles galt, und über alles schaltete, lieferte das beste Bauholz; Libanius wendet sich daher bei Gelegenheit eines Baues an ihn um Balken und Pfosten. Er schreibt bei dieser Gelegenheit spöttisch: Ein christlicher Bischof ist im Allgemeinen ein Mann, der nicht leicht fahren läßt, was er einmal hat, oder von dem etwas zu bekommen wäre v), ich muß also fürchten, daß du um so hartherziger seyst, je beredter du bist, nichtsdestoweniger u. s. w. Libanius hatte bei dieser Gelegenheit ein Wort gebraucht, das nur selten bei Plato vorkommt, und dessen Bedeutung nicht ganz ausgemacht ist, daran knüpft Basilius seine Antwort. Wenn, sagt er, das Wort, das Libanius mit seiner sophistischen Gelehrsamkeit aus den dunkeln Stellen des Plato ent-

---

v) Basil. Magni epistol. CCCXVII. edit. Paris. Vol. III. p. 459. *πᾶς ἐπίσκοπος πρᾶγμα δυςγρίπιστον.*

lehnt habe, Gierigkeit und Habsucht bedeute, so möge er doch einmal überlegen, wer geiziger sey, der Stand, den er in seinem Briefe bespöttele, oder das Geschlecht der Sophisten, das ein Gewerbe mit Worten und Reden treibe w). Wer von uns Bischöfen forderte je eine Abgabe von denen, die seine Predigten anhörten? Wer nahm von denen, die er katechisirte, einen Lohn? Ihr habt Reden feil, wie die Honigbereiter den Honig. Dann fügt er hinzu, daß er ihm dreihundert recht lange Balken schicken wolle. Daß Libanius nicht Unrecht hatte, daß Bischöfe und Heilige über große Schätze verfügten, kann man daraus sehen, daß Basilius im Stande war, zahlreiche Mönchsanstalten zu gründen, daß er, wie Kaiser und Könige zu ihrer Verewigung Bäder und öffentliche Gebäude errichteten, eine Verpflegungsanstalt baute, die einer Stadt am Umfange glich, und nach seinem Namen Basilias genannt ward. Das scheint vortrefflich; nur war es Schade, daß die zu solchen Anstalten und Einrichtungen nöthigen Summen in einem Lande, wo man zum Nichtsthun ohnehin aufgelegt war, den Familien und dem Verkehr entzogen und für Leute angewendet wurden, die für sich selbst hätten sorgen, oder neben dem Beten auch arbeiten können. Man machte Arme, um Arme zu versorgen, die Reichen wußten wohl, was sie thaten, der Mittelstand gab sein Schärflein und ging unter. Man kennt die Wirkung der Armentaxe in England, sowie der Versorgung der Armen durch die Klöster und Stiftungen im Mittelalter und bis auf unsere Tage. Wo man Bettler fütterte, waren Bettler und Gesindel am zahlreichsten. Diese Wirkung des neuen Systems blieb nicht lange aus, wer daran Schuld war, sehen wir aus einem Briefe des heiligen Gregor von Nazianz. Er macht den guten Leuten, welche Geld zurückbehalten wollten, das ihre von den Geistlichen beredete und bearbeitete alte Mutter ihrer Familie entzogen hatte, um es in die Hände der Geistlichen, als der vorgeblichen Vormünder der Armen, zu bringen, die

w) Sie sind gewohnt, sagt er, *τελωνεῖν τοὺς λόγους*.

Hölle so heiß, als ein terminirender Kapuziner des siebenzehnten Jahrhunderts nur immer hätte thun können. Er spricht deutlich aus, daß seine Lehre die Kirche zu einem Abgrund mache, der Häuser und Güter und Vermögen ganzer Familien verschlinge, und die Nachbleibenden mit der ewigen Seligkeit tröste. Gregorius schreibt x) den Kindern, deren Mutter der Kirche eine, wie es scheint, sehr bedeutende Summe vermacht hatte, da sie den kleinern Theil des Vermögens den Kindern, den größern der Kirche angewiesen, als sie nicht auszahlen wollten, ob sie gleich Christen waren: „Bedenkt wohl, daß, um mit der Schrift zu reden, ein wenig mit Gerechtigkeit besser ist, als Reichliches mit Unrecht; bedenkt aber ganz besonders, daß sehr viele Leute gewesen sind, die Haus und Hof der Gemeinde der Gläubigen heimgegeben haben; ja, daß es nicht an Christen gefehlt hat, die freiwillig ihre ganze Habe der Kirche dargebracht und dabei den schönsten Gewinn erhalten. Sie erwählten in der Hoffnung des ewigen Lebens und dessen Reichthums die Armuth in diesem! Drum säet auch ihr nicht sparsam, damit ihr reichlich ärntet, schenkt euch und euern Kindern den herrlichsten Reichthum dadurch, daß ihr der Kirche nichts von dem entzieht, was ihr im Testament bestimmt ist; nein, gebt Alles mit freudiger Seele, oder vielmehr gebt es Gott wieder, denn es gehört ja Gott. Nur das ist für Gewinn zu achten, was ihr für eure Seelen gewonnen." Kann man sich wundern, daß die Freunde der alten Bildung mit Bitterkeit auf das christliche Prediger- und Mönchswesen blickten, daß sie die Generation, welche nach Basil's und Gregor's Anweisung ihr Leben einrichtete, und den Aberglauben, dem sie sich hingegeben hatte, bitter schalten? Wir wollen Eunapius zuerst darüber reden lassen und dann einige Stellen aus Libanius anführen. Eunapius redet im Leben des Aidesius von der Zerstörung des Serapeums und anderer Orte des alten mystisch symbolischen

---

x) Es ist der achtzigste seiner Briefe, überschrieben Aerio et Alypio, die Stelle ist in der Mitte des Briefs.

Kultus, welche durch den Kampf des fanatischen Haufens der heidnischen Mystiker mit den christlichen herbeigeführt ward: Diese christlichen Helden, sagt er y), welche unser Heiligthum vernichteten, befleckten ihre Hände bei dieser Gelegenheit freilich nicht mit Blut, desto mehr aber mit ungerechtem Raube; sie rühmten sich, die Götter besiegt zu haben, und rechneten sich Tempelraub und Heiligthumsschänderei zum Ruhme an! In die heiligen Orte brachten sie Mönche, Leute, die zwar aussehen, wie Menschen, aber ein Leben führen, wie Schweine, und ganz öffentlich Dinge leiden und thun, die man nicht nennen oder erzählen mag. Bei den Christen gilt es für Frömmigkeit, wenn man das, was Andere für göttlich halten, verachtet, und in unserer Zeit ist ein Mann, der einen schwarzen Rock trägt, Herr über Leben und Tod z) Anderer, und darf ungestraft öffentlich alle Schaam aus den Augen setzen. Das ist der gerühmte Schritt, den das menschliche Geschlecht, wie man sagt, zum Bessern gethan hat! Dergleichen Mönche wurden auch nach Kanopus verpflanzt, und das Menschengeschlecht von der Verehrung einer Gottheit, die nur im Geiste geschaut und angebetet wird, zur Anbetung armseliger Menschen durch den Zauber des Aberglaubens heruntergebracht. Zur Anbetung und Verehrung sammeln sie Gebeine und Schädel von Leuten, die ihrer Vergehungen wegen vom weltlichen Richter bestraft sind, und machen diese zum Gegenstande ihres Gottesdienstes, werfen sich an ihren Gräbern nieder, und glauben der göttlichen Vollkommenheit theilhaftig zu werden, wenn sie sich durch Berührung todter Gebeine beflecken. Sie nennen diese ihre Götzen Märtyrer, Fürsprecher bei Gott und Fürbitter für den, der die Gottheit anruft." Libanius in seiner Rede für die Tempel nennt die Mönche Schwarzröcke, die mehr fressen, als Elephanten, und ewige Bewegungen im Volk erregen, dem sie eine Last sind, er erklärt sich aber über

y) Eunapius in vita Aedesii vol. I. pag. 45.

z) Eunap. l. c. *τυραννικὴν γὰρ εἶχεν ἐξουσίαν τότε πᾶς ἄνθρωπος μέλαιναν φέρων ἐσθῆτα.*

die Verhältnisse des ganzen Unterrichtswesens, des geistlichen und christlichen, sowie des sophistischen und heidnischen, wie es seit Constantin's Zeit sich gestaltet hatte, in der vier und zwanzigsten Rede, dem sogenannten Apologeticus a), ganz ausführlich und gründlich. Wäre es uns vergönnt, einen Gegenstand, den wir in diesen Blättern nur berühren und andeuten, oder durch Stellen der verschiedenen Schriftsteller von verschiedenen Seiten beleuchten wollen, zu erschöpfen, so würde eine Prüfung und Erklärung der so eben angeführten Rede zur Schilderung des allmähligen Verfalls der klassischen Wissenschaft und ihrer Ursachen in den Zeiten von Constantin bis Theodosius vortrefflich dienen können. Wollten wir die Rede des Sophisten zu dieser Absicht gebrauchen, so würden wir ihm freilich so wenig, als dem Eunapius unbedingt trauen dürfen; es würde aber leicht seyn, die Hauptsachen aus den christlichen Schriftstellern zu belegen. Uebrigens findet Libanius die Ursachen vom Verfall des Geschmacks, von der Gleichgültigkeit gegen geistige Bildung, und von der Nachlässigkeit und Trägheit des neuen Geschlechts nicht blos in den Einrichtungen und Lehren derjenigen Christen, welche Verachtung gegen Alles, was die Vorwelt groß und schön genannt hat, zur Religionspflicht machen, und statt der Grundsätze, welche die Helden der Griechen und Römer befolgten, und denen sie die Unsterblichkeit verdanken, Mönchsmoral empfehlen, sondern auch in andern Umständen, die unserer Aufmerksamkeit nicht unwerth sind. Wir wollen uns begnügen, einzelne Stellen anzuführen, die mit dem Vorhergehenden in näherem Zusammenhange stehen. Er redet zuerst von Constantin und dessen Maasregeln gegen den heidnischen Kultus, dann geht er zu Constantius über und zeigt, wie der Fanatismus, dem dieser mit seinen Rathgebern und Ministern huldigte, den Wissen-

a) Da ich von der Reiskischen Ausgabe nur den ersten Theil besitze, so muß ich die andern Werke des Libanius nach verschiedenen Ausgaben citiren, die Reden nach der Ausgabe von **Morellus, Parisiis. 1627.** Die Briefe nach der in Amsterd. 1738. Fol.

schaften verderblich geworden sey. Constantius, sagt er b), nahm von seinem Vater den Funken des Unheils und sorgte dafür, daß er sich zur Flamme anfache. Der Eine nahm den Göttern nur ihren Reichthum; der Andere warf die Tempel nieder, schaffte jeden heiligen Brauch ab, und überließ sich Leuten, die wir alle kennen. Schon aus diesem Satz kann man schließen, wie übel es den schönen Wissenschaften der Alten c) erging; denn nach meinem Urtheil ist beides verwandt, alte Religion und alte Literatur, das zeigt sich daraus, daß Sophisten und Philosophen und alle, denen die Weihe des Merkurs (des Gottes der Redner) und der Musen zu Theil geworden ist, dem Christenthum nicht huldigten, und daher auch von Constantius keiner Rücksicht gewürdigt, nie in seinen Palast gerufen wurden. Er kannte sie gar nicht, er sprach kein Wort mit ihnen, er lobte sie nicht, er hörte ihre Reden nie an; dagegen hegte und pflegte er, hatte zu Lehrern und Rathgebern Leute ohne griechische Bildung, verwünschte Eunuchen, denen er alle Geschäfte überließ, während er für sich selbst nur den kaiserlichen Namen behielt. Er trug den kaiserlichen Ornat, jene aber hatten die kaiserliche Macht. Diese Hofleute, weil sie selbst unwissend waren, verbannten alle wissenschaftliche Bildung, und suchten auf jede Weise die Männer, welche sich diese Bildung angeeignet hatten, um alles Ansehn zu bringen. Sie gaben sich daher Einer dem Andern das Wort, daß sie alle zusammen darauf sehen wollten, daß ja nicht etwa ein Mann von Bildung und Wissenschaft zufällig dem Kaiser bekannt würde. Sie führten zu seiner Bekanntschaft nur Feinde der Götter, Menschen, die an den Gräbern zu den todten Heiligen beten, statt zu der lebendigen und erwärmenden Sonne. Sie brachten Leute zu den obern

---

b) Libanii apologeticus. Vol. II. (der Ausgabe 1627. Fol.) p. 591.

c) *τὴν ἐπὶ τοὺς λόγους ἀτιμίαν.* Uebrigens ist hier der Text, dem wir folgen, ganz verdorben, wir haben uns durch eine Verbesserung, die man leicht errathen wird, geholfen, da wir den verbesserten Text nicht zur Hand haben.

Stellen, die nicht besser waren, als ihre Sklaven, mag man auf ihre Geistesbildung oder auf ihre Beschäftigung sehen, ja einige sind noch schlechter, als Bediente. Die Veränderung war ganz plötzlich. Der Sohn eines Kochs, eines Walkers, der sich vorher in den Winkelgassen herumtrieb, der es für ein Uebermaas des Glücks hielt, wenn er einmal nicht Hunger zu leiden brauchte, erschien auf einmal in schimmerndem Glanz, auf einem glänzenden Roß, mit stolzer Stirn, umgeben von einer Menge von Dienern, in einem großen Palast, reich an Landgütern, von Schmeichlern umdrängt, seine Tafel war glänzend, sein Geschirr golden. Wenn auch noch einmal einer der Professoren der Redekunst einen Antheil an der Regierung erhielt, so war dieses der Lohn seiner niedrigen Schmeichelei, so daß er, wenn er klug gewesen wäre, viel besser gethan hätte, gering und arm zu bleiben, als auf diese Weise empor zu kommen. — — — — Nach einigen Zwischensätzen sagt er — die jungen Leute in den Schulen, die dieses sahen und überdachten, wie oft mochten sie wohl zu sich selbst sagen, was hilft mir doch alles Studieren, wenn ich dadurch nur mir selbst alle möglichen Unbequemlichkeiten und Zurücksetzungen schaffe? Was helfen mir alle die vielen Bücher der Rhetoren und Anderer, wenn das Ende von Allem ist, daß ich ohne den geringsten Antheil an Aemtern und Ehren herumlaufe, die ganz andern Leuten zu Theil werden? Er geht dann auf andere Umstände über, die wir übergehen, da sie mit der Herrschaft des Christenthums und der Einführung des christlichen Unterrichts zu Constantius Zeit nicht zusammenhängen.

Julian beurtheilt das Verhältniß der christlichen Lehrmethode, des Mönchswesens und der Predigt des blinden Glaubens in ihrer Wirkung auf das Leben und den Staat seiner Zeit auf dieselbe Weise, als Libanius. Er sagt in seiner Schrift gegen das Christenthum d): „Warum gebt ihr euch

---

d) Jul. opera ed. Spanhemii pag. 229.

überhaupt mit der griechischen Wissenschaft ab, wenn ihr neben euren heiligen Schriften keiner andern mehr bedürft? Es muß ja viel wichtiger seyn, die Leute vom Lesen dieser Schriften abzuhalten, als vom Genuß des Opferfleisches. Denn Paulus selbst sagt ja, der Genuß des Opferfleisches schadet keinem, nur der Bruder, der es sieht, wird dadurch geärgert; aber durch diese Schriften, ihr Allweisen, wird jeder unter euch, der von der Natur eine Phantasie und einen höher strebenden Geist empfing, von der abergläubigen Lehre, zu der ihr euch bekennt, abwendig gemacht. Jeder, in dessen Seele nur ein Funken edlerer Art ist, wird durch jene Schriften zum Abfall von eurem albernen Glauben bewogen; ihr thut daher viel besser, wenn ihr eure Leute von den Schulen und von den Wissenschaften, als wenn ihr sie von Opfern und Opfermahlzeiten abhaltet. Wenn ihr also unsere Schulen besucht und unsern Sophisten eure Kinder übergebt, so geschieht dies, weil ihr selbst einsehet, wie viel besser unsere Wissenschaft als die Eurige für den ist, der ein verständiger und brauchbarer Mann werden will. Nach eurer Lehre wird nie ein Mann gebildet werden können, der dem Bilde der großen Männer der bessern Zeiten entspräche, ja nicht einmal einer, der den gewöhnlichen Menschen unserer Zeiten nur ähnlich wäre. Durch die Bildung nach unserer Art wird jede Natur wenigstens besser, als sie ohne diese Bildung seyn würde. Menschen ohne alle Anlagen werden durchs Lesen der Alten aufmerksam gemacht, daß sie sich bemühen müssen, sich über sich selbst zu erheben, diejenigen aber, die von der Natur gute Anlagen erhalten haben, und diese durch Lehre und Wissenschaft der Alten ausbilden, werden eine göttliche Wohlthat für das menschliche Geschlecht. Diese Letztern sind es, die entweder der Menschheit das Licht neuer Erkenntniß anzünden, oder ihre Staatsverfassungen einrichten, oder viele Siege über Feinde erfechten, oder sie durchwandern und erobern viele Länder und Meere, und werden deshalb den Göttersöhnen beigezählt. Der Beweis von dem Allen, fährt Julian fort, liegt am Tage. Ihr sucht aus eurer Jugend die

besten Köpfe aus, und haltet sie zum Studium der Schrift an; wird aber Einer von Allen, wenn er zum Mann herangewachsen, besser oder verständiger, als ein Dummkopf, der seine Lection auswendig gelernt hat, dann sollt ihr mich einen Lügner und einen gallsüchtigen Verläumder nennen dürfen. Leider seyd ihr aber alle so abgeschmackt armselig (δυςτυχεῖς) und dumm, daß ihr die langweiligen Predigten und das theologische Geschwätz der Leute, die keine Seele verständiger, keine standhafter und edler in ihrem Beruf, keine besser machen können, göttlich und von Gott eingegeben nennt; diejenigen aber, von denen ihr Mannhaftigkeit, Verstand, Gerechtigkeit lernen könntet, nennt ihr Satanskinder, wer ihnen Gehör gibt, wird von euch Anbeter Satan's gescholten." Man wird aus der Heftigkeit und Bitterkeit der angeführten Stelle leicht sehen, daß man Julian so wenig, als den christlichen Schriftstellern, oder dem Eunapius unbedingt trauen darf, wir wollen indessen zeigen, daß die Christen und zwar sehr bedeutende christliche Gelehrte wirklich der Meinung waren, die ihnen Julian nur aus Spott zutraut, und daß sie einen Rath befolgten, den er ihnen nur aus Haß und Verachtung ertheilt. Sie meinten, nur Metrik, Grammatik, Rhetorik dürfe man aus den Schriften des Alterthums lernen, was den Inhalt angehe, so wären die jüdischen Bücher weit vorzuziehen. Wir wollen des Beispiels wegen nur den Versuch der beiden Apollinaris, Vater und Sohn, die heidnischen Bücher ganz entbehrlich zu machen, des Gregor von Nazianz ähnliche Unternehmung und seine Erklärungen über den Werth der Schriften des Alterthums anführen, weil sich in beiden Fällen eine gleiche Verachtung des Inhalts der Alten zeigt. Beide Apollinaris kamen zwar später wegen ihrer dogmatischen Meinungen in übeln Ruf, Basilius der Große tadelt auch an manchen Stellen die Vielschreiberei des Vaters, eines zu seiner Zeit unter den Christen sehr angesehenen Mannes, er tadelt ihn aber nur von Seite seiner Glaubensirrthümer, nicht wegen des närrischen Beginnens, von dem wir reden wollen. Das Unternehmen der beiden Männer verdient

um so mehr Aufmerksamkeit, als ja Gregor's von Nazianz Gedichte einen ähnlichen Zweck haben und der Kirchengeschichtschreiber Sokrates nöthig findet, das Studium der Alten gegen Leute, welche unwillig waren, daß man nicht bei den nachgemachten Alten des Apollinaris stehen geblieben sey, zu vertheidigen. Als nämlich Julian den Christen untersagt hatte, an heidnischen Lehranstalten Stellen zu bekleiden, und keine christlichen Grammatiker, Rhetoren und Sophisten auf denselben dulden wollte, erklärten die beiden Apollinaris, sie wollten dafür sorgen, daß man an den christlichen Schulen der Alten nicht mehr bedürfe. Der Eine übernahm die Verfertigung der Prosa, der Andere wollte die neue christliche Poesie schaffen. Der Vater schrieb eine christliche Grammatik; er machte aus Mosis Büchern ein Heldengedicht e), aus den historischen Büchern des A. T. aber Dramen, theils im daktylischen Versmas, theils in allen Versmaßen der griechischen Tragödie. Dabei sorgte er dafür, daß alle griechischen Sprachformen, alle Figuren der Redekunst in seinen neuen Büchern vorkämen. Während der Vater den einen Theil der alten Literatur aus dem alten Testamente nachmachte, schuf der Sohn aus dem neuen Testament den Andern. Er machte aus den Evangelien und der Apostelgeschichte Platonische Dialoge! Gregor von Nazianz macht den Homer entbehrlich durch ein langes Epos über sein Leben, die Lyriker durch seine vermischten Gedichte und Jamben, die alten Tragiker und Komiker durch seine Tragi-Komödie vom leidenden Christus. Diese Fabriken travestirter Werke des Alterthums hatten freilich Anfangs kein Glück; es verflossen aber kaum hundert Jahr, so ward im Occident wie im Orient der Grundsatz des Apollinaris und Gregorius als ein ächt christlicher angenommen und ausgeführt, wie man an Salvianus, Prudentius, Orosius sehen kann, deren Namen wir nennen, weil sie wahrscheinlich unsern Lesern bekannter sind, als ähnliche griechische Schriftstel-

---

e) *Τὴν τέχνην γραμματικὴν χριστιανικῷ τύπῳ συνέταττε, τάτε Μωυσέως βιβλία διὰ τοῦ ἡρωικοῦ λεγομένου μέτρου μετέβαλε.*

ler. Damit man nicht glaube, daß nur Apollinaris, der, wie Basilius sagt, auch andere mehr jüdische, als christliche Grillen eingesogen und verbreitet hatte, auf den Gedanken kam, auf Unwissenheit und Barbarei eine Art Glauben zu gründen, aus dem nothwendig der blindeste Aberglauben entspringen mußte, wie Apollinaris eigene Grillen am besten beweisen f), so wollen wir einige Stellen aus Gregor's Briefen hinzufügen. Er schreibt im sieben und dreißigsten Briefe an Gregor von Nyssa, die frommen Männer der Gemeinde hätten ihm kund gethan, wie er, sein lieber Freund, jetzt leider einen heidnischen, einen ruhmlosen Ruhm suche, wie er in der Stille zum Schlimmeren herabgekommen sey, und wie ihn der Teufel in falschen Ehrgeiz verstrickt habe. Was ist dir begegnet, ruft er ihm zu, weisester Mann, was hat dir selbst an dir so mißfallen, daß du jene heiligen und gar lieblichen Bücher, die du einst dem Volke erklärtest, weggeworfen und unter die Füße getreten, dagegen die herben und falschen der Heiden wieder zur Hand genommen hast, und lieber ein Rhetor, als ein Christ seyn willst? Ich habe gerade umgekehrt den Ruhm des Rhetors mit dem eines Christen vertauscht, und sage dafür Gott den größten Dank. — — Dann fährt er fort: „Wirf mir nicht ein, daß der Alten Bücher vortrefflich geschrieben sind, rede mir nicht von deiner Rhetorik. Wie? War ich nicht ein Christ, als ich mich mit den Alten beschäftigte und die Regeln der Beredsamkeit vortrug? War ich nicht gläubig und treu, als ich noch unter den Jünglingen mich befand?" In diesem Ton wird die Bußpredigt

---

f) Basilius epist. CCLXIII. Opp. Vol. III. pag. 406. sagt: Da er (Apollinaris) eine Fähigkeit hatte, über alles Mögliche zu schreiben, so füllte er die Welt mit seinen Büchern und vergaß, was der Prediger sagt: Hüte dich, viele Bücher zu machen. In vielen wird auch viel gesündigt — —. Seine theologischen Behauptungen stützt er nicht auf Schriftbeweise, sondern auf Vernunftschlüsse, daher der Unsinn seiner jüdischen Behauptungen, daß die Christen zum Gesetz, zur Beschneidung, zum Opferdienst u. s. w. zurückkehren würden.

fortgesetzt, er kündigt ihm an, daß er (Gregor von Nyssa), weil er die Alten lese und erkläre, für ihn gewissermaßen gestorben sey, daß man daher für ihn, wie für einen Todten, zu Gott beten müsse, der ja auch die Todten aufzuerwecken im Stande sey! Ganz in demselben Ton ist das Schreiben an den Rhetor Eudorus, (der sieben und fünfzigste der Briefe) abgefaßt. Gregor erkennt Eudorus Vorzüge an; er gesteht ihm Talent, Philosophie, Tugend und Ruhm zu, scheut sich aber nicht, von der Wissenschaft des Eudorus, d. h. von der Alten Weisheit, auf folgende Art zu reden: „Jene Philosophie, die du dir angeeignet hast, erfordert, daß du nicht ferner strebest, in Dingen zweiter Ordnung den zweiten Rang zu behaupten, sondern vielmehr den ersten in Dingen des ersten Rangs. Denn selbst wenn du unter den Rednern und Gelehrten den ersten Rang hättest, solltest du doch diesen ersten Platz unter den Dohlen verschmähen, da du ein Adler werden kannst. Wie lange willst du zögern, dich über niedrige, an der Erde kriechende Dinge zu erheben, und auf einen Schatten stolz seyn? Warum willst du nicht die Ergözzungen des Lebens, die mehr Schmerz als Vergnügen bringen, Andern überlassen?" In diesem Ton, der für die Kanzel vortrefflich paßt, aber nur diejenigen überzeugt, die durchaus überzeugt seyn wollen, oder mit dem Prediger schon vorher einerlei Meinung waren, geht es durch den ganzen Brief fort. Im neunzigsten Briefe (an Adamantius) zeigt sich die Verachtung der edlen Geistesbildung noch deutlicher. Der Heilige hält es nicht für kleinlich, seine alten Schriftsteller um einen guten Preis zu verkaufen, als sich eine Gelegenheit zeigt; doch gibt er eine Predigt mit in den Kauf, die den Käufer gegen das Gift, das der Heilige feil hat, warnen soll. Er schreibt seinem Freunde: Er habe den Quark, nach dem Adamantius so begierig sey, längst in den Winkel geworfen, Motten hätten viele der Schriften des Alterthums, die er ehemals angeschafft habe, gefressen, der Rauch habe andere zerstört; seit Gregor die Kinderschuhe ausgezogen gehabt, habe er aufgehört, mit den Alten zu stammeln, und

streite lieber über den Ausgang des heiligen Geistes, über die Mönchsregeln, und über die Art und Weise, wie Christus Gott sey, als daß er den Pindar lese. Adamantius thue viel besser, wenn er ihm nachahme, und, statt dergleichen Zeug zu lesen, die heiligen Bücher auswendig lerne. Weil aber der schlechtere Wunsch über den bessern Grundsatz bei ihm die Oberhand habe, so wolle er ihm die Schriften, die er aus Staub und Moder hervorsuchen könne, aus Freundschaft überlassen; er bitte sich indessen gelegentlich das Geld dafür aus.

Wir glauben deutlich gemacht zu haben, daß die Sophisten, so schlecht sie waren, für die Verstandesbildung viel besser sorgten, als solche christliche Lehrer und Lehranstalten. Man wird erwarten, daß die Christen und ihre Lehrer vom Stolz, der Eitelkeit, der Streitsucht der heidnischen Sophisten weit entfernt waren, leider sehen wir aber aus der Geschichte jener Zeit, daß die Eitelkeit der heidnischen Professoren und der Hochmuth der christlichen Heiligen sich vollkommen aufwog, daß also die Jugend auch in Rücksicht der Sittlichkeit sich unter der Leitung der Erstern nicht besser befand, als unter der Führung der Andern. Was besonders die Reichen, die großen Städte und ihre Bewohner angeht, so wirft Julian mit Recht den Antiochiern vor, daß ihre ganze Frömmigkeit eine arge Heuchelei sey, daß er unablässig strebe, seine Berufspflichten zu erfüllen, und seinen Geist auszubilden, während die Einwohner der ganz christlichen und im Christenthum eifrigen Stadt jede Pflicht versäumten, und vom Gebet zu Zerstreuungen und Lustbarkeiten eilten, die er verabscheue. Er sagt in seiner Spottschrift gegen die Antiochier h): „Ich habe euch alle, oder doch die Meisten unter euch beleidigt, euren Magistrat, eure Reichen, euer Volk. Das Volk, welches größtentheils der Lehre folgt, die den Göttern des Alterthums feind ist, zürnt mir, weil es sieht, daß ich die Religion meiner Väter wieder angenommen habe, und ihr sehr ergeben bin; die Reichen sind erbittert über mich, weil ich ihnen nicht erlaube,

h) Juliani Misopogon. Opp. pag. 337 — 338.

ihre Produkte so theuer zu verkaufen, als sie gern möchten; alle miteinander aber **) sind der Tänzer und der Schauspieler wegen mit mir unzufrieden. Nicht als wenn ich sie hinderte, diese zu besuchen, oder sie ihnen entzöge, sondern nur, weil ich mich weniger darum bekümmere, als die Frösche in den Sümpfen." Dasselbe, was hier Julianus den Antiochiern vorwirft, läßt sich sehr leicht von den christlichen Alexandriern und Römern beweisen, und in Kleinasien hatte, wie aus Basilius Briefen hervorgeht, alles Mönchthums ungeachtet die neue christliche Jugendbildung keine besseren Früchte getragen. Basilius Landbischöfe, deren er aus Eitelkeit unzählige gemacht hat, treiben mit den Weihen Handel, und alle seine Ermahnungen und Drohungen, dem schändlichen Gewerbe, welches sie, wie er sagt, mit dem Namen eines gottesfürchtigen beehren, zu steuern, sind vergebens hh). Der Diakonus Glycerius bringt die christlichen Schüler des Heiligen durch sein Betragen in so übeln Ruf, daß beide Vertheidiger des Mönchswesens, Basilius und Gregor, sich alle mögliche Mühe geben müssen, um die Sache zu unterdrücken. Sie bieten dem schändlichen Menschen Verzeihung und sogar die Beibehaltung seiner Priesterstelle an, wenn er nur zu ihnen zurückkommen und sich ruhig halten will. Dieser Mensch, der seines handfesten Körpers und Glaubens wegen, wie Basilius sagt, Diakonus geworden ist, bedient sich des Vorwands, die Jungfrauen im heiligen Gesang zu unterrichten, um eine Art Nonnenkloster um sich zu sammeln. Die christlichen Jungfrauen haben an dem kräftigen, derben Geistlichen und Gesanglehrer großes Gefallen, er steht als eine Art Abt oder Beichtvater an der Spitze und lacht den Dekan und den Landbischof aus, die ihm sein loses Betragen verweisen. Der Bischof nimmt sich endlich der Sache an, jetzt geht aber der Diakonus mit allen Mädchen durch, und läßt sie öffentlich tanzen und singen. Die ganze Nachbarschaft strömt hinzu, um diesem Schau-

---

**) Dies ist der Punkt, um dessen willen wir die ganze Stelle anführen.

hh) Epistol. LIII. u. IV. Basil opp. vol. III. pag. 147 — 149.

spiele beizuwohnen, und des Scandals erfreuen sich alle lustigen Leute der Umgegend. Die Eltern und mit ihnen Basilius und Gregor versuchten lange vergebens, der Sache ein Ende zu machen, die Mädchen lachten die Eltern aus, und der Vorsteher der christlichen Nonnengesellschaft hörte auf die Heiligen nicht. Dies sind freilich nur einzelne Beispiele und könnten nur Ausnahmen seyn, wir haben sie aber ausdrücklich aus einem Kreise gewählt, wo man dergleichen am wenigsten erwarten sollte, und übergehen die aus allen Kirchengeschichten bekannten Gräuel, Mordthaten, Mißhandlungen, welche durch die ewigen Streitigkeiten über die Glaubensartikel und deren dialektische Bestimmungen veranlaßt wurden. Diese letztern gehören mehr der politischen Geschichte an, wir halten uns an das, was mit dem Unterrichtswesen der Zeit und dem Einfluß der einen oder andern Schule näher zusammenzuhängen scheint. In dieser Beziehung wird es nicht unpassend seyn, noch einige Bemerkungen über den Charakter und den Ton der Häupter der heidnischen Sophisten und der christlichen Mönchsschulen beizufügen. Wenn wir von beiden nicht viel Vortheilhaftes sagen können, so liegt die Schuld an der Sache und an den Menschen, nicht an uns. Wir wollen übrigens, wie wir schon vorher gethan haben, die Stellen selbst, den Bericht der Freunde der genannten Männer oder ihre eignen Ausdrücke wiedergeben, und überlassen das Urtheil dem Leser. Was die Sophisten angeht, so würden wir sie ungerecht beurtheilen, wenn wir Maximus, von dem wir zunächst reden, und der seinen Hochmuth theuer genug bezahlen mußte, als Repräsentanten der Sophisten überhaupt ansehen wollten. Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß gerade in dieser letzten Zeit des römischen Staats viele unter den heidnischen Gelehrten und Sophisten mit eben dem uneigennützigen Eifer der Wissenschaft dienten, als die christlichen Geistlichen ihrem Glauben oder ihrem Vorurtheil. Selbst ein Libanius und Julian hatten nicht mehr Eitelkeit, als die Heiligen Basilius und Gregor, und waren bei aller Heftigkeit gerechter und gemäßigter gegen die Christen, als der zuletzt

genannte Heilige gegen die edelsten Heiden. Der größte Philosoph der Zeiten Julian's, Maximus, ist einer der Männer, deren Leben wir bei Eunapius finden, und seine Geschichte ist für den Zustand der Wissenschaft und des Unterrichts der letzten Zeiten des Heidenthums eben so wichtig durch die Rolle, die er unter Julian gespielt hat, als durch die schändliche Verfolgung, welche ihn nach Julian's Tode traf. Wir sehen am Beispiel dieses Mannes, daß die Geheimnißkrämer und Hierophanten der Heiden, die sich des Umgangs mit den Göttern und Geistern rühmten, denselben Hochmuth nährten, und eben so begierig nach weltlicher Macht und Ansehen waren, als die Geistlichen der Christen, die eben so überspannte Grundsätze predigten, als sie. Wir dürfen die Rolle, welche Maximus in Julian's Zeit spielte, um so weniger unerwähnt lassen, als daraus hervorgeht, daß noch unter Constantius Regierung der Unterricht der berühmten heidnischen Lehrer in großem Ansehn stand, und daß die aus der Schule des Aidesius hervorgegangenen Männer in Kleinasien und in Syrien förmliche Akademien bildeten. Auch wird sich gelegentlich zeigen, daß Julian's Unvorsichtigkeit bei der Begünstigung seiner Lehrer, die Hofgunst, deren sie genossen, sowie das willkührliche und gewaltsame Verfahren, vermöge dessen man der Bildung und dem Lichte der Vernunft, dem Zeitgeist zum Trotz, Eingang verschaffen wollte, der Erhaltung der wahren Wissenschaft und der Beförderung der Verstandesbildung, welche die Sophisten dem blinden Glauben der Christen entgegensetzten, mehr schadete, als alle Feindseligkeit der christlichen Kaiser. Maximus ganze Familie war durch Rhetorik berühmt, der Eine seiner Brüder, Claudianus, war einer der letzten Lehrer der heidnischen Wissenschaften in Alexandria, und nach der nicht ganz unwahrscheinlichen Meinung vieler Gelehrten, der Vater des lateinischen Dichters Claudianus; der zweite Bruder, Nymphidianus, hatte eine Anstalt in Smyrna begründet, die in großem Ruf stand; Maximus selbst war der berühmteste Schüler des Aidesius, und trat in Ephesus auf, während seine Mitschüler, Chrysanthius, Priscus und Eusebius

den Ruhm ihres Lehrers und seiner Schule in Griechenland und in den Städten Kleinasiens aufrecht erhielten. Er trieb neben seiner Rhetorik die mystischen Künste der Geheimnißkrämer seiner Zeit, er bestrickte Julian durch tönende Perioden schwülstiger Rede, durch Träume phantastischer Seher, durch Sinnbilder wunderlicher Mythologie. Er war es, der ihn antrieb, die heiligen und geheimen Weihen des Hierophanten in Athen, den Eunapius nicht zu nennen wagt, zu suchen. Diese Weihen und Mysterien hörten nach Eunapius erst dann auf, als die Schwarzröcke (die Mönche) zugleich mit den Barbaren Alarich's in Athen eindrangen i). Indem Julian diesem Maximus das Ohr lieh, vereitelte er seinen eigenen Plan, den Aberglauben auszurotten und durch bessern Unterricht ein kräftigeres Geschlecht zu erziehen. Denn Maximus rief (statt der dialektischen Klopffechter für eine neu geschaffene Glaubenslehre, von denen es seit Constantius Zeit am Hofe gewimmelt hatte,) die elendesten Sophisten und alberne Hierophanten an den Hof, und diese wurden bald eben so verhaßt, als kurz vorher die zänkischen Mönche und Bischöfe gewesen waren. Die verständigsten unter den heidnischen Gelehrten, ein Chrysanthius, ein Libanius, erschienen gar nicht am Hofe; Priscus fand sich zwar ein, ließ sich aber nicht wie sein Freund, der Hierophant, von der Hofgunst berauschen. Maximus erschien gleich nach seiner Ankunft bei Hofe in fürstlichem Glanze; er häufte Schätze und Reichthümer, vergab Stellen und vertheilte die Gunstbezeugungen des Kaisers; er zeigte den Uebermuth eines Lieblings, und den Stolz eines Ministers, während er Tag und Nacht mit seinem Kaiser von Mysterien und heiligen Weihen, von Göttern und Dämonen redete, und sich und Julian, die alte Religion und die Bildung, die sie befördern wollten, tödlich verhaßt machte.

---

i) **Eunapius I. p. 52—53.** *Ὅτε Ἀλλάριχος, ἔχων τοὺς βαρβάρους, διὰ τῶν Πυλῶν παρῆλθεν — — — Τοιαύτας αὐτῷ τὰς πύλας ἀπέδειξε τῆς Ἑλλάδος ἥτε τῶν τάφεια ἱμάτια ἐχόντων ἀκολύτως προςπαρεισελθόντων ἀσέβεια κ. τ. λ.*

Wenn Maximus die Grundsätze der Cyniker bekannt hätte, wie man glaubt, so wäre die Aehnlichkeit mit den christlichen Mönchen und Bußpredigern noch größer. Daß Libanius eine andere Art Hochmuth hatte, die nicht weniger lächerlich, aber weit weniger gefährlich war, sehen wir vorzüglich aus seiner Rede gegen k) diejenigen, welche ihn hochmüthig und prahlerisch genannt hatten, sowie aus der in seinem Alter gehaltenen oder geschriebenen an die jüngere Generation, die ihn nicht mehr mit Beifallklatschen aufnahm, wenn er sich öffentlich hören ließ l). Am deutlichsten sieht man aber das Leere und Eitle der Wortkünstelei aus dem lächerlichen Briefe Julian's an Libanius, als ihm dieser eine seiner Reden zugeschickt hatte. Es ist der vierzehnte unter Julian's Briefen, er lautet m): „Einen großen Theil deiner Reden habe ich gestern vor dem Mittagessen gelesen; nachdem ich gespeiset hatte, las ich daß Uebrige, ohne abzubrechen. Ob du Glückseliger, der du so reden, oder vielmehr so empfinden kannst! O Rede! O Seele! O Verstand! O Eintheilung! O Gründe! O Ordnung! O Eingang! O Ausführung! O Harmonie! O köstlicher Redebau!" Wir glauben freilich, daß Einiges in dem flüchtig geschriebenen Billet Scherz seyn mag; aber welcher Geschmack! Welche Uebertreibung! Daß es mit der Letztern völlig Ernst ist, sehen wir aus den unmittelbar nachher folgenden Schreiben an den Liebling Maximus. Wer dieses gelesen hat, wird sich nicht mehr wundern, wenn der Mann irre an sich selbst ward, seine Stellung mißbrauchte und den Haß der Christen auf sich lud. Wir wollen auf sein Schicksal und zugleich auf das Schicksal der Gelehrten, zu deren Grundsätzen er sich bekannte, zuerst einen Blick werfen, dann die christlichen Sophisten, die wir den heidnischen immer gegenüber gestellt haben, in ihren Verhältnissen unter einander und zu den edlen Heiden etwas näher betrachten. Jovian,

---

k) *Πρὸς τοὺς βαρὺν αὐτὸν καλέσαντας.*

l) *Πρὸς τοὺς νέους, περὶ τοῦ λόγου.*

m) Juliani Opera ed. Spanhemii pag. 382—383.

der unmittelbare Nachfolger Julian's, dem die zänkischen Geistlichen schaarenweise am Rande der Wüste entgegenkamen, um ihn für die eine oder andere spitzfindige Bestimmung der Lehre von der Gottheit Christi einzunehmen, ehe er noch den Fuß auf das alte Reichsgebiet gesetzt hätte, ließ sich durch das Schimpfen und Zanken nicht bewegen, Julian's Freunde zu verletzen; er ehrte in Maximus und den andern Sophisten die Wissenschaft. Valentinian und Valens hatten für Wissenschaft keinen Sinn, sie gaben nur den Mönchen Gehör, und diese beschuldigten den Geheimnißkrämer, daß er durch seine Zauberei an den Krankheiten der beiden neuen Regenten Schuld sey. Maximus und Priscus wurden verhaftet. Der Letztere, der kein Geld hatte, wurde von den christlichen Rathgebern der Kaiser frei gelassen; Maximus dagegen, der sich unter Julian bereichert hatte, sollte eine große Geldsumme bezahlen. Er konnte oder wollte nicht zahlen, er blieb daher in Haft, und ward von seinen frommen Verfolgern grausam gepeinigt. Nach einem vollen Jahr trat der heidnische Redner Themistius, der damals in Constantinopel viel Aufsehen machte, und dessen sich Valens bediente, um Thaten gegen die Gothen, die er niemals gethan hatte, in prächtiger Rede preisen zu lassen, vor seinem Kaiser auf, und suchte Maximus, den man damals als eine Stütze der Wissenschaft gegen den blinden Glauben ansah, zu retten. Schon vorher hatte ihn Klearch, Statthalter der ganzen Westküste von Kleinasien, ein Mann von Bildung, der, ungeachtet er kein Christ war, bei Valens in großer Gunst stand, in Schutz genommen. Klearch und Themistius wirkten ihm die Freiheit aus; seine frommen Verfolger waren aber unversöhnlich, ihnen war Maximus ein gefährlicher Teufelsbanner, seine Hinrichtung eine Wohlthat für die von seinem Zauber bedrohte christliche Gemeinde. Seine Schützer waren daher kaum entfernt, als er als Zauberer eingezogen, verurtheilt und in Ephesus enthauptet ward. Libanius sagt, mit ihm sey die alterthümliche Bildung ausgestorben, und nach seiner Zeit untergegangen. Vergleichen wir mit diesen Sophisten, ihrem eitlen und unruhigen Treiben die

beiden Verbreiter und Gründer der ascetischen Moral und einer jede Kraft und Thätigkeit tödtenden Lehre vom leidenden Gehorsam, von einem stillen, gottseligen Leben in der Einsamkeit oder im Kloster, und dies neue System des Jugendunterrichts, das sie einführten, so sehen wir leider auch diese unaufhörlich schaltend und waltend, streitend und zankend und ihre Thaten stets im Widerspruch mit ihren Worten. Basilius redet immer von Ruhe und Stille, von Demuth und Bescheidenheit, von Einsamkeit und Gehorsam; dennoch muß unser zwar protestantischer, aber der Autorität der Kirchenväter zu Gunsten des Glaubens ungemein günstiger Lebensbeschreiber des Gregorius von Nazianz einräumen, daß, als die beiden frommen Leute alle möglichen Mittel anwandten, um Basilius zum Bisthum von Cäsarea, der Hauptstadt von Kappadokien, zu bringen (natürlich blos zur größern Ehre Gottes, und zum Vortheil der Gemeinde), sie neben den andern Gründen auch den gehabt hätten, daß Basilius der kirchlichen Oberaufsicht nicht allein am würdigsten, sondern auch dem Herrschen gar nicht abgeneigt gewesen sey. In der That, er schreibt und redet nur von Demuth, Einsamkeit, Liebe, geht er aber nach Pontus, so beklagt er sich, daß man ihn dort nicht gut habe leiden können, natürlich, weil die Leute nicht viel taugen. Wird er nachher Presbyter seines Bischofs, so zerfällt er sogleich mit diesem, und sein Freund hat alle Mühe, Scandal zu verhüten. Freilich hat der Bischof Schuld. Basilius ist kaum Bischof, so zerfällt er mit seinem alten Busenfreunde Gregor von Nazianz; er sieht ihn über die Achsel an und macht ihn zum Bischof eines elenden Fleckens. Von nun an ist er im ewigen Kampf, bald für die Natur Christi, bald für das Wesen des heiligen Geistes; gegen Anomöer und Pneumatomacher ist er ein Felsen im Meere, an dem ihre Wogen sich brechen, wie er sich bescheiden ausdrückt; die Sabellianer machen ihm Kummer; gegen die Arianer gürtet er sich mit dem Krebs des Glaubens und gegen die Apollinaristen mit dem Panzer der geistlichen Streitkunst. Freilich fühlt er selbst, daß er um Worte und

Sylben, um Dinge streitet, die kein verständiger Mann für bedeutend halten würde; er will das auch gar nicht läugnen, sagt aber n): „Das, worüber ich streite und was ich zu bestimmen suche, ist freilich gar klein, wenn es blos von außen her betrachtet wird; es ist scheinbar verächtlich, aber die Bedeutung dieser Kleinigkeiten und Worte, wenn man sie symbolisch nimmt, ist groß. Es ist damit, wie mit dem Saamen des Sesam, der zwar der kleinste unter den trockenen Pflanzensaamen ist, aber, wenn man ihn ordentlich säet, eine Pflanze giebt, die einem Baume gleicht. Mancher wird lachen, wenn er meinen Eifer über Sylben sieht; die Gottlosen werden aber eine unerfreuliche Frucht ihres Lachens ärndten. Ich kümmre mich wenig um der Menschen Schmähungen, achte ihren Tadel nicht, und setze meine Forschung und Prüfung fort.“ Die Forschungen, die er meint, sind seine eignen Predigten und Streitschriften, denn er gesteht an einer andern Stelle stolz ein, daß er weder die heilige Schrift, noch die Bücher neuerer Schriftsteller zu lesen Zeit oder Lust habe o). Die Frucht dieses Vergessens der Schrift und der edleren Bildung aus heidnischen Schriften mußte verderblich werden. Der Heilige muß Unwissenheit und Barbarei begünstigen, wenn er, der sich mit jedem Sophisten seiner Zeit dreist messen konnte, einen Ruhm darin sucht, alle griechische Bildung, alle Beredsamkeit zu verachten p) Diese Verachtung der sophistischen Bildung ist freilich bloß Affectation, denn er künstelt, so viel nur immer möglich ist, am Ausdruck und weit-

---

n) Basilii liber de spiritu sancto cap. I. Opp. tom. III. p. 3. oben.

o) Wir wollen die Stelle hersetzen, damit man nicht glaube, daß wir dem Heiligen etwas Uebles nachsagen ohne Grund. Epist. CCXLIV Vol. III. p. 378 heißt es: *Οὐδὲ τῇ ἀναγνώσει, τῶν θεοπνεύστων γραφῶν φιλοπόνως καὶ καθ᾿ ὃν δεῖ τρόπον συγχωρεῖ παραμένειν.*

p) Epist. XX. Vol. III. pag. 197 schreibt er dem Sophisten Leontius: Die unablässige Geschäftsthätigkeit, in der ich mich gegenwärtig befinde, wird mich entschuldigen können, wenn ich so selten schreibe, zugleich macht auch der Schmutz der Rede, den ich aus dem steten Umgange mit Ungebildeten angenommen habe (*τὸ οἱονεὶ ἐρρυπῶσθαι λοιπὸν τῇ*

eifert mit den Sophisten im rhetorischen Spiel, aber die Schule, die er begründete, die Geistlichen, Mönche, Prediger und Gelehrten, welche durch seine und seines Freundes Bemühung statt der Sophisten die Lehrer des neuen Geschlechts wurden, hielten sich an sein Wort und sein Beispiel. Der Trägheit ist nichts erwünschter, als ein Wissen, zu dem nur Glauben und Nachsprechen einer Formel, nicht Denken, gehört. Auf dieselbe Weise, wie wir hier durch die Bemühung des Stifters des neuen Volks- und Jugendunterrichts Barbarei hereinbrechen sehen, droht sie auf der andern Seite dem Staate noch weit mehr, weil derselbe unablässig thätige, einflußreiche Mann, der Heilige und Redner seiner Zeit, nicht bloß Freiheit von allen Abgaben für die zahlreichen und rüstigen Menschen fordert, denen er den Namen Mönche gibt, sondern auch für sich selbst die weltliche Criminalgerichtsbarkeit in Anspruch nimmt, nicht bloß über Geistliche, sondern sogar über Diebe, wenn sie auf Diebstahl in seiner Kirche ertappt werden q). Was Gregor von Nazianz angeht, dessen Feindschaft gegen heidnische Bücher und Studien, dessen Fanatismus wir schon oben aus einigen Stellen seiner Briefe angedeutet haben, so wollen wir nur noch wenige Worte über Hochmuth und Unduldsamkeit hinzusetzen. Wir können uns hier viel kürzer fassen, da wir auf den neusten Lebensbeschreiber des Heiligen verweisen dürfen, der zu ehrlich ist, um die Wahrheit verhehlen zu wollen. Man wird sie aus dem Nebel seiner zarten, theologisch-philologischen Einkleidung leicht herausfinden, ohne daß wir mit profaner Leuchte vorangehen. Wir wollen nur zwei Punkte berühren. Zuerst wird jedermann mit uns rufen, woher so viel Zorn in himmlischen Seelen (Tantaene animis coelestibus irae?), wenn Gregor

---

κατακορεῖ συνηθείᾳ πρὸς ἰδιωτισμὸν), mich scheu, mit euch Sophisten Briefe zu wechseln, denn ich fürchte, daß ihr mir zürnt und es nicht ertragen könnt, wenn ihr Dinge und Worte hört, die euer feines Gehör beleidigen. Du dagegen u. s. w.

q) Epistola CCLXXXIV und LXXXVI Vol. III. pag. 425—26.

unmittelbar durch Basilius Ernennung zum Bischof von Cäsarea durch dessen Stolz so sehr beleidigt und durch seine Ernennung zum Oberhirten von Stasima so bitter gekränkt wird? Sein beleidigter Hochmuth kennt keine Schranken; er schreibt die gröbsten Briefe. Einer derselben schließt folgendermaßen r): „Auf! arbeite wacker fort! faß' Dir ein Herz, reiß' alles, was Deinem Stolz dienen kann, gleich einem Waldstrome, mit Dir fort! Kümmre Dich nichts um Freundschaft, nichts um unsere alte brüderliche Herzlichkeit, um den lange und traulich gepflogenen Umgang! Bekümmere Dich nichts um die Meinung, welche die Menschen aus Deinem Betragen von Dir fassen werden; gib Dich ganz Deinen eigenen Eingebungen hin! Der einzige Gewinn der mir von Deiner Freundschaft übrig bleibt, wird der seyn, daß ich künftig keinem Freunde mehr traue." In dem andern s) heißt es gleich im Anfange, in Beziehung auf das elende Nest, welches Basilius seinem alten Freunde als Bisthum hatte anweisen wollen, und welches dieser mit stolzer Demuth verschmähte: „Du wirfst mir Trägheit und Unthätigkeit vor, weil ich Dein Stasima nicht habe annehmen wollen; bist Du böse, daß es mir nicht geht wie euch, daß ich mich nicht wie ihr um Bisthümer, wie die Hunde um ein hingeworfenes Stück Fleisch, herumbeiße?" Im dritten endlich antwortet Gregor auf seines ehemaligen Freundes Zuschrift in einem Briefe, der mit folgenden Worten beginnt: „Du springst ja in Deinem Briefe stolz jubelnd gleich einem übermüthigen Füllen auf der Weide! Es wundert mich gar nicht, daß Du von der neulich erlangten Ehre ganz voll, uns zeigen willst, welches Ansehn Du erlangt hast, und Dich deßhalb größer und glänzender zu machen suchst, wie die Mahler thun, wenn sie ausgezeichnet schöne Gestalten mahlen." Man könnte dies nur für Aeußerungen halten, die ihm während der ersten Aufwallung entschlüpften; daß ist aber keinesweges der Fall, seine Selbstbiographie beweist

r) Greg. Nazianzeni epistolae, epist. XXII.

s) l. c. Epist. XXIII.

uns, daß der beleidigte Hochmuth eines Heiligen eben so unversöhnlich ist, als die gereizte Eitelkeit eines Sophisten. In der in Verse gebrachten Prosa über sein eigenes Leben wird in mehr als hundert Versen über Basilius und seinen Stolz geklagt, und Stasima als der erbärmlichste Ort in der Welt komisch beschrieben. Wir verweisen unsere Leser auf das vortreffliche Gedicht selbst t), weil wir nicht wagen, solche Poesie in Prosa aufzulösen. Wenn Gregor so mit dem Heiligen, mit seinem Busenfreunde umging, so wird man leicht vermuthen, daß er Julian nicht gelinde beurtheilt; daß er aber nach dessen traurigem Tode Schimpf- und Schandreden auf ihn hält, über seinen Tod laut jubelt, daß er ihm körperliche Gebrechen vorwirft, alle seine Fehler übertreibt, und alle Tugenden zu Lastern macht, daß er ganz keck offenbar lügt und verläumdet, wird man gewiß von dem Gründer eines frommen Unterrichtssystems, das die von Julian beschützten und empfohlenen Wissenschaften verdrängen oder ersetzen sollte, nicht ahnen. Dennoch ist es leider nur zu wahr, und sein Freund und Genosse Basilius sucht ihn durch seine Predigten kräftig zu unterstützen, oder wenigsten Gregor's Schimpfreden zu verbreiten und anzupreisen, empfiehlt sie den christlichen Studierenden und kann nicht Worte genug finden, ihren ästhetischen Werth zu preisen. Er selbst hat auf ähnliche Weise gegen Julian geredet, und Baronius so wie die Benedictiner, die Gregor's Werke herausgegeben haben, rühmen es als das größte Verdienst des heiligen Mannes, daß durch diese nach Julian's Tode (als dieser selbst sich nicht mehr vertheidigen konnte und Freunde nicht mehr vertheidigen durften) gehaltenen Reden seinem Andenken ein ewiges Brandmal aufgedrückt sey. Wie würdig, wie anständig Gregor sich über einen verdienten Regenten ausdrückt, wie er über einen Mann redet, der als Kaiser an Basilius, von dem er wußte, daß er ihm und seinen Ueberzeugungen feind sey, freundschaftlich, höflich und ehrend schrieb, wollen wir durch Andeutung einiger

t) l. c. Epist. XXIV.

Stellen bezeichnen, ohne uns am Schlusse eines Aufsatzes, der fast wider unsern Willen länger geworden ist, als er Anfangs werden sollte, auf die Art, wie Basilius und Gregor von Julian und seiner wissenschaftlichen Vorstellung von Religion und Volksbildung reden, näher einzulassen. Gleich im Anfange der ersten Rede u) ruft Gregor Völker und Zungen, Stämme und Nationen, Mitwelt und Nachwelt herbei; ja, er fordert die Engel auf, seinen Schmähungen ihr Ohr zu leihen. Dann beginnt er zu schimpfen. Julian ist ein Drache, ein Abtrünniger, ein Sanherib, ein Feind des menschlichen Geschlechts, der allen verhaßt ist, ein Unhold, der viel auf Erden geraset und gedroht, der viel Ungerechtigkeit gegen den Höchsten gedacht, viel geredet hat. Er, Gregor, ist ein zweiter Jesajas, nur daß dieser seinen Fluch spricht gegen Israel, welches von seinem Gotte gewichen, er gegen einen Tyrannen, der seinen Gott verleugnet, und darum zur Freude des Heiligen den Tod gefunden hat, den seine Gottlosigkeit verdiente. — Man bemerke, daß Julian gegen die Perser tapfer fechtend umkam. — Dann verachtet er v) die Wissenschaften, die Julian liebte und begünstigte, und tadelt ihn dennoch, daß er keine christlichen Lehrer der Beredsamkeit dulden wollte. Dann ruft er wieder nach der Reihe alle Arten von Menschen, alle Stände und Geschlechter zum Triumphgesang über Julian's Tod. Weiter unten geht er Julian's ganzen Lebenslauf durch, gibt davon einen hämischen Bericht, und erzählt den Frommen, daß die Märtyrer des grausamen, treulosen, erbärmlichen Gallus Gebete und Gaben, zu der Zeit, als Gallus und Julian noch Christen gewesen, als beide zu den Heiligen gebetet hätten, günstig aufgenommen, des edeln Julian Geschenke verschmäht hätten! Darf man sich wundern, daß ein Libanius und Eunapius von den Märtyrern nichts wissen wollten, wenn diese und

---

u) *Κατὰ Ἰουλιάνου βασιλέως στηλιτευτικὸς πρῶτος* Opp. I. p. 78.

v) l. c. pag. 79 unten und 78 oben. Er sagt: *οἵ γε καὶ σφόδρα τούτους περιφρονοῦμεν τοὺς λόγους.*

die Heiligen, die zu ihnen beteten, so urtheilten? Ist Julian den Christen gnädig, ist er mild, so ist alles bloß Heuchelei. Denn wer nicht glaubt, was Gregor verlangt, der ist, wie Julian war, ein Panther, der nie die Farbe ändert, er ist der Mohr, der nie weiß wird, er ist das Feuer, das nie zu brennen aufhört, er ist der Teufel, der ein Mörder war von Anfang, er ist ein Chamäleon und ein Proteus w). Wir übergehen, wie noch der Heilige mit dem todten Julian ganze Seiten hindurch auf dieselbe Weise zankt, ihn schimpft und apostrophirt, wie der italiänische Fastenprediger mit seinem Käppchen zu zanken pflegt, das er in die Ecke geworfen hat, wo es den unbußfertigen Sünder vorstellen soll. Wir bedauern, daß wir Gregor's Lobrede auf die Mönche nicht ganz einrücken können. Er setzt nämlich den gewöhnlichsten Mönch über alle namentlich aufgezählten Philosophen und Gesetzgeber des Alterthums. Was sind, du frecher und — wie sich zu unserer Freude gezeigt hat — sehr sterblicher Mensch, fährt er Julian an, alle deine bewunderten Männer x) gegen die Mönche? Was haben sie gethan, was sich mit den Wundern der Mönche vergleichen ließe? Fragt man, was denn die christlichen Geistlichen und Mönche thun können, so antwortet er: Ihre Thränen sind die Sündfluth aller Vergehungen, sind die Sühne der Welt. Ihre zum Gebet ausgestreckten Hände löschen Flammen aus, schläfern reißende Thiere ein, stumpfen die Schwerdter ab, jagen der Feinde Reihen, wenn sie in Schlachtordnung gestellt sind, in die Flucht **), und glaube mir, gestorbener Julian, auch deinen gottlosen Mund werden sie stopfen, wenn du gleich mit deinen Teufeln eine

w) Gregor. oratio IVta. l. c. cap. LXII. pag. 105.

x) Greg. orat. IVta. l. c. cap. LXXI und LXXII. pag. 110 und 111. Er nennt Solon, Sokrates, Plato, Xenocrates und Diogenes, Epikur, Krates, Zeno, Antisthenes, Homer und Aristoteles, Kleanth, Anaxagoras, Heraklit.

**) Man bemerke, das sagt er zu eben der Zeit, als die Gothen das griechische Reich überschwemmten und verwüsteten und die andern germanischen Völker das lateinische.

Zeitlang das Spiel der Gottlosigkeit spielst! Gregor kann nicht längnen, daß Julian ein vortrefflicher Regent war, er weiß sich aber auch dabei zu helfen. Der erträgliche Gang der Verwaltung, sagt er y), Nachlaß an Steuern, sorgfältige Wahl der Beamten, Bestrafung der Verbrecher und andere Vortheile, die sich auf das kurz dauernde Glück und auf die Freude dieses irdischen Lebens beziehen, verdanken wir ihm zwar, aber was ist das Alles, verglichen mit dem Glauben und seiner Bewahrung?

Wir brechen hier ab und überlassen dem Leser, die beiden Reden im Zusammenhange zu lesen, damit er unser Erstaunen theile, wenn er erfährt, daß unter solchen Umständen, bei einer solchen fanatischen Wuth der nach Julian's Zeit unumschränkt herrschenden Geistlichkeit, im Orient noch Schulen, Akademien, Lehrer übrig blieben, welche im siebenten Jahrhundert gewisse Fächer und Theile der alten Wissenschaft den Arabern überliefern konnten, von denen sie weiter gebracht und später zu den Lateinern verpflanzt wurden. Darüber wollen wir hier am Schlusse nur eine kurze Bemerkung beifügen, da der Raum dieses Mal eine weitere Ausführung nicht erlaubt. Die Schule, welche in Athen bestanden hatte, litt zuerst durch Alarich's Einfall in Griechenland, nachher durch den Einfluß der Mönche auf die Regierung; sie erhielt sich aber nichtsdestoweniger und wir können den Zusammenhang der athenischen Lehre mit der Schule in Alexandria und mit den syrischen Anstalten bis auf die Zeiten der Araber verfolgen. Es heißt freilich, und Gibbon hat die Geschichte sehr ausführlich erzählt, daß Justinian durch ein Edict die heidnischen Schulen geschlossen habe, es heißt sogar, daß die sieben Philosophen Diogenes, Hermas, Eulalius, Priscianus, Damascius, Isidorus beim persischen König Chosroes oder Nuschirwan Zuflucht gesucht hätten; untersucht man aber die Sache genauer, so findet sich für Justinian's Fanatismus in dieser Sache kein anderes Zeugniß, als Malala oder eine

---

y) Greg. Nazianz. Opp. l. c. cap. LXXV. pag. 113.

Handschrift des Vaticans, die Niemand gelesen hat. So viel ist gewiß, daß der Ruhm gelehrter griechischer Schulen aus Athen in die syrischen Städte überging, und daß in allen heidnischen oder christlichen Schulen, wo die Alterthumswissenschaft gelehrt ward, ebenso, wie in Alexandria der Platonismus der Lehre des Aristoteles, die dem arabischen Hange zur Spitzfindigkeit näher lag, als die des Plato, schon vor Muhammed gewichen war. Mit dieser Veränderung hing ganz genau zusammen, daß Medizin und Naturwissenschaften, Mathematik, Physik, Astronomie und Astrologie auf den syrischen Schulen vorzugsweise neben dem Aristoteles getrieben wurden. Daß der Orient Sitz der Wissenschaften geworden war, die vorher in Athen allein blühten, sehen wir aus den wenigen Nachrichten, die wir von dem Leben berühmter Lehrer des fünften Jahrhunderts auftreiben können. Wir wissen z. B., daß die beiden berühmten athenischen Lehrer Syrianus und Proclus Alexandrier waren, und daß der Letztere den Hierokles nach Alexandria sandte, um die Wissenschaft der Sophisten oder Philosophen, wie man es nimmt, aufrecht zu erhalten. Proclus selbst und Marinus, der in Athen an Proclus Stelle kam, beschäftigten sich beide eifrig und glücklich mit den mathematischen Wissenschaften. Später lehrte Isidorus, am Ende des fünften Jahrhunderts, abwechselnd in Athen und Alexandria, und in den syrischen Schulen entstand die Sitte, die Philosophie an die Erklärung des Aristoteles zu knüpfen, welche später die Araber dort lernten und sehr weit trieben. Isidorus Schüler Damasius, Simplicius und Johann Philoponus sind im sechsten Jahrhundert die Ersten derjenigen neuen philosophischen Deuter oder Mißdeuter des Aristoteles, die nach Art der Scholastiker mit ihm umgehen. Ihre Schüler lehrten auf den syrischen Schulen und vereinigten Arzneiwissenschaft mit der aristotelischen Philosophie, als die Araber erschienen. Die mathematischen Wissenschaften wurden ebenfalls mit großem Eifer getrieben und mehrentheils von Leuten, die dem Christenthum nicht geneigt waren. Diophant, dem die Araber ihre Algebra un-

streitig verdankten, wird freilich von Bombelli schon in das Jahr 160 v. Chr. gesetzt, und würde also hierher nicht gehören, aber Meermann und Montucla setzen ihn in die Zeit Julian's, und er kann auch nicht viel später gelebt haben, da Hypatia, die um 415 das Opfer des christlichen Fanatismus ward, einen Commentar über ihn herausgegeben hat. Hypatia lehrte in Alexandria öffentlich, und Synnesius, ein Christ, war ihr Zuhörer und genoß lange Zeit ihren Unterricht. Pappus und Theon, der Vater der Hypatia, suchten ebenfalls die mathematischen Wissenschaften im Orient aufrecht zu erhalten, als man dort jede andere Art von Verstandesbildung zu verfolgen anfing. Schon diese Männer leiteten auf den Weg, den die Araber nachher mit so vielem Glück weiter fortsetzten. Sie verbanden Geographie und Astronomie mit dem Studium der reinen Mathematik. Theon schrieb über Ptolemäus und über Aratus; Agathodämon kam im fünften Jahrhundert auf den Gedanken, Ptolemäus mit Karten zu versehen, wodurch Donis, Benedictinermönch in Reichenbach, der die Handschrift mit Agathodämon's Karten entdeckt hatte, veranlaßt wurde, in den Ausgaben des Ptolemäus von 1478, 1482 und 1486 diese Einrichtung des Agathodämon, welche das Studium der Geographie ungemein erleichterte, beizubehalten und die Zahl der Karten zu vermehren. Wir könnten die Namen der Griechen, welche auf den syrischen Schulen Lehrer der Araber wurden, anführen, wir brechen aber hier ab und bemerken nur noch zum Schluß, daß unter den Ommaijaden, die in Damascus ihren Sitz hatten (660 — 750), Griechen die ersten arabischen Lehranstalten für Mathematik, Baukunst, Astronomie, Arzneiwissenschaft gründen halfen. So gründeten z. B. Theodokus und Theodunus, die beiden Leibärzte des Chalifen Abd-el-Maleb die berühmte Schule der Arzneiwissenschaft in Damascus, aus welcher Phorat-ibn-Schonatha hervorging.

Ueber Aschbach's Geschichte der Ommaijaden in Spanien. *)

Das gelehrte Publikum kennt Herrn Aschbach's Gründlichkeit und Sorgfalt in Benutzung der Quellen schon aus seiner Geschichte der Westgothen; das oben genannte Werk enthält die Geschichte von Spanien von der Zeit an, wo dort der Faden der westgothischen Geschichte abgebrochen ward, bis auf das Jahr 1037. Schon die Uebernahme einer Arbeit von solcher Ausführlichkeit über eine abschreckende Zeitperiode beweiset wissenschaftlichen Muth, da der Verfasser dabei schwerlich auf das größere Publikum rechnen konnte, sondern darauf ausgehen mußte, für Männer von Fach, für Kenner und Forscher ein schätzbares Material zu liefern, indem er das Brauchbare und Nützliche aus Schutt und Trümmern, aus Dunkel und Verwirrung fleißig und treu ans Licht brachte. Der Verfasser dieser Anzeige, der, ob er gleich Conde noch nicht benutzen konnte, doch selbst nach Durchlesung des angezeigten Werks immer noch glaubt, daß er in seiner Weltgeschichte diesen Theil der spanischen Geschichte nicht ganz unglücklich behandelt habe, ist daher gewissermaßen verpflichtet,

*) Geschichte der Ommaijaden in Spanien nebst einer Darstellung des Entstehens der spanischen christlichen Reiche. Von Joseph Aschbach, Professor in Frankfurt am Main. 1r Theil 364 S. 2r Th. 376 S. 8vo. Frankfurt a. M. bei Varrentrapp.

Herrn Aschbach's Bemühungen, sobald er nur kann, anzuerkennen und das Publikum auf das obengenannte Werk aufmerksam zu machen. Herr Aschbach hat Quellen benutzt, die zum Theil schwer, zum Theil ohne besondere Verbindungen und Umstände in Deutschland gar nicht zu erlangen sind; das geht aus seiner Anzeige der gebrauchten Hülfsmittel hervor. Er gibt theils in der Vorrede des ersten Theils über die Quellen und ihren Gebrauch vollständige Rechenschaft, theils hat er ein genaues Verzeichniß der von ihm benutzten Hülfsmittel dem zweiten Theile Seite 368—376 angehängt. Da er im Buche selbst beweiset, daß er uns nicht, wie jetzt überall geschieht, Citate und Büchertitel wie Sand in die Augen wirft, so hat dies Verzeichniß mehr Werth für uns, als dergleichen sonst in unsern Augen zu haben pflegt. Non multa sed multum.

Da Conde unter uns Deutschen durch die in Carlsruhe erschienene Uebersetzung bekannter geworden ist, so wollen wir zuerst Herrn Aschbach's Verhältniß zu diesem spanischen Werk mit seinen eigenen Worten andeuten. Er sagt S. VII der Vorrede: „Alle bisherigen Arbeiten dieser Art hat das neueste Werk über diesen Gegenstand, von dem Spanier Conde übertroffen, der schon früher durch die Herausgabe der Geographie Spaniens von dem Araber Scherif Aledris und durch die Abhandlung von den mohammedanischen Münzen seine ausgezeichneten Kenntnisse und Studien in der Geschichte der Araber beurkundet hat. Sein Werk, welches in vier Abtheilungen die ganze Herrschaft der Muhammedaner in Spanien umfaßt, gibt in den zwei ersten Theilen, d. h. im ersten Bande, die Geschichte der Ommaijaden. In Wahrheit, fährt er fort, ist es keine kritische Geschichte nach den Anforderungen des jetzigen Standpunkts der historischen Wissenschaften mit den nothwendigen Untersuchungen, Forschungen und Vergleichungen in den verschiedenen gleichzeitigen Quellen, sondern es liefert als eine treue und sorgfältige Uebersetzung ganzer arabischer Geschichtswerke dem Historiker trefflichere und ausführlichere Materialien als alle seine Vorgänger.

Die arabischen Schriftsteller, die er für die Ommaijadische Geschichte übersetzte, sind — es folgen die Namen, die wir weglassen — wovon keiner vor dem zehnten Jahrhundert lebte, die meisten aber im zwölften Jahrhundert schrieben, freilich nach Nachrichten früherer Schriftsteller; sie sind daher immer authentischere Zeugen, als die obengenannten Sammler arabischer Geschichten, Noveiri, el Mogrebi, el Chatib, Ibn Khaldun u. s. w., die im 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderte lebten, und aus Mangel kritischen Forschens eine Menge Irrthümer in ihre Geschichte hineinbrachten." Herr Aschbach spricht dann auch von Isidorus Pacensis, er hat aber ganz übersehen, daß Pagi in seiner Critica in Annales Baronii, dem er überhaupt zu wenig Ehre anthut, da er sich oft viele Mühe hätte sparen können, wenn er ihn sorgfältig benutzt hätte, fast den ganzen Isidorus Pacensis eingerückt hat, und zwar nur die Stellen, die von Bedeutung sind und da, wo man ihrer bedarf. Pagi hat den Text so correct als möglich gegeben, und Ref. hat sich ganz gut damit helfen können, obgleich er, weil von keinem Thucydides und keinen Dingen die Rede ist, die auf der Goldwage gewogen zu werden verdienen, ihn nicht mit dem Texte in der España sagrada verglichen hat. Es wäre allerdings zu wünschen, daß der letzte Text irgendwo abgedruckt würde, immer würde aber der Herausgeber wohlthun, den Text, wie ihn Pagi gibt, zu vergleichen. Wenn der Verfasser den Plan, nach dem die bisherigen drei Bände spanischer Geschichten, die er uns geliefert hat, geschrieben sind, durchführt, so erhalten wir ein Buch, welches uns in den Stand setzt, die Quellen der spanischen Geschichte leichter benutzen zu können. Er hilft uns durch das Labyrinth der verwickelten, oft verdrießlichen und ermüdenden, immer eintönigen Kriege, Streitigkeiten, Theilungen, Wiedervereinigungen, romantischer Mährchen und Uebertreibungen, Mordthaten und Frevel, ritterlicher Tapferkeit und Galanterie, spanischer Abentheuerlichkeit und Prahlerei, fanatischer Gräuel und Verbrechen einen Weg zu bahnen und im chaotischen Dunkel verwirrender Händel ein Licht

zu finden. Der Spanier Ascargota, obgleich er beweiset, daß er Masdeu und andere neuere spanische Bearbeiter der Geschichte gut kennt, streift freilich zu sehr oben hin, er übergeht die Mauren ganz, doch hätte Herr Aschbach manchen Wink von ihm benutzen und sich dadurch manches Einzelne, das nicht frommt, ersparen können. Wir wollen, um unsern Lesern die Uebersicht des Buchs zu erleichtern, zuerst den Gang kurz angeben, den der Verf. durch die beiden Bände hindurch verfolgt hat, dann die Stellen bemerken, die uns besonders wichtig scheinen und worauf wir unsere Leser aufmerksam machen möchten, und zuletzt einige Bemerkungen, theils über den Inhalt, theils über die Form mittheilen; nicht sowohl um dem Verfasser Belehrungen oder Winke zu geben, oder das Publikum auf Mängel aufmerksam zu machen, als vielmehr, um zu beweisen, daß wir das Werk aufmerksam gelesen haben. Herr Aschbach schickt zuerst eine kurze Einleitung von zwanzig Seiten über Entstehung des Califats und Ausbreitung der Eroberungen der Araber voraus, und geht dann im ersten Capitel des ersten Buchs zur Geschichte der Eroberung von Spanien über. Hier so wie im zweiten Capitel über die Unternehmungen der Statthalter der Chalifen von Damascus in das Frankenland könnte sich vielleicht der Verfasser etwas kürzer gefaßt haben; wir wissen es ihm indessen darum nicht weniger Dank, daß er so vielen Fleiß auf die undankbare Geschichte von Raubzügen gewendet und jeden einzelnen Punkt in den Noten erörtert hat. Das dritte und vierte Capitel behandelt er mit eben dem Fleiße und eben der Genauigkeit im Einzelnen die Geschichte der innern Kriege der Mohammedaner kurz vor und unmittelbar nach dem Sturz der Ommaijaden in Syrien. Das erste Capitel des zweiten Buchs (S. 109 seqq.) ist dem ersten Regenten Abderrahman I. gewidmet, die zwei folgenden Capitel berichten die Entstehung und Bildung der kleinen christlichen Herrschaften in Spanien. Der verrätherischen und feigen Capitulation Theodemirs in Andalusien, um die Gothen in ein Joch zu geben, das sich die Griechen in Asien zu ihrem Ver-

derben auflegen ließen, wofür Theodemir und die Seinigen auf kurze Zeit den Schein einer Unabhängigkeit in einem Winkel Andalusiens behielten, hatte der Verfasser an einer andern Stelle erwähnt, obgleich er die Sache nicht so würdigte, wie sie es verdiente; hier gedenkt er der Asturischen Herrschaften und der sogenannten spanischen Mark der Franken. Theodemir's Freunde und Nachfolger hatten bekanntlich das Schicksal, das Jeder verdient, der wahre Ehre für Schein und das höchste Gut des Menschen für niedern Vortheil und Genuß aufopfert und verkauft, der nicht wagt, den Tod der Schande und Sclaverei vorzuziehen. Die folgenden ersten Capitel des dritten Buchs enthalten die Geschichte Hescham's I. und Hakem's I., im dritten Capitel wird Abderrahman's II. Geschichte mit der Geschichte der gleichzeitigen asturischen Könige und der fränkischen Grafen von Barcelona verbunden. Im ersten Capitel des vierten Buchs treten wieder neben den Mauren unter Muhammed dem Ersten die Geschichten der Kriege Ordoño des Ersten und Alfons des Großen sehr bedeutend hervor, das zweite und dritte Capitel beschäftigen sich dagegen wieder fast ausschließend mit maurischen Händeln, ausgenommen, daß auch hier Alfons der Große eine bedeutende Rolle spielt. Das folgende vierte Capitel ist ganz dem asturischen Königreich unter Alfons dem Großen, so wie das fünfte der Entstehung des Königreichs Navarra und der erblichen Grafschaft Barcelona gewidmet. Fast die ganze erste Hälfte des zweiten Theils S. 1—160 nehmen die wichtigen und anziehenden Geschichten der Regierung der beiden bedeutendsten Chalifen der spanischen Dynastie Abderrahman des III. und Hakem des II. ein. In Rücksicht des zweiten Capitels wünschten wir, daß Herr Aschbach einen Blick auf Ascargota geworfen hätte. Dieses Capitel handelt nämlich von Abderrahman's Händeln mit den kleinen christlichen Staaten, Herr Aschbach hätte aus Ascargota sehen können, daß selbst ein Spanier auf diese Geschichten wenig Bedeutung legt, er hätte uns Manches ersparen können. Dasselbe wird mancher Leser vom vierten Capitel, nämlich

von den afrikanischen Geschichten urtheilen, aber mit Unrecht. Dieses Stück ist keine Episode, es ist wesentlich nothwendig zum Verständniß, nicht blos der Kriege und Eroberungen Abderrahman's, sondern ganz besonders zu der Einsicht in den Zusammenhang der späteren Expeditionen der sogenannten Morabethuns oder Moraviden, wie Franzosen und Spanier sagen, und der Almohaden, von denen freilich der Verfasser hier nicht reden kann, da sie in eine spätere Zeit fallen, als die, welche dies Werk umfaßt, er wird aber späterhin auf das hier Gegebene zurückweisen können. Das folgende Buch beginnt mit der anziehenden Geschichte der Verwaltung Almanzors, der seinen Chalifen unter Vormundschaft nahm, und die Geschichte dieses kräftigen Regenten läuft durch drei Capitel fort bis S. 238. Die folgenden Capitel, das vierte dieses sechsten Buchs und die drei ersten Capitel des siebenten führen uns wieder in das Labyrinth maurischer Händel, verwirrender Thronstreitigkeiten, Usurpationen und Fehden von Leuten, deren Namen die Nachwelt lieber vergessen als behalten wollte; das letzte Capitel dieses Bandes ist den christlichen Staaten in Spanien in der Zeit von 1002—1037 gewidmet.

Da der Verfasser dieser Anzeige bei der Angabe des Inhalts und des Ganzen hie und da Stellen angedeutet hat, die ihm, ohne Schuld des Verfassers, weniger anziehend scheinen, so will er jetzt diejenigen andeuten, die ein allgemeines Interesse haben, und welche er seinen Lesern nachzulesen empfiehlt. Gleich im ersten Bande bemerken wir die genaue Erzählung des merkwürdigen Zugs gegen die Franken zu Karl Martell's Zeit, den Abderrahman ben Abdallah el Gafeki unternahm. Bekanntlich umgab dieser Zug der Mahommedaner und die Niederlage, welche eine Folge derselben war, das Karolingische Haus mit einem heiligen Schein, den sonst Karl Martell, der die geistlichen Güter und Pfründen an seine Helden vergabte, durchaus nicht verdient hatte; man betrachtete fortan das Frankenreich als eine Vormauer der Christenheit, und die rohen Begleiter Karl's erhielten das Ansehen von

Kämpfern für den Glauben; es bildete sich also nach und nach der Begriff, welcher der späteren Ritterschaft anklebte und durch die Eroberung von Toledo (1085) und durch die Kreuzzüge ganz innig mit dem Lehnwesen vereinigt ward. Der ganze Abschnitt von Seite 64—82 ist in Beziehung auf deutsche und französische Geschichte wichtig und anziehend. Man muß es dem Verfasser sehr Dank wissen, daß er in den Noten jeden einzelnen Punkt der Geschichte der Raubzüge der maurischen Horden so genau geprüft hat. In der Geschichte des ersten Omijaden, oder wie der Verfasser schreiben zu müssen glaubt, Ommaijaden (Ref. ward mißbilligt, weil er so schrieb), stoßen wir auf die Geschichte Karl's des Großen, auf den Zusammenhang seines Zugs über die Pyrenäen und werden auf die Nothwendigkeit des Studiums der allgemeinen Geschichte zum Verständniß der vaterländischen aufmerksam gemacht. Wir sehen, daß Saragoßa sich in jenen Zeiten nicht weniger hartnäckig vertheidigte, als in unsern Tagen. Dies wird Seite 130 berichtet. Die Nachrichten über Abderrahman's Gebäude und dergleichen hätten in Verhältniß zu den Kriegsgeschichten etwas mehr Raum einnehmen dürfen, als die vierzehn Zeilen Seite 134. Derselbe Fall ist in der Geschichte Heschams, wo uns die wenigen Zeilen über die innere Verwaltung und die Künste S. 194 unbefriedigt lassen. Viel reicher sind die Nachrichten über die Verwaltung und den Zustand des maurischen Reichs unter Abderrahman II., die man von S. 271—76 zerstreut findet, und gewiß mit Vergnügen lesen wird. Dasselbe gilt in noch höherem Maaße von dem ausführlichen Abschnitt des zweiten Theils, wo im sechsten Capitel des fünften Buchs die innere Geschichte des ommaijadischen Reichs unter Abderrahman III. von S. 104 bis 128 gegeben wird. Noch anziehender ist, was der Verfasser im achten Capitel von S. 145—160 unter der Aufschrift: „Zustand der Künste und Wissenschaften in Spanien zur Zeit des Chalifen Hakem" zusammengestellt hat, womit man vergleichen muß, was weiter unten S. 233—38 gesagt wird, wobei die Nachrichten, welche Seite 173 gegeben worden, so wie die

Notiz über Abdelmelic's Hochzeit S. 175 — 176 nicht übersehen werden dürfen. Außerdem hat der Herr Verfasser eine erste Beilage, oder kurze Uebersicht der Wissenschaften, welche von den Arabern in Spanien cultivirt wurden, eine zweite über die Baukunst der Araber in Spanien, eine dritte über die Sculptur, Malerei und Musik, eine vierte über die Industrie und eine fünfte über das Kriegswesen zur Zeit des Chalifats, dem zweiten Theile beigefügt. Diese Andeutung der allgemein belehrenden und anziehenden Stellen wird nach Ref. Meinung ein besseres Lob des Buchs seyn, als die allgemeinen Redensarten und posaunenden Verkündigungen der Leute, die unter uns aus den Anzeigen der Bücher, die sie gewöhnlich nicht einmal gelesen haben, ein Handwerk machen. Ref. will jetzt noch einige Bemerkungen hinzufügen. Zuerst fällt ihm bei diesem schätzbaren Buche ein, wie sehr es zu wünschen ist, daß unsere deutschen Schriftsteller auf ihre Sprache mehr achten, als sie zu thun pflegen *), und sich nicht in ihrer Muttersprache Fehler erlauben, welche ihnen, wenn sie lateinisch schrieben, niemand verzeihen würde. Es ist hier nicht vom Styl, nicht von der Lächerlichkeit der blühenden und schwülstigen Redensarten, der Zierlichkeit, der Beredsamkeit und dergleichen die Rede, denn es geschieht dem denkenden Mann ein rechter Dienst, wenn ihm das Lernen nicht durch Romanenstyl und französische oder diplomatische Redekunst, die aus Nichts Etwas und aus dem Großen Kleines macht, erschwert wird. Dergleichen wird in Residenzen bewundert, der hausbackene Verstand, wie er jetzt hie und da sehr zierlich und artig genannt wird, bebt davor zurück. Wir reden blos von der Sprache. Gleich vorn in der Vorrede, in der oben angeführten Stelle über Conde, ist eine Nachlässigkeit sichtbar, wie wir sie nicht selten durch das ganze Buch antreffen. Eine kritische Geschichte nach den Anforderungen eines Standpunkts ist kein Deutsch; auch sagt man nicht, Untersuchungen, Forschungen und Vergleichungen in den

*) S. die Beilage am Schlusse dieser Recension.

Quellen. Um nur ein Beispiel aus dem Buch selbst zu wählen und zu zeigen, daß blos Mangel an Aufmerksamkeit schuld ist, führen wir an: 1r Theil S. 230: so entstand an den Thoren von Cordova durch das Volk aus den sehr bevölkerten Vorstädten ein großer Tumult und Auflauf. Gleich darauf: Hakem — der die Gesetze des Korans durch sein Weintrinken gering schätzt. Wir glauben an diesen wenigen Beispielen hinreichend deutlich gemacht zu haben, was wir eigentlich sagen wollten, wir setzten deshalb dieses nicht weiter fort, sondern wenden uns von den Worten und Wörtern zu den Sachen. In dieser Beziehung scheint uns zuerst die Verbesserung des **Isidorus Pacensis**, die (Seite 26 in der Note) der Verfasser vorschlägt, da er **Graecos** in **Saracenos** ändern will, nicht glücklich. Gerade weil Isidor mit dem Ausdrucke **Graecos** und **Romanos** abwechselt, hat er, weil beide Namen gleich bedeutend sind, und die Byzantiner sich immer nur Römer nennen, gerade diese bezeichnen wollen. Bis ins achte Jahrhundert waren ja die Griechen in jenen Meeren sehr mächtig, warum konnte nicht der letzte König der Gothen mit ihnen im Kampf seyn? Führten doch die Griechen den Mauren nach Spanien aus Italien, Dalmatien und Illyrien viele Sclaven zu, wie der Verf. dieser Anzeige in seiner Geschichte der bilderstürmenden Kaiser nachgewiesen hat. Ebenso sehen wir nicht ein, warum der Verfasser, blos auf Isidorus Pacensis gestützt, Seite 42 läugnen will, daß Musa nicht seine flüchtige Reiterei in das gothische Gebiet jenseits der Pyrenäen habe streifen lassen, wie Conde und Cardonne berichten. Daß er dies nicht gethan habe, als er die Pyrenäen einmal erreicht hatte, wäre sogar gegen alle Analogie und Wahrscheinlichkeit. Was den Zug Abderrahman's gegen Karl Martell angeht, so wundert es uns, daß der Verfasser Seite 67 das längst verlachte Mährchen arabischer und fränkischer Bulletins von 400,000 Mann und außer diesen noch einer zahllosen Menschenmenge zur Colonisation wieder aufgetischt hat. Wo sollten so viele Menschen hergekommen seyn, da die Einwanderung so bedeutend nicht war

und doch ein Theil in Spanien zurückbleiben mußte? Wovon sollten diese Leute in den Gegenden gelebt haben, wo man noch jetzt ohne Zufuhr aus der Fremde eine Armee von hundert Tausend Mann nur mit Schwierigkeit ernähren könnte, — geschweige damals. Es ist durchaus nothwendig, neben der bloßen Glaubenskritik, welche blos fragt, ob eine Thatsache einen Zeugen, eine sonst gute Quelle oder Urkunde für sich habe, noch eine andere anzuwenden, nach der etwas ganz Ungereimtes nicht wahr seyn kann, wenn es auch noch so oft wiederholt ist. Daher Cicero's Urtheil, daß wo die letztere Kritik angewendet werde, die historischen Studien ingeniosorum seyen, dagegen tantummodo ad indicia veteris memoriae cognoscenda gebraucht, blos curiosorum. Von den 375,000 Mann, die zwischen Tours und Poitiers auf dem Schlachtfelde geblieben seyn sollen, will doch auch der Verfasser S. 71 nichts wissen. Daß er die Geschichte des spanischen Zugs Karl's des Großen, dessen Zusammenhang mit den maurischen Geschichten und die Folgen dessen zerspalten hat, so daß wir, um das Ganze übersehen zu können, Seite 131 und 170 — 174 vergleichen müssen, scheint uns unbequem und hat außerdem den Nachtheil, daß an der einen Stelle aus fränkischen Nachrichten ein anderer Bericht hervorgeht, als auf der andern aus arabischen und spanischen. Auf diese Weise wird die Geschichte zu sehr der Chronik genähert, weil wir auf der einen Stelle die richtigen arabischen Namen, auf der andern die kauderwelschen der lateinischen Chroniken finden. Der Verfasser nennt mit Recht den Ibn Alarabi der fränkischen Chroniken Hussein el Abdari, und unter diesem Namen kommt er in der Erzählung Seite 129 — 30 immer vor, ganz anders auf Seite 171 — 174, wo dieselbe Sache wieder erzählt wird. Hier finden wir nicht allein S. 173 den Ibn al arabi wieder, sondern S. 172 kommt auch (ein wahrer Minotaurus) als arabischer Name das Wort Abithaurus vor, sowie Seite 185 ein Abutaurus. Wäre der Verfasser nicht so genau, so würden wir dies nicht rügen. Was der Verfasser über die spanische Musik und über Guido

von Arezzo als Erfinder des Solfirens S. 275 nach la Borde oder Murphy sagt, muß aus **Arteago rivoluzioni del teatro musico Italiano l. p. 143** und aus **Tiraboschi storia della letteratura Italiana** berichtigt werden. Daß der Name des Solfirens nicht von den arabischen Noten, zu denen wir kein großes Zutrauen haben, sondern von dem Verse von Paulus Diaconus **hymnus in Sct. Johannem**, an den die Tonleiter gelegt ward, herrührt, ist bekannt. Der Vers, der das **ut, re, mi, fa, sol, la** herab, ist folgender (wir unterstreichen die Sylben):

> **Ut queant laxis resonare fibris**
> **Mira gestorum famuli tuorum,**
> **Solve pollutis labiis reatum**
> **Sancte Johannes.**

Doch sagen die Italiäner selbst, daß Guido und Michael, die beiden Mönche des Klosters Pomposa, ihre Kenntnisse in Spanien schöpften. Die Verbindung Abderrahman's III. mit König Otto hatte Ref. in seiner Weltgeschichte schon berührt, er hatte hier mehr zu finden erwartet, als er im 2. Theile S. 103 gefunden hat; reich an Nachrichten ist dagegen das folgende fünfte Capitel; doch kann sich der Verfasser dieser Anzeige einiger Zweifel und Bemerkungen nicht enthalten. In den Erzählungen von dem vielen Golde und Silber — hier sogar auch Quecksilber — von der wunderlichen Art, wie das Alles angebracht seyn soll, glaubt Ref. den arabischen Mährchenschreiber zu erkennen, der seinem gierigen Landsmann den Mund nach der Gunst des Goldbesitzers und Goldvertheilers wässerig macht, wie Bonaparte den eiteln Franzosen durch ein Bulletin in Entzücken und Staunen versetzt; der Verständige denkt in beiden Fällen, es ist nicht alles Gold was glänzt. Die Gruppe von zwölf Thieren aus massivem Golde, mit Edelsteinen besetzt, um die natürlichen Farben nachzuahmen, macht uns schon mit offenem Munde staunen; die große Perle des Kaisers Leo, die unter diesen und andern vielen kostbaren Dingen, allein von der Decke herabhängend, immer noch Effect macht, bringt aber unsern Verstand zum

Stillestehen. Was muß das für eine Perle gewesen seyn! Dies fällt aber dem Herrn Aschbach nicht zur Last, er giebt uns den Bericht der arabischen Schriftsteller, welche, glücklicher als Thomas, auch dann glauben, wenn sie nicht sehen; nur ihre Nachricht vom Bau der Moschee in Azzähra bei Cordova hätte er ihnen nicht S. 108 nacherzählen sollen. Wir wissen in der That nicht, ob es Scherz oder Ernst ist, wenn Herr Aschbach den Arabern nacherzählt, daß diese Moschee von tausend Arbeitern in acht und vierzig Tagen erbaut worden sey. Wir wissen wohl, daß es jetzt wieder Leute genug gibt, welche die Geschichte dahin zurückbringen möchten, wo sie sich befand, ehe der Menschheit das von den Bequemen und Trägen gehaßte Licht aufging, das den Gauklern, Mystagogen, Heuchlern und Sophisten so unangenehm ist; der Verfasser gehört indessen zu diesen Leuten, deren Beginnen aller Bemühungen ungeachtet, schmählich scheitern wird, durchaus nicht, er hätte daher an den Dom von Cöln, an die Kathedrale von Mailand, oder nur an die tägliche Erfahrung denken dürfen. Auch in den folgenden Geschichten sind sehr viele handgreifliche Unwahrheiten. Wenn, nach S. 110, Abderrahman jährlich nur dreimal hundert Tausend Ducaten (Dinars) verbaute, so konnte er unmöglich Feenpaläste bauen, und noch viel weniger so viel gediegenes Gold anbringen, oder nur viele goldne Thiere gießen lassen, geschweige denn goldne Löwen und Tiger, Schwäne und Pfauen so mit Edelsteinen besetzen, daß sie dadurch ihre natürlichen Farben erhielten. Es lohnt sich der Mühe nicht, die Sache zu untersuchen, weil es bekannt ist, daß Araber und Spanier durchaus nichts berichten können, ohne ungeheuer zu übertreiben, und daß sie so glücklich sind, ihre eignen Lügen für wahr zu halten. Es geht ihnen damit gerade wie den Franzosen mit ihren Rodomontaden, mit ihren tönenden Phrasen und ihren Helden; Gott sey dem gnädig, der ihnen die Wahrheit sagt! Das sieht man jetzt am besten an der Aufnahme, die Bourienne bei den Liberalen findet; denn die Anhänger des Alten verdienen keiner Erwähnung. Wir wollen damit nicht sagen,

daß die Klatschereien, die er aufgeschrieben hat, alle wahr sind, sondern nur, daß gerade das Wahre keinen Glauben findet. Die Einkünfte Abderrahman's können, wenn er zu den hier angegebenen orientalischen Erpressungsmitteln seine Zuflucht nehmen mußte, wenn sein Vezier ihm auf die hier erwähnte Weise als Saugschwamm diente und seine Unterbeamten wieder als Saugschwämme gebrauchte, unmöglich so bedeutend gewesen seyn, als sie hier angegeben werden. Was sollen wir aber zu den 212000 Häusern von Cordova sagen? Ein solcher Anwachs erfordert doch Zeit, man denke, wie lange London schon immer gewachsen ist, und doch wäre London, eine Seestadt, der Mittelpunkt des Welthandels, die Residenz der obersten Regierung unermeßlich reicher und bevölkerter Länder in beiden Indien, bei weitem nicht halb so groß, als die Hauptstadt von Spanien? Credat Judaeus Apella! Bei Erwähnung der Art der Auflagen und ihrer Erhebung stutzt auch der Verfasser, der, in einer Handelsstadt lebend, nicht übersehen konnte, daß Druck und Erpressung mit der Blüte der Reiche unvereinbar sind, und daß, wo Wenige auf Unkosten der größern Menge schwelgen, der Wohlstand nicht dauerhaft seyn kann. Er sagt selbst S. 116: „Wie bei diesen ungeheuern Abgaben der Handel blühen und der Wohlstand des Landes immer mehr gesteigert werden konnte, bleibt ein großes Problem, dessen Auflösung eine nicht unwürdige Aufgabe für einen Staatsmann wäre." Wenn ein solcher Staatsmann sich finden sollte (wie wir daran nicht zweifeln, denn in unsern Tagen ist Alles möglich), so müßte man besorgt um ihn seyn, denn er würde gleich einem Delphischen Orakel von ganz Europa umlagert seyn und bei Tag und Nacht keine Ruhe haben. Das achte Capitel, vom Zustande der Künste und Wissenschaften in Spanien zur Zeit des Chalifen Hakem II., enthält nach Conde und Murphy Alles, was über den Eifer für Literatur und über die literarischen Anstalten in Spanien zu einer Zeit, wo ganz Europa von tiefem Dunkel bedeckt war, bekannt geworden ist. Wir zeichnen Seite 145 — 159 um so mehr aus, als einer unserer vor-

nehmen und rednerischen oder erfindenden und entdeckenden Schriftsteller sich gewiß ganz anders damit gebrüstet hätte, als der bescheidene Verfasser. Man findet dort ohne alle Declamation nur einen gedrängten Bericht und brauchbare Nachrichten. Uebrigens hofft Referent, daß unter den Büchern der hier erwähnten Bibliothek von sechsmal hundert Tausend Bänden nicht viel so unnütze Bücher waren, als das Buch in hundert Abschnitten, für einen orientalischen Despoten über die Staatsklugheit der Fürsten und die Grundsätze einer guten Regierung von zwei grundgelehrten Pedanten geschrieben, die für ihre Dedication Staatsräthe wurden. Für uns ist es interessant zu erfahren, daß man schon in der Residenz Cordova, wie in andern Residenzen, auf den Gedanken gekommen war, von abstrakten Philosophen, Sophisten und Hofleuten auf der einen, von grundgelehrten Leuten auf der andern, von Diplomaten und kecken Schwätzern auf der dritten, eine Literatur verfertigen zu lassen, die man von der Residenz aus als Mode-Artikel und Antidotum einschwärzen könnte. Das hieß auch unter den Arabern Wissenschaftlichkeit. Die beiden Staatsräthe haben es sich gewiß nicht nehmen lassen, daß sie allein und neben ihnen der für den Koran eifernde Iman der Hauptmoschee Recht hätten. Es ist nichts Neues unter der Sonne. Auch das erste Capitel des sechsten Buches über Almanzor's Verwaltung von Spanien enthält anziehende Nachrichten. Was der Verf. bei Gelegenheit der Anstalten, die unter Almanzor in Spanien bestanden, S. 236 von den durch Gerberts (den nachherigen Sylvester II.) in Europa verbreiteten arabischen Zahlzeichen sagt, ist keineswegs ausgemacht; eher sind sie durch den bekannten Constantin, den man den Philosophen nannte, welcher Robert Guiscard empfohlen war, im Kloster Monte Cassino lebte und aus dem Arabischen viele Bücher übersetzte, eingeführt worden. Gern würde Ref. auch noch von den Beilagen handeln, seine Anzeige ist aber schon zu ausführlich geworden.

Schlosser.

Beilage zu S. 280.

Wie gegründet diese Klage ist, wollen wir mit einigen Beispielen zu beweisen suchen, und zwar aus einem Schriftsteller, dessen Sprache selbst in Lehrbüchern als musterhaft gepriesen wird. Wir meinen unsern berühmten Historiker Heeren. Eines seiner vielgelesenen Werke führt den Titel: „Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonien." Die europäischen Staaten, die nach den Sitten und Bestrebungen der Völker, wie nach der Politik ihrer Cabinette so mannichfach unterschieden sind, die aus Republiken, Autokratien und constitutionellen Monarchien, aus Land- und Seemächten bestehen, die sich gegenseitig ihre Länder mit Festungen und Zolllinien verschließen, die große Heere und Flotten halten, um sich zu bekriegen, diese Staaten können unmöglich ein System bilden. Denn wenn es auch einzelne Fälle gibt, wie z. B. bei dem Grundsatze der Legitimität, wo sämmtliche, oder doch die meisten und mächtigsten europäischen Staaten in ihrer Politik von einer und derselben Idee geleitet werden, so gibt es dafür zehn andere Fälle, wo jeder Staat seine eigene Regierungsweise hat, welche der seines Nachbars geradezu widerstreitet, also mit derselben in dem Begriff eines Systems nicht zusammengestellt werden kann. Der Verfasser erklärt zwar Th. I. S. 6 u. f. der vierten verbesserten Auflage, was man unter System zu verstehen habe, wir zweifeln aber, daß er sich selbst ganz klar geworden sey. Das System der europäischen Staaten sey nämlich der Inbegriff ihrer Verhältnisse gegen einander, und sein allgemeiner Charakter seine (des Systems?) innere Freiheit, d. i. die Selbständigkeit und wechselseitige Unabhängigkeit seiner Glieder; es sey ein System herrschender Monarchien, worin die Republiken, die vereinigten Niederlande etwa ausgenommen,

gleichsam nur tolerirt worden seyen. Darauf entgegnen wir: Wir wollen zugeben, daß man Verhältnisse, die tausendfachen Veränderungen unterworfen sind, ein System nennen könne, wir wollen zugeben, daß die Selbständigkeit der Staaten der allgemeine Charakter dieses Systems sey, wir wollen auch nicht fragen, was man unter allgemeinem Charakter eines solchen Systems verstehen müsse, wir erinnern aber an die Vernichtung des deutschen Reichs, an den Untergang von Genua, von Venedig, von Polen. Wenn Selbständigkeit der Mitglieder der allgemeine Charakter des Systems ist,. so ist entweder das System charakterlos geworden, oder die genannten Staaten waren blos außerordentliche Mitglieder, die im Systemsrath keine Stimme hatten. So scheint es der Verf. auch verstanden zu haben, denn er behauptet, die Republiken, die Niederlande etwa (etwa!) ausgenommen, seyen gleichsam (gleichsam!) nur tolerirt worden. Man erlaube uns jedoch die bescheidne Frage: warum hat man denn die Republiken gleichsam tolerirt? Konnte man vielleicht nicht anders? — — Wir glauben durch diese wenigen Andeutungen hinreichend bewiesen zu haben, daß es durchaus keinen Sinn hat, wenn man von einer Geschichte des Systems der europäischen Staaten spricht. Aber gesetzt auch, es sey das Alles ganz so, wie Heeren sagt, so hat doch dieses sogenannte System der europäischen Staaten ganz gewiß keine Colonien.

Wir wollen anderswo aufschlagen. Im Handbuche der Geschichte der Staaten des Alterthums heißt es S. 411 der dritten, oder S. 381 der vierten verbesserten Auflage: „der ausführlichste, und, bis auf seine Hypothese, alles in Rom aus Griechenland ableiten zu wollen, doch am meisten kritisch seyn wollende, Schriftsteller u. s. w. ist Dionys von Halikarnaß.“ Wer in aller Welt hat jemals von einer Hypothese des Willens gehört, und wer wird es für ein Lob halten, was es doch seyn soll, wenn von einem Schriftsteller als Eigenthümlichkeit angeführt wird, er wolle kritisch seyn. Wie, wenn Jemand z. B. vom Verfasser der

Ideen über die Politik und den Handel der vornehmsten Völker des Alterthums das Urtheil fällte, er sey der ausführlichste und, bis auf seine Hypothese Handelsstraßen finden zu wollen, wo keine sind, doch am meisten kritisch seyn wollende, Schriftsteller über den Handel der alten Völker!

S. 403 der neusten Ausgabe heißt es von Montesquieu's Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer: „Von Neueren darf hier nur Einer genannt werden; wer möchte neben ihm stehn?" Wenn Montesquieu in diesem Theile der Wissenschaft in der That so einzig hoch dasteht, wie Herr Hofrath Heeren ihn stehn sieht, wer möchte sich neben ihn stellen? Aber wer möchte nicht neben ihm stehn?

S. 462 wird von Wieland's Schriften, und zwar von allen ohne Ausnahme, das höchst merkwürdige Urtheil gefällt, sie seyen für jeden Deutschen das Hauptmittel zu der lebendigen Ansicht des griechischen, wie des römischen Alterthums in den verschiedensten Perioden. Also eilt, ihr Jünglinge, löscht den Durst am Quell Aristipp's! Ebendaselbst nun wird auch von Wieland's Bearbeitung der Briefe Cicero's gesagt: „sie führt tiefer in die Kenntniß des damaligen Roms, als keine römische Geschichte es thut." Wäre die Negation richtig gebraucht, so müßte man auch sagen können: Hannibal ist ein größerer Feldherr als Keiner. — Dergleichen Mängel sind um so auffallender, da Heeren die Sprache so in seiner Gewalt hat. Wer kann z. B. die Einleitung in den dritten Theil seiner Ideen lesen, ohne sich des reinen und hellen Stroms der Rede recht innig zu erfreuen? Fast scheint es, als sey hie und da die Richtigkeit des Gedankens oder des Ausdrucks einer geistreichen Sentenz, einer feinen Wendung, oder dem Wunsche, glücklich durch die Klippen des Anstoßes zu seegeln, aufgeopfert worden, weshalb auch wohl, namentlich bei den kurzen Bemerkungen unter den Büchertiteln, so viele durchaus nichtssagende Urtheile vorkommen. So wird S. 383 von Levesque's Histoire critique de la république Romaine gesagt: „Wer noch länger

mit blinder Bewunderung den Ruhm des alten Roms anstaunen will, muß dieses Werk nicht lesen." Als ob überhaupt Jemand, der die Menschen noch länger mit blinder Bewunderung anstaunen will, irgend ein gutes Geschichtswerk lesen dürfte! — In dem seltsam gedrechselten Urtheil über Niebuhr's römische Geschichte, auf der folgenden Seite, heißt es: „Scharfsinn ist nicht immer Wahrheitssinn." Also wäre doch Scharfsinn zuweilen Wahrheitssinn! Ein köstlicher Trost für die guten Einfältigen, die Sinn für Wahrheit haben und gern Scharfsinn hätten. Und glaubt Herr Hofrath Heeren wirklich, Niebuhr habe keinen Sinn für Wahrheit? Es scheint allerdings, denn unter den Fehlern, die man bei Niebuhr finden soll, gehört auch (S. 384) ein stetes Streben, das bisher Angenommene (also gleichviel ob es wahr oder falsch sey) umzustoßen. In der That eine harte Beschuldigung, die Niebuhr's Forschungen ziemlich allen Werth rauben würde. Nach unserer Meinung wäre Niebuhr richtiger gewürdigt worden, wenn von ihm, statt von Montesquieu, gesagt worden wäre: Von Neuern darf hier nur Einer genannt werden; wer möchte sich neben ihn stellen? Ein großes Verdienst, auch wenn man im Einzelnen Vieles auszusetzen hat, muß dankbar und freudig anerkannt werden, man mag es diesseit der Mauer finden, oder jenseit. Doch wir entfernen uns von unserm Zweck. Wir werden später auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Es sey uns erlaubt, noch einige Worte über eine Recension von Aschbach's Geschichte der Ommaijaden zu sagen, die sich im 208ten Stück der Göttinger gelehrten Anzeigen (vom 26. Dec. 1829) befindet, und einen neuen Beweis liefert, wie leicht man sich das Recensiren zu machen pflegt. Schon der erste Satz dieser Recension enthält zwei Irrthümer; es wird da nämlich gesagt, die Geschichte der Westgothen und die der Ommaijaden bildeten vereint eine schätzbare Einleitung in die Geschichte der spanischen Monarchie im Mittelalter. Erstlich können zwei Werke, die zusammen mehr als die Hälfte des Mittelalters umfassen, keine Einleitung in dasselbe bilden, und zweitens giebt es im Mittelalter,

was der Recensent natürlich weiß, gar keine spanische Monarchie, da Spanien bis gegen das Ende des Mittelalters aus mehreren Reichen bestand. Wollte man aber einen Druckfehler annehmen und „Monarchieen" lesen, so würde das Uebel nur ärger. Im zweiten Satze bedauert der Recens., daß Herrn Aschb. das Werk l'Art de vérifier les dates entgangen sey, welches in der Continuation, Partie III, tom. 2 und 3 wichtige, aus Pariser Handschriften gezogne und mit Conde's Nachrichten verglichene Aufschlüsse über die moslemische Herrschaft in Spanien gebe. Wenn ein Buch nicht angeführt wird, so ist dies noch kein Beweis, daß es dem Schriftsteller entgangen sey. So sind z. B. Schlosser's Werke, so viel wir wissen, nirgends von Heeren angeführt, ohne daß wir darum annehmen dürften, sie seyen seiner Aufmerksamkeit entgangen; hat er doch in seiner ausgesuchten Literatur der alten Geschichte (Werke Th. VII, S. 2) auch Schröckh's allgemeine Weltgeschichte für Kinder angeführt, die ihm viel eher entgehen konnte! An und für sich ist dies auch kein Tadel; non multa, sed multum; es fragt sich nur, und das muß bewiesen werden, ob das Buch durch Benutzung dieses oder jenes Hülfsmittels gewonnen haben würde. Wir unsres Theils bezweifeln, daß die Benutzung der Art de vérif. les dates für die Geschichte der Ommaijaden von so wesentlichem Nutzen gewesen wäre. Denn erstlich erklären die Herausgeber (tom. II, p. 350) selbst, daß ihr Werk zum Theil nur ein Auszug aus Conde sey, und von wichtigen handschriftlichen Nachrichten, wie sie z. B. von Depping benutzt worden sind, haben wir nichts verspürt. Sie selbst sprechen nirgends, soviel wir gesehen haben, von ihren wichtigen handschriftlichen Quellen, ob sie gleich Casiri, Cardonne, Dombay u. A. citiren, sondern fast immer nur im Allgemeinen von arabischen oder christlichen Schriftstellern, so daß der Leser das Uebrige, Name, Alter, Grad der Glaubwürdigkeit u. s. w. errathen mag. Wir müßten also annehmen, daß sie ihr Licht absichtlich unter den Scheffel stellen, was gewiß gegen alle schriftstellerische Analogie wäre. Wenigstens hätten sie doch da, wo sie von Conde sprechen, den

ihnen, als ihre Arbeit schon vorgerückt war, Silvestre de Sacy mittheilte, über das Verhältniß ihrer Handschriften zu den von Conde benutzten etwas sagen müssen. Allein auch hier gedenken sie ihrer Handschriften mit keiner Silbe; sie sagen nur sehr bescheiden, und, wenn ihnen wirklich keine oder nur unbedeutende eigene Quellen zu Gebote standen, sehr verständig: „C'est, nämlich Conde, le meilleur, sans contredit, et le plus complet qui ait paru sur cette matière. Nous en avons tiré utilement parti, sans nous assujétir néanmoins à suivre toujours son autorité (tom. II, p. 297.).“ Sie sind also nur nicht immer seiner Auctorität gefolgt, sie sind nur zuweilen von ihm abgewichen. Und wie sehr sie diesem Führer vertrauen, davon nur Ein Beispiel. Tom. III, p. 126 heißt es bei Gelegenheit eines Kriegs zwischen Castilien und den Arabern von Granada: „Cardonne et Chénier donnent, sur cette guerre, des détails plus circonstanciés, dont nous n'avons cependant point fait usage, parce qu'il n'est pas facile de les concilier avec ceux que nous a fournis Conde.“ Nach den Götting. Anzeig. dagegen wäre Conde nur eine schätzbare Zugabe zu ihrem eignen, viel größern Reichthum. Wie es nun aber auch mit ihrem Reichthum beschaffen sey, wir wollen sehen, ob sie ihn immer gehörig benutzt haben. Wir glauben es nicht. So heißt es tom. II. p. 422 in der Anmerkung: tous les auteurs arabes sont d'accord sur la date de la bataille de Calatañasor et de la mort de Mohammed al-Mansour. Wirklich, meine Herrn, alle arabischen Schriftsteller stimmen überein? Vergleichen Sie gefälligst Aschbach II, S. 230, wo die abweichenden arabischen Schriftsteller namentlich angeführt sind. Les historiens espagnols, heißt es weiter, wie gewöhnlich ganz ins Allgemeine hinein, se sont donc trompés en rapportant ces deux événements à l'année 998. Man sehe bei Aschbach a. a. O. ob dem so ist. — In der Art de vérif. les dates t. II, p. 363 wird die Empörung der Vorstädter in Cordova, als ob gar kein Zweifel obwaltete, ohne Weiteres in das Jahr 818 gesetzt, während der genaue Aschbach, der nach Conde das Jahr

816 annimmt, I, S. 231 die verschiednen chronologischen Angaben anführt. — Ebenso wird die Einnahme von Barcelona unter Abderahman II, ohne die mindeste Angabe der Quelle oder eines Widerspruchs, in das Jahr 822 oder 823 gesetzt, während doch z. B. die Annales Bertiniani sie dreißig Jahre später setzen. S. Aschb. I, S. 267. Wir hätten noch mehreres anführen können, wollen dies aber lieber Herrn Aschbach überlassen, der vielleicht eine ausführliche Kritik dieses Abschnitts der Art de vérifier les dates beabsichtigt.

Sodann äußert Recensent, daß Villanueva's Viage literario Herrn Aschbach manche Aufschlüsse gegeben haben würde; er glaubt also, es sey nicht benutzt worden. Hätte er sich im Viage recht umgesehn, so müßte er wissen, daß dieses Buch erst für die Zeit nach den Ommaijaden besonders wichtig wird, und hätte er sich in Aschbach's Ommaijaden recht umgesehn, so müßte er wissen, daß Villanueva allerdings nicht blos benutzt, sondern auch citirt worden ist. S. Th. I, S. 364.

Mit vornehmer Flüchtigkeit wird S. 2077 behauptet, Aschbach habe die Nachrichten über Pelayo recht gut zusammengestellt, „wobei er freilich Masdeu's Vorarbeiten benutzen konnte.“ So! Nach Masdeu regiert Pelayo zwei, nach Aschbach (I, S. 150) regiert er achtzehn Jahre. Nach Aschbach stirbt Pelayo 751, nach Masdeu stirbt er sechs Jahre später, 757. „Prüft man jedoch alle Nachrichten und Umstände genau,“ fährt der Recensent fort, also andeutend, Aschbach habe sie nicht genau geprüft, „so scheint der Sieg Pelayo's erst in die Mitte des achten Jahrhunderts zu fallen,“ mithin — setzen wir hinzu — ohngefähr um dieselbe Zeit, die Aschbach annimmt. Aus seinem gepriesenen Ahmed el Mokri, der, beiläufig gesagt, im siebzehnten Jahrhundert lebte, kann er dies nicht geschöpft haben. Dieser enthält zwar die „wahren Quellen über Witiza's und Julian's Geschichte, wie die Araber sie erzählen“ (S. 2076), wobei freilich auch noch die wahren Quellen der Christen zu beachten seyn möchten, allein bei Pelayo's

Geschichte scheint er gegen seine Gewohnheit einmal auf **unwahre** Quellen gestoßen zu seyn. Denn er behauptet, und die Orientalisten können es in den Göttinger Anzeigen auf arabisch lesen, Pelayo sey als Geißel in Cordova gelassen worden und zur Zeit Alhor's (Al-Haour's), der Spanien schon 716 verlassen mußte, zu seinen Landsleuten entflohn. Neu ist das eben nicht, nur Schade, daß es auch nicht wahr ist. Wie kommt es aber, daß unter allen Stellen, die sich auf die vorliegenden Geschichten beziehen, gerade nur die angeführt wird, wo Mokri mit dem Recensenten in Widerspruch ist? Warum belehrt er uns nicht über die Geschichte Witiza's und Julian's, wo Mokri die **wahren** Quellen enthält? Wußte er nicht, daß Murphy (Shakespeare und Horne), der ja hauptsächlich Mokri folgt, die Sache schon mitgetheilt hat? Sollte er vielleicht Murphy nicht gelesen haben? Es heißt in dessen History of the Mahometan empire in Spain London 1816 S. 79: „who (Pelayo), being settled at Cordova as a hostage for the chief man of his country, fled from that city whilst Alhurru-bn-Abdirrahman ruled, in the year 98 of the Hijra." u. s. w. Bei Pelayo wird in Parenthese belehrend hinzugefügt, „dessen Name an πέλαγος erinnert." Das ist ohngefähr ebenso, als wenn man sagen wollte: „der große Orientalist Silvestre de Sacy, dessen Name an silva erinnert." Ist dieser Pelagius etwa der Erste, der den Namen geführt hat? Ein wenig gelehrter und ingeniöser wäre es, wenn man an die Purpurfarbe, pelagium, dächte, worauf sich noch allenfalls eine scharfsinnige Hypothese nach dem neuesten Geschmack bauen ließe.

Nach allem Obigen gränzt es an das Wunderbare, daß Recensent, wie er S. 2075 versichert, mit den von Aschbach gewonnenen Resultaten „**nach sorgfältiger Prüfung**" fast durchgängig einverstanden ist. Bezieht sich aber dieses Einverständniß, im Gegensatz zur Geschichte der Ommaijaden, nur auf das zunächst vorhergehende, das Entstehen der **christlichen** Reiche in Spanien, so dürfen wir erwarten, daß der Recensent, im Besitz des Ahmed el Mokri und mit besserer

Benutzung der Art de vérifier les dates und des Viage literario, der Geschichte Spaniens unter den Arabern eine ganz veränderte Gestalt geben wird. Wir werden ihn alsdann ohne Zaudern als Imperator begrüßen.

Bercht.

Ueber Bignon's Geschichte von Frankreich

vom 18. Brûmaire (1799) bis zum Frieden von Tilsit. *)

Als Bignon, dem von Napoleon in seinem Testament ausgesprochenen Wunsche gemäß, die Geschichte der französischen Diplomatie von 1792 bis 1815 zu schreiben beschloß, fühlte er selbst, daß er einen schlüpfrigen Boden betrete, auf dem er zwei feindlichen Partheien, welche beide den Grundsatz haben: wer nicht für uns ist, der ist wider uns, wohlgerüstet gegenüber stehen müsse. Während die Einen ihn der Undankbarkeit beschuldigen, werden ihn die Andern als Schmeichler und Schönfärber anklagen. Er hat sich daher bemüht, in der Vorrede zu seinem Werke in einem Gespräche zwischen dem Geschichtschreiber und seinem Leser die Vorurtheile gegen seine Unpartheilichkeit zu zerstreuen. „Ich will für Napoleon weder Sleidan noch Paul Jovius werden, die Karl V. seine Lügner nannte, weil der Eine zu viel Böses, der Andere zu viel Gutes von ihm gesagt habe. Ich will suchen, gerecht zu seyn." — Eitles Bemühen, — entgegne ihm der Leser — Sie werden

---

*) **Histoire de France** depuis le 18 Brumaire jusqu' à la paix de Tilsit p. M. **Bignon.** Bis jetzt 4 Bände, welche bis zur Schlacht von Austerlitz gehn. Dieses Werk ist eigentlich nur ein Theil einer größern Arbeit desselben Verf., welche die Zeit von 1785 — 1815 umfassen soll. Auf dem Titel steht das Motto: „Je l'engage à écrire l'histoire de la diplomatie française de 1792 à 1815." Testament de Napoléon.

seine Fehler, seine Ungerechtigkeiten, seine Verbrechen, vielleicht ohne es zu wollen, verhüllen, mildern. „Seine Fehler? Seine Ungerechtigkeiten? Warum? Er war Mensch; er bleibt noch groß genug. Seine Verbrechen? Sir Walter Scott führt drei Thatsachen an, die man so nennen könnte. Zwei derselben werden von diesem Schriftsteller selbst in Zweifel gezogen. Wer wagte es, das dritte zu leugnen? Ich werde die Wahrheit sagen." Und weiter unten: „Ich sage nicht wie Nestor: „ich habe mit Männern gelebt, die besser waren, als Ihr," aber ich sage Euch: ich habe mit den meisten Menschen gelebt, die historische Personen geworden sind; ich habe die Kaiser und die Könige, die Staatsmänner und die Krieger gekannt. Ist es denn ein Unrecht, die Dinge und die Menschen in der Nähe gesehen zu haben? Es wäre das Unrecht der besten Geschichtschreiber Italiens, eines Guicciardini, Macchiavell und Fra Paolo. Man wirft mir vor, ich würde mit meinen Leidenschaften und Vorurtheilen schreiben. Werdet Ihr mich nicht mit den Eurigen lesen? Uebrigens ist die Kluft, welche die Vergangenheit von der Gegenwart trennt, so tief, daß auf dem Ufer, auf welches der Schiffbruch mich ausgesetzt hat, die Leidenschaften, die mich vielleicht im Sturm bewegten, wohl gedämpft seyn können. Damit Sie im Stande sind, mich ganz zu beurtheilen, will ich Ihnen eine Uebersicht meines politischen Lebens geben. Nachdem ich 1797 die diplomatische Laufbahn betreten hatte, führte mich mein Geschick in die Schweiz während der Revolution von 1798; nach Italien in den Unglücksfällen von 1799; nach Berlin in Preußens glücklichen Jahren von 1800 bis 1804; und nach einem dreijährigen Aufenthalt in Kassel führte es mich wieder nach Preußen (als Generaladministrator des eroberten Landes) in den unglücklichen Tagen dieser Macht von 1806 bis 1808. Ich war (als Generaladministrator) in Wien 1809, in Warschau und Wilna 1811 und 1812, in Krakau und Dresden 1813. Ich kehrte nach Frankreich zurück mitten durch die feindlichen Heere 1814." — Darauf — fragt der Leser weiter — wurden

Sie politischer Schriftsteller? — „Ich sah die französische Nation entmuthigt, an sich selbst verzweifelnd; ich suchte ihr zu zeigen, was sie im Vergleich mit allen Mächten Europa's sey, und diese Lage war herrlich (admirable), wenn nicht Menschen, welche Frankreich nicht kannten, die Regierung irregeleitet und neue Stürme hervorgerufen hätten. Zu gleicher Zeit vertheidigte ich den ehrwürdigen König von Sachsen gegen den auf dem Wiener Congreß ersonnenen Plan, ihn zu berauben; denn ich kann mit Stolz die Bemerkung machen: wenn ich viel, vielleicht zu viel geschrieben habe, so habe ich wenigstens meine Feder nur dazu gebraucht, die Schwäche gegen die Gewalt zu vertheidigen. Ich habe den Großherzog von Baden vertheidigt, als man sein Land zu zerstückeln drohte, die constitutionelle Monarchie von Neapel gegen die Congresse zu Troppau und Laybach, die Fürsten von Anhalt gegen Preußen, die Rechte der Nationen gegen die heilige Alliance, und die ganze Menschheit in meiner Abhandlung über die Aechtungen. *) Sodann erzählt er, wie und warum er in den hundert Tagen Dienste genommen, wie er mit Guilleminot, Davoust und dem Grafen Bondy die schlecht gehaltne (trop mal observée) Convention unterzeichnet habe, die den Verbündeten zum zweiten Mal die Thore von Paris geöffnet; seine Wirksamkeit als Deputirter; seine Abneigung sowohl gegen Despotismus, wie gegen Revolutionen, wobei uns gesagt wird, Napoleon's Despotismus sey nur eine Dictatur gewesen, und zwar eine nothwendige, denn Napoleon habe nicht die Freiheit gewollt, sondern die Herrschaft Frankreichs (la suprématie de la France) über Europa.

---

*) Edler Mann! Aber, wenn man fragen darf, vertheidigten Sie, als Napoleon noch lebte, auch die Könige von Portugal und Sardinien, den Kurfürsten von Hessen, den Herzog von Oldenburg, den Herzog von Braunschweig, den Fürsten von Oranien? — Einige gute Bemerkungen über das Werk des proscriptions, wodurch sich Bignon um das ganze Menschengeschlecht verdient gemacht haben will, findet man in Lucchesini's Schreiben an den Professor Valeriani, hinter dem zweiten Bande seines Werks über den Rheinbund.

Darauf entwickelt Herr Bignon seine Grundsätze über Geschichtschreibung. Er verwirft die ausländische Theorie, wonach Geschichte die (Darstellung der) Entwickelung der Menschheit sey, welche (Menschheit) aus fünf Elementen bestehe, der Industrie oder dem Nützlichen, den Gesetzen oder dem Gerechten, den Künsten oder dem Schönen, der Religion oder dem Heiligen, und der Philosophie oder dem Wahren; die französischen Theorieen, nach welchen die Geschichte die Begebenheiten entweder mit oder ohne Lob und Tadel darstelle, seyen viel einfacher; übrigens habe er sich durchaus kein System zu Gunsten irgend einer Schule gemacht, und billige sie gewissermaßen alle, auch führe ihn die Natur seiner Arbeit zu einer ganz neuen Art, Geschichte zu schreiben.*) Für die meisten Geschichtschreiber, fährt er fort, ist der diplomatische Theil nur eine oft unmerkliche Zugabe; in meinem Werke wird sie großen Raum einnehmen. Aber vor allen Dingen müssen wir uns über den Ausdruck verständigen. Die Politik oder die Wissenschaft der Staatsinteressen gehört allen Ländern und allen Zeiten an. Die Diplomatie, wenn man in ihr nur das Werkzeug sieht, dessen sich die Politik bedient, um den Interessen, die sie verfolgt, den Sieg zu verschaffen, steigt ebenfalls bis zum Ursprung der ersten Verhältnisse der Völker unter sich hinauf; aber wenn die Politik und die Diplomatie so alt sind, als die Trennung des menschlichen Geschlechts in verschiedene Völkerschaften, so sind ihre Wirk-

---

*) Mit den fünf Elementen ist Cousin gemeint. Ausführlicher spricht Capefigue in der Vorrede zu seiner **Histoire de Philippe-Auguste**, von S. XI an, über die neuere Geschichtschreibung in Frankreich; es gebe zwei Schulen, eine beschreibende (**descriptive**), welche die Sachen erzähle wie sie sie finde, und eine rationelle und systematische, welche die Thatsachen zu einem Ganzen ordne, um allgemeine Ideen daraus zu entwickeln: in der Ersteren stehe Barante, in der Zweiten Guizot obenan; Thierry suche beide Schulen zu verschmelzen. — Warum Bignon seine „einfachen" Theorieen französische nennt, begreifen wir nicht, denn, so viel wir wissen, sind sie Frankreichs ausschließliches Eigenthum in keiner Weise.

samkeit und die Formen ihrer Wirksamkeit nicht immer dieselben gewesen. Ehemals hatten die Gesandtschaften einen besondern, bestimmten Zweck. Die stehenden Gesandtschaften sind eine Schöpfung unsers neuern Europa's. Diese Permanenz der Gesandtschaften, die in allen Hauptstädten Europa's die Gesandten der verschiedenen Mächte sich gegenüber stellt, hat eine neue Art Diplomatie erzeugt, die immer bewegt, immer lebendig, eine Art beständiger Fechtübung ist, wo ein Jeder sich bemüht, Intriguen zu knüpfen oder zu lösen, Schlingen zu legen oder zu meiden, die schwache Seite seiner Gegner auszuspähen, oder sich gegen sie zu vertheidigen; wo die Waffe, deren Erfolg am unfehlbarsten und sichersten wäre, Geradheit und Rechtlichkeit, eben diejenigen sind, deren man sich am seltensten bedient. Diese neue Art Diplomatie, welche den Völkern in vielen Beziehungen verderblich ist (man erinnere sich, daß ein Diplomat spricht!), hat auch der Geschichte einen tödtlichen Streich versetzt; auf der einen Seite hat sie ihr einen Theil ihrer Gewißheit genommen, auf der andern hat sie ihr in sehr vielen Beziehungen ihre Würde und ihren Glanz geraubt. Zu den schönsten Seiten der Geschichtschreiber des Alterthums zählt man fast immer die Reden, welche sie den Gesandten in den Mund legen, die beauftragt sind, Klage zu führen oder zu drohen, Bündniß zu schließen oder Genugthuung zu fordern. Das Talent des Geschichtschreibers entfaltet sich mit Vorliebe in den Verhandlungen, welche diese Gesandtschaften veranlassen u. s. w. Diesen Vortheil entbehren unsere Schriftsteller. Es ist ihnen nicht nur unmöglich, die Wahrheit zu verschönern *), sie sind auch fast niemals gewiß, sie genau zu kennen; es ist ihnen oft unmöglich, den Schleier, womit sich unsre jetzige Diplomatie zu verhüllen pflegt, zu durchdringen. Die bekannt gemachten Verträge, deren wichtigste Bestimmungen aber zuweilen geheim bleiben,

*) Man merke sich den Ausdruck, die Wahrheit verschönern embellir la vérité! Wer in Zukunft über historische Kunst schreibt, darf nicht vergessen, ein Kapitel von der Wahrheitsverschönerung einzuschalten.

die Mittheilungen, welche die brittische Regierung dem Parlament macht, so weit es nöthig ist, um die ministerielle Verantwortlichkeit sicher zu stellen, und, für die Periode, die uns beschäftigt, in Frankreich Bonaparte's Bekanntmachungen, — das sind die Urkunden, welche dem Geschichtschreiber zu Gebote stehn, aber wie viele Sachen bleiben ihm verborgen! Napoleon hat dies gefühlt, und um diesem Uebelstand zu begegnen, hat er mich beauftragt, von der Diplomatie an Belehrung und Interesse wieder zu fordern, was die Geschichte an Pomp und Feierlichkeit durch sie verloren hat. Diese Idee kann mit der Zeit fruchtbar werden. In geschickteren Händen, als die meinigen sind, wird sie einst ein neues System historischer Composition hervorbringen, welches dem jetzigen Zustande der Gesellschaft, besonders den Bedürfnissen freier Völker, angemessener ist. Einige Rednerbühnen mehr, vor welchen die Diplomatie jährlich erscheinen muß, werden allmählich alle ihre Geheimnisse entschleiern. Die Mittheilungen aus Paris, London und einigen andern Hauptstädten werden sich gegenseitig aufklären und ergänzen.

Für die Zeiten seit dem Anfange der Revolution bis zum Jahre 1815 ist weder in England, noch in Frankreich Alles zu Tag gefördert, und vielleicht wählte der Gefangene von St. Helena zur Ausführung des Werkes, dessen Idee ihm angehört, gerade deshalb einen Mann, der den Begebenheiten dieser Epoche nicht fremd gewesen ist. Seiner Idee treu, werde ich mich nicht darauf beschränken, wie man gewöhnlich thut, die öffentlichen Resultate der Unterhandlungen vorzulegen. Ich werde zuweilen in Einzelheiten eingehen, die entweder gar nicht oder nur sehr Wenigen bekannt geworden sind. Durch meine frühere Stellung begünstigt, kenne ich nicht nur einen großen Theil der Thatsachen, die ich zu erzählen habe, sondern weiß auch, wo die fehlenden zu finden sind. — — — Wenn mir daher auch jedes andere Verdienst abgeht, so werde ich doch nothwendig das Eine haben, daß ich manche besondere Umstände mittheile, die man anderswo vergeblich suchen würde.

Nach diesen Bekenntnissen des Verfassers läßt sich der Werth seines Buches mit ziemlicher Sicherheit beurtheilen. Der Verfasser gehört bei aller Partheilichkeit für seinen gefürchteten und verehrten Kaiser, die er umsonst zu verbergen sucht, doch nicht zu jenen steifen Unverbesserlichen, die noch heutiges Tages an einen unfehlbaren Napoleon glauben, die jedes Mißgeschick durch Verrath oder durch die Fehler seiner Untergebenen erklären, kurz nach denen Napoleon überall Recht, jeder Gegner oder Tadler überall Unrecht hat: er erkennt an, daß Napoleon als Opfer seiner eigenen, unbegränzten Ruhmsucht und Verblendung, oder mit andern Worten, daß Napoleon durch Napoleon gefallen ist, und giebt dadurch seinem Werke eine sichere Grundlage, während die Andern ihre weithin glänzenden Tempel zu des Heros Ruhm bei der Nachwelt meistentheils auf Sand gebaut haben. Da er überdem statt der Kriegsgeschichten, die ihm Nebensache sind, hauptsächlich und ausführlich dasjenige mittheilt, was weniger bekannt ist und was er genau kennen gelernt hat, die diplomatischen Verhandlungen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß Bignon's Werk, selbst durch den Widerspruch, zu dem es vielfach herausfordert, die Kenntniß unserer Zeit wesentlich fördern wird. Daß er von aller, wir möchten sagen, nationeller Partheilichkeit ganz frei sey, fordert man gar nicht. Man lächelt, wenn er die Einverleibung Piemont's vertheidigt und auf derselben Seite (II, p. 6.) das Streben der Deutschen, ihr linkes Rheinufer wieder zu erobern, als fremde Habgier, avidité étrangère, bezeichnet, während gewiß auch nicht Einmal im ganzen Buche das Wort französische Habgier vorkommt. Man lächelt, wenn auf derselben Seite ganz ernsthaft erzählt wird, Rußland und Preußen hätten dem Ersten Consul zur Erwerbung von Mantua Glück gewünscht, oder wenn uns wenige Zeilen nachher versichert wird, überall, namentlich in Berlin, sey die Taubenunschuld der Franzosen gewarnt worden, ja nicht auf einen langen Frieden mit Oestreich zu rechnen. Das Schwächste wird die Darstellung der Verhältnisse zu England seyn, da die leidenschaftliche

Stimmung, die hier überall hervorbricht, den Blick des Geschichtschreibers nothwendig trüben muß. Dies zeigt sich recht auffallend in der Art, wie er den Versuch mit der Höllenmaschine erzählt. Er hat keinen Beweis, daß die englische Regierung an diesem Ereigniß den mindesten Antheil gehabt habe; Bonaparte selbst klagte die Demagogen, die Jacobiner an; nach Bignon waren es Chouan's, die aber natürlich von Pitt, der unserm Verfasser überhaupt ein Gräuel ist, indirect dazu verleitet worden waren. Er sagt Th. I. S. 342: „Niemals, wenigstens will ich das gern glauben, hat Herr Pitt oder Lord Grenville zu jenen Rasenden gesagt: „geht hin und ermordet den Ersten Consul!" Aber Herr Pitt, aber das ganze englische Ministerium sagte den leidenschaftlichsten der Emigranten, Vendeer und Chouan's: „der Erste Consul ist unser Feind, wie der Eurige; wir trachten nur, wie Ihr, ihn zu stürzen; wir schreiben Euch weder die Mittel, noch die Art vor, aber jedes Uebel, was dem republikanischen Frankreich zugefügt wird, ist ein Gewinn für England, wofür es Euch Dank wissen wird. Wollt Ihr Gold und wieder Gold? Unsere Kassen stehen Euch offen. Geht, eine gemeinschaftliche Rache treffe den Urheber unserer gemeinschaftlichen Demüthigungen!" Weiß Bignon, wo und wann Pitt so gesprochen? O! darauf kommt es nicht an. Er muß so gesprochen haben, und da er nun, wie sich a priori beweisen läßt, wirklich so gesprochen hat, so ist es sonnenklar, daß er ein indirekter Meuchelmörder ist. Ja, Herr Bignon glaubt sogar, in seinem Urtheile nachsichtig (indulgent) zu seyn, und beruft sich dabei auf die Reden im englischen Parlament. Die Geschichte würde ein wunderlich Ding werden, wenn man jedes heftige Wort, im Unterhause oder in der Deputirtenkammer gesprochen, als historischen Beweis hinnehmen wollte! Wie sehr solche Sophistik, womit sich Alles beweisen läßt, was man beweisen will, die Würde des Geschichtschreibers erniedrige, dürfen wir wohl keinem unbefangenen und wahrheitsliebenden Menschen erst auseinander setzen. An dieser Stelle aber ist die Sophistik überdem auch so platt, daß

man nicht begreift, wie ein Mann, der so lange in diplomatischen Verhältnissen und Umgebungen gelebt hat, bei allem Haß doch nicht fühlte, er schreibe hier etwas Knabenhaftes, was seine Weltkenntniß in übeln Ruf bringen könne. Um sich den Unterschied zwischen einem besonnenen und einem leidenschaftlichen Urtheil, einer einfachen und einer lächerlich rhetorischen Darstellung, die einer mißlungenen Nachahmung des Livius gleicht, recht anschaulich zu machen, vergleiche man, was Bourrienne, der sich übrigens auch arge Dinge erlaubt hat *), im dritten Capitel des vierten Bandes (S. 37 u. f. der Stuttg. Ausg.) über denselben Gegenstand sagt. Hat sich Herr Bignon vielleicht Napoleon zum Muster genommen? Als der Moniteur vom 27. Germinal den Tod Paul's I. und das Einlaufen einer englischen Flotte in die Ostsee mittheilte, wurde nicht nur jeder Satz durch drei Ausrufungszeichen dem Nachdenken der Leser besonders empfohlen, sondern es wurde auch mit dürren Worten hinzugefügt: „l'histoire nous apprendra les rapports qui peuvent exister entre ces deux événements!!!“ Ja in einer Note, welche Talleyrand 1804, als Antwort auf Rußlands Klage über die Verletzung des Völkerrechts bei Verhaftung des Herzogs von Enghien, an Herrn von Oubril richtete, wurde England officiell, und zwar, wie Bignon (III, p. 440) versichert, auf Napoleon's ausdrückliches Verlangen, ohne Umschweif angeklagt, Paul I. ermordet zu haben. Die Stelle ist zu merkwürdig, um nicht wörtlich angeführt zu werden. „La

*) Man vergleiche das Schriftchen des Freiherrn vom Stein: Herr von Bourrienne und Sahla. Frankfurt a. M. in der Brönner'schen Buchhandlung. — Herr vom Stein urtheilt darin auf der letzten Seite über Bourrienne's Buch im Allgemeinen: „So sehr ich mich über die Art zu beklagen habe, in welcher in den Memoiren des Herrn von Bourrienne meiner gedacht wird, so muß ich nichts destoweniger einräumen, daß dieselben Materialien von hoher Bedeutung und nicht geringem Werthe für die Geschichte, vornehmlich für die Geschichte jener Begebenheiten enthalten, von welchen er Zeuge gewesen.“ Solche Unpartheilichkeit ist ehrenwerth.

plainte que la Russie élève aujourd'hui conduit à demander, si, lorsque l'Angleterre médita l'assassinat de Paul I, on eût eu connaissance que les auteurs du complot se trouvaient à une lieue des frontières, on n'eût pas été empressé de les faire saisir." (T. III, p. 439.) Natürlich drückte Dubril in seiner Antwort das Befremden seines Hofs über diese Verläumdung aus, die zugleich im Herzen Alexander's die schmerzlichsten Erinnerungen hervorrief; aber, wer sollte es glauben, in diesem Schritte sieht Bignon (p. 447) nichts als eine unbegreifliche Großmuth, also eine Thorheit! Warum ließ man nicht den Verdacht auf den ohnehin gottlosen Engländern haften?

Da es passender scheint, bevor eine umfassende Kritik gegeben wird, die Erscheinung der noch fehlenden Theile abzuwarten, so brechen wir hier ab, und begnügen uns, zwei Bruchstücke über den Frieden von Lüneville und den Tod Paul's I. mitzutheilen, die in verschiedenen Beziehungen eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Daß wir nicht immer wörtlich übersetzen, sondern zuweilen abkürzen und nichtssagende Phrasen weglassen, wird unsern Lesern gewiß nicht unlieb seyn.

Die Friedensunterhandlungen zu Lüneville nach Bignon.

(T. I, p. 354.)

Das östreichische Cabinet, welches einen Theil seiner Gewandtheit darin sucht, in unsern Tagen die Feinheiten des Mittelalters zu bewahren (?), hatte seinem Gesandten Vollmachten ertheilt, die in unbestimmten, zweideutigen Ausdrücken abgefaßt waren, was ihm erlaubte, je nach den Umständen die eine oder die andere Bedeutung anzunehmen oder zu verwerfen. Diese Vollmachten ermächtigten ihn, den Frieden in Verbindung mit dem Bevollmächtigten Sr. Großbrit. Maj. abzuschließen. Konnte man aus diesen Ausdrücken folgern, daß er ihn ohne Theilnahme Englands nicht schließen dürfe? Der französische Unterhändler Joseph Bonaparte, welcher vorangehen wollte, ohne über die Formen zu streiten, war der Meinung (den 9. Nov. 1800), daß diese Vollmachten mit den seinigen übereinstimmten, weil sie in Bezug auf England nicht restrictiv, sondern nur facultativ seyen, d. h. indem sie die Befugniß ertheilten, in Gemeinschaft mit England zu unterhandeln, darum die Befugniß, ohne dasselbe zu unterhandeln, nicht nähmen. Da Oestreich für den Augenblick Zeit gewinnen wollte, so verwarf Herr von Cobenzl diese Auslegung, und behauptete, seine Vollmachten müßten im restrictiven Sinne verstanden werden. Die Schlacht von Hohenlinden mit allen ihren Folgen wird nöthig

seyn, um der bestrittenen Phrase den entgegengesetzten, wahren Sinn zu geben. *)

Indeß wurden doch, ungeachtet der verschiedenen Ansicht über den Sinn der östreichischen Vollmachten, und selbst in Folge dieser Verschiedenheit, mehrere Noten gewechselt. Anstatt bei der Frage über den Frieden stehen zu bleiben, machte Herr von Cobenzl Einsprüche gegen die Besetzung von Toscana durch französische Truppen, wogegen der französische Minister erwiderte, daß diese Klagen ein Gegenstand seyen, über den sich die Obergenerale beider Heere hätten verständigen müssen. Da der Wiener Hof damals entschlossen war, die Feindseligkeiten wieder zu beginnen, so wurde die Sprache seines Bevollmächtigten fester, obgleich er fortwährend den ernsten Wunsch aussprach, auf den Fall nämlich, daß

---

*) Oestreich hatte den 20. Juni 1800, sechs Tage nach der Schlacht von Marengo, unter der Form einer Anleihe einen Subsidientractat mit England geschlossen, worin es sich verpflichtete, vor dem 28. Februar 1801 keinen Separatfrieden mit Frankreich zu schließen. Bignon t. I. p. 226. Martens Recueil. VII. p. 387. Um Zeit zu gewinnen, hatte Oestreich den Grafen Saint Julien mit Friedensvorschlägen nach Paris geschickt, und schon den 29. Juli waren die Präliminarien auf der Basis des Friedens von Campo Formio unter viel vortheilhaftern Bedingungen, als später zu Lüneville, unterzeichnet worden. Allein Oestreich, statt sie anzunehmen, schickte den Grafen Saint Julien, weil er seine Vollmacht überschritten habe, auf eine Festung in Siebenbürgen, und erklärte, daß es keinen Separatfrieden schließen könne, daß aber England bereit sey, an den Unterhandlungen über einen Definitivfrieden Theil zu nehmen. Dieß wollte aber Bonaparte nur unter der Bedingung zugeben, daß England vorher einen Waffenstillstand schließe, und den Franzosen gestatte, die von den Engländern blockirten Festungen, besonders Malta und Alexandria, mit Truppen, Lebensmitteln und Kriegsbedarf zu versehen. Natürlich ging England darauf nicht ein. Der Hauptgrund, weshalb Bonaparte die Theilnahme Englands zurückwies, lag in der Furcht, daß es sich der Abtretung des linken Rheinufers widersetzen möchte. Bignon t. I. p. 239. Man sieht hieraus wohl deutlich, daß es nicht der östreichische Diplomat war, welcher sophistisch auslegte. Vergl. Schoell Hist. abrégée des traités de paix, V, p. 341.

der Erste Consul England dabei zulassen wolle, die Unterhandlungen fortzusetzen. Aber außerdem, daß Frankreich nicht im Stande gewesen war, sich mit der englischen Regierung über einen Waffenstillstand zur See zu verständigen, zeigte der französische Bevollmächtigte in einer Note vom 22. Nov., daß zwischen den Angelegenheiten, welche Oestreich mit Frankreich zu erörtern habe, und denen, worüber Frankreich und England sich verständigen müßten, keine Gemeinschaft sey, und daß diese Verschiedenheit die Vereinigung und das Zusammenwirken der beiden Verbündeten unnütz mache. „Was kümmert England", sagte Joseph Bonaparte, „die Erschöpfung Frankreichs und Oestreichs, und die Verwüstung von halb Europa? Was kümmert Oestreich der Untergang der französischen Colonien, die Vernichtung des Handels und die Zerstörung alles Gleichgewichts zur See? Seitdem es erwiesen ist, daß England selbst die Ermattung Frankreichs und Oestreichs zur Befriedigung seines Ehrgeizes benutzen kann, ist es unpassend, dasselbe zur Theilnahme an ihren Erklärungen einzuladen, wofern es sich nicht ganz mit ihrer Lage gleichstellt (à moins qu'elle ne s'identifie avec leur situation). — — — Hätte die französische Regierung den Antrag gemacht, nur mit Oestreich allein zu unterhandeln, so könnte man vielleicht annehmen, es wolle die Verbündeten trennen, um den Krieg mit England fortzusetzen; allein sie hat Sr. kaiserl. Maj. keinen Friedensvorschlag gethan, den sie nicht zugleich an Se. Großbrit. Majestät gerichtet hätte. Sie hat eine Bedingung gemacht, unter welcher sie mit beiden Verbündeten vereint unterhandeln wolle, sie hat an besondere Unterhandlungen mit ihnen keine Bedingung geknüpft, und ist stets geneigt gewesen, gleichzeitig, wenn auch nicht gemeinschaftlich, mit ihnen zu unterhandeln."

Die Discussion über diesen Text zog sich bis in die ersten Tage des Decembers hinein, wo die Erneuerung des Kampfes in Deutschland den Angelegenheiten eine neue Gestalt geben sollte. Damals ging Herr von Cobenzl einen Schritt weiter. Er schlug vor, neben einer offenen Unterhandlung, zu welcher

England pro forma zugelassen würde, zugleich eine geheime und besondere zu führen, deren sämmtliche Grundlagen vorher festgesetzt werden sollten. Die wichtigste dieser Grundlagen war, daß Oestreich die Entschädigungen, die es dem Vertrag von Campo Formio zufolge in Deutschland zu fordern hatte, in Italien erhalten sollte. Unter diesen Bedingungen war der östreichische Gesandte ermächtigt, die Friedenspräliminarien zu unterzeichnen. Im Weigerungsfall hatte er Befehl, sich nach Frankfurt zu begeben. Der Vorschlag war bedenklich; er wurde der französischen Regierung mitgetheilt.

Die Zulassung eines britischen Bevollmächtigten, unter welcher Form es auch sey, sowie ein neuer Waffenstillstand, ward verweigert, aber der Erste Consul erbot sich, mit Oestreich einen Definitivfrieden zu unterzeichnen und die Ratification bis Ende Februars geheim zu halten; und um die Auflösung des Knotens zu beschleunigen, gab er in deutlichen und bestimmten Worten die Bedingungen an, unter welchen er zu unterzeichnen bereit sey: „Für Oestreich die Linie des Mincio mit dem Mantuanischen bis an den Oglio; für den Großherzog von Toscana ein Staat, der aus den Gebieten von Ferrara, Bologna und der Romagna zusammengesetzt wird; für den Herzog von Parma, Toscana; für den König von Sardinien Piemont bis an den Sesia. Die cisalpinische Republik sollte den Sesia und den Mincio zur Grenze erhalten.“ Dieser Antrag, welcher von französischer Seite einen lebhaften Wunsch nach Frieden bezeugte, wäre für das Wiener Cabinet ein Glücksfall gewesen, wenn es verstanden hätte, ihn zu benutzen; aber selbst Frankreich's Eifer machte diesem Hofe Muth, die Anforderungen zu steigern. Ohne seine Bemühungen um Zulassung eines britischen Bevollmächtigten aufzugeben, verlangte Herr von Cobenzl für seinen Hof die Adda als Grenze und dazu noch die drei Legationen, und die unbedingte Wiedereinsetzung sowohl des Großherzogs in Toscana, als des Königs von Sardinien in Piemont, mit erneuerter Drohung, wenn diese Bedingungen nicht angenommen würden, nach Frankfurt abzureisen. Inzwischen hatte der Sieg von Hohen-

linden (3. Dec. 1800) die Lage der kriegführenden Mächte verändert, und der französische Bevollmächtigte änderte seine Vorschläge, obgleich unbedeutend; allein der Graf Cobenzl beharrte mit derselben Festigkeit auf den Seinigen bis zum 26 December, wo der Waffenstillstand von Steyer unterzeichnet war. Erst jetzt erklärte er, daß seine Vollmachten in facultativem Sinne genommen werden sollten, und daß er ermächtigt sey, jedoch immer unter dem Siegel des Geheimnisses, Präliminarien zu unterzeichnen. Unter unbestimmten Mittheilungen verstrichen noch fünf bis sechs Tage. Erst am 2. Januar nahm die Unterhandlung einen geregelten Gang, und das Resultat der Conferenzen wurde zu Protokoll genommen.

Oestreich hat sich den günstigen Augenblick entschwinden lassen; man bewilligt ihm in Italien nicht mehr die Linie des Mincio, es muß mit der Linie der Etsch zufrieden seyn. Seit der vierten Conferenz, den 15. Januar, hatte sich der Graf Cobenzl genöthigt gesehn, in zwei große Grundlagen einzuwilligen, er hatte in der Halbinsel die Etsch mit Ausnahme von Mantua, und für Frankreich in Bezug auf Deutschland den Rhein als Grenze annehmen müssen. Am 25. gestand er noch zwei Bedingungen von der höchsten Wichtigkeit zu, die Abtretung von Mantua, und die Eiwilligung des Kaisers, zugleich für sich und das deutsche Reich zu unterhandeln. Bei dieser Gelegenheit hat man später die schneidende Politik Bonaparte's angeklagt, welche den Kaiser gezwungen hätte, die geheiligten Bande der deutschen Reichsverfassung zu zerreißen. Dieses Grundgesetz, hat man gesagt, das Erhaltungsprincip der Rechte der Fürsten und der Staaten, war nie verletzt worden. Man irrt sich; dieses Grundgesetz hatte schon früher seine Ausnahmen gehabt, und das Verfahren im Jahre 1801 war nur die Wiederholung eines ähnlichen Verfahrens, welches man 1714 in Rastadt und in Baden befolgt hatte. Uebrigens waren hier die Schwierigkeiten, welche Oestreich machte, nicht sehr ernstlich gemeint. Es gab einen andern Punkt, worüber sein Widerstand viel hartnäckiger war, nämlich das

Princip der Säcularisation der geistlichen Güter. Auf der einen Seite gab sich der Wiener Hof dazu her, den erblichen Reichsfürsten auf dem linken Rheinufer ihre Länder nehmen zu lassen, und auf der andern sträubte er sich gegen das einzige Mittel, welches man hatte, sie auf dem rechten Ufer zu entschädigen. Dieses System bildete die Grundlage eines Plans, welchen der Graf Cobenzl am 16. Januar übergab, der aber bei Frankreich keinen Eingang finden konnte, da dieses sich vorgenommen hatte, die weltlichen Fürsten nicht blos für ihren Verlust zu entschädigen, sondern auch ihre Besitzungen zu vermehren, um diese Fürsten durch die Wohlthat einer Vergrößerung, die sie seiner Unterstützung verdankten, für sich zu gewinnen. Der Widerstand der französischen Regierung vermochte Herrn von Cobenzl seine Forderung abzuändern. Er gestand das Princip der Entschädigung mittels Säcularisationen zu, stellte aber die geistlichen Kurfürsten mit den Erbfürsten in Eine Linie, und verlangte, daß sie ebenfalls auf dem rechten Ufer entschädigt würden. Da aber diese Abänderung dem Hauptzweck Frankreichs entgegen war, weil sie allein einen großen Theil der disponibeln geistlichen Güter in Deutschland verschlungen hätte, so wurde sie vom französischen Bevollmächtigten entschieden verworfen, obgleich der östreichische Minister sie mehrere Tage hindurch wieder vorbrachte und mit Wärme vertheidigte.

Nachdem Oestreich die drei Legationen lange für sich selbst angesprochen hatte, war es endlich dahin gekommen, daß es dieselben, wie Frankreich gleich Anfangs vorgeschlagen, nur für den Großherzog von Toscana forderte; allein die Zeiten hatten sich geändert, und Frankreich gab sich nicht mehr dazu her, diesem Fürsten anderswo als in Deutschland Entschädigungen zu bewilligen. Am 2. Februar übergab Joseph Bonaparte dem Grafen Cobenzl ein Ultimatum, welches den Tractat, mit wenigen Ausnahmen, ganz so enthielt, wie er geschlossen worden ist. Die französische Regierung hatte damals einen großen Vortheil in der Unterhandlung; die Uebereinstimmung mit den Ansichten Paul's I. gab ihr großes Gewicht.

Wie Frankreich, wollte auch Paul I., daß die Erbfürsten durch geistliche Güter entschädigt würden. Als Oestreich, um Zeit zu gewinnen, davon sprach, einen Bevollmächtigten des Königs beider Sicilien an der Verhandlung Theil nehmen zu lassen, gab man ihm zur Antwort, daß man unverzüglich, unter Rußland's Vermittelung, mit dem Könige von Neapel Friedensunterhandlungen anknüpfen werde. Man gab sogar zu verstehen, daß Paul's I. Erbitterung gegen Oestreich so groß sey, daß, wenn Frankreich sie benutzen wollte, dieser Monarch auf den Gedanken kommen könnte, dem venetianischen Staate seine alte Verfassung wieder zu geben. Die Forderungen des Ultimatums waren stark; der Widerstand war lebhaft. Herr von Cobenzl sagte sogar, daß Oestreich, wenn wir ihm Ukasen zu unterzeichnen gäben, in seiner Verzweiflung noch Hülfsmittel besitze. Der französische Gesandte war ermächtigt, in einigen, seiner ersten Forderungen nachzugeben, namentlich in Bezug auf das Fort Kastel und einige andere Festungswerke Mainz gegenüber. Im Allgemeinen willigte Frankreich ein, die Plätze, welche es auf dem rechten Ufer besetzt hielt, Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Philippsburg, Kehl und Alt-Breisach den Eigenthümern zu überliefern, aber mit der Bedingung, diese Plätze zu schleifen. Es wäre jedoch demüthigend, wenn man diejenigen, denen diese Plätze übergeben würden, verurtheilen wollte, sie zu schleifen. „Schleift Ihr sie selbst," sagte Herr von Cobenzl, „und wir wollen festsetzen, daß sie in dem Zustande, in welchem sie übergeben werden, bleiben müssen." Diese Variante wurde von der französischen Gesandtschaft, wie man sich denken kann, ohne Schwierigkeit angenommen.

Noch immer blieben zwei Punkte zu erledigen, welche der östreichische Unterhändler lebhaft vertheidigte: die Uebersiedelung der geistlichen Kurfürsten auf das rechte Rheinufer und eine Entschädigung in Italien für den Großherzog von Toscana. Ueber den ersten Punkt war die Weigerung von französischer Seite sehr bestimmt. Was den Großherzog von Toscana anbetraf, so bestand zwar Frankreich darauf, daß

man seine Entschädigung in Deutschland finden müsse, weigerte sich aber nicht, diese Entschädigung auf der Stelle festzusetzen, und schlug vor, durch einen geheimen Artikel das Erzbisthum Salzburg dafür zu bestimmen. Man war jetzt am entscheidenden Moment. Der französische Bevollmächtigte erklärte, daß seine Regierung über keine ihrer Forderungen eine Modification mehr annehmen werde, daß man beistimmen, oder von Neuem zu den Waffen greifen müsse. Er fügte hinzu, daß, wenn das Kriegsgeschick Frankreich begünstige, das Haus Oestreich sich gefaßt machen müsse, den Thalweg der Etsch auf dem Rücken der julischen Alpen zu finden, und daß es keine Macht in Europa gebe, die nicht mit Vergnügen die Oestreicher aus Italien verdrängt sehe. Die Bezeichnung Salzburgs als Entschädigung für den Großherzog von Toscana und die Abtretung von Kastel und andern Forts auf dem rechten Rheinufer gaben dem östreichischen Bevollmächtigten den Trost, kein unbedingtes und unabänderliches Ultimatum zugelassen zu haben. Der Friede ward am 9. Februar um fünf Uhr des Abends unterzeichnet.

Außer der Ratification der französischen Regierung und des Kaisers, war noch die des deutschen Reichs erforderlich. Um den Berathungen des Reichstags die Formen einer vollständigen Unabhängigkeit zu geben, wurde die Stadt Regensburg für neutral erklärt. Der Reichstag versammelte sich ohne Verzug. Am 21. Februar wurde ihm durch ein kaiserliches Decret der Friede, den Se. Maj. geschlossen hatte, mitgetheilt, indem zur Entschuldigung, daß derselbe ohne Theilnahme des Reichs abgeschlossen worden sey, das gebieterische Drängen der französischen Regierung angeführt und zur Rechtfertigung an die frühern Beispiele eines ähnlichen Verfahrens erinnert wurde. Die geistlichen Fürsten konnten sich über die Folgen, welche dieser Vertrag für sie haben mußte, nicht täuschen. Die Opposition von ihrer Seite wäre ganz natürlich gewesen, allein ein unzeitiger Widerstand, überdem ohne die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs, hätte leicht den Schlag, der ihnen drohte, und den die östreichische

Politik zu entfernen suchen wird, beschleunigen können. Sie schwiegen. Um wenigstens den Schein der Würde des deutschen Reichs zu retten, wollte Preußen, das Reich solle sich, indem es die verlangte Ratification ertheile, seine Rechte vorbehalten, besonders wegen der kurzen Frist, die man ihm gelassen hatte, seine Meinung auszusprechen. Dieser Antrag hatte wenig Erfolg. Der Reichstag genehmigte am 7. März den Vertrag ganz einfach, und am 9. desselben Monats ward dieser Beschluß vom Kaiser bestätigt. Die Fürsten und Staaten des Reichs, mit Ausnahme derjenigen, welche die Neutralität im nördlichen Deutschland geschützt hatte, waren eine Beute aller Verwüstungen gewesen, die von langen Kriegen unzertrennlich sind. Weit entfernt daher, sich zu beklagen, daß man sie nicht zu einer langwierigern Unterhandlung zugezogen hatte, die ihre Leiden nur vergrößert haben würde, schätzten sie sich glücklich, daß Oestreich sie in dem für sich selbst geschlossenen Vertrage mit einbegriffen hatte, um so mehr, da sie zu allen in ihrem Namen gemachten Abtretungen schon zwei Jahre vorher bei dem Congreß zu Rastadt eingewilligt hatten, und einige Artikel des Friedensvertrags reichlichen Ersatz hoffen ließen.

Nach einigen unwesentlichen Bemerkungen, die wir übergehen, fährt Bignon fort:

Wenn der Vertrag von Lüneville durch seine Clauseln merkwürdig ist, so ist er es vielleicht nicht weniger durch das, was er mit Stillschweigen übergeht. Der Wiener Hof, der durch seinen Widerstand gegen die Säcularisationen seinen deutschen Verbündeten jedes Unterpfand der Entschädigung entrissen haben würde, wenn Frankreich ihn nicht gezwungen hätte, dieses Princip anzuerkennen, hatte sich um seine italienischen Verbündeten nicht viel mehr bekümmert. Man sieht in den Bedingungen des Lüneviller Friedens weder den Pabst berücksichtigt, noch den König von Neapel, noch den König von Sardinien. Der Pabst war in den Verhandlungen kaum genannt, und Oestreich hatte sich kein Gewissen gemacht, die drei Legationen zuerst für sich und dann für den Großherzog

von Toscana zu fordern. Die Zulassung eines neapolitanischen Bevollmächtigten war nur einen Augenblick vom Grafen Cobenzl in Anregung gebracht worden, um Zeit zu gewinnen. Für den König von Sardinien war der Eifer des Wiener Cabinets noch weniger lebhaft gewesen. In der That hätte es diesem Cabinet auch schlecht angestanden, mit einer zärtlichen Neigung für diesen Fürsten zu prunken; denn es hatte ihn nicht nur zwei Jahre hindurch von seinen Staaten entfernt gehalten, als es von ihm abhing, ihn wieder einzusetzen, sondern es hatte sogar die Grausamkeit gehabt, als er auf Suworow's Einladung, der ihn nach Turin rief, in Vercelli angekommen war, ihm die Thore seiner Hauptstadt zu verschließen. Uebrigens war auch die Frage für Oestreich von keinem besondern Gewicht. Ein König von Sardinien, der zwischen die ligurische und die cisalpinische Republik eingeengt war, konnte nur Frankreich's Vasall seyn. Es war daher für Oestreich ziemlich gleichgültig, ob in Turin ein Präfect oder ein König wohnte, weil der König selbst nur ein Präfect gewesen wäre *). Die Absichten des Ersten Consuls mit Piemont waren damals noch unbestimmt und den

*) Hier ist Bignon mit sich selbst in Widerspruch. Er sagt nämlich **tom. II. p. 120**, wo er von dem allgemeinen Erstaunen spricht, welches der Friede von Amiens in ganz Europa erregt habe. „Und der König von Sardinien? fragte Graf Cobenzl mit unruhiger Neugierde. Ein gänzliches Stillschweigen über das Schicksal von Piemont schien diesem Minister unmöglich, gerade wegen der Bedeutung, welches dieses Stillschweigen haben mußte. Er fühlte, und man machte ihm französischer Seits kein Geheimniß daraus, daß das gänzliche Uebergehen eines so wichtigen Punktes die unausbleibliche Vereinigung dieses Landes mit der Republick in sich schließe. Die englische Regierung legte es damals ohnstreitig ebenso aus; wir haben es aus Pitt's eignem Munde gehört.“ — Bekanntlich erfolgte die Vereinigung Piemont's mit Frankreich den 11. Septbr. 1802, nachdem man sich durch einen geheimen Artikel des mit Lucchesini am 23. Mai desselben Jahres abgeschlossenen Entschädigungsvertrags die Zustimmung Preußens gesichert hatte. Durch den 13. Art. dieses Vertrags, sagt Bignon **tom. II, p. 323**, garantirte der König von Preußen der französischen Republik

Begebenheiten untergeordnet. Man hat für gewiß ausgegeben *), der Erste Consul habe nach der Schlacht von Marengo dem Könige von Sardinien den Antrag gemacht, in seine Staaten zurückzukehren, dieser Fürst habe sich jedoch geweigert, weil er ohne Oestreich und England nicht unterhandeln wolle. Die Unwahrscheinlichkeit der Weigerung macht den Antrag sehr zweifelhaft. Ein so falscher Edelmuth wäre ein Fehler gewesen, den sich das Haus Savoien wahrscheinlich nicht vorzuwerfen hat.

Obgleich die Wiedereinsetzung des Königs von Sardinien in Turin eine der Forderungen war, welche Paul I. an Frankreich gestellt hatte, so waren die beiden Cabinette doch über diesen Punkt nicht in besondere Unterhandlungen getreten, indem der Erste Consul sich auf die Erklärung beschränkt hatte, daß die Wünsche des Kaisers zwar nichts enthielten, was sich nicht mit seinen eigenen Ansichten vereinigen ließe, daß er jedoch, bevor die allgemeinen Angelegenheiten geordnet würden, einen directen Vertrag zwischen beiden Mächten zu schließen wünsche. Hätte die Eintracht zwischen Paris und Petersburg länger gedauert, so wäre das Haus Savoien wahrscheinlich damals wieder auf den Thron gestiegen. — Dringender war die Verwendung des russischen Kaisers für das Königreich Neapel. (Nun folgen die neapolitanischen Angelegenheiten.)

---

1) die Existenz des Königreichs Etrurien; 2) die der italienischen Republik; 3) die Vereinigung der Länder, welche die 27. Militärdivision bildeten, mit dem französischen Gebiet. — In einer Note fügt Bignon hinzu: der Marquis von Lucchesini, der den Vertrag unterzeichnet hat, hüthet sich wohl, diese wichtigen Bedingungen in seinem Werk über den Rheinbund zu erwähnen.

*) Histoire d'Italie par M. Botta, tom. IV. p. 328.

Der Tod Paul's I. nach Bignon *).

(T. I, p. 430.)

Die Ursachen, welche den gewaltsamen Tod Paul's I. herbeiführten, sind von zweierlei Art: sie beziehen sich theils

---

*) Ein genauer Bericht über Paul's I. Tod wurde zuerst in einer kleinen, sehr selten gewordnen Schrift gegeben, die unter dem Titel: „Notice sur la mort de Paul Premier, Empereur de Russie" in Paris erschien. Einen zweiten enthält das siebente Stück der europäischen Annalen vom Jahr 1807, wo man auch einen Grundriß desjenigen Theils des Michael'spalastes, wo der Mord verübt ward, und die abweichenden Angaben der Notice findet. In den Hauptsachen stimmt Bignon, der seine Nachrichten theils in Berlin von einem der Verschwornen (I, p. 429), theils durch die Berichte der geheimen Polizei erhalten hat, mit der Notice und den europäischen Annalen überein, so daß alle drei Erzählungen sich gegenseitig bestätigen, berichtigen und ergänzen. Leise Andeutungen im selben Sinne geschrieben, stehen in Bredow's Chronik des 19. Jahrh. I. Seite 103. Auch der Vf. des 1804 in Frankfurt a. M. erschienenen Leben Paul's I., ein russischer Stabsofficier aus Suworow's Schule, glaubt über Paul's Tod noch einen Schleier ziehn zu müssen, der jedoch dünn genug ist, um über die Ansicht des Vf. keinen Zweifel übrig zu lassen. In der Ukase, wodurch Alexander seine Thronbesteigung ankündigte, wurde gesagt, Paul sey durch einen Schlagfluß plötzlich in die Ewigkeit versetzt worden, und der neue Kaiser erklärte zugleich, ohne die Regierung des Vaters zu erwähnen, daß er nach den Gesetzen und nach dem Herzen seiner weisen Großmutter, Katharina der Großen, regieren wolle.

auf die auswärtige Politik, theils auf die Verwaltung des Innern. Jede Störung des Handels zwischen Rußland und England ist für den russischen Adel sehr nachtheilig, indem sie die Ausfuhr der Erzeugnisse, worin ein großer Theil seines Reichthums besteht, vermindert. Das Embargo auf die englischen Schiffe und der Bruch, welcher die Folge davon war, hatten eine große Menge Hoffnungen niedergeschlagen. Dies hatte die englische Parthei, die immer in Petersburg ist, und deren Anhänger theils aus Grundsatz diesem System den Vorzug geben, theils, weil sie wirkliche Besoldete England's sind, um ihres Gewinns willen die Absichten dieser Macht begünstigen, ungemein vergrößert. Nicht geringer war die Erbitterung über einige Handlungen Paul's, welche die inneren Verhältnisse betrafen. Bei der Heftigkeit seines Charakters mußte seine Gerechtigkeitsliebe oft irregeleitet werden, und nicht Alle, die auf seinen Befehl bestraft oder verbannt wurden, waren Verbrecher. Indeß war man in einem Lande, welches gewöhnt ist, den Befehlen seiner Herrscher schweigend zu gehorchen, vielleicht weniger durch seine Härten beleidigt, als durch seine wunderlichen Launen.

Unter diesen letztern waren zwei besonders lebhaft empfunden worden. Die Eine war der kindische Eigensinn, der in den Kleidermoden der republikanischen Franzosen einen Jacobinismus sah, und deshalb, selbst für den gewöhnlichen Gebrauch in den Straßen der Hauptstadt, die Form und den Schnitt der Kleider, die man in Frankreich schon vor der Revolution trug, untersagt hatte. Die Andere war die Erneuerung der früher allen Russen, ohne Ausnahme des Rangs und des Geschlechts, obliegenden Verpflichtung, sobald sie dem Kaiser, einem Prinzen oder einer Prinzessin des kaiserlichen Hauses begegneten, anzuhalten, aus dem Wagen zu steigen und unbeweglich stehn zu bleiben. Bei einer Nation, die sich in der Kleidung, wie in den Verhältnissen des geselligen Lebens erst seit einem Jahrhundert der europäischen Sitte angeschlossen hat, hält man natürlich um so mehr darauf, den Veränderungen oder den Fortschritten der fremden Gebräuche zu

folgen, als man dadurch mit den andern Völkern auch in der Civilisation gleichen Schritt zu halten scheint. Durch diese Neigung Paul's, die Russen um ein Jahrhundert zurückzuführen, wurde der Adel ebenso in seiner Eigenliebe verletzt, als die Feindseligkeiten gegen England seine Einkünfte schmälerten. *) Zu diesen Ursachen, wovon man das geheime Wirken der englischen Parthei nicht trennen darf, rechne man noch den Ehrgeiz einiger Großen, die sich unter einer neuen Regierung einen Einfluß versprachen, der unter der damaligen Regierung zu schwer erreichbar, oder zu unsicher schien, und die Katastrophe vom 23. März ist erklärt.

Den Verschwornen zufolge wollte man nicht Paul's Tod, sondern nur seine Entsagung. Wenn ständische Versammlungen das verderbliche Recht, ihre Fürsten abzusetzen, entweder verfassungsmäßig ausüben, oder gesetzwidrig an sich reißen, so ist es möglich, daß auf die Absetzung eines Königs nur seine Einkerkerung (oder Verbannung) folge; wird aber ein Unternehmen dieser Art in einem Verein von Privatmännern geboren, dann heißt einen Fürsten absetzen nichts anders als sein Todesurtheil aussprechen. Nach einem solchen Beginnen, welches von aller gemeinsamen Garantie, die in einer großen Masse gesicherter scheint, ganz entblößt ist, gibt es für den Strafbaren keine Sicherheit, als über dem Grabe des entthronten Herrschers.

Einer der Umstände, welche die unmittelbare Theilnahme England's an Paul's Tode zu bestätigen schienen, war der Ort, wo sich die Verschwornen zu versammeln pflegten. Dieser Hauptversammlungsort war das Haus der Frau von Gerebsow,

*) Paul I. hatte den kühnen Plan, 60,000 Mann durch Persien nach Ostindien zu schicken, um die Engländer daraus zu vertreiben; zugleich sollten drei Fregatten, die in Kamtschatka ausgerüstet wurden, die englischen Handelsschiffe in den indischen Meeren wegnehmen. Man vergl., außer der Notice, Lucchesini über den Rheinbund I. S. 104 der d. Uebers. In Bezug darauf sagt Napoleon bei Bourrienne (IV, p. 104. Stuttg.) j'étais sûr de porter, de concert avec le czar, un coup mortel à la puissance anglaise dans l'Inde.

welches Lord Whitworth während seiner Gesandtschaft in Rußland täglich besucht hatte *). Diese Dame war die Schwester der Subofs, die von Paul abwechselnd verbannt und zurückgerufen, ihre Zurückberufung vergessen hatten und sich nur ihrer Verbannung erinnerten. Aber die Seele der Verschwörung war der Gouverneur von Petersburg, der vertraute Minister, der seit der Entfernung des Grafen Rostopschin diesen Günstling in dem unumschränkten Vertrauen Paul's ersetzt hatte, der General Pahlen. Wenn selbst in Republiken viele edle Seelen sich gegen Cäsar's Freunde erheben, die seine Mörder geworden sind, wie muß man den Mann beurtheilen, der in einer unumschränkten Regierung das innigste Vertrauen des Fürsten gewinnt, und statt seine Stellung zu benutzen, um einen irregeleiteten Geist auf bessere Wege zurückzuführen, keine schönere Rolle kennt, als seinen Wohlthäter zu verrathen? Wie man aber auch über den General Pahlen urtheilen mag, große Kühnheit, Kraft und Kaltblütigkeit wird man ihm nicht absprechen können. Wenn man in einem Lande, wie Rußland, daran denkt, einen Czar vom Throne zu stoßen, so muß man sich seines Nachfolgers versichern; Pahlen unterließ daher auch nicht, sich an den Großfürsten Alexander zu wenden; er stellte ihm vor, welche Uebel die wilden Leidenschaften seines Vaters hervorgebracht hätten, und suchte ihn zu überzeugen, daß von dessen Entsagung die Wohlfahrt des Reichs abhänge. Das Vertrauen war gewagt. Alexander erwiederte es, indem er den General Pahlen bat, dem Kaiser fortwährend mit Eifer zu dienen und wenigstens, so viel er vermöge, das Unglück, was er nicht hindern könne, zu vermindern. Mehrere Monate gingen vorüber, ohne daß

*) Als Lord Whitworth Petersburg verlassen mußte, folgte ihm die Gräfin Jerebzoff; sie machte mehrere Reisen in die Hauptstadt, erwartete aber im Auslande den Erfolg der Dinge. Notice. — Auch Bourrienne sagt (III, p. 161): **Le Lord Whitworth — — se retira à Riga, qui devint alors le foyer des grandes intrigues du Nord dont le dénouement fut la mort de Paul.**

Paul's Handlungsweise sich im mindesten änderte, und es scheint gewiß, daß dieselben Menschen, die seinen Untergang beschlossen hatten, seine Verirrungen begünstigten, um die Strafe derselben zu rechtfertigen.

Um den Großfürsten Alexander zu einem Entschlusse zu bringen, der seine kindliche Liebe empörte, mußte man ihn mit einem Netze von Täuschungen umgarnen, und ihn überzeugen, daß Paul's Argwohn sich sogar auf seine Söhne und seine Gattin erstrecke. Pahlen that mehr; er erregte in Paul's Seele wirkliches Mißtrauen gegen seine eigene Familie, er nährte dieses Mißtrauen, so daß, als er später mit dem Großfürsten Alexander von seinen eignen, seines Bruders und seiner Mutter Gefahren sprach, dieses nicht mehr blos Gebilde der Phantasie waren. Paul wollte, wie Pahlen sagte, Alexander nach Sibirien, Constantin in eine Festung, die Kaiserin in ein Kloster schicken *). In der That hatte Paul in seinen Unterredungen mit der Fürstin Gagarin, welche damals der Gegenstand seiner ritterlichen Neigungen war, mehrmals Drohungen ausgestoßen gegen Personen, die ihm, wie er sich ausdrückte, sehr theuer gewesen wären. Die Gefahr mochte nahe seyn, aber Pahlen stand zwischen der Gefahr und dem Kaiser. Es wäre dem Großfürsten Alexander schwer gewesen, einer so künstlich gelegten Schlinge zu entgehen. Zitternd für sich selbst und für seine Mutter, hingerissen von Pahlen's Vorstellungen, gab er seine Einwilligung zur Entsetzung seines Vaters, jedoch mit der strengen Bedingung, daß man nicht nach seinem Leben strebe, einer Einschränkung, die von Seite eines bis dahin gehorsamen und ehrfurchtsvollen Sohnes sehr natürlich war, die aber zugleich die ganze Unerfahrenheit seines Alters zeigt **). Der Zustimmung des

*) Es ist beinahe erwiesen, daß die beiden Großfürsten, Alexander und Constantin, im Begriff waren, auf irgend eine Festung geschickt zu werden, wo ihnen das Schicksal des unglücklichen Alexis Petrowitsch zu Theil geworden seyn würde. Europ. Ann.

**) Man vereinigte sich dahin, daß der Kaiser verhaftet werden sollte. Dann sollte ein mit Schonung und Rückhalt abgefaßtes Manifest

Thronerben gewiß, eilte Pahlen, mit den Häuptern der Verschwörung die letzten Verabredungen zu treffen.

Indeß war eine indirecte Anzeige des Anschlags bis zu Paul gekommen, und man hat geglaubt, Pahlen selbst habe die Verwegenheit gehabt, ihm diese Anzeige zukommen zu lassen. „Es bildet sich eine Verschwörung gegen mich,“ sagte eines Tages der Kaiser zu Pahlen. „Ich glaube es,“ antwortete dieser kaltblütig. „Mein Sohn,“ sagte Paul weiter, „ist mit den Verschwornen einverstanden.“ „Möglich,“ erwiederte Pahlen mit derselben Kaltblütigkeit. „Aber Sie, Sie selbst sind auch dabei,“ fuhr Paul fort und heftete forschende Blicke auf ihn. „Wenn ich nicht dabei wäre,“ erwiederte der unerschütterliche Verschwörer, „wie könnte ich ihrem Gange und ihren Fortschritten folgen?“ Er forderte den Kaiser auf, ruhig seiner Wachsamkeit zu vertrauen, und versprach, ihm den nächsten Morgen über alles genauen Bericht zu erstatten. Dieses merkwürdige Verhör fand am 22. März statt *).

---

von des Kaisers Verrücktheit als von einer Krankheit sprechen, welche Zeit und geschickte Behandlung heilen würden, und Alexander, indem er sich zum Regenten erklärte, sollte die Versicherung von sich geben, daß er alle Rechte und Gewalten an seinen vielgeliebten Vater wieder abtreten wollte, sobald es dem Allmächtigen gefallen hätte, ihm Gesundheit und Vernunft wieder zu schenken. Die sich hierauf beziehenden Ukasen wurden von dem General Pahlen entworfen, und die zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit nöthigen Truppen von ihm ausgestellt, ohne daß sie von ihrer eigentlichen Bestimmung unterrichtet wurden. Europ. Annalen S. 10.

*) Paul war mehrmals gewarnt worden, durch ein Billet, welches die Namen der Verschwornen enthielt, durch den Vicekanzler Rostopschin, der sich der Correspondenz zwischen einem Grafen Panin und einem Agenten der Verschwörung in Petersburg bemächtigt hatte, sodann durch den Generalprocurator Obalianoff. Auf diese letzte Anzeige schöpfte er gegen Pahlen selbst Verdacht, und schickte einen Courier an Araktscheioff, der mit einem treuen Regimente vierzig Werste von Petersburg lag, augenblicklich nach Petersburg aufzubrechen. Diesen Courier fing Pahlen auf. Noch am Morgen des Tags, an

Von jetzt an war kein Zurückgehn möglich, es blieb nichts übrig, als die Ausführung zu beschleunigen. Die Verschwornen werden von Pahlen in Kenntniß gesetzt, wie die Sachen stehn. Man kommt überein, zwei Haufen zu bilden. Der Eine, unter Leitung des Generals, soll mit dem Garderegiment, dessen Obrist er ist, die Ausgänge des Palastes besetzen. Der Andere, geführt vom Adjudanten des Kaisers, Fürst Subow, soll in das Zimmer des Monarchen dringen und seine Entsagung fordern*). Paul war damals im Michaelspalast, wo er sich sichrer glaubte, wie anderswo, weil dieser Palast, weniger weitläuftig, mit Basteien umgeben war, und weil die ganze Familie mit ihm darin wohnte. Begünstigt von seinem Amt als Adjudant, kam der Fürst Subow bis zur Thüre von Paul's Gemach, wo zwei Husaren Wache standen. Einer von ihnen, ergebner oder scharfsichtiger als der Andere, wollte dem verdächtigen Haufen den Eintritt wehren, wurde aber durch einen Säbelhieb zu weiterem Widerstande unfähig gemacht. Man trat in Paul's Zimmer. „Sire," sagte ihm Subow, „ich verhafte Sie im Namen des Kaisers Alexander," und im nämlichen Augenblick über-

---

dem er ermordet wurde, erhielt Paul auf einem Spazierritt einen Brief mit den genauesten Nachrichten, allein da in diesem Augenblicke das Pferd des Kaisers stolperte, so nahm der Türke Kutaisoff, Paul's Barbier und Oberstallmeister (über den man bei Georgel Mémoires t. VI, p. 355 ausführliche Nachrichten findet), den Brief ab, und dieser vergaß ihn nachher dem Kaiser zu übergeben. Die Großfürsten hatten dem Kaiser am Altar schwören müssen, daß sie ihm nicht nach dem Leben trachten wollten. Europ. Annalen und Notice.

*) Pahlen sah vorher, daß ein solcher Auftrag nicht einem alten Günstling anvertraut werden könnte, ohne zu einer Katastrophe zu führen, an welcher er keinen Theil haben wollte. Von der andern Seite wollte Zubow mit Sicherheit zu Werke gehn. Valerius Zubow blieb also bei Pahlen, während der Prinz Zubow und seine beiden andern Brüder, begleitet von siebenzehn Verschwornen u. s. w. Europ. Ann. Die Meisten der Verschwornen sollen betrunken gewesen seyn.

reichte man ihm die vorher aufgesetzte Entsagungsakte. Paul weigert sich, sucht sich den Händen, die sich seiner bemächtigten wollen, zu entwinden, und in diesem ungleichen Kampfe endigt eine Schärpe, die man um seinen Hals zieht, den Kampf und das Leben des Unglücklichen. Alle Erzählungen der Zeit haben bei diesem letzten Umstande einen Mann genannt, der später Alexander's Heere befehligte, den General Benningsen *). Während dieses schauderhaften Auftritts waren die beiden Großfürsten in einem Zimmer unter dem ihres Vaters. Constantin war erst am nämlichen Abend und fast zur selben Stunde, wo die That geschehen sollte, in das Vertrauen gezogen worden. Im Augenblick, wo Paul aufgehört hatte zu leben, kam der General Pahlen an der Spitze seines Regiments im Palast an, um, je nach den Umständen, entweder einen neuen Kaiser auszurufen, oder als Paul's Wächter zu erscheinen und die Mörder zu verhaften. Das Verbrechen war gelungen; Pahlen begab sich zum Großfürsten Alexander.

Wie dieser ihn erblickte, war seine erste Frage, wie es dem Kaiser gehe; Pahlen schwieg und Alexander verstand dies Schweigen; er brach in Wehklagen aus, in Verwünschungen gegen die falschen, betrügerischen Freunde, und gegen sich selbst, daß er die Möglichkeit eines Verbrechens, dessen Schande sein ganzes Leben beflecken werde, nicht vorausgesehen habe. Sein Schmerz war tief und aufrichtig **). Pahlen schien ihn zu theilen, ließ ihm freien Lauf, ergriff aber nachher den

---

*) Die Europ. Annalen nennen den Prinzen Zubow, dessen Bruder Nicolaus, Benningsen und Tschitscherin als diejenigen, welche den Kaiser erdrosselten. Im Augenblick als der unglückliche Fürst, seine Mörder vergebens um Erbarmen anflehend, mit dem Tode gekämpft, habe ihm Prinz Zubow auf russisch zugerufen: Empfiehl dich Gott und trolle dich!

**) Man sagte ihm, daß der Vorschlag, die Krone abzuschwören, den Kaiser so heftig ergriffen, daß ihn gleich der Schlag gerührt hätte. — — — Er verwarf jeden Trost, und verschmähte den Thron. Auf diesen Zustand erfolgte eine heftige Convulsion, welche mehrere Stunden dauerte. Notice.

günstigen Augenblick, um den jungen Fürsten zu erinnern, daß es nicht Thränen seyen, was in solchen Umständen die Sicherheit des Reiches fordere, und bekleidete ihn mit den Insignien aller Orden, mit Ausnahme des Malteserordens.

Mit der Verzweiflung des Sohns mischte sich bald die der Kaiserin. Man sagte ihr, der Kaiser sey gestorben. Nein, sagte sie, er ist ermordet, und verließ ihr Gemach, um sich zu Alexander zu begeben; man verweigert es, sie bricht in Heftigkeit aus, sie fällt in Ohnmacht. Sie erholt sich indeß wieder, kommt zu ihrem Sohne, und durch eine jener Verirrungen, die nur durch außerordentliche Umstände erklärt werden können, nimmt sie jetzt die Regierung für sich selbst in Anspruch, da sie mit ihrem Gemahl gekrönt worden sey. Pahlen, der mitten unter den heftigen Gemüthsbewegungen des Sohnes und der Mutter fest und ruhig blieb, ließ den Schmerz und die ehrgeizigen Wünsche der Kaiserin sich Luft machen, und erklärte ihr dann, ohne Schwäche und ohne Aufwallung, Rußland bedürfe in seinem gegenwärtigen Zustande eines Herrn, und da dieser Herr ein Sohn sey, dessen Liebe sie kenne, so werde sie alle Ehre der Regierung genießen, ohne ihren Kummer und ihre Mühe. Selbst erstaunt über die unbedachten Ideen, die in ihrer überraschten Phantasie aufgestiegen waren, kehrte die Kaiserin bald zu ihrem edlen und großmüthigen Charakter zurück. Sie war die Erste, welche dem neuen Czar ihre Huldigung darbrachte *). Um neun Uhr hatte Paul mit seiner Familie zu Abend gespeist, um eilf Uhr hatte er aufgehört zu leben, und zwei Stunden später rief man seinen Nachfolger aus und die Garden leisteten diesem den Eid der Treue. Man versichert, Alexander habe im Voraus eine Proclamation unterzeichnet, um seine Thronbesteigung anzukündigen, und Pahlen's Vorsicht, die für jeden denkbaren Fall eine Art Sicherheit wünschen konnte, macht diese Angabe sehr wahrscheinlich.

---

*) Die Notice behauptet, die Kaiserin Mutter habe keinen Schritt gethan, welcher den Verdacht des Ehrgeizes erregen konnte.

Am 23. März hatte Paul noch an seinen Gesandten in Berlin, den Baron Krüdener, eine Depesche ausgefertigt, die er unterzeichnet hatte, und worin er diesem Minister wiederholt befahl, die preußische Regierung dringend aufzufordern, Hannover zu besetzen, indem er auf den Fall eines neuen Aufschubes die Drohung beifügte, daß er es entweder selbst besetzen, oder den ersten Consul auffordern werde, es durch französische Truppen besetzen zu lassen. Dieser Depesche hatte der General Pahlen die Worte beigeschrieben: „der Kaiser befindet sich heute nicht wohl." Der Courier, welcher die Depesche überbringen sollte, war kaum einige Stunden in Berlin, als ein zweiter die Nachricht vom Tode des Kaisers brachte. Diesen letzteren hatte der junge Kaiser abgeschickt, der die traurige Neuigkeit unter einem Strom von Thränen, wie er sich in seinem Briefe ausdrückte, dem nämlichen Minister mittheilte. Da man in Berlin auf das erste Gerücht von Paul's plötzlichem Tode augenblicklich von Mord sprach, so gab der Gesandte, um den Verdacht zu vernichten, die Nachschrift der Depesche vom 23. März zu lesen, worin ihm der Anfang des Unwohlseyns gemeldet worden war. Schon dieser kühne Wurf des General Pahlen beweist, daß er kein Mensch von gewöhnlichem Schlage war. Sein Benehmen zeigt eine merkwürdige Festigkeit und Beharrlichkeit, nichts in ihm ist unsicher, nichts unberechnet. Alle seine Handlungen in den ersten Momenten der neuen, wie in den letzten der vorigen Regierung berechtigen uns wohl zu zweifeln, ob dieser bis zur Fühllosigkeit kalte, bis zur Barbarei starke Charakter, — indem er dem Königthume den Nimbus, womit dasselbe, selbst im Interesse der Völker, umgeben seyn muß, abriß, — die blutige Sitte des russischen Adels, sich von den Czaren, deren Regierung ihnen unerträglich geworden ist, eigenmächtig zu befreien, nicht als ein natürliches Gegengewicht der unumschränkten Gewalt betrachtete, und die Frage über Paul's Tod auf den gefährlichen Grundsatz zurückgeführt hatte, daß das Leben eines einzigen Menschen mit dem Glück einer ganzen Nation, dem es im Wege

stehe, nicht in die Wagschale gelegt werden dürfe. Es ist nicht meine Absicht, Schlüsse zu ziehen, die in ihren Folgen so gefährlich sind, betrachtet man aber den Gang dieses Mannes, der sich immer gleich bleibt, so kann man wohl unentschieden seyn, unter welchem Gesichtspunkt man ihn am härtesten verurtheilen müsse.

Ein Verfasser von Denkwürdigkeiten, welche das Gepräge eines glühenden Eifers für monarchische Grundsätze tragen, nachdem er von Paul's Tod gesprochen, den er für die Folge eines Mordes hält, ruft — ohne Zweifel in Zerstreuung — aus: „Welche Lehre für die Könige!" Wenn Einer von den sogenannten revolutionären Schriftstellern bei der Erzählung von der Hinrichtung Ludwig's XVI. eine solche Aeußerung hinzugefügt hätte, so würde Frankreich nicht genug Generalprocuratoren, die Generalprocuratoren nicht genug Requisitorien gefunden haben, um einen so gottlosen Ausruf zu verdammen. Wird man sagen, daß man Ludwig XVI. und Paul I. nicht vergleichen könne? Gewiß wird die Geschichte diese beiden Fürsten nicht auf dieselbe Linie stellen, aber die weitere Ausführung dieses Satzes würde das Strafbare des Princips nur vermehren. Denn dann läge das Verbrechen nicht in dem Angriffe auf das Königthum überhaupt, sondern in dem Angriffe auf diesen oder jenen König. Man erschrickt vor den unabsehbaren Folgen eines solchen Grundsatzes. — — — Diese Betrachtungen führen mich auf eine andere Frage. Wie kommt es, daß der gerechte Schmerz über den gewaltsamen Tod eines Königs, der in herzzerreißenden Schilderungen ausströmt, sobald von Fürsten die Rede ist, die, wie Ludwig XVI. und Karl I., von wahnsinnigen Demagogien verurtheilt werden, wie kommt es, sage ich, daß dieser Schmerz schweigt, wenn der Fürst durch die Hand seiner Höflinge fällt, die sich nicht blos zu seinen Richtern, sondern auch zu seinen Henkern machen? Man kündigt eine orientalische Palast-Revolution an, und damit ist man fertig. Es ist als ob man sich fürchtete sie Königsmörder zu nennen; und doch gibt es gegen zwei verurtheilte Könige funfzig, die ohne Urtheil

erwürgt worden sind. Ist der Mord von Höflingshand weniger gehässig, weil er häufiger ist, oder wäre die Geschichte die Mitschuldige einer Aristokratie geworden, die im Könige nur Einen der Ihrigen erblickte, den sie sich zum Oberhaupt gesetzt hätte, mit dem Vorbehalt, über ihn zu verfügen, sobald er aufhörte, durch sie und für sie zu regieren? *)

Wenn es irgend eine Lage gibt, wo ein Fürst zu beklagen ist, so ist es gewiß die eines jungen Kaisers, der, durch das Recht seiner Geburt auf den Thron gerufen, durch unglückliche Verhältnisse gezwungen ist, über den Leichnam seines Vaters hinaufzusteigen, und die Menschen, welche ihm das schauderhafte Fußgestell bereitet haben, zu seinen Stützen zu wählen. In dieser Lage befand sich Alexander **). Selbst die Wahl einiger von den Personen, die er beauftragte, seine Thronbesteigung den verschiedenen europäischen Höfen anzuzeigen, beurkundete seine Dienstbarkeit ***). In Berlin sah man zu diesem Zweck einen jungen Mann ankommen, welcher, durch den Leichtsinn seines Alters fortgerissen und noch erfüllt

---

*) Die Frage scheint uns leicht zu beantworten. Ein Pahlen oder Ankarström glaubt doch wenigstens sein Verbrechen mit der Nothwendigkeit entschuldigen zu müssen; eine Versammlung von Stellvertretern des ganzen Volks, welche ihren König mordet, behauptet im Namen des Gesetzes nicht etwa zu morden, sondern zu richten, und Niemand wird leugnen, daß ein Verbrechen, welches die Form des Rechts annimmt und sich dadurch zu heiligen sucht, von allen das verderblichste ist, weil es die sittliche Grundlage des Staatsverbandes zerstört.

**) Bignon bemerkt hierzu, eine hübsche, geistreiche Frau im Solde der französischen Polizei, Frau von B..... (vermuthlich dieselbe, die nach der oben angeführten Biographie Paul's I. in Gatschina wohnen durfte), habe bei Gelegenheit einer Ceremonie kurz nach Alexander's Thronbesteigung an Fouché geschrieben: le jeune empereur marchait, précédé des assassins de son grand-père, suivi des assassins de son père et entouré des siens. Gewiß lächelte Fouché, als er ausrief: Voilà une femme qui fait du Tacite!

***) Nach Berlin wurde der Kammerherr Graf Gerebzow, nach Stockholm der Obrist Pahlen geschickt.

von den Ideen, die bei einem Komplott gewöhnlich sind, unaufgefordert die seltsamsten Dinge ausplauderte. Anfangs hörte man ihm aus Neugier zu und ermunterte ihn sogar, allein der unbesonnene Plauderer konnte bald aus der eisigen Kälte, womit man ihn zurückstieß, deutlich wahrnehmen, daß Handlungen, mit denen man sich in Petersburg brüstete, in Berlin mit ganz andern Augen angesehn wurden. Die allgemeine Kälte, die man ihm zeigte, war für seine Jugend eine ernste Lehre, die der Moralität des preußischen Hofs Ehre macht.

In Rußland war die Gewalt, Paul's Nachlaß, der Sitte gemäß, eine Beute der Häupter der Verschwörung, aber sie theilten sie nicht als Freunde, sondern kämpften darum als Nebenbuhler. Einig, den Herrn zu wechseln und die lästigen Verordnungen in der Verwaltung des Innern aufzuheben, waren sie dagegen in Bezug auf die auswärtige Politik verschiedener Meinung. Ueberzeugt, daß eine schnelle Abhülfe der Leiden das beste Mittel sey, ihrer That eine Art von öffentlicher Zustimmung zu verschaffen, wollten die Subofs, welche überdem der englischen Parthei zugethan waren, sofort die Ausfuhr nach England freigeben. Pahlen dagegen, der besser unterrichtet, mehr Staatsmann war, und eine eitle, auf Unkosten der dauernden Vortheile Rußlands erworbene, Popularität verschmähte, wollte die Grundsätze der Neutralität, welche der Gegenstand der Conföderation gewesen waren, aufrecht erhalten. Aus dieser Spaltung an Alexander's Hof entstanden die Widersprüche, die sich bald zwischen den Worten und den Handlungen des russischen Cabinets wahrnehmen ließen, bis die englische Parthei die stärkere wurde, worauf das Embargo den 18. Mai aufgehoben und einen Monat später, den 17. Juni, eine Convention geschlossen wurde, durch welche Rußland nicht blos seine eignen Rechte, sondern auch die anvertrauten Rechte aller neutralen Nationen aufopferte.

Die Macht des General Pahlen nahte ihrem Ende, und er war nicht der Mann, durch Schonungen, die seinem

Charakter widerstrebten, ihre Dauer zu verlängern. Ein besonderer Umstand beschleunigte den Augenblick. Die Kaiserin Mutter hatte in einer unter ihrem Schutze stehenden Anstalt, worin junge adliche Fräulein auf Kosten des Staats erzogen werden, ein Gemälde aufhängen lassen, auf welchem Paul I. aus einer Wolke blickend, seine Völker aufforderte, seine Mörder zu strafen. Dieses anklagende Bild ließ Pahlen eigenmächtig wegnehmen *). Die Kaiserin Mutter, in ihrem Ansehn sowohl, als in ihrer Zärtlichkeit tief verletzt, wendete sich mit aller Kraft ihrer Vorwürfe und ihrer Thränen an ihren Sohn, und in Folge einer heftigen Erklärung zwischen dem Kaiser und seinem Minister, erhielt dieser (wenige Tage nach seiner Ernennung zum Civilgouverneur von Petersburg) den Befehl, sich in sein Gouvernement nach Liefland zu begeben. Eine solche Strafe war eine Gnade; er wollte sie nicht; er legte alle seine Aemter nieder (Ende Juni) und zog sich auf seine Güter zurück.

---

*) Nach der Notice befand sich das Bild im Findelhause, und stellte den Kaiser auf seinem Sterbebette vor. Die Kaiserin Mutter drohte den Hof zu verlassen, wenn Pahlen nicht entfernt würde. — Wahrscheinlich hängt Pahlen's Entfernung mit der kurzen Verhaftung der Subow's zusammen, die er veranlaßt haben soll. Uebrigens war es natürlich, daß Alexander alle diese Menschen sobald als möglich aus seiner Nähe zu entfernen suchte, da er sie, ohne das Leben seiner Familie und die Ruhe des Reichs auf das Spiel zu setzen, nicht so strafen konnte, wie sie es verdient hätten.

Archiv

für

Geschichte und Literatur.

Archiv

für

Geschichte und Literatur

herausgegeben

von

Fr. Christoph Schlosser und Gottlob Aug. Bercht.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main.
Verlag der Brönner'schen Buchhandlung.
(S. Schmerber.)

1831.

Inhalt.

Seite

Druckfehler.

Seite		Zeile			
Seite	36	Zeile	1	v. u. l.	Fatalismus statt Fanatismus.
—	43	—	5	v. o. l.	Wollaston st. Wollostan.
—	—	—	7	v. u. l.	andere st. andern.
—	44	—	18	v. o. l.	können st. kann.
—	74	—	15	v. o. l	die Lombarden st. den Lombarden.
—	—	—	17	v. o. l.	hatten st. hatte.
—	95	—	1	v. o. l.	Hauptwaffe st. Hauptwerke.
—	—	—	3	v. o. l.	wurde st. wurden.
—	138	—	1 u. 2	v. u. l.	dem st. den.
—	258	—	1	v. o. l.	Dü Fresne Dü Cange st. Dü Fresne, Dü Cange.
—	300	—	9	v. o. l.	fassen will st. fassen.

Bogen 18 lies Pag. 273 — 288 statt Pag. 263 — 278.

Ueber die Entstehung der den Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts vorgeworfenen Widersetzung gegen die in Beziehung auf Staatswesen und Kirche in Europa geltenden Grundsätze.

Die äußeren Veränderungen der europäischen Staaten, wie die Veränderung ihrer innern Einrichtungen während des achtzehnten Jahrhunderts waren größtentheils Wirkungen und Folgen der allgemein veränderten Meinungen, Lebensphilosophie und Sitten, der Kampf gegen die aus dem Mittelalter in die neuere Zeit übergegangenen Anstalten und gegen die strenge Abtheilung der Stände ging von einem Kampf über philosophische Grundsätze und religiöse Meinungen aus; es läßt sich also die politische Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von einer Geschichte der Lebensphilosophie nicht trennen. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat daher in seinem Abriß der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts (1r Th. S. 116 bis 130) Andeutungen über die Geschichte der Lebensphilosophie gegeben, so weit es der Zweck und der Raum eines bloßen Entwurfs verstattete, er hat aber dort die neue Weisheit und den Witz der Franzosen nicht bis zur eigentlichen Quelle verfolgt; dies wünscht er in diesem Aufsatze nachzuholen. Vollständigkeit und Ausführlichkeit darf man hier nicht erwarten, da er nur Winke geben will und einzelne Punkte einer künftigen weitern Ausführung vorbehält. Er wird besonders die Geschichte der Franzosen, welche die neue Lebensweisheit des achtzehnten Jahrhunderts verbreitet haben, genauer behandeln und zwar mit sorgfältiger Rücksicht auf den Inhalt der Hauptschriften und auf die Verhältnisse ihrer Verfasser zur Gesellschaft. Mit Voltaire beginnt eine ganz neue

Periode; bis auf diesen wird der gegenwärtige Aufsatz die Geschichte des Kampfes gewisser, besonders englischer Schriftsteller gegen alles Bestehende, und der Untergrabung der herrschenden Schulsysteme durch die französischen ausgewanderten Schriftsteller, deren Schriften in den Niederlanden erschienen, fortführen. Dies kann um so leichter geschehen und ohne daß der Verf. in ein fremdes Feld eingeht, als die Würdigung der Systeme und die Beurtheilung der Bedeutung der anzuführenden Männer für die Schulphilosophie den Philosophen und der Geschichte der Philosophie überlassen bleiben. In Beziehung auf die politische Geschichte kann nur von der äußeren Wirkung, von dem Einfluß der philosophischen Schriftsteller auf den Ton der guten Gesellschaft die Rede seyn. In der letzteren Beziehung scheint uns Voltaire's Ansicht, welche in Beziehung auf Philosophie als Wissenschaft unbedeutend seyn mag, von großer Wichtigkeit, besonders, da er sich darüber bei der Gelegenheit ausspricht, als er den Erbprinzen von Braunschweig, den nachherigen Herzog, durch eine schlaue Aufzählung derjenigen Religionsspötter, die zugleich die Moral verhöhnten, überzeugen will, daß die Encyclopädie, welche unter seinem Einfluß von d'Alembert und Diderot begonnen war, den Eingeweihten, den Reichen, Vornehmen, Mächtigen, denn nur für diese schrieb Voltaire, ein neues Evangelium bringen werde. Er setzt dabei die Moral der Religion entgegen, da man das Bedürfniß einer strengen Sittlichkeit zugab, wenn man auch über die Beschaffenheit dieser Sittlichkeit sehr verschieden dachte. Voltaire schrieb jene zehn Briefe über die Geschichte der Opposition innerhalb und außerhalb seiner Kirche gegen die in Europa damals bestehenden Systeme der Regierung und des Glaubens im Jahr 1767, also zu einer Zeit, als er mit seinen Freunden bei allen, die auf Bildung Anspruch machten, an allen Höfen Europa's als Orakel des guten Tons, des Witzes und der ächten Lebensweisheit galt. Diese Briefe sind daher in Beziehung auf die Ansicht, welche man sich in gewissen Kreisen von den englischen Zweiflern bildete, von großer Bedeutung, so wenig wir eine Beurtheilung der einzelnen Männer auf diese flüchtigen Bemerkungen grün-

den, oder irgend ein Urtheil über ihre Schriften durch Voltaire's Autorität bestätigen möchten.

Voltaire's Bericht an den Erbprinzen wird gewöhnlich unter dem Titel Briefe über Franz Rabelais angeführt, doch ist nur im Ersten von Rabelais die Rede, und dies nur in einer einzigen Beziehung. Die Hauptabsicht ist, der Encyclopädie den Weg zu bahnen, und anzudeuten, daß sich witzige und vornehme Leute mit dem Volksglauben niemals hätten vertragen können, daß ungezogener Spott von den herrschenden Gläubigen immer sey geduldet worden, nur hätte man keine Besserung von ihnen verlangen dürfen. Diese in Beziehung auf Voltaire's Ansicht der Geschichte der Meinungen, die er vertheidigte, merkwürdigen Briefe findet man in Voltaire's Werken, unter der Rubrik allgemeine Philosophie, Moral, Metaphysik, Theologie. Der erste Brief handelt von Rabelais und seinen groben Spöttereien über die Religion, zu welchem Zweck einige Ungezogenheiten dieses oft pöbelhaften Schriftstellers angeführt werden. Voltaire's Absicht drückt der Schluß aus: „Bemerken Sie, daß Rabelais im Leben und nach dem Tode geliebt, gefeiert, geehrt war, während man diejenigen, welche die reinste Moral predigten, unter den grausamsten Qualen sterben ließ.“ Im zweiten Briefe werden aus den bekannten epistolis obscurorum virorum, aus den italiänischen Spöttern, aus Boccaccio, aus Pulci's Morgante Maggiore und Andern Witze oder Verse voll desselben groben Spotts angeführt. Auch hier spricht Voltaire seine Absicht deutlich aus. Er sagt: „Es ist eine ganz sonderbare Sache, daß fast alle italiänischen Schriftsteller des vierzehnten, fünfzehnten, sechzehnten Jahrhunderts die Religion, deren Hauptsitz ihr Vaterland war, so wenig geachtet haben. Sie, die die erhabenen Ceremonien dieser Gottesverehrung und die obersten Bischöfe aus der Nähe sahen, überließen sich am meisten einer leichtfertigen Frechheit, welche der römische Hof durch sein Beispiel zu rechtfertigen schien.“ Der dritte Brief spricht auf dieselbe Weise von Vanini und mehreren Andern, die Voltaire zu nennen für gut findet. Der vierte Brief ist den Engländern gewidmet, denen Voltaire's Freunde das Meiste

1 *

und Beste von dem verdanken, was sie den Meinungen ihrer Zeit entgegensetzen. Da wir in diesen Blättern einige der von Voltaire genannten Männer als Urheber der neuen Bildung der höhern Gesellschaft anführen werden, so wollen wir seine Ansicht der Geschichte jener Meinungen und sein Urtheil über die einzelnen Männer kurz andeuten. Er beginnt mit Herbert, dessen wir unten nicht erwähnen, weil uns sein Einfluß nicht bedeutend scheint; Hobbes folgt, dann Shaftesbury, von dem Voltaire sagt, was aus seinem Munde ganz sonderbar klingt: „Er habe Herbert und Hobbes an Kühnheit wie durch seinen Styl übertroffen. Seine Verachtung gegen die christliche Religion habe er aber gar zu laut ausgesprochen." Diesen Männern, deren wir unten gedenken werden, fügt er boshaft Warburton und Swift, angesehene Geistliche der englischen Kirche, bei, und spricht zugleich von Bolingbroke, den wir nachher übergehen wollen, weil seine Wirksamkeit sich nicht unmittelbar, sondern durch die Franzosen gezeigt hat, bis Hume und Gibbon nach seinen Grundsätzen arbeiteten. Im sechsten Brief, welcher den Deutschen gewidmet ist, werden Wolf und Friedrich der Zweite aufgeführt. Der siebente zählt die zahlreichen Vertheidiger auf, welche die von Voltaire empfohlenen Meinungen unter den Franzosen gefunden haben, und zwar in einem sehr bunten Gemisch, so daß neben einem Montesquieu, Bayle, Barbeyrac, verächtliche Lästerer und gemeine Spötter aufgeführt werden. Der achte Brief, um dessentwillen eigentlich die andern geschrieben waren, handelt von der Encyclopädie; der neunte von den Juden, und der zehnte und letzte von Spinoza, Alles nach Voltaire's Manier im Ton der Gesellschaft, für welche er schrieb.

Da der leichte Spott und die Verhöhnung des Christenthums und seiner Vertheidiger, welche in diesen Briefen ausgesprochen wird, so versteckt liegt, daß der wahre Sinn blos der guten Gesellschaft, mit welcher sich Voltaire zu unterhalten pflegte, verständlich war, so wollen wir den übrigen Inhalt der Briefe übergehen, und nur in Beziehung auf die Engländer, denen Voltaire und seine Freunde ihre besten Waffen verdan-

ken, einige dort gegebene Winke benutzen, besonders aber eine nach unserm Urtheil historisch begründete Behauptung Voltaire's unserer Uebersicht der Geschichte des Kampfes, der in den beiden letzten Jahrhunderten gegen das herrschende System geführt ward, zu Grunde legen. Voltaire sagt, nachdem er von Bayle und seinen Zweifeln geredet hat: „Nach seiner Zeit ist man viel weiter gegangen; die Maillet, Boulainvilliers, Boulanger, die Meslier, der gelehrte Fréret, der Dialektiker du Marsais, der unenthaltsame La Metrie und sehr viele Andere haben die christliche Religion eben so heftig angegriffen, als ein Porphyrius, Celsus, oder Julian. Ich habe oft darüber nachgedacht, was doch wohl so viele neuere Schriftsteller bewegen konnte, einen solchen Haß gegen das Christenthum zu beweisen, und halte dafür, was Viele mit mir glauben, daß die Schriften der neuen Vertheidiger der Religion ihre Gegner erbittert haben. Wenn diese Vertheidiger mit der Mäßigung geschrieben hätten, die ihre Sache ihnen einflößen mußte, so würde man nicht daran gedacht haben, sich gegen sie zu erheben; aber ihre Galle erzeugte Galle, ihr Zorn weckte Zorn; die Verachtung, welche sie gegen die Philosophen bewiesen, erregte Verachtung u. s. w.“ Wenn man an die Streitigkeiten zwischen Lessing und Goeze, an den Lärm über die sogenannten Wolfenbüttler Fragmente denkt, so wird man Voltaire's Satz auch durch die Erfahrung in Deutschland bestätigt finden; wir sind indessen geneigt, seine Bemerkung noch etwas weiter auszudehnen. Wir behaupten, daß in Zeiten, wo die freie Aeußerung der Meinung gefährlich war, die besten Köpfe und die kräftigsten Geister sich stets gegen den doppelten Druck, den bürgerlichen und geistlichen, erhoben haben. Nicht blos der Hang nach dem Verbotenen trieb zum Widerspruch, sondern der Gedanke, durch die Kraft des Geistes und der Rede eine Macht zu bilden, welche der Tyranney des Staats und der blinden Gewalt der Menge und ihrer Vorurtheile gewachsen sey, hatte etwas Großes und Erhebendes für den Edlen, und schmeichelte der Eitelkeit und dem Stolze des Thoren. Die Allgemeinheit dieser Bemerkung zu beweisen, erinnern wir, besonders auf Burkhardt's

Reisen in die eigentlichen Sitze des mahomedanischen Fanatismus gestützt, unsere Leser an den inneren Zustand der Gegenden, wo der blinde und unverständige Glaube an den Koran und an die Gebräuche, die er vorschreibt, am festesten steht. Daß sich bei den neuern jetzt gedämpften Bewegungen in Neapel, Portugal, Spanien diese Erscheinung ebenfalls zeigte, daß auch in diesen Ländern eine kleine Anzahl Menschen vom Druck der Regierung und vom Fanatismus des blinden Haufens niedergedrückt wird, ohne darum bekehrt zu werden, oder sich weniger heftig gegen das bestehende System zu erheben, sobald eine Gelegenheit gegeben wird, darf nur angedeutet werden, um bewiesen zu seyn. Wie zahlreich die kühnen Gegner jeder Ordnung, jeder Religion im Mittelalter in Italien waren, wie Fürsten und Kardinäle und die achtbarsten Denker im Ruf standen, den frechsten Unglauben zu vertheidigen, zeigt der neunte und zehnte Gesang von Dante's Hölle. Läugnen läßt sich daher nicht, daß die Geschichte des langen mit den Waffen des Verstandes geführten Kampfes gegen Ueberlieferung und Glauben, gegen das verjährte Vorurtheil, ja sogar gegen heilige Wahrheit, abgesehen von den oft niedrigen Absichten derer, welche als Kämpfer auftraten, eine der erfreulichsten Erscheinungen der neuern Zeit darbietet. Nur in dieser neuern Zeit, und nur in Ländern Europa's, welche von germanischen Stämmen bewohnt werden, zeigt die Geschichte das Schauspiel eines mehrere Jahrhunderte hindurch geführten offnen und heftigen Krieges für Selbstständigkeit des menschlichen Geistes und für die freie Wahl seiner Handlungsweise und seines Glaubens. Daß der Ausgang des Kampfs oft unerfreulich gewesen ist, daß Unglaube oder Aberglaube und Fanatismus den Sieg behauptet haben, ist eine natürliche Folge der Willensfreiheit, welche nach der jüdischen Ueberlieferung zugleich das beste Geschenk der Gottheit und die Ursache des Sündenfalls war. Um der Geschichte des kühnen Zweifels, der in der neuern Zeit der Kirche und dem Staat gefährlich geworden, auf eine ähnliche Weise bis zur Quelle zu folgen, wie Voltaire in den angeführten Briefen dem Spott und dem muthwilligen und ungesitteten Hohn über das, was

Andern heilig war, gefolgt ist, sollten wir zunächst der Italiäner gedenken, und der von diesen diesseit der Alpen gemachten Versuche, die Grundlagen des Glaubens, auf denen damals auch die bürgerliche Ordnung ruhte, zu erschüttern; diese Versuche, die Reformation der Kirche über die von Luther und Calvin bestimmte Gränze auszudehnen, scheiterten aber sämmtlich. Jordanus Brunus wie Valentin Gentilis und Servet im sechzehnten, Julius Cäsar Vanini im siebzehnten Jahrhundert büßten ihre kühnen Versuche, das hergebrachte System der Theologie und Philosophie gänzlich zu verändern, mit dem Leben, a) und, durch ihr Schicksal geschreckt, begannen, wie Voltaire sehr gut andeutet, andere denkende Köpfe die Gläubigen und den Glauben in der Stille zu verspotten, statt sie mit Gründen öffentlich anzugreifen. Calvin und die französischen Parlamente waren über einen einzigen Punkt, darüber nämlich, daß es nothwendig und nützlich sey, jeden ernsthaften Angriff auf das vom Staat gebilligte und angenommene System der Philosophie und Theologie mit grausamer Strenge zu bestrafen, völlig einverstanden, der Streit zwischen den Calvinisten und den Katholiken und die Art, wie er geführt ward, weckte indessen, während beide die offnen und kühnen Zweifler grausam verfolgten, unter den Franzosen den in der Stille schleichenden und also gefährlichsten Zweifel.

Ein Schriftsteller, welcher bis auf unsere Tage Lieblingsschriftsteller der französischen Nation geblieben ist, verbreitete schon im sechzehnten Jahrhundert durch abgerissene Betrachtungen, durch Anekdoten und gesammelte Stellen der Alten, die er angenehm in seinen Vortrag verwebte, eine Lebensweisheit, deren Grundsätze Rousseau im achtzehnten Jahrhundert von ihm

a) Unter vielen Beispielen sind hier nur die bekanntesten ausgehoben. Jordanus Brunus Schicksal ist bekannt genug; Servet ward auf Calvin's Veranlassung zum Scheiterhaufen, Gentilis auf Verlangen der Berner Geistlichkeit zur Enthauptung verurtheilt. Julius Cäsar Vanini ward wegen des Amphitheaters der Vorsehung und der Gespräche von der Natur 1619 in Toulouse verbrannt.

entlehnte, sowie den wesentlichen Theil seines Systems der Erziehung und des Unterrichts. Wir reden von **Montaigne**, und würden durch eine genaue Prüfung seiner ganz aus dem französischen Nationalcharakter hervorgegangenen und darauf berechneten Versuche (essays), die in unzähligen Ausgaben verbreitet sind, leicht darthun können, daß der natürliche und unbefangene Landedelmann durch den dogmatischen Streit zweier erbitterten Partheien, welche beide Duldung und Widerwillen gegen Streitigkeiten über unauflösliche Fragen und über Glaubensbestimmungen, die auf Leben und Wandel keinen Einfluß haben, für gottlose Gleichgültigkeit hielten, auf den Gedanken geleitet ward, daß dieses Streiten über Glauben und Lehre mit der Pedanterey der Schulen und der Erziehung, die er von Jugend auf verabscheut hatte, zusammenhänge. Von der Idee der Vortrefflichkeit der Erziehung und des Unterrichts, den er in seiner Jugend genossen hatte, im Gegensatz der gewöhnlichen Schulerziehung, ausgehend, dachte sich Montaigne, wie später Rousseau, den Contrast der alten und neuen Zeit greller, als er in der That war, und sah die Meinungen und Triebfedern der griechischen Republikaner und der alten Römer in einem ganz andern Licht, als ein Gelehrter, oder ein Theolog, oder ein philosophischer Forscher der Geschichte sie sehen würde. Da Montaigne indessen, seiner Entfernung von allem Dogmatismus, seiner Vorsichtigkeit und Gemüthlichkeit gemäß, dreiste Behauptungen scheute, und kein festes System dem herrschenden entgegensetzte, so können wir ihn zu denen, welche das letztere erschütterten, nur in so fern zählen, als er unter dem größeren lesenden Publikum Vorstellungen verbreitete, die ein freieres Denken veranlaßten, und Mißtrauen gegen Gelehrte und Gelehrsamkeit, Vertrauen auf den schlichten, nicht in Schulen verbildeten, sondern im Leben und durch die Schriften der Alten ausgebildeten Verstand hervorriefen. Unmittelbar nach seiner Zeit erhoben sich aus den Schulen einige systematische Köpfe, welche den herrschenden Grundsätzen andere unterzuschieben suchten, theils ohne das Christenthum anzugreifen, das sie vielmehr auf ganz neuen Grundlagen zu erbauen hofften, theils durch

einen versteckten Angriff auf die geltenden Systeme der Religion und Moral, theils durch Aufstellung eines von dem Hergebrachten nicht blos abweichenden, sondern mit ihm durchaus unverträglichen Schulsystems. Des Cartes leitete durch seine Philosophie auf den Idealismus, den später Pascal und Bayle auf ganz verschiedene Weise, der Eine gegen crassen Glauben, der Andere gegen Unglauben, gebrauchten, der aber zugleich die Erneuerung der Atomenlehre Epikur's, einer auf Erfahrung, Beobachtung und Versuche aller Art gegründeten Naturlehre und Naturkunde zugleich mit einer Vertheidigung der Rechte der Sinnlichkeit gegen die Anmaßungen der Vernunft hervorrief. Gassendi erneuerte gegen des Cartes Epikur's System, machte es zu dem Seinigen, und empfahl es seinen Zeitgenossen, hielt sich aber dabei immer innerhalb der Gränzen gelehrter Forschung. Die Anhänger beider Systeme schafften in ihrem Kampf die Materialien herbei, deren sich nachher die Franzosen, welche die herrschenden Meinungen mit den Waffen des Witzes und des Verstandes bekämpften, auf dieselbe Weise bedienten, als sie die Streitschriften der Jesuiten und Jansenisten gegeneinander, und die der beiden katholischen Partheien gegen die Protestanten zu benutzen pflegten. In England zuerst bildete sich übrigens eine fortdauernde Opposition gegen die im Staat und in der Kirche geltenden Grundsätze zu einer Zeit, als der Freiheitsschwindel die ächte Freiheit, und Fanatismus, Pietismus und Heucheley den wahren Glauben vernichtet hatten. Die Gegner der Kirche, des Glaubens, der eingeführten und angenommenen Sittenlehre, welche sich in England erhoben, und von denen wir einige erwähnen wollen, sind für die Geschichte der Verbreitung der freieren Ansichten von Kirche und Staat im achtzehnten Jahrhundert um so mehr von Bedeutung, als die Franzosen ganz auf den Schultern der Engländer standen, und Voltaire sogar an Shaftesbury ein Muster hatte, die Encyclopädisten aber, und besonders Holbach und seine Freunde die Bücher der englischen Gelehrten für ihren Zweck oft nur umarbeiteten oder übersetzten. Baco, Jakob's des Ersten unglücklicher und schwacher Kanzler, hatte es gewagt, eine Na-

turphilosophie, die sich auf Erfahrung und Beobachtung gründete, und eine Moralphilosophie, die eine Art von Platonismus begünstigte, seinen Landsleuten statt der Aristotelischen als Schulphilosophie zu empfehlen; sein Schüler Hobbes nahm einen ganz andern Weg. Er stellte ein künstliches und sophistisches System nicht blos für die Schule auf, sondern suchte es denen, die den Staat leiteten, auf dieselbe Weise zu empfehlen, wie französische Sophisten des achtzehnten Jahrhunderts das Ihrige empfahlen, nur daß er des Styls und der Sprache nicht Meister war, wie diese. Wir wollen das Verhältniß der Lehre Baco's zu Hobbes System nicht untersuchen, wir bemerken nur, daß er zu Gunsten des monarchischen Systems dieselben Künste gebrauchte, welche nachher gegen dasselbe angewendet wurden, und daß die Zeit und die Umstände seine dreisten Behauptungen, ebenso wie späterhin in Frankreich die entgegengesetzten, hervorriefen.

Hobbes lebte zu einer Zeit, als die mit wunderlichen aus der Bibel entlehnten Vorstellungen verbundenen Ideen von Freiheit, Gleichheit und Volksregierung in England dieselben Uebel hervorbrachten, welche in unsern Tagen in Frankreich durch eine entartete Philosophie, eine falsche Vorstellung von der Natur des Menschen, und durch die mißverstandene Geschichte der alten Republiken veranlaßt wurden. Sowie die Freunde der Freiheit in Frankreich die christliche Religion und ihre Hierarchie als mit der alten Verfassung innig verbunden zu untergraben suchten, so suchte Hobbes, als er sein monarchisches System aufstellte, die Lehre der Bibel, welche man zu Gunsten der fanatischen Independenten mißbrauchte, in Schatten zu stellen, und die Kirche in jeder Beziehung vom Staat, das heißt nach seiner Theorie von der Willkühr des Einzelnen, den er an die Spitze des Staats stellt, abhängig zu machen. Das persönliche Verhältniß des Mannes, der die menschliche Natur, wenn nicht ein Tyrann, wie er ihn sich denkt, über sie wacht, zu einem Drachen, oder, wie er sich ausdrückt, zu einem Leviathan macht, darf dabei nicht außer Augen gelassen werden. Hobbes gehörte bis an sein Ende einer der aristokratischen Familien Englands,

die mit dem Königthum stehen und fallen mußten, als Hausgenosse an und wünschte sich der königlichen Familie gefällig zu machen; er schrieb sein erstes Werk in dem Augenblicke, als die alte Verfassung sich ganz aufzulösen schien, und König Karl der Erste sich in der größten Bedrängniß befand; dies hatte auf sein System großen Einfluß. Hobbes hatte freilich von Baco gelernt; es fehlte ihm aber an Gemüth, an Phantasie, an der Fähigkeit, seine Ideen in ein volksmäßiges Gewand zu kleiden, oder sie einnehmend vorzutragen, wenn er gleich einige poetische Fertigkeit hatte. Sobald er daher die Hierarchie nicht in sein System aufnahm, war von seinen Sophismen wenig zu fürchten, denn er konnte im Volke keine Parthei finden. In den Schulen und unter den Gelehrten fand sein Buch über Naturrecht (de cive) eine nicht ganz ungünstige Aufnahme. Dasselbe erschien, als Hobbes sich in Frankreich befand (1646, nicht wie es oft heißt 1642) und unter den berühmten Männern dieses Landes viele Bekanntschaften gemacht hatte, die französischen Gelehrten aber gaben schon damals in Europa den Ton an; es verschafften ihm also Gassendi, Mersennes und deren Freunde bedeutenden Ruf, und gaben seinen Paradorien einige Wichtigkeit. Hobbes raubt sich übrigens einen großen Vortheil, dessen sich die Franzosen, selbst Montesquieu, vortrefflich zu bedienen verstanden, um dem Vortrage Reiz und Abwechselung zu geben, nämlich die Anwendung der Geschichte und der Beobachtungen der Reisenden, die sich so leicht gebrauchen lassen, wie und wozu man will. Sein Styl ist trocken verständig, er baut sein System blos speculativ. Uebrigens wußte er eben so gut, als die Franzosen, dialektisch oder sophistisch von der Geschichte Gebrauch zu machen; denn er übersetzte den Thucydides in der Absicht, die Uebel einer demokratischen Verfassung in höchst grellem Lichte darzustellen, auf dieselbe Weise wie Camille Desmoulins in seinem Vieux Cordelier aus dem Tacitus übersetzte Stellen gegen die Mitglieder des furchtbaren Conventsausschusses gebrauchte. Schon in dem ersten Werke (de cive), wo er noch etwas zurückhaltender ist, als in dem zweiten, dessen wir weiter unten gedenken, gründet er das Recht auf die Gewalt, und

macht die menschliche Natur zu einem Ungeheuer. Er leitet nämlich die gesellige Ordnung nicht von einem Triebe ab, der uns mit gewissen Thiergattungen gemein ist, nicht von dem Wesen der Vernunft, nicht von der Liebe, die dem Menschen von der Gottheit als Heilmittel für die Übel der Selbstsucht verliehen ward, sondern allein von der Furcht. Er läßt aus der Gleichheit der Menschenrechte, die man zu seiner Zeit in England, wie in unsern Tagen in Frankreich wiederherstellen wollte, einen Krieg Aller gegen Alle entstehen, und leitet aus diesem nach seiner Behauptung nothwendig aus dem Wesen der menschlichen Natur hervorgehenden Kriegszustand und dem daraus entstehenden Bedürfniß des Friedens den Grundsatz ab, daß Gewalt das Recht der Herrschaft über diejenigen gebe, die nicht zu widerstehen vermögen. Seine Dialektik ist dieselbe, wie bei den französischen Schriftstellern, die das entgegengesetzte System vertheidigten. In seinem ersten Werke leitet er gleichwohl aus seinem Grundsatz der Selbstsucht, der alle milden Tugenden auszuschließen scheint, eine bessere Moral ab, als die Encyclopädisten aus ihren zum Theil sentimentalen Theorien. Er leitet z. B. Dankbarkeit, Milde, Barmherzigkeit und ähnliche Tugenden aus dem Bedürfniß des Friedens und der Ruhe unmittelbar nach der ersten Unterdrückung her; b) denn was wir Sittengesetz nennen, ist ihm eine Wirkung der Furcht. Das Sittengesetz, meint er, dient, den Frieden zu erhalten, und gute

---

b) Wir wollen die Stellen über Barmherzigkeit und Milde hier anführen, weil diese Tugenden von dem Grundsatz der Regierung, die er einführen möchte, am weitesten entfernt scheinen. In der Ausgabe des Buchs de cive, die wir gebrauchen, Lausanne 1782. kl. 8. heißt es im dritten Kapitel der ersten Abtheilung, §. X. (p. 49) **Ceterum qui poenitenti et de futuro cautionem adhibenti nolit ignoscere, illi pax ipsa non placet, quae est contra legem naturalem.** Dann §. XI. **At laedere alium praeter rationem introducit bellum et est contra legem naturae fundamentalem. Est igitur legis naturae praeceptum, in ultione non esse retrospiciendum, sed prospiciendum. Violatio autem hujus legis crudelitas appellatur.**

Sitten oder Tugenden sind seinem System nach nichts Anderes, als Mittel, um dem Frieden, den die Furcht hervorgebracht hat, Dauer zu geben. Gegen alle Erfahrungen der Geschichte, nach welchen im Orient, im Mittelalter, in allen Zeiten und Ländern, wo die Strafen am grausamsten waren, die Zahl der Verbrechen und der Verbrecher am größten ist, lehrt er, die Menschen könnten ohne Androhung harter Strafen von Verbrechen nicht abgehalten werden, weil er einmal im sechsten Kapitel behauptet hat, daß Macht und Ansehen der Regierung darauf beruhe, daß sie die Schwächeren, das heißt, die Regierten, durch Schrecken in Frieden erhalte. c) Sobald er dieses im sechsten Kapitel der ersten Abtheilung seines Buchs durch Sophismen erwiesen hat, kann es ihm nicht schwer werden, im siebenten Kapitel zu beweisen, daß die höchste Gewalt im Staate keine Schranken haben dürfe, daß jeder Vertrag über wesentliche Regierungsrechte, der mit dem Volke oder einem Theile desselben geschlossen werde und der Ausübung der höchsten Gewalt Schranken setze, an und für sich ungültig sey.

Wenn man zu diesen Sätzen noch hinzufügt, daß er in dem folgenden Abschnitt, der die Aufschrift hat, von der höchsten Staatsgewalt, auch die Sclaverey rechtfertigt, so wird man sehen, daß er den neusten deutschen Sophisten an Dreistigkeit nicht nachstand, und ebenso keck, als die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts, die edelsten Empfindungen verhöhnte. Die christliche Religion greift er zwar weder in diesem Buche, noch im Leviathan geradezu an, er verkennt aber ihren wesentlichen Charakter und das wesentliche Unterscheidungszeichen derselben von den Religionen des Alterthums, oder von der jüdischen Opferreligion. Er gründet die Verehrung und den Gehorsam der Christen auf die Furcht vor der göttlichen All-

---

c) Seine Worte sind pag. 98: Securitati igitur non pactis sed poenis providendum est. Omnes enim homines necessitate naturae id eligunt, quod sibi ipsi apparens bonum est. In den Mémoires de Richelieu vol. I. pag. 77 findet man dieselbe Maxime, die Richelieu zur Richtschnur nahm.

macht, die aus der Vorstellung der menschlichen Schwäche entspringt; er macht also auch das himmlische Reich des Christen zu einem tyrannischen Staat, wo Gewalt Recht wird. Wenn er, um dies zu beweisen, den Hiob citirt, so kann man nicht läugnen, daß in diesem Buch eine solche Idee vorherrscht; aber er citirt auch das neue Testament, wo nur ein Gott der Liebe und der Freundlichkeit verkündigt wird. Uebrigens erklärt er in der Vorrede seines Buchs wenigstens gerade heraus, daß er sein System auf die Zeitumstände beziehe. Daß er den Vertheidigern der bestrittenen Legitimität Gründe und Mittel habe verschaffen wollen, um diejenigen zu widerlegen, die ihnen christliche Religionsgrundsätze oder aristotelische Philosophie entgegensetzen würden, giebt er gelegentlich zu verstehen. Wie genau Hobbes System mit den Grundsätzen zusammenhing, welche das Haus der Stuarts zu Grunde richteten, sieht man nicht deutlicher, als aus einer Erklärung Karl's I. Diese Erklärung gab Karl, als er vom Parlament wiederholt aufgefordert war, die Anführung der Miliz und das Kommando des Tower nur solchen Männern zu übertragen, welche das Zutrauen der Nation hätten und ihm vom Parlament genannt würden. Der Schluß dieser Erklärung ist ganz nach Hobbes System abgefaßt. d) Dieses sophistische System einer absoluten Monarchie war dem fanatischen von einer christlichen Republik entgegengesetzt, und konnte in einer religiösen Zeit nicht so gefährlich werden, wie die witzigen und geistreichen Schriften der spätern Franzosen in einer ganz andern Zeit und unter ganz andern Umständen; auch verstand Hobbes die Kunst nicht, seine Sophismen durch Einkleidung zu empfehlen. Er hatte auf die Jugend und die tonangebende Gesellschaft keinen Einfluß, und

d) Zum Schlusse, heißt es in der Erklärung, finden wir nicht, daß wir mit einer zu großen Macht bekleidet wären, so daß es nöthig wäre, daß wir sie andern übertrügen, oder daß wir einwilligten, daß sie in andere Hände gegeben würde, wie eure Bill verlangt. Wir halten uns darum an unsere königliche Macht und an das Ansehen, welches Gott und die Gesetze uns verliehen haben, um innere Empörungen zu dämpfen und auswärtige Feinde abzuhalten.

hätte mit dem Erfolge seiner ersten Widersetzung gegen alle geltenden Meinungen über die Verfassung und Einrichtung der Kirche und des Staats zufrieden seyn können. Er wollte aber sein System noch in einem weiteren Umfange entwickeln und die ganze menschliche Natur anklagen. Daher schrieb er fünf Jahre nach seinem ersten Werke (1651), als Cromwell seine Laufbahn begonnen hatte, seinen Leviathan englisch und lateinisch (wenn nicht vielleicht die lateinische Uebersetzung von einem Andern gemacht ist), um das, was er in seinem ersten Buche nur von einer Seite gefaßt hatte, von allen Seiten zu beleuchten, und auf alle menschlichen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Der erste Theil dieses Buchs enthält eine allgemeine Philosophie, der zweite handelt von der Gesellschaftsverbindung und ihrer Ordnung, der dritte von der Religion, besonders der christlichen. Wir wollen nur einige Sätze ausheben, um zu zeigen, daß er zu Gunsten seines monarchischen Systems ebenso der Sittenlehre und dem menschlichen Gefühl, oder wie man das unter uns nennt, der Subjektivität Hohn spricht, und seine Art von Begriff zu Ehren bringt, als die Vertheidiger der französischen Philosophie aus Voltaire's Schule. Der Leviathan ist übrigens in Deutschland aus guter Absicht zu der Zeit neu herausgegeben worden, als die Schreckensregierung in Frankreich bestand; man wollte den demokratischen Ideen monarchische Begriffe entgegensetzen. e)

Im ersten Theile dieses Buchs erklärt Hobbes die Welt gewissermaßen für eine Maschine, die den Grund der Bewegung in sich selbst hat (perpetuum mobile), wenigstens sagt er ausdrücklich, daß die Vernunft dem Menschen nicht wie Empfindung und Gedächtniß angeboren sey, sondern nur durch anhaltende Uebung erworben werde. Aus diesem einzigen Satz wird man leicht abnehmen, was er von der Phantasie und der Erkenntnißkraft des Menschen halten kann und muß. In Rücksicht auf den Willen behauptet er, daß die Begriffe

---

e) Diese deutsche Uebersetzung ist 1795 in Halle in gr. 8. erschienen unter dem Titel: Des Engländers Thomas Hobbes Leviathan oder der kirchliche und bürgerliche Staat.

recht, gut, schlecht, böse, an und für sich gar keinen Sinn haben, sondern nur beziehungsweise gelten. Dadurch wird von ihm, wie von den Materialisten des achtzehnten Jahrhunderts, die Sittenlehre auf positives Gesetz und bürgerliche Ordnung zurückgebracht. Da er den Gefühlen, von welcher Art sie auch seyn mögen, und dem Gemüth Hohn spricht, so ist er jeder Religion, nicht blos der geoffenbarten, entgegen, obgleich er weder witzelt, noch spottet, noch die bestehende Religion geradezu angreift. Merkwürdig ist in dieser Beziehung, daß er von dem, was man unter uns höhere Kritik genannt hat, gleich den deutschen Exegeten nach Michaelis Zeit in Rücksicht auf Aechtheit und Glaubwürdigkeit der Bücher des A. T. Gebrauch macht, wobei es ihm freilich an Methode, Geschmack und ganz besonders an Kenntniß des Orients und der hebräischen Sprache zu sehr mangelt, als daß die zehn ersten Abschnitte seines christlichen Staats (oder Kap. 32 — 42 des ganzen Werks) die Bedeutung haben könnten, welche eine Untersuchung über die in den Kapitel-Ueberschriften erwähnten Punkte sonst schon darum haben würde, weil sie dem wüthenden Fanatismus der Puritaner, Independenten und anderer Schwärmer entgegengesetzt war. f) Ein ganzes Kapitel des Buchs ist gegen die Schulgelehrsamkeit jener Zeit gerichtet, welche Hobbes auf jede Weise zu erschüttern suchte; aber auch dieses Kapitel, in dem sich, weil Baco gewissermaßen vorgearbeitet hatte, vieles Neue und Wichtige hätte sagen lassen, genügt nicht. Das Kapitel ist zwar überschrieben, „aus Afterphilosophie entstandene Finsterniß"

---

f) Diese Ueberschriften sind: Erkenntnißquellen der christlichen Staatsverfassung. Anzahl, Alterthum, Zweck, Ansehn und Ausleger der biblischen Bücher. Biblische Bedeutung der Wörter: Geist, Engel, Eingebung. Biblische Bedeutung der Wörter: Reich Gottes, heilig, geheiligt, Sakrament, Wort Gottes, Prophet, Wunder und deren Anwendung. Biblische Bedeutung der Wörter: ewiges Leben, Seligkeit, künftige Welt und Erlösung. Biblische Bedeutung des Worts: Kirche oder Gemeinde. Gerechtsame des Reichs Gottes unter Abraham, Moses, den Hohenpriestern und Königen, auch unseres theuersten Erlösers.

(de tenebris ex inani philosophia), was aber dort von Philosophie der Alten, von Gelehrsamkeit und Theologie vorkommt, ist dürftig, einseitig, mangelhaft; ein ungezogener und geschmackloser Ausfall auf den katholischen Clerus und die Hierarchie nimmt den größten Raum ein.

Wir durften Hobbes hier nicht übergehen, halten es aber für unnöthig für unsern Zweck, ausführlicher von seinen Meinungen zu reden, da er für die Geschichte der im achtzehnten Jahrhundert gebildeten Opposition weit weniger bedeutet, als einige Männer, welche fast gleichzeitig mit ihm in Frankreich, in der frömmsten Absicht und ohne es zu wissen oder zu wollen, die Grundfesten des bestehenden Glaubens erschütterten. Es geriethen nämlich die gelehrtesten Theologen, die tiefsten Denker unter den Franzosen in einen heftigen Streit mit den von der Kirchenregierung und anfangs auch vom Staat geschützten Vertheidigern des Autoritätsglaubens und der Ueberlieferung, und dieser Streit wurde auf solche Weise geführt, daß später kühne Zweifelsucht, Spötterey über eingeführte Meinungen und Lehrformen, sowie über politische und kirchliche Einrichtungen aus den Werken der frömmsten Männer ihre schärfsten Waffen nehmen konnte. Die Jesuiten und, von ihnen verleitet, auch der römische Hof, hatten aus dem Buche eines 1638 verstorbenen frommen Bischofs von Ypern, Jansenius, der die Lehre des Kirchenvaters Augustinus über Vorherbestimmung und Gnade den Worten desselben gemäß und mit Anführung der Stellen anders vorgetragen hatte, als sie bisher in den katholischen Schulen vorgetragen war, fünf Sätze gezogen, als ketzerisch verdammt, und dadurch alle Freunde des verstorbenen Bischofs, alle Vertheidiger der in dem Buche, das er Augustinus betitelt hatte, enthaltenen strengen christlichen Philosophie aufs höchste erbittert. Nicole, Pascal, Arnauld d'Andilly, der Dichter Boileau und viele Andere, durch ihre Frömmigkeit und durch die Achtung gegen die bestehende Ordnung, Einige, wie z. B. Boileau, sogar durch sclavische Fügsamkeit gegen den Willen des Monarchen ausgezeichnet, nahmen Partei, bildeten eine Opposition gegen die Monarchie der Kirche, wurden heftige Geg-

ner der Jesuiten, und begannen einen Kampf, in dem der schwächere und verfolgte Theil sich endlich der einzigen Waffen bedienen mußte, welche auch den Unterdrückten nicht geraubt werden können. Spott, Satyre, scharfe Dialektik wurden in den zahlreichen Schriften der sogenannten Jansenisten erst gegen die jesuitische, dann gegen die ganze römische und päbstliche Theologie angewendet, so daß es später ungemein leicht war, dieselben Waffen gegen die vielen Blößen des ganzen herrschenden Kirchen- und Schulsystems zu gebrauchen. Arnauld d'Andilly, der frömmste, der edelste, der gelehrteste Mann seiner Zeit, half so den Weg bahnen, den die Spötter des folgenden Jahrhunderts wandelten; er und seine mit ihm verbundenen Freunde sammelten und ordneten die Materialien, welche später zu ganz entgegengesetztem Zweck benutzt wurden. Arnauld gehört zu den wenigen Franzosen, die Ludwig dem XIV. zu widersprechen und zu widerstehen wagten. Es gelang ihm zu einer Zeit, als die Nation keine Stimme mehr hatte, als der Hof allein den Ton angab, die allgemeine Stimme für sich zu gewinnen, und selbst einen Boileau, der dem großen Könige sogar den mühsam erworbenen Dichterruhm aufopferte und sich durch die lächerliche Schmeichelei seiner Oden verächtlich machte, zu bewegen, ihn gegen seine Feinde in Schutz zu nehmen. Boileau hat bekanntlich nicht blos in einer eigenen Satyre (der 12ten gegen das Ende) das System der Jesuiten ebenso angegriffen, als dieses in Pascal's spöttischen und gelehrten Briefen geschehen ist, sondern auch dem Arnauld d'Andilly ein Denkmal gesetzt, das seinem Herzen und seiner Poesie Ehre macht. g)

---

g) Die berühmte Grabschrift lautet:

Au pied de cet autel de structure grossière
Gît sans pompe, enfermé dans une vile bière,
Le plus savant mortel, qui ait jamais écrit,
Arnauld, qui sur la grâce instruit par Jesus Christ,
Combattant pour l'église, a dans l'église même
Souffert plus d'un outrage et plus d'un anathême.
Plein d'un feu qu'en son coeur souffla l'esprit divin,
Il terrassa Pelage et foudroya Calvin,

Arnauld's Beispiel, die Ehre, welche er und seine Freunde in der Verfolgung fanden, der Antheil, den die Parlamente an den jansenistischen Streitigkeiten nahmen, die Verbindung der politischen und der kirchlichen Opposition veranlaßten die Entstehung einer ganz neuen Art von Schriftstellerei in Frankreich, welche nach und nach zu der sogenannten philosophischen des achtzehnten Jahrhunderts herüber führte. Die Briefe, welche Pascal, von seinen Freunden mit Materialien unterstützt, zur Verspottung der Jesuiten und ihrer Casuistik schrieb, sind das unübertroffene Muster aller späteren witzigen Angriffe auf die Heuchelei und den Aberglauben des herrschenden Systems geworden. Arnauld nämlich läugnete in einem gedruckten Briefe, der an einen Herzog und Pair gerichtet war, daß die fünf vom Pabst verdammten Sätze in Jansenius Buch enthalten seyen, h) und ward deshalb nebst einer bedeutenden Anzahl seiner Freunde von der Sorbonne verfolgt. Dies erbitterte alle seine Freunde vollends gegen die Jesuiten, und Pascal wandte sich von der Obrigkeit, welche diese Verfolgung begünstigte, an das große Publicum. Er machte in den Briefen eines Provinzialen die Jesuiten und ihre Meinungen lächerlich, und diese Briefe wurden zu einem Nationalwerk. Dies hatte auf die Richtung des Geistes in Frankreich den entschiedensten Einfluß. Jene Briefe erschienen Anfangs einzeln als Flugschriften; Pascal spottete darin unter dem angenommenen Namen Louis de Montalte der lächerlichen theologisch-casuistischen Gelehrsamkeit, und sein Bei-

---

De tous ces faux docteurs confondit la morale,
Mais pour fruit de son zèle on l'a vu rebuté
En cent lieux opprimé par la noire cabale,
Errant, pauvre, banni, proscrit, persécuté;
Et même par sa mort leur fureur mal éteinte
N'en eût jamais laissé les cendres en repos,
Si dieu lui même, ici, de son ouaille sainte
A ces loups dévorans n'eût caché les os.

h) Die lettre à un duc et pair erschien 1655, und zwischen 1656 — 57 die lettres d'un provincial à son ami, eine nach der andern, bis sie zuletzt zusammen gedruckt wurden, als ein besonderes Werk.

spiel war nicht verloren; man spottete bald genug über Pascal's Jansenisten, wie er über die Jesuiten gespottet hatte. Es wäre sehr leicht, den Einfluß der gelehrten aber spöttischen Briefe Pascal's auf die Schriften der späteren Zweifler und Spötter der Franzosen im Einzelnen durch Beispiele nachzuweisen, wir dürfen aber dabei nicht verweilen, da wir nur die eigentlichen Gegner des Bestehenden, die im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts und im Anfange des achtzehnten geschrieben haben, aufzählen wollen. Ausgemacht ist, daß kaum irgend ein Roman oder Gedicht in Frankreich häufiger gelesen und neu aufgelegt worden, als diese Briefe, und daß sie die Gemüther vorbereitet haben, Angriffe auf Vorurtheile und herrschende Meinungen aller Art zu erwarten und zu ertragen. Dieselbe Wirkung hatte Pascal's Hauptwerk, seitdem es unvollendet geblieben und unter dem Titel philosophische Gedanken, als eine Sammlung von Aphorismen, erschienen war. Pascal's Absicht war eine Begründung des Offenbarungsglaubens durch einen vollständigen Beweis der Nichtigkeit des menschlichen Wissens. Diese Absicht wurde nicht erreicht, und konnte nicht erreicht werden, aber die abgerissene Form der Sätze, die Schärfe der Dialektik, die vortreffliche Sprache brachte das Buch in die Hände derer, die es zum Vortheil der Glaubenslehre weder gebrauchen konnten, noch wollten. Pascal war vortrefflicher Mathematiker; er und seine Freunde haben die Logik und Grammatik auf eine solche Weise bearbeitet, daß ihre Lehrbücher noch in unsern Tagen als musterhaft gelten; i) der Angriff auf die gewöhnliche Beweisführung der Schulen und auf allgemein geltende Grundsätze war daher in eben dem Verhältniß von seiner Seite her gefährlicher, wie die von Montaigne auf gut Glück unternommenen Streifzüge, als Pascal tiefer dachte und folge-

---

i) Robert Arnauld d'Andilly und Nicole arbeiteten zusammen die **logique ou l'art de penser par M. M. du Port Royal**, so wie die **Rhétorique du Port Royal** aus. Die **Grammaire générale et raisonnée contenant les fondemens de l'art de parler etc. etc. par M. M. du Port Royal** ist 1756 mit Noten von Duclos neu gedruckt worden, und auch 1803 in 8. erschienen.

rechter verfuhr. Der Plan von Pascal's Werk, von dem in seinen Gedanken (Pensées) nur schwache Spuren aufbewahrt sind, war an und für sich schon gefährlich; er wurde es doppelt, als er nur bis zu einem gewissen Punkt durchgeführt ward. Das Werk, welches die Franzosen auf diese Weise erhielten, ward eine mit philosophischer Schärfe und theologischer Gelehrsamkeit bereitete Rüstkammer, wo man die Waffen fand, ohne deren Gebrauch der größte Theil der im achtzehnten Jahrhundert aufgetretenen Gegner der Religion und der herrschenden Schulphilosophie den Kampf nie würden bestanden haben. Pascal's Werk, obgleich es nur abgerissene Stücke enthält, ist nichts destoweniger durch Bestimmtheit und Richtigkeit des Ausdrucks und durch Tiefe der Gedanken ausgezeichnet; es kann auf der einen Seite den kühnsten Zweifel, auf der andern die frömmsten Gesinnungen und die tiefste religiöse Betrachtung veranlassen. Es ist daher zu einem zweischneidigen Schwerdte geworden, besonders seitdem nach der Erscheinung des Werks von Mallebranche der von Cartesius begründete Idealismus vollendet aufgestellt war. k) Wenn wir den hier angedeuteten Weg verfolgen dürften, so würde er uns zu Spinoza führen, dessen Lehre die thörichten und prahlerischen Atheisten der folgenden Zeit, die ihn zu verstehen nicht im Stande waren, verständlicher in der Sprache des Volks vorzutragen glaubten. Wir dürfen uns aber unserem Zweck gemäß von der für das größere Publikum bestimmten Literatur nicht zu weit entfernen, und erwähnen daher selbst Locke, den Schöpfer der Philosophie, zu welcher sich von Voltaire an alle Philosophen der französischen Schule bekannt haben, nur im Vorbeigehen. Das neue philosophische System, welches Locke in seinem Werke über das menschliche Erkenntnißvermögen dem Idealismus entgegensetzte, war dem großen Publikum leichter zugänglich, als der Idealis-

---

k) Das Werk von Mallebranche, das 1674 und nachher unzählige Mal erschien, führt den Titel: **De la recherche de la vérité, où l'on traite de la nature de l'esprit de l'homme et de l'usage qu'il en doit faire pour éviter l'erreur dans les sciences.**

mus oder Spinozismus, er ließ sich leichter mit dem leichtfertigen, witzigen, oberflächlichen Ton, der von Frankreich und England aus unter der ganzen vornehmen Welt herrschend ward, vereinigen, und war besser gegen die gemüthlichen Vorstellungen der früheren und einfachen Zeit zu gebrauchen.

Ungeachtet Locke Führer und Lehrer der Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts ward, und gleich diesen über Wahrnehmung und Erfahrung hinaus keine Thätigkeit des denkenden Geistes und kaum einen Flug der Phantasie erlaubte, so war er doch den christlichen in der Jugend erlernten Vorstellungen von Pflicht und Sittlichkeit bis an sein Ende ganz ergeben. Er trat daher nie als Gegner des Offenbarungsglaubens auf, und seine Zweifel wurden den in Staat und Kirche herrschenden Grundsätzen nicht unmittelbar gefährlich, weil sie aus einer ganz andern Quelle entsprangen, als aus Unzufriedenheit oder Widerwillen. Locke erkannte, daß die Veränderung aller Verhältnisse, die Fortschritte der mathematischen und physikalischen Wissenschaften, der Gewerbe, der Künste, des ganzen Lebens und seiner Einrichtungen eine andere Lebensphilosophie erfordern, als die aus dem Mittelalter überlieferte aristotelische, oder die strenge calvinistische oder jansenistische, oder die der kirchlichen Hierarchie und der Jesuiten. Er versuchte sogar das Christenthum dadurch gegen die Spötter zu vertheidigen, und den Verstand mit der Religion zu versöhnen, daß er auf eine verständige Behandlung der Glaubenslehren, oder wie wir jetzt sagen, auf den Rationalismus in Religionssachen drang, und Toleranz zu befördern trachtete. Als Systematiker und Philosoph gehört übrigens Locke nur mittelbar der Klasse von Schriftstellern an, die wir hier aufzählen. Sein Freund und Gönner Shaftesbury verdient dagegen aus vielen Ursachen unsere Aufmerksamkeit.

Als Mitglied der höheren Gesellschaft seiner Zeit, wegen seines innigen Verkehrs mit Bayle und den übrigen Franzosen, welche vor Voltaire die herrschende Lebensphilosophie zu verändern oder zu verspotten suchten, wegen seines Styls und der großen Verbreitung seiner zum Gebrauch des gesellig gebildeten

Publikums abgefaßten Schriften, ist Shaftesbury als der Vorzüglichste unter denen anzusehen, welche den französischen Spöttern vorangegangen sind. Wir wollen deshalb bei ihm etwas länger verweilen, doch müssen wir vorher noch Collins gedenken. Dieser ist in Beziehung auf die französischen Schriftsteller schon darum sehr bedeutend, weil einige seiner Schriften in der französischen Encyclopädie unter gewissen Artikeln im Auszuge übersetzt sind, Holbach und seine Freunde sogar, als sie sich aus dem Kriege gegen das im Staat anerkannte System der Sittlichkeit und des Glaubens ein eigenes Geschäft machten, ihrem System durch wörtliche Uebersetzung von Collins Schriften am besten zu dienen glaubten. Collins hatte mit Locke in freundlichen Verhältnissen gestanden, blieb auch lange Zeit den Grundsätzen schonender Behutsamkeit, welche Locke befolgt hatte, getreu, bis er, mehrere Jahre nach dem Tode seines Freundes, endlich ganz offen als Vertheidiger der Lehren auftrat, welche die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts von ihm entlehnten. Die gewöhnlichen Nachrichten leiten Collins Zweifel an der Wahrheit der christlichen Religionslehren und an jeder Religion, sowie seine Zweifel an der Unsterblichkeit der menschlichen Seele aus dem Antheil her, den er an einem innerhalb der Kirche über eine Meinungsverschiedenheit geführten Streit nahm. Clarke und Dodwell hatten einen Schulstreit über die Unsterblichkeit der Seele, darin mischte sich Collins auf seine Weise. Doch war es ihm Ernst; er suchte für seine Lehren schulgerechte Beweise, und wollte nicht, wie Shaftesbury und seine Freunde nur eine für Leben und Wandel der höheren Stände und ihren Lebensgenuß passende Geheimlehre erfinden, die sich von der bürgerlichen und religiösen Moral unterschiede, eine Lehre, die nur von denen verstanden werden könnte, die des Tons und der Sprache der guten Gesellschaft mächtig wären. Schon im Jahr 1709 begann Collins Schriften herauszugeben, welche von den französischen Gegnern der allgemein angenommenen Meinungen als die Ihrigen anerkannt wurden; denn seine Abhandlung über die Denkfreiheit erschien schon 1714 französisch, und ward 1766 auf's neue franzö-

sisch l) herausgegeben. Bei der letzten Ausgabe findet sich freilich eine Widerlegung von Crousaz, allein der Geist der Zeit war den Zweifeln des Engländers günstiger, als der Demonstration des Franzosen. Collins Paradoxie über den Grundsatz menschlicher Handlungen ward von Desmaiseaux m) in einer Sammlung von Schriften, die im Geiste der damaligen Opposition gegen das herrschende System verfaßt waren, und in Holland herausgegeben wurden, aufgenommen; vierzehn Jahre nachher erschien eine neue französische Bearbeitung; auch wurde die Schrift wörtlich in die Encyclopädie eingerückt. Collins Angriff auf den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion, den man aus der Erfüllung der Weissagungen herzunehmen pflegt, ward von Holbach selbst, oder auf dessen Veranlassung übersetzt, n) das heißt mit anderen Worten, die Übersetzung ging aus der literarischen Fabrik hervor, die Holbach und diejenigen, welche sich bei ihm versammelten, zu Gunsten sittenverderbender und Unglauben verbreitender Grundsätze in Paris angelegt hatten. Seine Abhandlung über Moses und über das Judenthum, sowie über den Einfluß desselben auf das Christenthum ward ebenfalls in jener Zeit, als man das bestehende System dem Zeitgeist nicht mehr angemessen fand, aufs neue in französischer Sprache herausgegeben. o)

Wenn Collins offen, und Toland, von dem wir weiter unten reden, frech mit seinen Lehren hervortrat, so versteckte sich dagegen Shaftesbury durch seine von allen schulmäßigen Beweisen entfernte Manier, die mehr einnahm, als überführte, hinter einem Anscheine von Schicklichkeit und Anstand, während

---

l) Discours sur la liberté de penser par Rousset et Scheeurler 1714. 8.

m) Die Schrift Paradoxe sur le principe des actions humaines fand 1740 in der Sammlung von Desmaiseaux seinen Platz und ward 1754 von Lefévre de Beauvray neu übersetzt.

n) Examen critique des prophéties qui servent de fondement à la réligion chrétienne. 1768 in Amsterdam unter dem Druckort London.

o) Esprit du Judaïsme ou examen raisonné de la foi de Moïse et de son influence sur la réligion chrétienne. Amsterdam 1770.

er im Grunde allen Glauben und alle Strenge sittlicher Grundsätze zu untergraben suchte. Shaftesbury wurde wie Voltaire schon als Knabe durch den Umgang mit geistreichen Leuten zu einer Ansicht von Wel*, Menschen, Geschäftsleben, Regierung geleitet, die für ihn um so verführerischer war, je näher ihm die Menschen standen, welche von diesen Ansichten geleitet wurden. Diese Lebensansicht, der die feine Welt, die Reichen und Ueppigen überall huldigen, mögen sie es eingestehen oder nicht, mußte einem jungen Herrn von Stande um so mehr zusagen, je wahrer sie in Beziehung auf die Klasse von Menschen schien, mit denen er gewöhnlich in Berührung kam, und deren Betragen und Grundsätze ihm vorzüglich der Beachtung werth schienen. Wir haben es hier, wie später bei den Franzosen, nicht mit Gelehrten zu thun, die vom Katheder herab Formeln geben, die ihr Publikum gläubig nachspricht und in Büchern und Systemen fortpflanzt, sondern mit einem Weltmann, der das, was um ihn vorgeht, nie aus dem Gesichte verliert, und das Wort der herrschenden Gesinnung anpaßt. Bei Shaftesbury trat noch ein besonderer Fall ein. Sein Großvater war der unter dem Namen des A in dem sogenannten Cabal-Ministerium Karl's des Zweiten bekannte Ashley, der bekanntlich mit seinen Reden, Rathschlägen und Meinungen den schändlichsten Handel trieb, und ein Betragen, das der gewöhnlichen bürgerlichen Moral, dem einfachen Gefühl und den Grundsätzen des Christenthums auf gleiche Weise entgegen war, durch sophistische Gründe zu vertheidigen verstand. Dieser Großvater nahm sich des Enkels besonders an, und mußte wohl die Weisheit, welche er selbst sein Leben hindurch befolgt hatte, und die Sophistik, worauf diese beruhte, dem Enkel einflößen. Uebrigens unterscheidet sich der Enkel freilich von seinem Großvater durch seinen Eifer für Freiheit jeder Art; allein auch dieses erklärt sich bei einem Mann, der ein so kaltes System der Selbstsucht für Philosophie ausgeben konnte, aus den äußeren Verhältnissen. Der Großvater diente zu der Zeit, als er, um Ehre und Macht zu behaupten, vergaß, daß er Bürger eines freien Staats gewesen sey, ehe er Minister wurde, den Stuarts; der Enkel

hatte sich gleich Anfangs an Wilhelm III. angeschlossen, und wurde nicht von heftigem Ehrgeiz gepeinigt. Sein Verhältniß zu Wilhelm, seine Stellung in England, machten ihn zu einem eifrigen Vertheidiger der Rechte bürgerlicher Freiheit, und dieselben Umstände hielten ihn ab, als offenbarer Deist, oder als kecker Spötter aufzutreten; er trug daher seine kühnen Meinungen auf ähnliche Weise vor, als seine Freunde, ein Bayle, Leclerc, und Anfangs auch Voltaire. Manier, Ton, Styl und Inhalt von Shaftesbury's Schriften ist französisch, das heißt, er denkt und schreibt wie die sogenannten Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts. Dies geht schon aus seinem sonderbaren Urtheil über die großen englischen Dichter hervor; p) es zeigt sich aber auch in der Ansicht von Balzac's und Voiture's Briefen. q) Wie alle früheren französischen Zweifler, unterscheidet sich Shaftesbury auch dadurch von den späteren, von einem Helvetius, Diderot und anderen, daß er kein dogmatisches Lehrgebäude der Selbstsucht oder des Unglaubens aufstellen will, sondern nur geistreich zu beweisen sucht, daß die Forderungen der Sinnlichkeit und das Gesetz der Vernunft, oder die Natur und das göttliche Gebot, nicht unter sich streiten, nicht Eines dem Andern entgegengesetzt seyen. Eine solche Lehre mußte dem jüngern Theil der Generation, an welche sie gerichtet ward, ebenso willkommen seyn, als die entgegenstehende jesuitische, daß man, wenn man die Jahre der Kraft in Ueppigkeit und Wollust verlebt, wenn man dem sinnlichen Genusse und den Zerstreuungen der Jugend sich hingegeben habe, im Alter durch Andacht und Buße den Himmel erwerben könne, den Alten und Abgelebten. Die gefällige Manier, die Art der ersten Verbreitung, der thörichte Lärm, den die Rechtgläubigen erho-

p) Advice to an author. Characteristics ed. Basil. Vol. I. p. 187. The British Muses — — — they lisp as in their cradles; and their stammering tongues, which nothing beside their youth and rawness can excuse — — Our dramatic Shakespear, our Fletcher, Johnson and our epic Milton preserve this style. Damit vergleiche man, was er pag. 189 von Boileau sagt.

q) Miscellaneous reflexions Ch. III. Charact. vol. III. p. 16—17.

den, gaben Shaftesbury's Schriften eine Bedeutung, welche, wie das zu gehen pflegt, durch den Rang und die Stellung des Verfassers vermehrt ward. Genauer betrachtet sind Bayle und Voltaire ihm weit vorzuziehen. Der Eine hat mehr Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, der Andere mehr Offenheit und unendlich viel mehr Witz. Wie sich Shaftesbury, den wir als den Ersten ansehen, der schon vor Montesquieu und Voltaire das lesende Publikum unter den höheren Ständen aufmerksam machte, daß das Gebäude des Mittelalters, das man bis dahin nur theilweise ausgebessert hatte, ganz neu gebaut werden müsse, weil es überall morsch sey, über Regierung, Religion, Moral aussprach, wollen wir durch einige Andeutungen aus seinen unter dem Titel Charakteristiken erschienenen sämmtlichen Schriften anschaulich machen. Wir nehmen dabei keine Rücksicht auf die Zeitfolge der einzelnen Stücke, weil davon wenig abhängt.

Im ersten Bande der Sammlung stoßen wir zunächst auf eine Anzahl Briefe, welche theils sehr unbedeutend, theils mit großer Behutsamkeit abgefaßt sind; doch spricht sich darin derselbe Widerwille gegen die französische absolute Monarchie aus, der sich in Montesqieu's Briefen eines Persers, besonders in Beziehung auf das System Ludwigs XIV. offenbart, und von Bayle und Anderen bei jeder Gelegenheit geäußert wird. Die Kirche, als eine politische Anstalt, die französische Hierarchie, beurtheilt Shaftesbury ebenso hart, als die Encyclopädisten später gethan haben, und der schlaue Voltaire, der es lieber mit Gott und der Religion, als mit dem Clerus verderben wollte, nennt wohl besonders deshalb Shaftesbury einen gar zu heftigen Gegner der Religion, weil er die Hierarchie so offen angreift, da er sonst weit weniger bitter gegen das Christenthum ist, als Voltaire. Shaftesbury nennt die hierarchische Kirchengewalt eine gotteslästerlich abscheuliche, und fügt hinzu, es sey mit einer solchen Art von Kirchenregierung gewöhnlich die schlechteste weltliche Verwaltung verbunden, das sehe man in Frankreich, wo das Muster einer schlechten bürgerlichen und kirchlichen Ordnung zu gleicher Zeit und innig vereinigt gefun-

den werde. r) An einer anderen Stelle dieser Briefe giebt er ziemlich deutlich zu verstehen, daß die Ausbildung der höheren Classen der Gesellschaft, die Einsicht, die man sich im Umgange mit Weltleuten erwerbe, mit dem Volksglauben und der inneren Anerkennung der geltenden Lehren und Formen nicht wohl verträglich sey; doch sey man gewissermaßen stillschweigend übereingekommen, seine Meinung für sich zu behalten. Ein Mann von Stande, meint er, muß über die Vorurtheile des Haufens erhaben seyn, aber er muß seine Einsicht nicht Anderen mittheilen oder aufdringen. Er giebt in einem Briefe dem jüngeren Freunde den Rath: Sie kennen Ihre Freiheit, gebrauchen Sie sie und seyn Sie frei; aber gebrauchen Sie sie, wie es Ihnen gebührt, behalten Sie Sanftmuth, Demuth gegen das Bestehende äußerlich sorgfältig bei. Nur der innere Mensch, fährt er fort, muß frei gemacht und von seinen Ketten erlöset werden. Andere Leute bedürfen Ihrer Weisung nicht, auch ist es Ihre Pflicht nicht, ihnen Weisung zu geben; nein, gerade das Gegentheil. s) Eine andere Stelle dieser Briefe gehört vielleicht zu den merkwürdigsten in Shaftesbury's Schriften, er spricht sich nämlich ironisch aus über das Verhältniß seiner Behauptungen zu den orthodoxen Systemen und zugleich zu dem kühnen Unglauben der Gegner des herrschenden Schulglaubens. Von Hobbes und seinen menschenfeindlichen, tyrannischen Grundsätzen spricht er verächtlich; aber auch mit Tindal und Locke ist er nicht ganz zufrieden. Sie vertrauen zuviel auf Erfahrung, Uebung, Gewohnheit, sie sind zu systematisch und positiv. Freilich ist es bittere Ironie, daß er Locke auf der einen Seite als einen frommen Christen rühmt, und auf der andern vom System desselben sagt, es mache die Tugend vom Gebrauch und von der eingeführten Sitte abhängig, es lasse Sittlichkeit, Gerechtigkeit, Billigkeit nur auf statutarischen Bestimmungen und positiven Gesetzen beruhen, und mache die Freiheit, welche nach ihm der Gottheit zugeschrieben werden müsse, zur bloßen Will-

r) Characteristics vol. I. letters p. 318.

s) Characteristics vol. I. pag. 326 — 27.

führ. Er beruft sich dabei auf seine von Toland zuerst herausgegebene Jugendschrift, von der wir sogleich reden wollen, und deutet an, warum in seiner Zeit jedes noch so sonderbare System, wenn es nur dem herrschenden entgegengesetzt war, ungemein leicht Eingang fand. Er sagt, die auffallende Behauptung, daß nicht das Gesetz der Natur, sondern eine Willkühr der Macht die Welt beherrsche, finde nur darum leichten Eingang, weil der Geistesdruck, unter dem man überall seufze, jeder Opposition gegen das Bestehende Freunde verschaffe. t) Aus seiner Vorsicht und Behutsamkeit bei besonderen und vertrauten Mittheilungen wird man leicht vermuthen, daß er in seinen öffentlichen Schriften seine wahre Meinung noch mehr durch die Kunst des Vortrags zu verbergen suchte. Und in der That war die in Beziehung auf seinen Widerwillen gegen die herrschenden Meinungen merkwürdige Schrift über Tugend und Verdienst gegen seinen Willen von Toland bekannt gemacht worden, weil Toland, der, wie Voltaire, über die Mittel zu seinem Zweck durchaus nicht bedenklich war, dieselbe für besonders geeignet hielt, zur Zerstörung der aus dem Mittelalter stammenden Einrichtungen und Meinungen beizutragen. Dieser Aufsatz war eine Jugendarbeit, welche Shaftesbury nicht für das Publikum bestimmt hatte; auch hatte Toland, als er die Schrift herausgab, viele Bemerkungen und eingeschobene Sätze in seiner Manier beigefügt; von diesen gereinigt, und vom Verfasser im späteren Alter durchgesehen, ward sie in den zweiten Band der Charakteristiken eingerückt. In dieser Abhandlung betrachtet Shaftesbury die Einrichtung der Welt, wie sie ist, und zwar in ihrem ganzen Umfange als nothwendig, und erklärt sich daher ebenso bestimmt gegen diejenigen, welche, wie Locke und seine französischen Schüler, denen nur die Re-

---

t) Characteristics vol. I. letter VIII. p. 347. This is very poor philosophy. But the gibberish of the school for these several centuries has in those latter days of liberty made any philosophy of good relish and highly savoury with all men of wit, such as have been emancipated from that egregious form of intellectual bondage.

flerion Philosophie ist, äußere Erfahrung, äußeren Genuß allein gelten lassen, und von keiner inneren und sittlichen Ordnung neben dem äußeren Naturgesetz wissen wollen, als gegen die Moral der christlichen Schulen, wo man ein göttlich Gebot und positive Satzungen dem gesunden Verstande und dem natürlichen Gefühl entgegensetzen will. Es versteht sich von selbst, daß hier von einer bloßen Lebensphilosophie, von einer Lehre, die im geselligen Verkehr, nicht in der Schule, vertheidigt werden soll und kann, die Rede ist; gerade dies sicherte aber Shaftesbury eine Stelle neben Voltaire, der ihn von dieser Seite her aufrichtig empfiehlt, während er durch den Tadel der Gottlosigkeit auf eine schlaue und boshafte Weise die Aufmerksamkeit auf seine Schriften zieht. Uebrigens macht Shaftesbury die Welt weder zu einer Maschine, noch läßt er unsere Handlungen durch Nothwendigkeit oder dunkles Gefühl bestimmt werden; er läßt dem Verstande die Entscheidung über Recht und Unrecht, sowie die Wahl des Lebenswegs. Wir wollen eine Stelle, wo er sich deutlicher, als sonst ausspricht, hier um so mehr wörtlich einrücken, als er sich darin zugleich sehr heftig und bitter gegen die in Europa bestehenden kirchlichen Einrichtungen und gegen die herrschenden Glaubenslehren erklärt. u) „Wir finden, heißt es am Schlusse des dritten Abschnitts, daß Verdienst und Tugend insofern vom richtigen Gebrauch des Verstandes abhängen, als nichts Schauderhaftes oder Unnatürliches, nichts, was ganz von den gewöhnlichen Empfindungen abweicht, oder die natürlichen Bande, welche die menschliche Gesellschaft zusammenhalten, zerreißet, aus irgend einer Vorstellung von Ehre oder Religion zu irgend einer Zeit als gutes und passendes Ziel unserer Bestrebungen, oder als unserer Achtung werth, verfolgt werden darf." Er erklärt sich noch bestimmter: „Wenn also dem Menschen irgendwo und auf irgend eine Weise Verrath, Undankbarkeit, Grausamkeit durch göttliches Gebot zur Pflicht gemacht würde, oder unter dem Vorwande empfohlen,

---

u) An inquiry concerning virtue and merit. Sect. III. Characteristics vol. II. p. 26.

daß es dem menschlichen Geschlechte in künftiger Zeit Heil bringen könne, — — — so ist das nie Tugend, und kann nie und auf keine Weise Tugend seyn, oder genannt werden." Dieselbe Ironie und Bitterkeit liegt in einer andern Stelle, wo er den Aberglauben (ein Wort, dessen Bedeutung bei ihm und bei Voltaire fast gleichgeltend ist), und den Atheismus in Rücksicht auf ihre Wirkung auf das Leben vergleicht. Atheismus, sagt er dort, könne nach seiner Meinung auf die Sittlichkeit keinen Einfluß haben, denn der Zweifel an das Daseyn der Gottheit könne nicht bewirken, daß man irgend eine Sache oder eine Handlung anders betrachte, als man sie ohne diesen Zweifel würde betrachtet haben, daß man also etwas für schön, edel, würdig ansehe, das man sonst nicht dafür angesehen haben würde; der Aberglaube dagegen verwandle offenbar unnatürliche und unmenschliche Dinge in gute und lobenswürdige. v) Nothwendig zur Tugend, meint er, könne der Glaube an Gott nicht wohl seyn, er könne aber der Sittlichkeit sehr vortheilhaft werden, nur, fügt er auch hier bitter ironisch hinzu, mit der bedeutenden Einschränkung, daß der Glaube an Gott in der Form, die er bei den Frommen anzunehmen pflege, der Sittlichkeit einen großen Theil ihres Verdienstes raube, und sie zu einem gewöhnlichen Hofdienst mache, der blos des Vortheils wegen verrichtet werde. Dies führt er ausführlich durch; auf welche Art dies geschieht, wird man aus dem Schlusse urtheilen können. Es heißt dort: w) Wenn das, was der Fromme Ergebung in den Willen des Höchsten nennt, nur auf Erwartung unendlicher Vergeltung oder Belohnung beruht, dann ist darin ebensowenig Verdienst oder Tugend zu entdecken, als in irgend einem anderen Tauschhandel; denn diese Ergebung in Gottes Willen ist dann mit anderen Worten nichts Anders, als: der Fromme will sein gegenwärtiges Leben und seine gegenwärtigen Vergnügungen bedingungsweise gegen etwas Anderes aufopfern, von dem er selbst eingesteht, daß es durch Nichts aufgewogen werde

v) An inquiry part. III. sect. 2. Characteristics vol. II. p. 56.
w) l. c. sect. 3. vol. II. pag. 47 — 48.

(is beyond equivalent), nämlich ewiges Leben in einem Zustande des höchsten Vergnügens und Genusses." Seine Meinung von einer natürlichen und äußeren und einer sittlichen und inneren Ordnung der Dinge, die sich nicht einander entgegen, sondern genau übereinstimmend sind, spricht er an einer anderen Stelle aus, wo man leicht erkennt, daß er ebenso weit geht, als irgend Einer der späteren Encyclopädisten, nur ohne sich so offen auszusprechen, oder, wie manche unter diesen, Lehrer der Unsittlichkeit zu werden. „Im Ganzen genommen, sagt er, verhält es sich mit den Neigungen und Leidenschaften beseelter Wesen wie mit den Saiten eines musikalischen Instruments. Wenn diese auch das beste Verhältniß zu einander haben, so kann doch das Instrument nicht ertragen, daß sie über einen gewissen Grad gespannt werden. Geschieht dies, so wird die Laute oder Leyer mißbraucht und ihr Nutzen geht verloren. Derselbe Grad angewendeter Kraft, der die Eine aufzieht, und die einzelnen Saiten zu Harmonie und Einklang stimmt, kann bei einer Andern Saite und Instrument sprengen. Menschen, welche sehr leicht bewegt werden und für Schmerz und Vergnügen am empfänglichsten sind, bedürfen der mächtigsten Anregungen von einer anderen Seite her; ihre Neigungen, wie Zärtlichkeit, Liebe, Geselligkeitstrieb, Mitleid müssen am stärksten seyn, wenn das Gleichgewicht in ihrem Innern bewahrt und sie in ihrer Pflicht erhalten werden, oder was einerlei ist, wenn sie den ihnen angewiesenen Platz ausfüllen sollen. Andere, die kühleres Blut haben, oder weniger erregbar sind, haben diesen Zusatz oder dieses Gleichgewicht nicht in eben dem Grade nöthig." Bestimmter deutet er seine Meinung einige Zeilen weiter unten an, wo er sagt, diese Einrichtung sey allen Thieren gemein; beim menschlichen Geschlecht finde man allerdings auf der einen Seite die höchste Vollkommenheit der Verhältnisse der verschiedenen Neigungen und Triebe, der inneren Bewegungen und der äußeren Anregung; auf der anderen Seite aber auch die größte Verdorbenheit und Entartung; dagegen bleiben, fügt er hinzu, die anderen Thiere immer in dem richtigen Verhältniß, das ihnen ursprünglich eigen

war. x) Er rede, sagt er, nicht allein von kleineren und schwächeren Thieren, die durch ihren Geselligkeitstrieb ausgezeichnet seyen und in einer Art Staat lebten, wie Bienen und Ameisen, nein, sogar die Raubthiere, die von Geselligkeit am weitesten entfernt seyen, beobachteten ein solches Betragen gegeneinander, wie es der Erhaltung und Wohlfahrt ihrer eigenen Gattung am zuträglichsten sey. Der Mensch dagegen, obgleich er die Religion zu Hülfe nehme und durch Gesetze geleitet werde, lebe nicht allein oft weniger der Ordnung der Natur gemäß, sondern werde auch durch die Religion selbst oft unmenschlich und barbarisch gemacht. y) — Was die politischen Grundsätze Shaftesbury's angeht, so ist er in Beziehung auf die Ungleichheit der Verhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft, in Beziehung auf Sitten und Einrichtungen fürstlicher Höfe und monarchisch regierter Reiche viel weiter gegangen, hat sich viel kühner ausgesprochen, als irgend ein französischer Schriftsteller, selbst wenn er seine Bücher in den Niederlanden drucken ließ, es wagen durfte. Doch versteckt er sich auch dabei hinter dieselbe Ironie, deren er sich gegen religiöse Vorurtheile und gegen den Glauben an eine besondere Vorsehung oder göttliche Weltregierung bedient.

Diese Ironie gegen Religion, besonders gegen die kirchlich christliche, die jede heidnische Tugend verdammt, und dem na-

---

x) An inquiry etc. etc. Characteristics vol. II. pag. 78 hebt er den Contrast des Menschen und der andern Thiere recht hervor: constancy and regularity in all their passions and affections; no failure in the care of the offspring or of the society, to which the are united; no prostitution of themselves, no intemperance, or excess of any kind.

y) Wie und wodurch, das gibt er durch den Zusatz zu erkennen l. c. pag. 78: Marks are set on men, distinctions formed, opinions decreed, under the severest penalties, antipathies instilled, and aversions raised against the generality of their own species. So that it is hard to find in any region a human society which has human laws. No wonder, if in such societies it is hard, to find a man who lives naturally and as a man.

türlichen Verstande wie der natürlichen Gerechtigkeit feind ist, findet man besonders in den zerstreuten Bemerkungen, die er überschrieben hat: der Moralist, eine Rhapsodie. In diesen Bemerkungen verspottet er sehr fein die gewöhnlichen christlichen Kanzelredner, welche die Religion zu erheben glauben, wenn sie die Tugend herabsetzen. z) Auch über den Plan, welchen Pascal und andere Theologen entwarfen, auf den durchgeführten Beweis der Unzulänglichkeit menschlicher Einsicht und Weisheit die Nothwendigkeit einer außerordentlichen göttlichen Offenbarung zu gründen, und die Philosophie ganz von der Religion zu scheiden, erklärt er sich spöttend und höhnend. Zwar legt er den Satz einer dritten Person in den Mund, die auch andere Dinge vorbringt, die nicht gerade seine Meinungen sind, allein dies gehört ebenfalls zu seinen Kunstgriffen. Sie können, läßt er diese von ihm eingeführte Person sagen, Keinen täuschen, der etwas tiefer denkt, als der Haufe der Nachsprechenden, denn Jeder, der sich nicht mit Worten abfinden läßt, wird leicht einsehen, daß die Theologie, wenn dieses wahr wäre, durchaus keine Begründung erhalten könnte. a) Dazu setzt er an einer anderen Stelle eben so schlau, als ironisch: diejenigen, welche die Tugend der Heiden schwächen, um eine andere zu preisen, die sich auf die Hoffnung eines ewigen Lebens gründet, werden Verräther der Religion und an der Sache der Gottheit, besonders dadurch, daß sie Belohnungen und Strafen zur Haupttriebfeder der Handlungen machen, wodurch sie das Wesen der christlichen Religion aufheben, weil sie die schönste Grundlage derselben, die Liebe, ganz außer Acht lassen und zerstören. b) Auch seine Vorstellung vom Universum, wie er es nennt, oder von einer physischen und moralischen Weltordnung, kleidet er

z) The Moralist, a rhapsody. Part. II. sect. 2. vol. II. pag. 211. How many religious authors, how many sacred orators strike at moral virtue as a kind of stepdame or rival to religion etc. etc.

a) The Moralist part. II. sect. 3. pag. 222.

b) l. c. pag. 230.

auf dieselbe Weise ein, wie die anderen dreisten Behauptungen; c) er legt sie einer redend eingeführten Person als Einwürfe, oder als Sätze, worüber sich disputiren läßt, in den Mund. Die Theologen werden ebenso bitter von ihm verspottet, als von den Franzosen, welche in diesen Theologen furchtbare Feinde der fortschreitenden Bildung sahen, nur bleibt Shaftesbury überall in den Schranken des Anstands. Er bedient sich, wie Montesquieu in den persischen Briefen, einer Ironie, welche nur demjenigen verständlich ist, der zur guten Gesellschaft gehört. Er läßt z. B. den Theologen nachsagen, sie seyen in Worten sehr streng, und in den Sachen nähmen sie es nicht so genau. d) Einen Angriff auf ihre Hauptschanze, einen Zweifel an Gott, wollen sie durchaus nicht dulden, dafür aber geben sie die Natur ganz auf, und willigen gern ein, daß ihre Mängel getadelt und an's Licht gebracht werden. Die Natur kann und darf nach ihrer Meinung Fehler und Mängel haben, und diese dürfen getadelt werden, die Gottheit ist dafür nicht verantwortlich, die Natur muß für sich selbst einstehen. In Rücksicht auf den Staat und auf die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft betrachtet er die Verbindung der Menschen unter sich, Gesetz und Ordnung im freien Verkehr, als etwas Nothwendiges, und diese Behauptung stellt er mit freiem Spott Hobbes Paradoxien entgegen, und verspottet zugleich alle diejenigen, die von einem Zustande der Menschheit träumen, der niemals wirklich gewesen ist, weil die Sophisten oder Phantasten, die von einem solchen Zustande reden, ihn der bürgerlichen Einrichtung der Gesellschaft vorangehen lassen, e) da doch, nach Shaftesbury, die geselligen Verhältnisse so alt sind, als das menschliche Geschlecht. Uebrigens, setzt er witzig hinzu, ist es recht gut, wenn man sich den eingebildeten Urzustand recht gräß-

c) l. c. pag. 236.

d) l. c. pag. 248. — — The are strict, it is true, as to names; but allow a greater latitude in things.

e) l. c. pag. 264 — — — considering it abstractedly and apart from government or society.

lich vorstellt, und ihn sich als einen Drachen, Leviathan und Gott weiß was für ein anderes reißendes Thier denkt; nur der Ausdruck, fügt er hinzu, den Hobbes gebraucht, daß der Mensch für den Menschen ein Wolf sey, scheint mir nicht gut gewählt, denn Wölfe sind gegen Wölfe freundlich und liebevoll. Diesen Satz führt er nachher durch, und zeigt, daß, sowie nach dem Naturgesetze jede Thiergattung gesellige Verhältnisse habe, die ihrer inneren und äußeren Beschaffenheit angemessen seyen, auch der Mensch die Seinigen habe. Im fünften Abschnitt des zweiten Theils, wo von Wundern und Offenbarung die Rede ist, kommt er von einer andern Seite her auf die vorher von ihm verspottete Manier der Vertheidigung der Vorsehung und der Lobpreisung göttlicher Sorge für Welt und Menschen, wie sie von den Theologen und Kanzelrednern gewöhnlich geführt wird, zurück. Er wirft ihnen vor, sie erhöben gegen die Natur und auf ihre Unkosten das, was sie besondere Vorsehung nennten, und als solche priesen. Er meint, alle erdenklichen Wunder, die man für eine Offenbarung anführen könne, würden nie etwas Anderes beweisen, als die Macht der Gottheit, niemals die Wahrheit und noch weniger die Brauchbarkeit und Nützlichkeit gewisser Lehren oder Offenbarungen; ja, er sagt zuletzt, es sey lächerlich, durch Störung der Ordnung und durch Abweichung vom Gesetz das Daseyn der Gottheit beweisen zu wollen, thöricht, vom Glauben an eine feststehende und unwandelbare Einrichtung und Ordnung der Dinge Gotteslängnerei und Zweifel zu fürchten. f) Man sieht, er behandelt, vor Leibnitz und ohne dessen Theorie zu kennen, die Lehre von einer besten Welt; nur ist es bei Leibnitz der persönliche Gott, der die Einrichtung macht, daß Alles auf's Beste ist, hier ist die Einrichtung selbst die beste. Voltaire mit feinem Tact hat ohne tiefen Blick, ohne Eindringen in das Wesen der Dinge und der menschlichen Natur sehr gut gesehen, daß die Lehre von der besten Welt, der sogenannte Optimismus, wie er auch immer aufgefaßt werden mag, auf einen blinden Fanatismus führt, er wirft

---

f) **Characteristics vol. II. pag. 266 — 81.**

dies mit Recht Shaftesbury und seiner Art, die Lehre von einer Weltordnung vorzutragen, vor. Diese Lehre, wie sie Shaftesbury in seiner ironischen Weise aufstellt, führt auf eine Naturordnung, welche aus einer moralischen und physischen so zusammengesetzt ist, daß auf der einen Seite einfache Stoffe und Kräfte, auf der andern Vorstellungen von Recht und Unrecht, Gefühle von Ehre und Schande u. s. w. gewisse Erscheinungen und Handlungen hervorbringen. Man sieht leicht, wie er nach dieser Theorie den zu seiner Zeit, besonders seitdem Locke dem System von Mallebranche ein ganz neues entgegengesetzt hatte, so lebhaft geführten Streit über angeborne oder erworbene Vorstellungen zu entscheiden oder zu verspotten suchen konnte. Er will weder von einer ursprünglichen Idee im menschlichen Geiste oder einem wesentlichen Begriffe etwas wissen, noch auch mit Locke den menschlichen Verstand durch eigene Thätigkeit die leitende Regel des Lebens oder die wahre Erkenntniß aus den Wahrnehmungen und Empfindungen herleiten lassen. Wir wollen eine Stelle ausheben, um das, was wir ironische Weise nennen, näher zu bezeichnen. „Anatomen, sagt er, berichten uns, g) daß Eyer, welche körperliche Anfänge sind, schon im neugebornen Kinde gefunden werden; es bleibt indessen immer ein Gegenstand bloßer neugieriger Forschung, ob gewisse Organe der Empfindung und also die Empfindungen selbst, vor oder bei der Geburt oder erst nachher gebildet werden; die Beantwortung ist durchaus von keiner Bedeutung. Die einzige Frage, deren Beantwortung für uns wichtig seyn kann, ist, ob jene Anfänge oder Ursachen, von denen die Rede ist, in den Einzelnen künstlich hervorgebracht werden, oder ob sie natürlich sind. Sind sie natürlich, dann ist die Zeit ihrer Entstehung ganz gleichgültig, man könnte sogar zugeben, daß das Leben uns angeboren sey, daß es dem Augenblick der Geburt vielmehr folgte, als ihm vorausginge, man muß aber auf jeden Fall zugeben, daß das Leben und die mit dem Leben verbundenen Empfindungen, mögen sie nun herstammen, woher sie wollen, aus keiner andern

g) Characteristics vol. II. pag. 340 — 41.

Quelle, als aus der Natur entspringen. Wenn daher diese Philosophen das, was aus der Natur entspringt, nicht angeborén nennen wollen, so mögen sie es Trieb oder Instinct nennen, und Alles, wozu uns die Natur selbst ohne Zucht, Kunst, Bildung hintreibt, vom Instinct oder Triebe herleiten.

Shaftesbury würde auf diesem Wege nothwendig zum Systeme eines Helvetius und Anderer gelangen, er bleibt aber Voltaire oder vielmehr dieser ihm näher, denn er wendet seine Ironie gegen jedes allgemeine Gesetz, welches der Menschheit vorgeschrieben wird, gegen jeden allgemeinen Religionsgrundsatz, er ist also für die politische Moral der Kreise, für welche er schrieb, eben so brauchbar und weniger zurückschreckend als ein Helvetius. Der Schluß der Rhapsodie, die er Sittenlehre überschrieben hat, wird die Richtung und das Wesen der Lehre, die er nicht sowohl erfand, als vielmehr nur vortrug und aussprach, am besten ins Licht setzen. Nach der schlauen Manier, der er immer treu bleibt, legt er auch an der anzuführenden Stelle die Sätze, die er vortragen will, einer anderen Person in den Mund, so, daß diejenigen, die nicht hindurch blicken sollen, blos den Schluß einer Disputation, nicht eine Reihe letzter Folgesätze zu vernehmen glauben. Es heißt dort: „Wollten wir also nach Allem dem, was bisher gesagt ist, festsetzen, was Philosophie sey, so würden wir sagen, es sey die Fähigkeit, der eigenen Vorstellung von Glückseligkeit gemäß durch Schlüsse herauszubringen, was ihm für seine Individualität gut oder böse sey. Die Frage ist blos: wer schließt am besten? Denn selbst derjenige, der die vernünftige Ueberlegung verwirft, thut es aus Gründen und in der Ueberzeugung, daß es auf diese Weise für ihn am besten ist. Daß er, wie die Franzosen, deren Vorläufer er war, nur den kalten Verstand überall entscheiden läßt, wird man aus dem, was wir angeführt haben, leicht sehen; er geht aber als egoistischer Engländer in der Kälte des Berechnens der Beweggründe der Handlungen und der Vortheile oder Nachtheile der Tugend oder des Lasters noch viel weiter, als die lebhaften und heftigen Franzosen. Er verspottet jede Art von Begeisterung, weshalb er auch, wie wir schon oben be-

merkten, von dichterischer Begeisterung nichts wissen will, sondern gleich Boileau und Pope eine Reihe verständiger Vorstellungen durch die Form zur Poesie erheben zu können glaubt. Dies spricht er an einer Stelle deutlich aus, die zugleich einen bittern Ausfall gegen die Offenbarung und ihre Vertheidiger enthält. Auch dieses Mal geschieht dies in einer Form, die ihn gegen jeden Vorwurf schützen konnte, oder ihm wenigstens, wenn man ihn hart angriff, die Vertheidigung leicht machte. Enthusiasmus, sagt er dort, ist ganz wunderbar mächtig, denn selbst der Atheismus ist nicht frei davon; man hat sehr oft schon die Bemerkung gemacht, daß es enthusiastische Atheisten gegeben hat. Göttliche Eingebung und ein solcher natürlicher Enthusiasmus können nicht durch äußere Merkmale von einander unterschieden werden, denn göttliche Eingebung ist ein wahrhaftiges Gefühl der Gegenwart Gottes, Ethusiasmus ein falsches Die Leidenschaft, welche von beiden Gattungen der Schwärmerei erregt wird, gleicht sich. h) Wir übergehen eine Stelle, wo er auf eben diese Weise von religiösen Gefühlen spricht, und brechen hier ab, um noch einige andere Männer zu erwähnen, welche in England ohne bedeutenden Erfolg dasselbe versuchten, was nachher die Franzosen mit so vielem Glück nicht blos in Frankreich, sondern in ganz Europa durchsetzten.

Neben Shaftesbury und Collins verdient Toland besonders darum genannt zu werden, weil man an ihm lernen kann, daß die steife Rechtgläubigkeit am Ende des siebzehnten Jahrhunderts den Spöttereien und Gotteslästerungen etwas Anziehendes gab, was sich nur daraus erklären läßt, daß alle denkenden Köpfe durch das Ungereimte und den Zwang des herrschenden Systems empört wurden. Toland griff schon in seinem Leben Milton's (1698) und in der später herausgegebenen Vertheidigung dieses Lebens die christliche Religion auf eine gemeine Weise an. Er folgte ganz offenbar augenblicklichen Einfällen, und hatte das, was er vortrug, keineswegs reiflich

h) In der Letter concerning enthusiasm sect. VII. Characteristics vol. I. p. 44.

durchdacht; man muß daher billig erstaunen, daß große Gelehrte, wie Huet und Mosheim, durch eine ausführliche aber immer von einer Seite her sehr schwache Vertheidigung gegen diese Angriffe die Aufmerksamkeit auf seine Schriften leiten mochten. Wie sehr aber die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Mängel der herrschenden und geltenden Lehre geleitet war, wie sehr die Gegenpartei der Frommen durch Bayle, Voltaire, Montesquieu, durch die holländischen Zeitschriften, deren wir unten gedenken werden, und durch die Schriften aller derer verstärkt war, welche die holländische Preßfreiheit und die Industrie der Buchhändler zu ihren Zwecken benutzten, sieht man daraus, daß in einem und demselben Jahre (1726) Bayle's und Toland's sämmtliche Werke neu aufgelegt wurden und daß schon 1747 eine neue Auflage von Toland's Schriften nöthig ward. Was Shaftesbury witzig und vorsichtig gesagt hatte, mit steter Rücksicht auf Sittlichkeit, welche das Band der menschlichen Gesellschaft ist, wie er bei aller Ironie anerkennen und aussprechen mußte, was Spinoza als tiefer Denker, im Wesentlichen mit Calvin übereinstimmend, obgleich dem Anschein nach von ganz anderen Grundsätzen ausgehend, als System aufstellte, das gebrauchte und mißbrauchte Toland auf eine gleich abgeschmackte Weise. Toland's Witz und elende Spässe über die anglicanische Kirche und deren Liturgie in dem sogenannten Tetradynamus, sind ebenso gemein und schlecht, als seine Anwendung von Spinoza's Lehre unverständig und empörend ist. Sein im Jahre 1720 erschienenes ganz sonderbares Buch über den Pantheismus, i) enthält Alles, was unmittelbar nachher Delamethrie und andere Franzosen verbreiteten. Jede Religion wird darin als Aberglaube verworfen, den Mitgliedern des Toland'schen Bundes statt alles religiösen Gefühls, Sorge für Wahrheit, Freiheit, Gesundheit empfohlen und die Welt und ihr Mechanismus, ohne Berücksichtigung dessen, was in dieser Beziehung Shaftesbury erinnert oder Spinoza gelehrt hatte, als Gottheit gepriesen. Fast gleichzeitig mit den beiden so eben

i) **Pantheisticon sive formula celebrandae societatis Socraticae.**

Genannten erschütterten Chubb, Mandeville, Morgan, Wollaston, Tindal das bestehende System; alle wurden von den Schulgelehrten höchst ungeschickt und zum Theil geistlos widerlegt, vom Volke, wenn nicht zufällig ein Kanzelredner durch sein Schimpfen die Aufmerksamkeit auf sie richtete, wenig oder gar nicht beachtet, dagegen von Allen, die im Stillen über den Druck des Despotismus und der Hierarchie seufzten, desto sorgfältiger benutzt und gelesen. Selbst Friedrich II. ward durch den Druck seines gläubigen Vaters zum Abwerfen der Fesseln des Vorurtheils jeder Art gereizt. Toland sagt in seinem Pantheisticum gerade heraus, daß er nur laut ausspreche, was eine große Anzahl Menschen im Stillen glaube, öffentlich zu verkündigen aber nicht wage. Freilich fällt Toland in Rücksicht des Pantheismus in denselben Fehler, der am Ende des achtzehnten Jahrhunderts den Astronomen Lalande lächerlich und verhaßt machte, daß er nämlich in seinem fanatischen Eifer für das System, das er seinen Atheismus nennt, ohne Unterschied und ohne Rücksicht gestorbene und noch lebende Gelehrte, so heftig diese auch oft gegen die ihnen erwiesene Auszeichnung protestirten, in das Register der Atheisten, das er von Zeit zu Zeit bekannt machte, eintrug.

Tindal richtete sich zunächst blos gegen die kirchliche Gesellschaftsverfassung und die Hierarchie, welche bekanntlich in England bis auf den heutigen Tag so schlecht ist, daß die Methodisten dem Haß gegen die aristokratischen Mißbräuche, welche die Kirche zu einem politischen Werkzeug und zu einem Bereicherungsmittel gewisser Familien machen, ihre günstige Aufnahme in allen Theilen des Reichs und die Verbreitung ihrer fanatischen Lehren hauptsächlich verdanken. Den zweiten Theil dieses Buchs, dem des Spinozisten Ludwig Meyers Werk zum Grunde lag, machte er in Holland bekannt, wo schon damals Buchdrucker und Buchhändler aus dem Handel mit verbotenen Büchern ein einträgliches Gewerbe machten. Tindal's Hauptwerk, das Christenthum so alt als die Welt, erschien erst 1730, gehört also in die folgende Zeit, wo sich die französische Opposition schon völlig ausgebildet hatte. Wir bemerken

daher nur, daß Tindal in diesem Buche den dreisten Versuch machte, System gegen System zu stellen. Wie Pascal die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung philosophisch zu beweisen suchte, so wollte Tindal die Unmöglichkeit einer solchen Offenbarung darthun, und sein Buch ward später als Hauptwerk der sogenannten Deisten angesehen. Die Theologen waren unvorsichtig genug, sich dagegen zu erheben, statt die Sache auf sich beruhen zu lassen; Swift und Pope reizten durch ihre etwas ungeschickten Ausfälle die Galle der Spötter und bewirkten, daß andere, um diesem gerechten Spott zu entgehen, folgerechter verfuhren und auch die Schranken niederwarfen, welche Tindal geschont hatte. Diese nutzten dann die Materialien, welche Tindal gesammelt, gebrauchten sie aber zu einem ganz andern Zweck, als wozu sie von ihm angewendet waren.

Der gelehrteste unter den von uns genannten Engländern, welche den Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts den Weg bahnten, und aus Unwillen über die bestehende Kirchenverfassung und über die Beschränktheit der Glaubensprediger die Lehre von einer Offenbarung und das Wesen der christlichen Religion selbst angriffen, ist unstreitig Wollaston, ein Mann, der sein Leben dem Studium widmete, durchaus keiner Partei angehörte und von keiner erweislich unreinen Triebfeder bewegt ward. Was Wollaston schrieb, war Resultat seiner eigenen, eifrigen Forschungen; er schrieb aus innerer Ueberzeugung, nicht weil er als Neuerer sich einen Ruf erwerben oder seinem Unwillen Luft machen wollte. Eine genauere Prüfung der Schriften Wollaston's gehört nicht hieher, da wir in die theologischen Materien, auf die es ankommt, nicht eingehn, sondern nur andeuten wollen, auf welche Weise die Revolution in den Vorstellungen von Religion, Kirche und Staat, welche im achtzehnten Jahrhundert der Revolution in der äußeren Einrichtung und den Verhältnissen der einzelnen Staaten vorausging, vorbereitet ward. Wir bemerken daher nur, daß Voltaire in den obenangeführten Briefen über Rabelais höchst unwürdig von Wollaston redet, und ihn höchst unwürdig von Christus reden läßt. Nirgends zeigt sich die boshafte Manier, sich Anderer zu seinem

Zweck zu bedienen und dabei keine Rücksicht auf den Zusammenhang der Worte und Gedanken zu nehmen, auffallender, als dort, wo Voltaire Wollaston für den ärgsten Spötter ausgiebt, und dies durch Anführung seines Werks zu belegen sucht, da sich doch Wollostan an keiner Stelle gegen positive Religion ausspricht, wenn gleich allerdings sein System der Religion ganz unabhängig von der Idee einer Offenbarung ist. Sein Hauptwerk ist das Gemälde der natürlichen Religion, welches 1722 zuerst gedruckt wurde, jedoch nur für die Freunde des Verfassers in einer kleinen Anzahl von Exemplaren. Dieses Buch erregte solches Aufsehen, daß unmittelbar nachher eine neue, ungewöhnlich starke Auflage gemacht werden mußte und daß bis zum Jahr 1750 schon sieben Auflagen veranstaltet waren. Die Franzosen, welche sich damals gegen das herrschende System vereinigt hatten, bemächtigten sich dieses Werks gleich nach seiner Erscheinnng; denn schon 1726 erschien eine französische Uebersetzung und 1756 eine zweite. In beiden Übersetzungen ward der Text nach den Grundsätzen des Systems des trostlosen Egoismus, das die Franzosen damals aufstellen wollten, geändert, und Zusätze und Vermehrungen eingeschoben, die diesen Grundsätzen angemessen waren. Wir halten nicht für nöthig, beim Inhalte dieses Buchs zu verweilen, sondern nennen am Schlusse dieses Aufsatzes lieber noch einige von den Franzosen, welche Voltaire als Spötter und Vorläufer der Encyclopädisten in den Briefen an den Prinzen von Braunschweig zu bezeichnen für gut gefunden hat. Wir heben nur die Männer besonders hervor, die von den Niederlanden aus Grundsätze, welche den Lehren der obengenannten Engländer ähnlich waren, verbreiteten, und zum Theil mit ihnen in genauem und freundschaftlichem Verkehr standen. Drei anderen wollen wir im Vorbeigehen erwähnen.

Voltaire rechnet nämlich zu den Spöttern und Gegnern des herrschenden Systems auch La Mothe le Vayer, den bekannten St. Evremont und den berühmten Verfasser der Lobreden der französischen Akademiker und der Rede über die Mehrheit der Welten, Fontenelle. Was La Mothe le Vayer

angeht, so zieht ihn Voltaire herbei, ohne etwas Bestimmtes über die ihm von den Jansenisten vorgeworfene Zweifelsucht beizubringen; erst wenn man den Artikel le Vayer im Dictionnaire von Bayle durchlieset, wird man sehen, worauf es ankommt, zugleich aber auch erkennen, daß dieser wunderliche Mann, der unter seiner eigenen Gelehrsamkeit erdrückt ward, hieher nicht kann gerechnet werden, obgleich Bayle behauptet, er habe seine ganze Gelehrsamkeit für seine Zweifelsucht aufgeboten. k) St. Evremont's Atheismus war mehr praktisch als theoretisch und die unter seinem Namen in der Stille verbreiteten ärgerlichen Schriften verlieren sich unter der großen Zahl gottloser und anstößiger Bücher, welche in den Zeiten der Regentschaft und unmittelbar nachher in Umlauf gesetzt wurden. Was Voltaire von Fontenelle, der die Stelle eines Secretairs der Akademie so viele Jahre hindurch bekleidete, am angeführten Orte bemerkt, ist doppelt merkwürdig, weil wir daraus die frühe Verbreitung der Meinungen, welche man den späteren Franzosen Schuld giebt, sehen kann und sich daraus beweisen läßt, welche Wirkung der Geistesdruck hatte, den die Regierungen damals in allen christlichen Ländern ausübten. Fontenelle rückte nämlich in Bayle's Journal einen Aufsatz ein, der das Verhältniß der beiden Kirchen, der katholischen und der reformirten, allegorisch darstellt, in welchem auf eine höchst unschickliche und unpassende Weise von den streitigen Lehren derselben geredet wird. Voltaire will uns zwar glauben machen, daß Bayle den Sinn der Allegorie nicht verstanden habe, als er den Artikel in sein Journal aufnahm, allein ein einziger Blick auf den vorgeblichen Brief

k) Bayle's Worte sind: **Notre le Vayer se proposoit une autre chose, il ne cherchoit que des argumens de Pyrrhonisme. La diversité prodigieuse qu'il rencontroit entre les moeurs et les usages des différens peuples le charmoit; il ne peut cacher la joie avec la quelle il met en oeuvre ces matériaux, et il ne cache pas trop les conséquences qu'il voudroit que l'on en tirât; c'est qu'il ne faut pas être aussi décisif que l'on est à condamner comme mauvais et déraisonnable ce qui n'est pas conforme à nos coutumes.**

aus Batavia, der diese Allegorie enthält, besonders auf das Vorwort und Nachwort, welches Bayle hinzugefügt hat, überzeugt den Leser, daß er wohl wußte, was dieser vorgeblich an Basnage gerichtete Brief sagen wollte. l) Die Sache erregte Anfangs einigen Lärm, Fontenelle zog sich aber heraus, und betrug sich in Rücksicht der unterscheidenden Lehren der katholischen Religion, wie Bayle in Beziehung auf die Dogmen der Reformirten.

Bayle's Einfluß auf seine Zeit und sein Widerspruch gegen die steife Ordnung und die jeden freien Gedanken erstickende Glaubenslehre verdient um so mehr etwas ausführlicher erläutert zu werden, da wir bei dieser Gelegenheit das Journalwesen in den Niederlanden in Beziehung auf die Verbreitung der in Holland geduldeten freien Meinungen über Kirche und Staat betrachten können, und weil Voltaire in den angeführten Briefen, seiner Weise getreu, den Namen Bayle nur als ein Mittel zu seinem Zweck gebraucht. Die Stelle, worin Voltaire Bayle's Verdienste um diejenige neue Lebensphilosophie schildert, welche er und seine Freunde auf jede Weise zu befördern suchten, wollen wir unten beifügen; m) da wir eine andere Seite

---

l) Der Aufsatz von Fontenelle, dessen Voltaire erwähnt, ist in den Nouvelles de la république des lettres vom Januar 1686 enthalten. Diese Nouvelles sind bekanntlich als erster Theil der Oeuvres diverses de Pierre Bayle 1727. gr. Fol. à la Haye wieder abgedruckt. Dort findet sich pag. 476 der Extrait d'une lettre écrite de Batavia dans les Indes orientales le 27. Nov. 1684 contenu dans une lettre de Mr. de Fontenelle reçue à Rotterdam par Mr. Basnage.

m) Die Stelle ist folgende: Cependant s'élévoit alors et depuis plusieurs années l'immortel Bayle, le premier des dialecticiens et des philosophes sceptiques. Il avoit déjà donné ses pensées sur la comète, ses reponses aux questions d'un provincial et enfin son dictionnaire de raisonnement. Ses plus grand ennemis sont forcés d'avôuer, qu'il n'y a pas une seule ligne dans ses ouvrages, qui soit un blasphème évident contre la religion chrétienne, mais ses plus grands défenseurs avouent, que dans les articles de controverse il n'y a pas une seule page qui ne

seiner Wirksamkeit berücksichtigen müssen. Als Unternehmer des ersten liberalen Journals, der Nouvelles de la république des lettres scheint uns nämlich Bayle für die Geschichte der veränderten Lebensansichten und des veränderten Tons fast noch bedeutender als durch seine früheren Schriften und durch sein Dictionnaire. Der Ton, die Richtung dieses Journals, die Auswahl der angezeigten Bücher, der feine Scherz und die vortreffliche Dialektik weckten Nachahmung und wirkten in ganz Europa, wo man französisch las, auf den Theil der Gesellschaft, der sich damals um Literatur bekümmerte, und selbst auf die gewöhnlichen Leser von Romanen, Gedichten und Geschichten, ungefähr wie die sogenannten Literaturbriefe und die ersten Bände der allgemeinen deutschen Bibliothek im achtzehnten Jahrhundert auf das deutsche Publicum gewirkt haben. Bayle setzte freilich dieses in monatlichen Heften erscheinende Journal nur drei Jahre lang fort, und die Fortsetzung desselben durch seinen Freund Basnage de Beauval ist in einem ganz anderen Geiste verfaßt; allein die Idee war einmal gegeben, die Industrie der Schriftsteller und Buchhändler that das Uebrige. Es entstanden in Frankreich selbst eine Anzahl von Zeitschriften, welche sich zu Organen der Opposition machten, wie schon früher die holländischen politischen Zeitungen viele Jahre hindurch jede freie Meinungsäußerung, alle satyrischen Ausfälle auf Regierungen und alle nicht von diesen ausgegangenen nicht in Kanzleistyl und nicht in kriechenden Ausdrücken abgefaßten Berichte über politische Ereignisse in ganz Europa ins Publicum gebracht hatten. Wir können Bayle selbst als Zeugen dafür anführen, daß seine Absicht dahin ging, aus seinem Journal in Beziehung auf die Literatur und die Wissenschaft etwas Aehnliches zu ma-

---

conduise le lecteur au doute et souvent à l'incrédulité. On ne pouvoit le convaincre d'être impie, mais il fesoit des impies en mettant les objections dans un jour si lumineux, qu'il n'étoit pas possible à une foi médiocre de n'être pas ebranlé et malheureusement la plus grande partie des lecteurs n'a qu'une foi médiocre.

chen, als die in Holland gedruckten politischen Zeitungen für die Zeitgeschichte waren, wir wollen aber, um das Verständniß seiner anzuführenden Worte zu erleichtern, eine allgemeine Bemerkung über die gelehrten Zeitungen des siebzehnten Jahrhunderts vorausschicken. Die politischen Zeitungen und die Meßnachrichten und Buchhändleranzeigen gingen bekanntlich den gelehrter Journalen voraus; die Letzteren entstanden fast zu derselben Zeit, als die französische Akademie war errichtet worden und in Paris aus der französischen Nachahmung der Alten allmählich eine neue Literatur zu entstehen begann. Der Parlamentsrath Sallo machte um 1665 den Anfang; er gab alle Woche ein Heft gelehrter Anzeigen und Beurtheilungen heraus, und veranlaßte den vom Abbé de la Roque ausgeführten Plan des Journal des savans, welches nachher von der französischen Regierung unterstützt, in Holland nachgedruckt und durch Übersetzungen und Auszüge in ganz Europa verbreitet ward. Die Richtung dieses Journals war ganz wissenschaftlich, auf Unterhaltung war dabei nicht gerechnet, der Ton war anständig und steif, wie man von einem von der französischen Regierung beförderten Unternehmen unter Ludwig XIV. erwarten konnte; der Geist war streng monarchisch und katholisch rechtgläubig, doch im Sinn der gallicanischen Kirche, deren Freiheiten der König gegen den römischen Stuhl in Schutz nahm. Die Jesuiten und die Protestanten, besonders die Lutheraner, sahen bald, welchen Einfluß eine gut abgefaßte gelehrte Zeitschrift auf die Meinung und das Urtheil der tonangebenden Gelehrten ausübe, und suchten sich ebenfalls ein Organ für ihre Ansicht der Wissenschaft zu verschaffen; so entstanden die Leipziger Acta eruditorum und das Journal de Trevoux. Für das Letztere boten die Jesuiten viele bedeutende Gelehrte ihres Ordens auf, die Acta wurden von dem Churfürsten von Sachsen mit Geld und von Leibnitz mit der Feder unterstützt und zu großem Ansehen in Europa gebracht. Die neue Lebensphilosophie und die zahlreiche Partei, die der herrschenden Schulphilosophie Feind war, hatte kein Organ. Bayle verwundert sich daher mit Recht, daß nicht längst Jemand auf den Einfall gekommen sey, die

Preßfreiheit in den Niederlanden ebenso für eine gelehrte Zeitschrift zu benutzen, wie man sie schon seit Jahren für die politischen Zeitungen benutzt habe. n) Bayle war des Styls und der Sprache, des scherzhaften Tons und des beißenden Spotts, wie der feinsten Ironie Meister; er vereinigte allgemeine Bildung mit gründlicher Gelehrsamkeit, Theologie und Philosophie, er war also zum Sprecher der liberalen Partei in der Literatur ganz vortrefflich geeignet, und erklärt daher auch, nachdem er zuerst gesagt hat, daß das Pariser Journal des Parlamentsraths Sallo eine große Anzahl anderer Zeitschriften veranlaßt habe, o) daß er den monarchischen und jesuitischen Zeitschriften gegenüber in einem freien Lande ein im freien Geiste verfaßtes wissenschaftliches Journal zu stiften gedenke, ohne darum gleich dem Mercure savant eine Kanzley der übeln Nachrede (bureau de médisance) anlegen zu wollen. Wie dieses zu verstehen sey, sieht man aus der Stelle, wo er sehr fein das Verhältniß der in Frankreich erscheinenden Zeitschriften zur protestantischen Ansicht der Religionswissenschaft andeutet. Er werde die Schriften für und wider die protestantische Lehre im Auszuge anfüh-

---

n) Cette honnête liberté de l'imprimerie, sind seine Worte, est sans doute un avantage très favorable au dessein de faire un journal des savans, et c'est ce qui m'a fait le plus admirer que personne n'entreprit cet ouvrage en ce pays ci.

o) Er sagt: Aussitôt que Mr. Sallo, conseiller au parlement de Paris, eût fait paroître les premiers essais de son projet au commencement de l'année 1665, plusieurs nations en temoignèrent leur joie — — — — — — cette émulation s'est augmentée depuis ce tems là, de sorte qu'elle s'est entendue non seulement d'une nation à une autre, mais aussi d'une science à une autre science. Les physiciens et les chymistes ont publié leurs relations particulières; la jurisprudence et la médecine ont eu leur journal; la musique aussi a eu le sien; les nouvelles galantes diversifiées par celles de religion, de guerre et de politique ont eu leur Mercure. Enfin on a vu le premier dessein de Mr. Sallo exécuté presque partout en une infinité de manières.

ren, schreibt er, und er sage dies ausdrücklich, damit die Mitglieder der römischen Kirche keine Unruhe über seine neue Zeitschrift empfinden möchten. Denn, fügt er sehr bitter hinzu, die Empfindlichkeit der Herrn müsse, wie ihre Bedenklichkeit, unstreitig sehr groß seyn, da sie entweder von den Büchern der Protestanten gar nicht redeten, oder so, daß sie den Lesern bange machten (avec une clause qui effarouche l'esprit). Entweder, meint er, hätten sie weniger Zutrauen zu der eigenen Einsicht ihrer Leser, als die Protestanten, oder trauten sie ihrer Sache nicht so gut als diese der Ihrigen. Er würde übrigens, setzt er spottend hinzu, mit solcher Vorsicht verfahren, daß höchst wahrscheinlich seine Zeitschrift nicht werde verboten werden, sondern daß man vielmehr die verdächtigen Bücher auf eine unschuldige Weise daraus werde kennen lernen. Die Herrn Jesuiten und ihre Freunde und Gönner in Paris und an anderen Orten würden also künftig nicht nöthig haben, viel zu lesen, um die Bücher kennen zu lernen, die sie für Contrebande erklären müßten. An einer anderen Stelle p) sagt er: Manche verlangten, er solle ganz ernst und steif anzeigen und urtheilen, wie in dem in Paris erscheinenden Journale geschehen, sein Zweck sey aber ein ganz verschiedener. Er wolle nicht blos Doctoren, Gelehrte von Profession unterhalten und belehren, sondern auch zugleich eine große Anzahl von Weltleuten, die entweder aus natürlicher Trägheit oder weil ein mühsames Amt sie beschäftige, nicht viel lesen könnten und dennoch sich zu unterrichten wünschten. Aus derselben Ursache habe er auch den Mißgeburten und anderen Gegenständen, welche hie und da Ekel und Widerwillen erregen könnten, weniger Raum gestattet, als ihnen in den anderen Zeitschriften eingeräumt sey, denn er wünsche auch diejenigen zu gewinnen, die durch dergleichen Dinge sich abschrecken ließen. Das Verhältniß zur Theologie seiner Zeit und zu den herrschenden Vorurtheilen, sowie das Bedürfniß einer allgemeinen Belehrung über die herrschenden Vorur-

p) In dem Avertissement, welches dem Augustmonat 1684 vorausgeschickt ist.

theile machte er gleich durch den ersten Artikel seines Journals, durch die Anzeige des von einem Arzte Anton van Dale verfaßten gelehrten Werkes über die heidnischen Orakel anschaulich. Bayle sagt bei der Gelegenheit, das Vorurtheil, daß die Orakel der Alten ein Werk des Teufels gewesen, herrsche so allgemein, die Meinung, daß diese Vorstellung von den alten Orakeln und ihrem plötzlichen Verstummen die Beweise für die Wahrheit des Christenthums unterstütze, sey so eng damit verbunden, daß er es für gefährlich halte, die entgegenstehende Meinung zu vertheidigen. Dann fährt er ironisch fort: Es möchte indessen wohl des christlichen Namens unwürdig und von übler Folge seyn, wenn man die heiligste Wahrheit auf eine irrige Ueberlieferung gründen wollte. In einem philosophischen Jahrhundert, wie das Unsrige, würde ein verständiger Mann, der haltbare Beweise verlangte und sähe, daß man ihm unhaltbare gäbe und diese bis aufs Aeußerste behauptete, sich eine sehr unvortheilhafte Vorstellung von der Leichtgläubigkeit und der von Vorurtheilen beherrschten Gesinnung der Christen machen. Man leistet daher der Religion größere Dienste als man glauben sollte, fährt er fort, wenn man Irrthümer widerlegt, welche der Religion vortheilhaft scheinen. Die Kirchenväter waren nicht sehr bedenklich über die Wahl ihrer Beweise, die gute Absicht galt bei ihnen zu viel, und ihre Gegner, die nicht so tief gingen, als man jetzt zu gehen pflegt, verdienten auch vielleicht nicht, daß man große Aengstlichkeit bewies. Wie dem aber auch seyn mag, uns, die wir in einem aufgeklärten Jahrhundert leben, gebührt es, das gute Korn von der Spreu zu scheiden, ich meine, falschen Gründen zu entsagen, um uns nur an die wahren zu halten. Der Scherz und der Ton eines Shaftesbury geht durch alle Artikel durch; er wird niemals grob oder beleidigend, und einzelne kleine Artikel sind ganz so abgefaßt, daß sie aus Voltaire's Feder geflossen seyn könnten. Als Beispiel sehe man den letzten Artikel im Monat September 1684, den man mit einem anderen desselben Inhalts vom August 1685 vergleichen muß. Bayle redet dort bei Gelegenheit der in Folio gedruckten Andachtsbücher des Jesuiten Guilloré von An-

bachtsbüchern überhaupt so witzig, daß wir nicht wagen, seine Worte wieder zu geben. Eine Zeitschrift in diesem Sinn, in diesem Styl wirkte auf die Gelehrten, für die das Meiste zu fein und zu spitz war, nicht sehr bedeutend, desto mehr aber auf die vornehme Welt und alle diejenigen, welche allgemeine Bildung suchten. Bayle fand aber auch Mittel, die Gelehrten zu fassen. Er schrieb sein Dictionnaire und machte es zu einer gelehrten Vorrathskammer, wo man die Hauptsache von dem, was er in seiner Réponses aux questions d'un provincial vorgetragen hatte und in den Zusätzen zu den vermischten Gedanken über den Kometen noch einmal vortrug, bequemer aufsuchen und ohne Ermüdung lesen könnte. Er wählte nur Artikel, auf die ihn sein Studium geführt hatte, oder die für seinen Zweck dienten, und behandelte sie so, daß stets der philosophische Zweifel mit unterhaltenden Anekdoten gemischt wird. Was die Zeitschrift angeht, so gehört die Fortsetzung der Nouvelles de la république des lettres hieher nicht, weil Basnage weder so witzig war, als Bayle, noch auch wie dieser zu der Einsicht gelangte, daß die ganze Schulwissenschaft der Franzosen und ihrer Nachahmer, sowie alle Einrichtungen und Anstalten, welche darauf beruhten, einer durchgreifenden Verbesserung bedürfte.

Leclerc, gewöhnlich Clericus genannt, wirkte wenigstens in Beziehung auf die Finsterniß in der Theologie durch seine Bibliothèque universelle und durch die nachher an ihre Stelle gesetzte Bibliothèque choisie auf eine ähnliche Weise als Bayle. Die Bibliothèque universelle ward schon 1686 begonnen, hörte aber wieder auf, bis die Bibliothèque choisie an ihre Stelle trat. Ueber Geist und Inhalt dieser beiden Zeitschriften handeln wir hier nicht, weil Leclerc weder durch seinen Ton, noch durch die Beschaffenheit der Lehre, die er vortrug, zu der Classe von Schriftstellern gehörte, welche der Schulweisheit entgegen waren und eine Lebensweisheit an ihre Stelle setzen wollten. Leclerc suchte auf eine ähnliche Art Aufklärung zu verbreiten, wie in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts seit Semler und Michaelis die deutschen Theologen; dafür war aber weder das Publikum, das Leclerc's Schriften las, noch die Zeit

reif; wir werden daher künftig in einer Fortsetzung dieser Abhandlung durchzuführen suchen, wie man dem Ausbessern des alten Systems gänzlich entsagte und nur auf Niederreißen und auf ganz neue Erbauung bedacht war.

Ezzelino da Romano.

Erster Abschnitt.

Ursprung und Wachsthum des Hauses Romano oder Onara.

> Ezzelino, immanissimo tiranno,
> Che fia creduto figlio del demonio,
> Farà, troncando i sudditi, tal danno,
> E distruggendo il bel paese Ausonio,
> Che pietosi appo lui stati saranno
> Mario, Silla, Neron, Cajo ed Antonio.
>
> Ariosto Orland. fur. cant. III. ottav. 33.

Unter den Rittern, welche Kaiser **Konrad** der Andere um das Jahr 1036 über die Alpen führte, Italiens Zwietracht zu lösen, leuchtete **Adelbert**, später **Ezzelino** (Azzolino) geheißen, durch Treue und Heldenmuth hervor. Darum belohnte ihn des Reichs Oberhaupt vor der Heimkehr mit den Burgen **Onara** (Honora), an der Markscheide Bassano's und Padua's gelegen, und **Romano**, auf einem jähen Berge drei italiänische Meilen morgenwärts von Bassano erbaut. Schnell wuchsen Reichthum, Macht und Ansehen des von Alemannien nach Wälschland verpflanzten Geschlechts; denn schon des Stifters Sohn **Alberico**, mit Kunizza aus Lombardien vermählt, gewann so großes Gut, daß Gotteshäuser beträchtliche Schenkungen empfangen konnten. **Ezzelino I.** oder der Stammler wurde nach seines Vaters Alberico Tod (um 1154) von den wider Kaiser **Friedrich** den Rothbärtigen verbündeten Lombarden ob ausgezeichneter Klugheit und Waffenkunde zum Feldhauptmann erwählt und bald darauf bevollmächtigt, den Vertrag von **Montebello** abzuschließen. [1]) Bei dem Wiederausbruch der großen Fehde

[1]) Compromissum Friderici I. et civitatum Longobardicarum bei **Muratori** antiquit. Ital. IV. 275. „Dominus Imperator fecit pacem osculo, interveniente D. Ecilino et Anselmo de Dovaria." **Gerardus Mauris**. p. 10. „Inspectis omnium hominum pru-

glänzte der Herr von Onara nicht minder durch männliche Thaten, als nach dem Siege bei Legnano durch aufrichtige Liebe

---

dentia, moribus et scientia, pro majori et meliori factus est Dux et Dominus exercitus Lombardorum atque Vexillifer." In der Friedensurkunde vom J. 1183 heißt es hinsichtlich Ezzelin's: „Item dominus Imperator restituet stratam Veronensibus et nominatim recipiet Dominum Icelinum in plenitudinem gratiae suae et omnem offensam ei remittet."

Die Abstammung des Hauses Onara erhellt aus folgenden Zeugnissen: Laurent. de Monacis. ap. Murat. Script. rer. Ital. VIII. p. 138.: „Quidam Ezerinus cujusdam Albrici (sc. filius), miles gregarius, veniens in Italiam cum Octone (leg. Corrado) Imperatore obtinuit ab eo Villam Honoriam in finibus Paduanis seu Vicentinis. Hic genuit Ezerinum Monacum Hereticum. Genauer Rolandin. Chron. (Murat. VIII. p. 176.) „amicitiam cum Paduanis contraxit (Ecelinus II.) et obligavit pignori eis Curiam de Honaria, quam olim Ecelinus avus ejus habuerat ab antiquis a Rege Corrado, cum quo venerat de Alemania miles ab uno equo;" am genauesten Gerard. Maurisius (Murat. VIII. 10.) „Est igitur sciendum, quod quidam Dom. Eccelinus fuit pater cujusdam Dom. Alberici, qui Albericus fuit pater Dom. Eccelini. Et hic Eccelinus pater fuit alterius Dom. Eccelini (II.) patris praesentium Dominorum Eccelini et Alberici fratrum de Romano. Pater ergo istorum fuit Dom. Eccellinus, item eorum avus fuit D. Eccellinus (I.) eorum proavus fuit Dom. Albericus; abavus autem eorum fuit Eccelinus nuncupatus. Ueber den ersten Alberich, Gemahl Kunizza's, gibt Auskunft die Urkunde bei Muratori antiq. II. 252. Albericus da Romano erscheint hier als Zeuge in einer dem Kloster di Campese in der Tridentinischen Mark verliehenen Schenkung im J. 1127; demselben Kloster vergabte er etliche Grundstücke 1125. Albericus, qui profitetur nationem et legem Salicam et Cuniza, uxor quae profitetur Longobardam. Eine Vertragsurkunde Ezzelin's des Stammelnden und seiner Mutter Kunizza mit der Monasterium Padolironense erscheint im J. 1154, in welchem wahrscheinlich Alberich gestorben war. — Die Alemannische Abstammung der Romano's ist mithin sehr wahrscheinlich. S. Muratori l. c. Der Name Ecelinus entspricht übrigens den deutschen: Adelbert, Albert, Ital.: Azzo, erweitert durch Actiolinus, Azzolino. So in der histor. dom.. Ezelini. MS. der Wiener Hofbibliothek cod. 128. hist.

zum Frieden, welcher endlich zu Venedig eingeleitet (1177), zu Konstanz befestiget wurde (1183). Fortan dem Kaiser getreu, doch ohne die Pflichten gegen die alten Waffengefährten zu verletzen, dienstfertig ohne Eigennutz, leutselig ohne Schmeichelei, wurde Ezzelino auf der Kreuzfahrt Friedrich's gegen Salaheddin (1190) zum Bannerträger erkoren und von Freunden wie Feinden hochgeehrt, als seinen Streichen ein riesiger Sarazene, dessen Ladung zum Zweikampf kein Ritter annehmen mochte, erliegen mußte. [2]) Heimgekehrt, handhabte der Held als erwählter Podesta Vicenza's Ordnung und Gerechtigkeit mit unparteischer Strenge, ächtete die Söhne Anselm's, welche den Feind ihres Hauses Gatto Taline ermordet hatten, verlieh das eingezogene Gut den Kindern des Getödteten und brach die festen Wohnungen des mächtigen Geschlechts bis auf den Grund. [3]) Den verdienten Ruhm des öffentlichen Lebens trübten aber frühzeitig häusliche, zum Theil nicht unverschuldete Mißgeschicke, welche den Samen schwerer Zerwürfnisse mit mächtigen, eingebornen Geschlechtern der Trevisanischen Mark ausstreueten. Einst machte nämlich der junge Ezzelino, später Mönch geheißen, eine Lustfahrt nach Monselice und badete hier nach andern Ergötzlichkeiten mit dem Burgherrn Olderico de Fontana, der ihn vor allen Rittern der Nachbarschaft durch Wort und That auszeichnete. Das Gedächtniß dieser gastlichen Aufnahme blieb; lebhaft und ohne Argwohn schilderte der heimgekehrte Gemahl seinem Eheweibe Speronella Dalesmanini aus Padua die Herrlichkeit Monselice's, den gleichmäßigen und kräftigen Gliederbau, die schöne Haut und Lendenstärke des Freundes, also daß Speronella fortan zu sündlicher Lust entbrannte, Tag und Nacht Fontana's gedachte, bald da-

---

prof. fol. 237." **Actiolinus** secundum Italos, secundum Germanos Ezelinus (?) vocatus.

[2]) **Mauris.** p. 11. Dominus exercitus Christianorum et dux belli atque Vexillifer electus fuit et constitutus. Ant. Godi. (Murat. VIII. 73.) „propter strenuitatem, audaciam et virtutem Dux et Vexillifer totius exercitus digne meruit ordinari.

[3]) **Godi** p. 73. **Mauris.** p. 10.

rauf nach heimlich getroffener Uebereinkunft Burg und Gatten verließ, in Monselice mit dem Buhlen schwelgte. Nicht lange darnach geschah es, daß Graf **Tisolin** von **Campetri** (Camposanpietro), durch Kunizza Eidam Ezzelino's des Stammlers, starb und seinem Sohn beträchtliche Güter hinterließ. Diese zu mehren und weil er dem Großvater mißtrauete, warb **Gerardo** um die Hand der vierzehnjährigen Erbtochter des Paduanischen Edlen Manfried von **Abano**, welcher von plötzlichem Tode übereilt die Vormundschaft dem getreuen Dienstmann Spinabelli Sendrico anvertraute. Ein Geschenk von fünfzig Pfund entfernte alle Hindernisse; Cäcilie wurde dem jungen Grafen **Campetri** verlobt. Kaum hatte Ezzelino solche Kunde vernommen, als er durch Bestechung den habgierigen Spinabelli gewann und von diesem unterstützt das Fräulein dem durch die erste Ehe gewarnten Sohne vermählte. Gerardo aber gelobte Rache, welche endlich nach jahrelangem Suchen Zeit und Gelegenheit fand. Als nämlich eines Tages Cäcilie mit kleinem Gefolge von ihrem neuen Wohnsitze Bassano über die Brenta zog, wurde sie bei St. Andrea del Muson von dem alten Geliebten überfallen und geschändet entlassen, sofort durch den Gemahl, den kein freiwilliges Geständniß der unverschuldeten Schmach besänftigen konnte, in das Elend verstoßen. Ezzelino der Stammler überlebte nicht lange die zweite, keineswegs makellose, Unbilde des Sohnes. Dieser, seines Namens der **andere**, sandte bald nach dem Hintritt des Vaters (1192?) Boten gen Toskana und ließ werben um **Adelheid**, Schwester der Grafen von **Mangono**, welche man auch die **Wüthenden** (Rabbiosi) hieß. Glänzender war seit Menschenaltern keine Hochzeit in der Trevisanischen Mark gefeiert worden; fünfzehn Tage lang dauerten in Bassano die Festlichkeiten, welchen andere, nicht minder prachtvolle, folgten, als Adelheid am 26. April 1194 um die Mittagsstunde den ersten Knaben gebahr, der Ezzelino der dritte genannt, an Tugenden und Lastern gleich reich geworden ist. [4])

---

[4]) Ueber die häuslichen Verhältnisse der Romano's vgl. **Chron. Patavinum** bei **Muratori Antiquit. Ital. IV. 1120**; über die

Zweiter Abschnitt.

Ezzelino der Mönch.

Eingedenk des Schimpfes, welchen das fortan unversöhnlich gehaßte Haus Campetri gebracht hatte, verführte Ezzelino Maria, eine Blutsverwandte seines Neffen Grafen Gerhard, und hielt sie als Kebsweib in einer Burg gefangen. Da rüsteten die Campetri, unterstützt durch den Markgrafen Azzo von Este, zur Rachefehde, welche jedoch einstweilen die beredte Dazwischenkunft des Paduanischen Bischofs und der Gemeinde abwandte. Dagegen benutzte Ezzelino, auch hierin Vorbild der Nachfolger, die Zerwürfnisse und Zwiste der lombardischen Städte als Mittel der Machterweiterung. Also wurde im Vertrauen auf die Eifersucht Vicenza's, welches die den Romano's befreundeten Herren von Vivario vertrieben hatte, mit Padua 1198 ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß wider jedweden Feind, vorbehalten das Reich, abgeschlossen und der Bürgerschaft für ein Anleihen von 25,000 venetianischen Pfunden der Hof Onara pfandweise überlassen. Die Vicentiner aber, denen Verona Hülfe gesandt hatte, fielen mit solcher Schnelligkeit und Wuth in das Gebiet ihrer Feinde, daß diese, obschon Sieger im Treffen bei Carmignano, verzagten und alle Gefangene ohne Lösegeld auslieferten. Darob entrüstet, trat Ezzelino auf

---

Verbindung mit den Grafen von Mangono siehe **Roland. 173. Monach. pat. 138.** Der Parteihaß hat Adelheid, die Mutter des dritten Ezzelino, mit zu schwarzen Farben gezeichnet. Die handschriftliche Chronik nennt sie z. B. **matrem veneficam, astrorum prudentem, veneficiis et responsis umbrarum doctam,** welche geflissentlich dem Sohn Haß gegen Priester und Christenthum eingeflößt habe. Auch bei **Rolandin. 174.** heißt sie: „**docta stellarum cursum cognoscere etc.**" In der **Chronica di Mantova di Bonamente Aliprandi c. 11. (Muratori antiq. V.)** entdeckt Adelheid sogar kurz vor dem Tode den Söhnen, daß ein Teufel ihr Vater gewesen sey, daß sie, zur blutigen Herrschaft bestimmt, nach langer Macht und Herrlichkeit mit Weib und Kind zu Grunde gehen würden. Ezzelino und Alberico darob keineswegs bestürzt, folgen dem Willen des Verhängnisses u. s. w.

die Seite Vicenza's und Verona's, stellte seinen vierjährigen Sohn als Geißel und sah fortan in Padua den Gegenstand eines Hasses, welcher bald auf alle Glieder des Hauses Onara oder Romano mit steigendem Gewicht übergehen sollte. [5])

Nicht lange dauerte unter solchen Verhältnissen die Waffenruhe, denn der Häuser Este und Romano Eifersucht war zu heftig, als daß bei dem zwieträchtigen Wesen der lombardischen Gemeinden und der Ohnmacht des Kaiserthums die Sühne gehalten werden konnte. Den ersten Anlaß aber brachte Verona. Hier hatten nämlich schon seit mehreren Menschenaltern die adeligen Geschlechter Monticuli und St. Bonifacio einander mit wechselndem Glück befehdet und durch die Parteinamen Welfen und Gibellinen besonderen Zwisten allmählig eine öffentliche Richtung gegeben. Zwar hemmte für kurze Zeit die Gegenwart der Päbste Lucius III. und Urban's III. den Ausbruch des tief gewurzelten Grolls, allein desto gewaltiger schlug das heimlich genährte Feuer bei dem ersten Zündstoff hervor. Kaum hatte nämlich im Mai 1184 bald nach der Entfernung des letzten Kirchenoberhauptes der unbändige Jüngling Ceresio Monticuli seinen mütterlichen Oheim auf der Straße niedergestoßen, als die Fehde der beiden Widersacher mit gesteigerter Wuth entbrannte. Jahre lang schwankte der Kampf unentschieden, bis endlich 1205 die Monticuli, durch Ezzelino unterstützt, das Schloß St. Bonifacio

[5]) Vergleiche Godi p. 74. Roland. 176. Mauris. 14. Paduani intromiserant sibi totam Curtem Onariae (Honoriae. Godi.), et usque ibi, quamvis diceretur Eccelinus de Onaria; mutato ipsius cognomine, cognominatus est postea Eccelinus de Romano. Der fortan nach dem Verlust der einen Stammburg giltige Name Romano bezieht sich wahrscheinlich auf das zweite Schloß in der Trevisanischen Grafschaft. Romanum castellum Comitatus Tarvisii bei Benvenut. Imol. (Muratori Antiq. Ital. I. 1048.). Damit stimmt Mauris. 53. „dicuntur etiam de Romano, quia illius castri dominium habent et comitatum antiquissime acquisitum, et quandoque ibi cum familia demorantur“ und Laurent. de Monacis. 138. „domus de Honaria, quae postea dicta est de Romano.“ —

erstürmten und zerstörten. Solchen Schimpf zu rächen, versammelte der Graf den Kern seiner Schaaren, brach mehrere Häuser der Monticuli und nöthigte den Feind, Verona zu räumen, dessen Verwaltung als Podeste der Markgraf Azzo von Este bekam. Da gedachte Ezzelino der alten, über Campetri entstandenen, Feindschaft, nahm die Dienstleute und Anhänger aus Romano, Padua, Vicenza, führte als Haupt der Gibellinen die verjagten Monticuli nach Verona zurück, zwang den Markgrafen mit den Welfen zur Flucht und setzte Ulrich, aus dem Geschlecht der mailändischen Vizgrafen, zum Podeste ein, während der Bund mit dem bisher parteilosen Volksführer Salinguerra von Ferrara die gewonnenen Vortheile befestigte. Aber die Welfen, verstärkt durch neue Zuzüge aus Mantua und Romandiola, schlossen sich im folgenden Jahr 1207 den Rotten des Markgrafen an und trafen bei Braida unweit Verona in blutiger Schlacht auf den Feind. Nach männlicher Gegenwehr wichen die Gibellinen, Ezzelino wurde gefangen, jedoch großmüthig gen Bassano entlassen. Azzo aber, jetzt das anderemal Podeste Verona's, zerstörte die festen Wohnungen der Monticuli, von welchen viele nach Este in die Haft geschickt wurden, vertrieb, obschon nur für etliche Monate, Salinguerra aus Ferrara, gewann endlich durch Einverständniß mit dem Grafen von Vivario die den Romano's befreundete Stadt Vicenza (1209).

Bisweilen wurden diese verheerenden Fehden der Trevisanischen Mark von kurzer Waffenruhe unterbrochen, während welcher Frohsinn und Lebenslust herrschten. So gab z. B. am Pfingstfeste 1208 der Podeste von Padua, Visconti aus Mailand, bei Prado Valle ein glänzendes Ritterspiel, welches mehrere Tage durch dauerte. Volk und Adel, Greise und Jünglinge wandelten singend und scherzend nebeneinander, wie wenn Alle Brüder und Freunde wären. [6]) Auch Ezzelino schloß mit

[6]) Rolandin. 178. „et omnes contratae de Padua, singulae videlicet ad unum et idem signum vestimentorum, se novis vestibus innovarunt. Dominae cum militibus, populares cum no-

Padua Sühne, wurde aber in den Rüstungen gegen Vicenza durch die Ankunft König Otto's IV. in Oberitalien gehemmt (1209) und bald gen Orsaniga an das Hoflager entboten. Hier mit Auszeichnung empfangen, zu Fuß und zu Roß der beständige Begleiter des Reichsoberhauptes, klagte der Herr von Romano laut über den gleichfalls anwesenden Markgrafen Azzo von Este als einen heimtückischen Feind, der nicht nur vor Jahren wider ihn zu Venedig in der Markuskirche Meuchelmörder gedungen, sondern auch wider Salinguerra und andere Ehrenmänner gleiche Arglist ersonnen habe; das alles möge ein Zweikampf erhärten! Azzo, welcher die Anschuldigung läugnete, nahm dennoch das Waffengericht, jedoch außerhalb der Hofstatt, an und entgegnete, als auch Salinguerra dieselben Beschwerden und Beweismittel vorbrachte, stolz: „in meinem Geleite sind Ritter edleren Blutes, denn in Euch fließt. Diese werden im Nothfall den Streit bestehen.“ — Darob erhob sich so ungefüger Lärm, daß Otto's Marschalk Heinrich von Kellenthin, umgeben von einer deutschen Schaar, mit gezücktem Schwert hervortreten und beiden Parteien Stillschweigen gebieten mußte. Um so ernsthafter dachte Otto an die endliche Aussöhnung ihrer Häupter. Als daher am folgenden Tage beide den König auf einer Lustfahrt begleiteten, sprach jener plötzlich zu dem links reitenden Gefährten: „Herr Ezzelino grüßet den Markgrafen!“ — Sogleich lüpfte der Getreue den Hut und redete: „Herr Markgraf, Gott grüße Euch!“ — Alsbald mahnte Otto den Azzo, der ihm zur Rechten ritt: „Markgraf, grüßet den Herrn Ezzelino!“ — Jener, ohne den Hut zu berühren, sprach trocken: „Gott grüße Euch, Herr von Romano!“ Der entblößte das Haupt und erwiederte die Bewillkommnung. Mittlerweile nahte man einem so engen Pfade, daß der König al-

---

bilibus, senes cum junioribus, in magnis solatiis existentes in festo Pentecostes, et ante et post, per plures dies, cantantes et psallentes, tantam ostendebant laetitiam, quasi omnes fratres, omnes socii, omnes prorsus essent unanimes et summi vinculo amoris foederati.“ Coll. Chron. Patav. ad a. 1208.

lein voranreiten, die Begleiter an zwei Meilen Weges, meistens schweigend, nebeneinander ziehen mußten. In der Herberge angelangt, lud Otto den Herrn Ezzelino in sein Zelt und sprach: „Saget mir die Wahrheit, was habt Ihr denn heute mit dem Markgrafen verhandelt?" — Worauf jener: „wir sprachen von unserer alten Freundschaft." „Und gar nichts weiter?" fiel der König ein. „Freilich wol," war die Antwort. Wir meinten nämlich, daß Ihr, so es Euch gefällt, vor allen Menschen freundlich und leutselig seyn könnet und wiederum, wenn es Euch beliebt, rauh und strenge. Weiter wurde nichts geredet." Als darnach der Markgraf die Aussage bestätigte, beschloß Otto, beide Männer womöglich aufrichtig wieder zu versöhnen. Also wurde Azzo von Imola aus als Markgraf gen Ankona geschickt, Ezzelino aber eingeladen, im Gefolge des Königs, welcher in Rom die Kaiserkrönung empfangen wollte, zu verweilen. Das brachte Gelegenheit zu neuen Ehren; denn in einem heftigen Streit zwischen den Römern und dem königlichen Geleite leuchtete der Herr von Romano durch Treue und Tapferkeit also hervor, daß ihm Otto die längst gewünschte Statthalterschaft von Vicenza aus dankbarer Anerkennung des Verdienstes übertrug. [7]) Zwar gelobten anfangs Freunde und Feinde dem neuen Rector, Podeste und Gevollmächtigten (Legaten) des Kaisers Treue, aber bald verließen beträchtliche Schaaren Mißvergnügter die Stadt und begannen eine Fehde, welche auf beiden Seiten von Brand, Raub, Mord und Gräueln aller Art begleitet wurde. [8]) Dann aufgeregt durch den Markgrafen Azzo und den Grafen von St. Bonifacio, traten Verona, folgsam dem Podeste Bartolomeo di Palatio, Mantua, wo Graf Guido Guerra

[7]) „Concessit civitatis Vicentinae plenissimam legationem." Maurisius 21.

[8]) „Pro vicario et rectore Dom. Imperatoris" ließ sich Ezzelino Treue schwören, nöthigte aber bald darauf unter nichtigem Vorwande die Gegner zur Auswanderung. Godi p. 76. Maurisius p. 21. versucht dennoch seinen Helden von aller Schuld freizusprechen.

di Boglio Gewalt hatte, Cremona, Reggio, Pavia, Brescia wider Vicenza und den Statthalter des abwesenden Kaisers in Bündniß, brachen Lonigo sammt anderen Burgen und drangen unaufhaltsam bis zur hohen Brücke (ponte alto), eine italiänische Meile von Vicenza, vor. Da entschied der kühne Ausfall Ezzelino's; das feindliche Heer erlitt eine vollkommene Niederlage, welche Azzo und der Graf von St. Bonifacio nur um einen Monat überlebten (1212). Des Markgrafen Sohn Aldobrandini, von der durch Ezzelino vereinigten Macht Padua's und Vicenza's schwer bedrängt, mußte nach dem Fall der Stammburg Este Frieden suchen, das Schloß Rocha abtreten und die Aussprüche der Gemeinde Padua, für welche das Geschlecht der Romano's zu arbeiten schien, als gesetzmäßig anerkennen. [9]) Diesem Vertrage folgte bald allgemeiner Friede in der Trevisanischen Mark und zu Verona, wohin nach sechsjähriger Abwesenheit die Monticuli zurückkehren durften (1213). Ezzelino aber verließ Vicenza, entschlossen, dem Waffengeräusch zu entsagen und die letzten Jahre in abgeschiedener Stille zu verleben. [10]) Also bekam der älteste Sohn Ezzelino der Dritte die Verwaltung aller Güter im Trevisanischen, der jüngere Alberico (Alberich) die Vicentinischen Besitzungen, indeß der Vater den Abend eines thatenvollen, im ganzen schuldlosen Lebens, in andächtiger Beschaulichkeit vollbrachte, jedoch ohne den Gang der weltlichen Angelegenheiten aus dem Auge zu verlieren. [11])

---

[9]) Monach. patavini ad a. 1213. „coactus juravit, sicut civis Communi Paduae in omnibus obedire."

[10]) Monacis p. 139 „in solitariam vitam se redegit. Maurisius 24. Quasi saeculo renuntians, armis dimissis, coepit strictissime facere poenitentiam."

[11]) Die handschriftliche historia Ezzelini nennt parteiisch den Vater des späteren Tyrannen einen neidischen und trügerischen Tempelräuber sacrilegus, invidiosus, fallax.

Dritter Abschnitt.

Ezzelino der Dritte vor der Gewaltherrschaft.

(von 1213 — 1242.)

Die Natur hatte den dermaligen Stammhalter des Hauses Romano mit außerordentlichen Gaben ausgestattet. Mittlerer Größe, weder hager, noch beleibt, von feurigen, lebhaften Augen, heiterem Angesicht, festen und scharfen Zähnen, röthlichweißem Haar, in der Haltung zierlich und gewandt, beredt, dem Feinde finster und furchtbar, dem Freunde liebreich und gefällig, beharrlich in den Entschlüssen und treu den gemachten Zusagen, ernst und bedachtsam im Reden, überaus arbeitsam und abgeneigt allen Wollüsten, — so geartet durfte Ezzelino zu glänzenden Erwartungen berechtigen und, wenn es gelang, den starken Herrschtrieb zu zügeln, für Oberitalien als Retter aus endlosen Fehden, als Hort der von äußeren wie inneren Feinden bedroheten Freiheit auftreten.[12]) Aber Zuchtlosigkeit und Eifersucht der Stadtgemeinden boten dem durch Natur und Gewohnheit befestigten Ehrgeiz eine zu starke Versuchung, als daß die mächtigste der menschlichen Leidenschaften in den Schranken des Gesetzes bleiben durfte. Der ungestüme, reizbare Sinn des Lombarden, das durch glückliche Kriegs- und Friedensunternehmungen erzeugte Selbstvertrauen der einzelnen Gemeinden, die mit den Glückswechseln steigende Feindschaft der Volks- und Adelspartei, von dem noch stärkeren Gegensatz der kirchlichen und weltlichen Anhänger (Welfen, Gibellinen), der Rechtgläubigen und Ketzer begleitet, diese Grundkräfte des damaligen italiänischen Zeitgeistes gönnten der Lombardei, insonderheit der

---

[12]) Ueber Ezzelino's Eigenschaften vor der Entartung vergl. **Gerard** p. 108. und **hist. MS.** „ad tempus, heißt es hier, ferocia, crudelitate et perfidia deposita, fidem colere, amicos constantissime juvare, hostibus gravis caeterisque neque insuavis, nec inaffabilis, promissis stare, bello feliciter et prudenter tractare, dux rei militaris experientissimus, pericula ut forti animo deposcebat, ita non incaute obibat, tolerandus sane homo, **dum privatus vixit.**"

Trevisanischen Mark, keine ruhige Entfaltung bedeutender Anlagen und führten gleichsam eine eherne Scheidewand auf zwischen der Gesammtheit und einzelnen, ihr an Willensstärke und Einsichten überlegenen Bürgern. Davon gab die Fehde zwischen Padua und Venedig, aus unbedeutendem Anlaß erhoben, ein denkwürdiges Beispiel. Als nämlich im Jahr 1214 der Podeste Albizzo Florensis mit Klugheit und Nachdruck die Angelegenheiten der Paduaner leitete, wurde gen Trevigi ein Freudenhof (curia solatii et laetitiae) ausgeschrieben, an welchem außer Rittern und Bürgern von Venedig, Padua und anderen Städten auch edle und schöne Frauen der Nachbarschaft erschienen.[13]) Neben anderen Ergötzlichkeiten und Spielen der heiteren Tage bemerkte man ein kunstreich verschanztes Lager, das geschmückt mit Decken, Scharlach- und Sammttüchern, Goldstoffen, seidenen und buntfarbigen Gewändern, von einer weiblichen Besatzung vertheidigt werden sollte. Diese schirmten den Kopf durch Smaragden, Topasen, Perlen, Chrysolithen, goldene Kronen, Karfunkeln und andere Kleinodien; die anstürmenden Männer aber führten als Waffen und Geschosse Äpfel, Birnen, Muskatnüsse, Rosen, Lilien, Nelken, Veilchen, Torten, Fläschchen mit Balsam, Narden, Rosenwasser, Zimmet, Kardamomen und ähnlichen Kostbarkeiten gefüllt. Als nun der Angriff geschah, erhob sich Streit zwischen den Venetianern und Paduanern, indem der Träger des Markusbanners zornig auf die Kampfgenossen blickte und so lange höhnte, bis ein Paduaner das Fähnlein ergriff und ein Stück herausriß. Darob wilder Lärm, welchen nur mühsam die Wappenkönige und Turnwärter (rectores curiae et reges armorum) stillten. Mit gegenseitigem Haß schieden beide Parteien von dem schnell aufge-

[13]) Vergleiche neben Rolandin. p. 181. Muratori Antiquitat. Ital. II. p. 837, diss. 29. „Verum inter festivos ac solennes Italorum ludos illud saepe frequentatum, quod appellatum fuit tener corte, scriptores Latini Curiam habere dicebant. Occurrit praeterea tener corte bandita, quod nempe emisso banno, sive publico invitamento, populos etiam exteros ad eam curiam honorandam allicere principes magnifici solebant."

hobenen Fest und nährten Monate lang heimlichen Groll. Aber schon im nächsten Jahre fielen die Paduaner in das Venetianische ein, mußten jedoch, durch Regen, Krankheiten und Feinde gezwungen, alsbald mit Verlust zurückweichen.

Gleichzeitig wurde Vicenza in eine heftige Fehde mit dem Hause Romano verwickelt; denn Ezzelino, dessen Vater gesetzlichen Antheil an der Wahl des Podeste und der übrigen Stadtbeamten gewonnen hatte, versammelte, um diesen Grundpfeiler seiner Macht zu behaupten, einen Heerhaufen bei Trevigi, bestimmte jeden Feldflüchtigen dem Tode und siegte alsbald so entscheidend bei Braida, daß die Gemeinde den von Padua vermittelten Frieden annehmen und das bestrittene Recht gewähren mußte. [14]) Bald darauf begegnete ein zweites glückliches Ereigniß; die Vermählung Ezzelino's mit Zilia, Schwester des Grafen von St. Bonifacio, welcher seinerseits Kunizza von Romano zum Weibe nahm, schwächte einstweilen die Eifersucht jener mächtigen Geschlechter und mehrte das Ansehen in der Trevisanischen Mark. [15]) Aber die kurze Waffenruhe wurde hier bald von einer andern Seite her gestört. Azzo der Junge (novello) nämlich, seit 1215 Nachfolger seines Bruders Aldobrandini, lagerte, um die steigende Gewalt Salinguerra's zu brechen, mit beträchtlichen Heerhaufen unter den Mauern Ferrara's (1221). Jener, langem Widerstande nicht gewachsen, bot Aussöhnung an und lud den Markgrafen ein, mit hundert Rittern als Schiedsrichter der Welfen und Gibellinen in die Stadt zu kommen. Azzo gehorchte; allein während der Theidigung brach der Parteigeist auf beiden Seiten mit gesteigerter Wuth aus. Unter dem Geschrei: „zu den Waffen! Es sterben die Feinde!" stürzten Salinguerra's Freunde auf das Estische Gefolge, welches nach kurzer Gegenwehr theils erschlagen, theils verjagt wurde. Der Fürst aber, insonderheit

---

[14]) Dies geschah 1215. Godi 77. „Et ipse Ezzelinus quasi privatus erat jurisdictione ponendi potestates et officiales in civitate Vicentina contra conventiones exhibitas praedecessori suo."

[15]) Maurisius p. 26.

hoch betrübt über den Tod seines Freundes Tisolin Campetri, versammelte ein neues Kriegsvolk aus Padua, Mantua, Este und Verona und erschien mit dem Grafen Richard von St. Bonifacio 1224 das anderemal vor Ferrara. Wiederum gebrauchte Salinguerra unrühmliche List; Richard, unter dem Schein der Friedenstheidigung in die Stadt geladen, wurde mit seinen Begleitern verhaftet, [16]) der Markgraf, durch diese Kunde zum eiligen Rückzug genöthigt, von solchem Grimm entflammt, daß er die Burg Fratta nach hartnäckigem Widerstand erstürmte und die gesammte Mannschaft, Bewaffnete wie Unbewehrte, Weiber und Kinder ohne Unterschied niederhieb. [17]) Salinguerra, jetzt in eine höchst gefährliche Fehde mit dem Hause Este und den Bundesgenossen desselben verwickelt, forderte von seinem Schwager [18]) Ezzelino durch folgendes Schreiben Hülfe:

„Dem sehr edlen und mächtigen Ezzelino da Romano, seinem besondern Herrn und Freund, Salinguerra von Ferrara Gruß und Ehre!

In allen Landen, Städten und Burgen des gesammten römischen Reichs ist Niemand tiefer verletzt und gröblicher beleidigt worden, denn ich. Eingedenk nämlich des Adels und der Freundschaft Markgrafen Azzo's von Este und der Hoffnung, sein Sohn Azzo novello werde einen Schatten der väterlichen Tugend behalten haben, wollte ich mit ihm, dem Fremden, in Ferrara freundlich verkehren, entdeckte aber bald seine Arglist. Denn er verhöhnte nicht nur, wie Ihr gehört habt, meine Getreuen, sondern suchte auch alle Aemter und Ehrenstellen der Gemeinde Ferrara sich unterthänig zu machen. Niemand darf es daher tadeln, wenn ich mit den Meinigen solchem Unterfangen widerstrebte. Denn Gott selber offenbarte in dem Ausgange seine Gerechtigkeit; mit Fug wurde der Urheber arger Thaten gedemüthigt. Dennoch ließ der Markgraf nicht ab von

---

[16]) Erst 1225 bekamen auf Fürsprache der Rectoren Lombardien's die Gefangenen ihre Freiheit. **Rolandin. 186.**

[17]) **Roland.** am angezogenen Ort.

[18]) Sophia, Ezzelino's Schwester, war Salinguerra's Eheweib.

der Bosheit des Herzens, sondern lagerte mit gleichgesinnten Rotten feindlich vor Fratta, besetzte dieses Schloß der Gemeinde Ferrara und tödtete die ganze Besatzung; ja, Männer und Weiber wurden nebst unmündigen Kindern auf eine seit Menschengedenken unerhörte, grausame Weise trotz der Uebergabe ermordet. Nicht Juden und Sarazenen hätten also gehandelt. Das alles berichte ich, damit Ihr als mein sonderbarer Herr und Freund ob dieser Missethat ergrimmen und in Eurer Weisheit rathen möget, was jetzt zu thun seye."

Dem Brief folgte alsbald diese Antwort: „Dem fürsichtigen und edlen Salinguerra, seinem insonders geliebten Herrn, Ezzelino da Romano, der getreue und dienstwillige Freund, Gruß und Sieg über die Feinde! — In diesem Leben muß der Mensch vornämlich zwei Grundsätze beobachten, den Freunden Treue bewahren und in Ehren wandeln. Darum wache ich unaufhörlich für Eure Angelegenheiten wie für die meinigen und habe seit dem Frevel in Fratta keine Gemüthsruhe und Fröhlichkeit gefunden, ja, werde sie auch nicht eher gewinnen als bis der Schaden und das dort vergossene Blut gerächt worden sind. Nur die Verzagtheit überschreitet im Mißgeschick die Schranken der Trauer. Also tröste sich Euer Herz mit mir; denn, so Gott will, soll die Strafe geschehen, bevor noch das Jahr seinen Kreislauf vollendet." [19]) — Diese Zusage wurde auch gewissenhaft erfüllt; denn als in Verona Ritter, Kaufleute und gemeine Bürger in zwei Parteien gesondert, die einen den Grafen von St. Bonifacio und Azzo von Este, die anderen, Monticli (Monticuli) genannt, den Herren Salinguerra und Ezzelino von Romano als Häuptern folgten, gewährte der letzte die für den an Fratta geübten Frevel begehrte Hülfe und erschien plötzlich, durch das schneebedeckte Thal Val camonica vorbrechend, mit einem beträchtlichen Heerhaufen vor den Thoren Verona's. Sogleich begann der Streit, bald entschieden für die Monticli; der Graf von St. Bonifacio mußte mit seinen Anhängern die Stadt räumen, welche sofort den Herrn

[19]) **Roland. 187. 188.**

von Romano zum Podeste erwählte, indeß sein Bruder Alberico, durch eine veronesische Schaar unterstützt, den Podeste Vicenza's, Albrighetti von Faënza, vertrieb und zum Vorsteher der Gemeinde ernannt 29 Monate lang mit klugem Nachdruck schaltete. Dergestalt hatten die Romano's im Jahr 1225 zu Verona und Vicenza als Podesten die Befestigung ihres Uebergewichts in der Trevisanischen Mark nicht sowohl durch Waffengewalt als durch geschickte Benutzung der Umstände gewonnen. [20])

Als mittlerweile die Spannung zwischen den lombardischen Städten und Kaiser Friedrich II. so zunahm, daß jene, zum Theil auf Betrieb der Kirche, ihren Bund erneuerten (1225), dieser, für offenen Krieg entschlossen, von Apulien gen Oberitalien eilte und auf dem Reichstage zu Ravenna (1226) mit seinen Getreuen über die Demüthigung der Gemeinden rathschlagte, näherte sich Ezzelino, schon damals von den Städten wie von den Estischen gefürchtet, allmählig dem Kaiser an und verhieß ihm geheimen kräftigen Beistand. Jedoch beschwichtigten Friedrich's besonnene Nachgiebigkeit und der Lombarden schlagfertige Stellung einstweilen das drohende Ungewitter; beide Theile schlichteten durch eine vom Pabst vermittelte Uebereinkunft ihre gegenseitigen Beschwerden. [21]) Aber lange dauerte

---

[20]) Vgl. Roland. 188, wo die Jahreszahl 1227 auf die im Text angegebene Art berichtigt werden muß. Monach. patav. ad ann. 1225. „Ecccelinus praedictis se adjungens incepit habere dominium in Verona." Chron. Veron. (bei Muratori VIII. 624.), Chron. patavin. (Murat. antiq. IV. ad ann. 1225.) „Et multi viri nobiles et potentes de Verona de parte Comitis, corrupti pecunia Salinguerrae et Ezelini, Monteclis adhaerentes, Comitem Rizardum cum parte sua de Verona subito expulerunt. Et tunc primo Ezelinus Tertius assurgens, coepit habere dominium in Verona." — Ueber Alberico vergl. Chron. patav. ad ann. 1226. Godi 78.

[21]) Monachus patav. ad ann. 1226. „Fridericus de Apulia pacifice venit in Lombardiam, et tam Cremonae, quam etiam Ravennae colloquium habuit cum amicis, volens amicabiliter Lombardorum animos mitigare. Sed Mediolanenses cum multis

der Friede in Italien nicht. Während nämlich der Kaiser ob des leichtfertig gelobten, klug und unredlich verzögerten Kreuzzuges mit Pabst Gregor IX. in einen langen und blutigen Streit verwickelt wurde (1227 — 30), schritt das Haus Romano mit umsichtiger Kühnheit auf der betretenen Bahn vorwärts. Endlich erweckten Salinguerra in Ferrara, Ezzelino in Verona, Alberico in Vicenza mächtig und eng verbündet, den Gemeinden der Trevisanischen Mark gerechte Besorgnisse. Also erwählten die Paduaner im Jahr 1228 den beredten, tapfern und klugen Venetianer Stephano Baduario zum Podeste, damit er schirmte wider den Ehrgeiz der benachbarten Landherrn. Ezzelino aber, welcher Gelegenheit zur Fehde suchte, überrumpelte das den Campetri zugehörige Schloß Fonte und führte den unmündigen Sohn Jakob's von Campetri, welcher Theil genommen hatte an den Unthaten in Fratta, als Gefangenen mit sich fort. Da trat Tiso, des Knaben Wilhelm Oheim, vor den Podeste Baduario und begehrte als Bürger Padua's Hülfe wider den Herrn von Romano. Sogleich versammelte sich die Gemeinde im Stadthause (palatium) und beschloß einhellig, Adel wie Volk, den an seinem Recht gekränkten Mitbürger zu schirmen. Also wurde das Caroccio auf den Schultern einer zahllosen Menge aus der Hauptkirche vor die Wohnung des Podeste getragen, der sofort den wohl gerüsteten Heerhaufen unter Brand und Raub in die Nähe des feindlichen Schlosses Bassano führte.[22]) Die Mark und Lombardien erschracken bei der Kunde vom Ausbruch der neuen Fehde, welche mehr oder weniger alle Städte bedrohte; vor allem aber nahm Venedig den innigsten Antheil und schickte nach dem Rath des Doge Peter Ziani die Herren Matthäo Bono und Marco Quirino als Friedensmittler in das Paduanische und gen Bassano. Da äußerte Matthäo Bono vor Padua's Gemeinde, er habe viele

---

aliis civitatibus in sua duritia permanserunt." — Chron. patav. ad ann. 1225. „Et tunc Imperator Fridericus transiens in Alemaniam Ezelino se confoederavit." —

[22]) Gerard. paduan. 19. Roland. 190.

Lande gen Aufgang und Niedergang bereist, aber nirgends ein so frommes, biederes und wohlhabiges Volk gefunden, als in dem Trevisanischen Gau. Darum möge Padua, dieses beglückten Landes erste Zierde, der Altvorderen Ruhm behaupten, dem verheerenden Bürgerkriege Ziel setzen und die aufrichtig angebotene Vermittelung Venedig's nicht zurückweisen; denn strenge Unparteilichkeit solle die obschwebenden Zwiste entscheiden. Darauf trat der Gesandte ab, Baduario aber forderte die Gemeinde auf, über den inhaltsschweren Gegenstand ohne Haß und Liebe zu rathschlagen. Sofort erhob sich Tiso Campetri und beklagte den Undank des Hauses Romano, welches einst durch Vicenza und andere Städte in den Grundfesten bedrohet, nur der uneigennützigen Dazwischenkunft Padua's seine Rettung zuschreiben müsse, aber dennoch unlängst einen paduanischen Bürger heimtückisch überfallen und der Burg Fonte beraubt habe. Solche Missethat fordere Strafe; möge auch immerhin Venedig aus aufrichtiger Friedensliebe Sühne anbieten, vor der Demüthigung des hoffärtigen Widersachers dürfe Niemand auf Vertrag hören. — Solcher Meinung stimmte die Gemeinde bei; Matthäo Bono und Marco Quirino aber beurlaubten sich und zogen gen Bassano, wo Ezzelino mit seinem Bruder Alberico, den Herren de Prata, Guidotis und anderen Getreuen für die hartnäckigste Abwehr rüstete. Die Antwort war daher durchaus kriegerisch. Wie man jetzt Treue erwarten dürfe, äußerte Ezzelino, da einst Markgraf Azzo und die Herren von Campetri, angeblich Blutsverwandte des Hauses Romano, wider seinen Vater in der Markusstraße Venedig's öffentlich Meuchelmörder gemiethet und den geheiligten Frieden eines Freudentages (curia solatii) gebrochen hätten? Damit nicht zufrieden, habe Jakob von Campetri treue Dienstmänner Onara's auf der Burg Fratta ohne Urtheil und Recht hinrichten lassen. Das Schloß Fonte sey übrigens, dermalen wie früher, eine Räuberhöhle, die Züchtigung gerecht; den Wolf müsse man aus dem Lager, die giftige Schlange aus der Höhle, den Fuchs aus seinem Schlupfwinkel vertreiben. — Also kehrten die Boten unverrichteter Sache nach Venedig zurück, indeß die feindlichen Reiter bis zu den Thoren

Bassano's streiften. Inzwischen gewahrte der alte Ezzelino, zubenannt der Mönch, von der Zinne des entlegenen Bergschlosses Meda herab die Gefahren, in welche des Sohns aufbrausender Zorn die mühsam gegründete Macht Onara's durch den Krieg mit Padua verwickeln könnte, und mahnte dringend zum Frieden. „Ezzelino da Romano, lautete das Schreiben, seinen vielgeliebten Söhnen Ezzelino und Alberico väterlichen Segen und Gruß! — In schwierigen Lagen des Friedens und des Krieges habe ich immer beobachtet, daß der verständige Mann nichts verliert, wenn er ein Stück vom Saum seines Kleides abschneidet und sich lossagt vom Anfang des Schadens. Daher, geliebteste Söhne, bedenket, daß die Kraft unseres Hauses der Stadt Padua noch nicht gewachsen ist! Jedoch mag dennoch mit der Zeit Padua's Volk, ja, die gesammte Mark durch Gottes Hülfe Einem von Euch oder Euch beiden dienen müssen, denn also weissagte, erinnere ich mich, Eure Mutter, kundig der Sterne und der Sternzeichen:

Einst, denn Jammergeschick zu melden gebeut das Verhängniß,
Schaut Bassano beherrscht durch zwei starkmuthige Brüder
Alle Bewohner der Mark, und Zeno's Mauer umschließt sie.

Demnach, so ist mein Wille und Rath, wandelt so lange vorsichtig, bis Bassano's Stärke zunimmt und des heiligen Zeno Burg und Eure übrigen Schlösser in Piedemonte den halsstarrigen Feind einengen. Dermalen aber gehorchet den Paduanern und gebet ihnen das Schloß Fonte zurück, wie Ihr schon den gefangenen Wilhelm ausgeliefert habt, damit mein hochmüthiger Neffe Tiso denen von Padua keinen Anlaß bringe, Eure Güter anzufallen und zu verwüsten. Denn ich hoffe, es kommt einst die Zeit und die Stunde, wo ihr vollständige Genugthuung ob aller Beleidigungen erhalten werdet."[23])

Ezzelino folgte der Mahnung des Vaters, beschwor vor dem paduanischen Podeste feierlich den Friedensvertrag, überlieferte die Burg Fonte mit allem Geräthe [24]) und beschloß, auf

[23]) Roland. p. 194. 195.

[24]) Rol. l. c. mandata juravit.

anderem Wege den Paduanern zu schaden (1228). Während also Kaiser Friedrich, von dem Nachfolger Honorius III., Pabst Gregor IX. gebannt, seine Gesammtanstrengung theils wider die Moslemin Syrien's, theils wider die Kirche richtete, (1227 — 30), stürzte des Hauses Onara steigender Ehrgeiz die Trevisanische Mark in neue Wirren. Unter die Bürgerschaft Trevigi's aufgenommen, rieth nämlich Ezzelino mit scheinbar vaterländischem Eifer, Feltri und Belluno zu besetzen. Die Paduaner, den ihnen verbündeten Bischof Belluno's schirmend, machten durch Boten kräftige Gegenvorstellungen, erhielten aber die Antwort, vor dem Einsturz der Trevisanischen Mauern werde man die genannten Städte keinem anderen einräumen. Bald darauf offener, hartnäckiger Kampf, nach mannichfaltigem Wechsel des Glücks von den vermittelnden Lombardenstädten dahin geschlichtet, daß Trevigi seinen Ansprüchen entsagte. [25]) Ezzelino aber, von Groll gegen Padua beherrscht, ruhete nicht eher, als bis sich die Monticuli Verona's, von ihm aufgeregt, wider den Grafen von St. Bonifacio und den Markgrafen von Este erhoben; die Fehde brach desto ungestümer hervor, je mehr der zweijährige Friede die Gemüther gespannt hatte. Matthäo Justiniani, Verona's Podeste, mußte fliehen, seine Stelle dem ehrgeizigen Salinguerra von Ferrara überlassen, Graf Richard von St. Bonifacio mit mehreren Edlen im Kerker schmachten. Da versammelten der Markgraf Azzo novello, Stephano Baduario, Podeste von Padua, die Vicentiner, Mantuaner und die aus Verona verbannten Welfen, zahlreiche Kriegsvölker, fielen in das veronesische Gebiet und besetzten Porto, Zeniaco, Rivalta, also daß Ezzelino, Salinguerra und der Graf von Tirol, mit Verlust aus Verona zurückgedrängt, im folgenden Jahr auf nachdrückliche Einsprache des Lombardenbundes die Freilassung des Grafen von St. Bonifacio und seiner Waffengefährten dulden mußten. [26]) Dem folgte am 16.

[25]) Rol. p. 197. Monac. p. 141.

[26]) Rol. 199. Chron. patav. p. 1130. „Et mediantibus Lombardiae rectoribus et maxime Paduanis, liberati fuerunt Comes Ve-

Juli eine allgemeine Sühne zwischen den veronesischen Monticuli und der Partei Este.

In denselben Tagen, als der Venetianer Philipp Zuliano Podeste von Vicenza war, schlossen mehrere Freie im Bezirk Bassano ein Bündniß gegen Alberico von Romano und desselbigen Lehenleute (Masnada), behauptend, nicht seinem Gerichtsbann unterworfen zu seyn. Aber Ezzelino, obschon damals mit dem Bruder zwistig, eilte so schnell herbei, daß der Feind nach heftigem Widerstande theils getödtet, theils zur Flucht in das Gebiet der befreundeten Grafen von St. Bonifacio, Campetri und des Markgrafen von Este gezwungen wurde. Darauf entschied der Podeste von Vicenza, der die gegenseitigen Klagen und Zeugen mit Sorgfalt gehört hatte, zu Gunsten des Hauses Romano, welches jedoch ob der Selbsthülfe um 6000 veroneser Pfund gebüßt wurde;[27]) die Gegenpartei zalte 2000 Pf.

Inzwischen brachte die Aussöhnung Kaiser Friedrich's mit Pabst Gregor IX. den lombardischen, nur schwach zusammengehaltenen Städten große Gefahr; denn das Reichsoberhaupt hoffte, gestützt auf die Hülfe der Gibellinen und Deutschen, die alten Ansprüche ohne große Mühe schirmen zu können. Darob

---

ronae et amici ejus de carceribus." Mon. patav. ad ann. 1231. (pag. 674.). Chron. Veron. pag. 625. „Eodem anno (1231) XV. Julii dictus comes Rizardus cum ejus Parte, et Monticuli, et Quatuorviginti cum eorum Parte procuratione Lombardorum et Rectorum Marchiae fuerunt in Villa Francha, et in S. Bonifacio die sequenti pacem inter se solemniter contraxerunt." —

[27]) Mauris. p. 31. „Tempore istius (Philippi Zuliani) conspiraverunt quidam contra dominum Albericum et ejus Masnatam, et faciebant se vocari partem liberorum, et altera pars dicebatur Masnata u. p. 32. Dominum Ecelinum pro se et parte sua, et juratores illius condemnavit pro banno communis in sex millia librarum denariorum Veronensium: alteram autem partem condemnavit in duo millia librarum, et ipsa ab omnibus bene exegit. Coll. Godi p. 78. 79. ad ann. 1229. (leg. 1231). Die Freien wollten sich dem Gerichtsbann des Hrn. Romano entziehen, dicentes, dominos da Romano nullam habere jurisdictionem et comitatum in Baxiano." —

erschrack Mailand und betrieb, daß auf einer Tagsatzung zu Bologna der Lombardenbund erneuert wurde. Die Abgeordneten Brescia's, Mantua's, Verona's, Vicenza's, Padua's, Trevigi's, Ferrara's, Mailand's und Bologna's gelobten einander beständigen Frieden und aufrichtige Hülfe, wenn die Eintracht durch innere oder äußere Feinde gestört werden sollte. Auch der Graf von St. Bonifacio und der Markgraf Azzo von Este traten der Einigung bei; Ezzelino aber fand sich, als entgegen der Verabredung das Schloß St. Bonifacio der Gemeinde Verona's nicht überliefert wurde, so tief beleidigt, daß er, statt des geforderten Bundesschwurs den Lombarden Fehde ansagte, Guido von Rode, Podeste Verona's verhaftete und eigenmächtig das Regiment der Stadt übernahm.[28] Somit war der Schritt zur engern Verbindung mit dem Kaiser, dessen Sohn König Heinrich den Lombarden durch Besetzung der veronesischen Engen (Clusae) den Weg nach Italien verlegt hatte, gethan. Als daher Friedrich nach längst zu Ravenna mit Ezzelino und Salinguerra getroffener Uebereinkunft[29]) im Frühling 1232 zu Pordenone (Portenau)

---

[28]) Ueber die Erneuerung des Lombardenbundes zu Bologna vgl. Mauris. p. 29; die Mitglieder schworen: quod bona fide operam dabunt ad hoc, quod pax observatur firmiter, et si qua partium aliquarum istarum septem civitatum pro alia fuerit de civitate expulsa, omnes aliae civitates teneantur adjuvare partem expulsam in civitatem redire. Besonders thätig dabei war der Podeste Padua's Gumberti de Lucino aus Como. S. Rolandin. p. 203. Vergl. mit Chron. Patav. ad ann. 1231. Vita Ricciardi comitis. p. 127. „Dum haec in Lombardia agerentur, Federicus Imp. post transmarinam expeditionem, Italiam reversus, pace et gratia, qui ante Ecclesiae injuriosus et contumax excidebatur, cum R. pontifice conciliatus, Urbibus Lombardiae plerisque factiosis subiratus imminebat. Eae civitates, licet Imp. odium et consilium tegeret, dissimulationem sensere. Hinc Ricciardus, Azo Atestinus, Rectoresque civitatum iam antea foederatarum Bononiae convenere, ac concordibus votis foedus inter se adversus Fridericum novis pactionibus et jusiurando sanxerunt."

[29]) S. Schlosser's Weltgeschichte III. 2. 388.

in Istrien verweilte, erschien Alberico von Romano und bot die Dienste seines Hauses, namentlich für Verona's Besetzung durch kaiserliches Kriegsvolk an. Mit Freude willigte der Hohenstaufe ein, mahnte zur Standhaftigkeit im Kampfe mit den Lombarden und deren Verbündeten, verschob die Uebergabe Verona's auf einen günstigeren Zeitpunkt und stellte die Herren von Romano mit ihren Gütern, Burgen, Leuten unter den besonderen Schutz des Reichs, welches jeden Uebertreter des Schirmbriefes um 200 Pf. Goldes büßen werde. Zugleich wurde die Urkunde für weitere Bekanntmachung den Bischöfen von Vicenza, Padua und Trevigi mitgetheilt und männiglich gebeten, ihr Folge zu leisten. [30]) Dennoch brach bald nach des Kaisers Entfernung aus Oberitalien die Fehde zwischen denen von Romano und ihren Feinden mit verdoppelter Heftigkeit aus; Graf Richard von St. Bonifacio, welcher einen Thurm zu Lonigo gebrochen hatte, gab die Losung, worauf die Paduaner und Vicentiner vor der Burg Bassano lagerten, aber durch Alberico und die Trevisaner solche Niederlage erlitten, daß sie nach dem Verlust des gesammten Gepäcks in Unordnung heimkehren mußten. Das Bündniß mit dem Patriarchen von Aquileja brachte jedoch den Paduanern neue Hülfsmittel, Vicenza wurde besetzt, Feltri sammt Conegliano und Belluno gezwungen, die oberherrliche Gerichtsbarkeit der Stadtgemeinde anzuerkennen, der Krieg mit

[30]) Mauris. p. 35. „ipsos, familias eorum, homines, castra, villas, posessiones et omnia bona eorum, sub nostra et Imperii protectione et defensione recepimus speciali, universis et singulis auctoritate praesentium inhibentes, quatenus, nullus Marchio, Comes, Potestas, Rector, Persona sublimis vel humilis, Ecclesiastica vel Mundana ipsos offendere in personis vel rebus, seu guerram vel damna inferre, aut in aliquo contra praesentis protectionis et defensionis nostrae paginam molestare, vel impedire praesumat." Chron. Patav. ad ann. 1232. Fridericus Imp. die XI. Martii volens de Apulia in Istriam navigare, vi ventorum venit Venetias, et inde transivit in Forum Julii, ubi compositionem fecit cum Ezelino in damnum Marchionis et Comitis S. Bonifacii. Mon. patav. ad ann. 1232 setzt hinzu: et totius Marchiae et etiam Lombardiae.

Romano und Trevigi kräftig erneuert, die gesammte Mark aufgeregt. [30 b])

Bruder Johann von Vicenza.

Mitten unter diesen Bewegungen, welche die schwachen Bande des Lombardenvereins zu lösen droheten, trat der Predigermönch Johann von Vicenza, Sohn eines begüterten Sachwalters Manelino, als Vermittler und Friedensstifter auf, schlichtete, von der Kirche mit zwanzigtägigem Ablaß für die Reuigen und anderen Vollmachten ausgerüstet, [31]) die Parteizwiste zu Padua, dessen Gemeinde ihm mit der Stadtfahne entgegenzog, zu Trevigi, Feltri, Belluno, und gewann binnen kurzem solches Ansehen, daß auch Verona, Vicenza, Mantua, Brescia, die Herren von Camino, Conegliano, Romano, dem Ausspruche des Schiedsrichters gehorchten, welcher, überall als Bote des Himmels mit Ehrfurcht aufgenommen, die Gefangenen in Freiheit setzte, die Ordnungen der Städte willkührlich änderte, zuletzt den Adel, die Rectoren und Abgeordneten der genannten Gemeinden, welchen noch Venedig, Bologna, Ferrara beitraten, gen Verona berief, damit sie aller Parteiung entsagten und einen ewigen Landfrieden gelobten. Eine zahllose Menge erschien am 27. August 1232 als dem bestimmten Tage auf den Etschwiesen drei Miglien von Verona; Hohe und Niedrige, Bürger und Ritter, Männer und Frauen, die Boten der Städte Verona, Mantua, Brescia, Padua, Vicenza, Trevigi, Venedig, Bologna, Ferrara, zogen schaarenweise, Fahnen mit Kreuzen, bisweilen auch das Caroccio voran, herbei; das Volk ging aus Achtung gegen den frommen Mann barfuß. Der aber bestieg, damit ihn auch die Letzten und Aeußersten vernehmen möchten, eine 60 Ellen hohe Bühne, mahnte zur Buße, verkündigte dem Verletzer des bald feierlich beschwornen

---

[30 b]) Godi pag. 79. 80. Mauris. 37.

[31]) Ricciardi vita p. 128. Vgl. Raumer's Hohenstaufen III. 652, wo auf die MS. regesta Gregorii Urk. 69. 130. 241. 253. 287. verwiesen wird.

Landfriedens die Strafe des Bannes, den Zorn Jesu Christi und den Fluch Gottes über Früchte, Vieh, Weinberge und gesammte Habe des Eidbrüchigen, dem Getreuen und Gerechten aber alle Segnungen des Himmels. Darnach schwuren im Namen der Ihrigen Ezzelino von Romano, Quiscard von Tealdisco, Podeste Verona's, und fünfzehn Ritter der Monticuli in die Hände Bruder Johann's beständigen Frieden mit dem Grafen Richard und Gehorsam gegen die Kirche. [22]) Desgleichen that für die Welfen der Graf von St. Bonifacio. Endlich wurde folgendes abgelesen: „Ich Bruder Johann von Vicenza, vom Orden der Predigermönche, rufe an die Gnade unseres Erlösers Jesu Christi, verfluche, banne und übergebe dem Teufel in Machtvollkommenheit der Apostel Peter und Paul und des Herrn Pabstes Gregor IX. alle und jeden Verletzer des Friedens, welchen ich verkündige zwischen dem Grafen Richard von St. Bonifacio auf der einen, den Monticuli und Vierundzwanzigen auf der anderen Seite. Jeglicher, der bisher gefehdet hat, soll ungehindert in seine Heimath zurückkehren, Einer dem Andern aufrichtig alle Unbilden und Beleidigungen verzeihen; wer während des Urlugs sein bewegliches oder unbewegliches Gut verloren hat, soll es wieder besitzen dürfen, jede Verfügung eines Einzelnen oder einer Stadt darüber für nichtig und abgethan gelten, der Schaden, welchen Jemand nach geschlossenen Frieden anrichtet, laut dem Spruch erwählter Schiedsrichter gebessert, jedwede Klage auf Geldschulden von mir, dem Bruder Johannes, nach Gutdünken entschieden, jedes noch

---

[22]) Chron. Veron. p. 626: juraverunt obedire mandatis Ecclesiae R. et dictis fratris Johannis de pace facienda cum comite Rizardo et ejus Parte. — Den Friedensvertrag mit der Ueberschrift: Laudum pacis stabilitae a fratre Johanne Vicentino inter cives Veronenses Gibellinos et Guelphos ann. 1233. s. bei Muratori antiquitat. IV. pag. 642. Chron. Patav. ad a. 1233. Sententiaverat (Joh.), quod Ezelinus et Albericus de Romano fratres deberent facere datam Communi Paduae de possessionibus suis, quas ibidem habebant, recipiendo pro eis libras XXV. millia, et quod forent cives Paduani.

nicht vollzogene Urtheil als nichtig betrachtet, jede Art von Steuern und Zöllen ohne meine Einwilligung nicht gefordert, alle diesem Frieden widerstrebenden Bündnisse und Einigungen sollen aufgelöst, alle Geächtete zurückgerufen werden. Solches muß laut meinem Willen und Befehl Jeglicher gewissenhaft beobachten, dem Uebertreter des geheiligten Gottesfriedens aber eine Buße von 1000 Mark Goldes und der Fluch meines Herrn Jesu Christi, die Ausstoßung aus der Gläubigen Gemeinschaft treffen im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes, in Machtvollkommenheit der Apostel Peter und Paul.— Endlich sollen die Obrigkeiten und Gemeinden der benachbarten Städte Theil haben an diesem Frieden."

Also endigte die Versammlung, welche um so mehr zu freudigen Hoffnungen berechtigte, je bereitwilliger Alberico von Romano, die Sühne zu befestigen, seine Tochter Adelheid mit Reinald, dem Sohn des Markgrafen von Este, verlobt und dadurch eine Bürgschaft der beschwornen Treue gestellt hatte. [33]) Begeistert für die Eintracht der Lombarden kehrten Ritter und Bürger in ihre Heimath zurück; viele Todfeinde gelobten einander aufrichtige Verzeihung. Johann aber, fortan von unbeschränktem Ansehen, eilte gen Vicenza, und erklärte sich vor der Gemeinde bereitwillig, als Podeste und Graf der Stadt die vorhandenen Zwiste zu lösen, der Gesammtheit Wohl durch neue Ordnungen befestigen zu wollen. Freudig wurde das Erbieten angenommen, der Mönch mit beispielloser Vollmacht ausgestattet, jede beliebige Aenderung der alten Gesetze ohne Mißtrauen geduldet, obschon weder Welfen noch Gibellinen die gehoffte Theilnahme am künftigen Regiment der Stadt erhielten. Denn Bruder Johann verließ ungeduldig das kaum begonnene Werk, um auch in Verona als weltlicher Gesetzgeber aufzutreten. [34]) Hier ohne Hinderniß zum Grafen und Herzog (dux) erhoben, ent-

---

[33]) Mauris. 40.

[34]) „in majori Consilio Vicentiae eligi se fecit in Ducem et Comitem civitatis officialesque posuit quos voluit, veluti Dominus naturalis." Godi p. 80.

schied der stolze Mönch nach Willkühr die Zwiste der Welfen und Gibellinen, änderte die Ordnungen, verfolgte, Herr der städtischen Schanzen und Thürme, der Burgen St. Bonifacio, Ilasia, Ostilia, mit Feuer und Schwerdt die Ketzer, von denen gegen sechzig, Männer wie Frauen, auf öffentlichem Markte verbrannt wurden, [35]) und übertrug zuletzt einem Venetianer, Nicolo Tuisco, das Stadtrichteramt (podesteria). Inzwischen fürchteten die Vicentiner, es möchte der neue Graf entweder aus eigenem oder fremdem Ehrgeiz nach lebenslänglicher Gewalt trachten, wählten daher auf den Rath Uguccio's Pilei einen Podeste und rüsteten, einverstanden mit den Paduanern, gleichzeitig wider die Welfen, die beiden Romano's und den Bruder Johannes. Als dieser auf die Kunde des steigenden Unfriedens mit einer kleinen bewaffneten Schaar herbeieilte, den Podeste, die Richter und Gehülfen desselben verhaftete, alle Aechtungs- und Strafurtheile (forbannita communis Vicentiae) aufhob, mit einem Wort selbstherrlich schaltete, wandelte das Volk blinde Verehrung anfangs ni Spöttereien, bald in offene Gewalt um. Also wurde Johann's und der Herren Romano Anhang nach kurzer Gegenwehr zersprengt, das geistliche Haupt gefangen (3. Herbstm. 1233); aber bald darauf entlassen. In Verona aber und anderen Städten der Mark gaben diese Vorfälle gleichfalls das Zeichen zum Ausbruch des wildesten Parteistreites; überall verlor mit dem Stifter und heimlichen Bundesgenossen des Hauses Romano der unlängst beschworne Friede seine Kraft. [36]) Während dergestalt die Paduaner, im Bündniß der Brescianer, Bologneser und Mantuaner, siegreich das Gebiet Bassano's und Trevigi's bis an die Piave durchzogen, Mestre und andere Schlösser zerstörten, behauptete sich Alberico mit Beihülfe der Trevisaner unter man-

---

[35]) Chron. Veronens. p. 627.

[36]) Godi 81. Mauris. 39. „pro nihilo reputatum est factum fratris Johannis. Hoc totum propterea creditur accidisse, quod ambitiose petiit ducatum ab hominibus." Eine lehrreiche Warnung gegen die Priestervermittelung.

nichfaltigen Wechseln in Vicenza wider die markgräflich Estische Partei (1234). Endlich hemmte die Weisheit des paduanischen Podeste Otto Mandello (1235), unterstützt durch den Eifer der Bischöfe von Trevigi und Parma, die verheerende Fehde und stiftete eine Sühne, der zu Folge als Unterpfand des Friedens zwischen Este und Romano Reinald, Sohn des Markgrafen, mit Alberico's Tochter Adelheid vermählt, Ezzelino unter die Bürger Padua's aufgenommen, Azzo von Este zum Podeste Vicenza's erwählt wurde. [37]) Inzwischen hatte die Spannung zwischen Kaiser Friedrich und den Lombarden so zugenommen, daß der endliche Ausbruch des lange verhaltenen Ingrimms gefürchtet werden mußte. Also rüsteten beide Theile zum Kampfe; der Hohenstaufe, tief beleidigt durch das geheime Bündniß Mailand's mit dem aufrührischen, obgleich bald erdrückten Sohn König Heinrich, [38]) verfolgte eifriger wie je den Gedanken, die kaiserliche Machtvollkommenheit in Oberitalien herzustellen, Mailand's Anhänger dagegen, vom Pabst aufgeregt, erkannten die Nothwendigkeit, entweder zu dienen oder zu kämpfen; denn die beiderseits erheuchelte Freundschaft konnte länger nicht behauptet werden. Indeß hatte Friedrich's Scharfblick bereits in der Lombardei im geheimen einen Bundesgenossen entdeckt, welcher auf den Trümmern der städtischen und fürstlichen Größe die eigene zu gründen gedachte. Ezzelino schloß sich nicht nur dem Kaiser aus Haß gegen Este an, sondern gab auch durch Boten und Briefe genauen Bericht von dem Zustand der Dinge diesseit der Alpen; ja, reiste, wie Etliche melden, verkleidet nach Augsburg, um die Ankunft eines deutschen Heeres zu beschleunigen. [39]) Der Markgraf dagegen, sey es aus Argwohn oder Erbgroll, versuchte Verona zu überrumpeln, wurde aber durch Ezzelino's Schnelligkeit an der Ausführung

---

[37]) Chron. patav. ad ann. 1235. Ricciardi vita 135. Roland. 206. Mauris. 42. „et tunc Dominus Ecelinus fecit se civem Paduanum.“ Ein wichtiger Schritt.

[38]) Chron. patav. ad ann. 1231.

[39]) Rolandin. 206.

des klug angelegten Entwurfs gehindert. Der Sturz des veronesischen Podeste und die Uebergabe der Stadt an den kaiserlichen Sendboten Gebhard aus Sachsen (16. Mai 1236), öffneten endlich den betrogenen Lombarden die Augen; aber umsonst ächtete der Markgraf bei Todesstrafe den Namen des Kaisers, vergeblich wüsteten Vicentiner, Trevisaner und Paduaner im Gebiet des Herrn von Romano, welcher die dem Reichsoberhaupt geschworne Treue unverbrüchlich bewahrte. [40]) Endlich langte Friedrich, von 3000 Rittern begleitet, am 16. August in Verona an, wo ihn Ezzelino und die Monticuli prachtvoll empfingen, setzte nach kurzer Rast bei Vacaldo über den Mincio, brach mit den Hülfsschaaren Modena's, Reggio's, Parma's und Cremona's in das Mantuanische ein, wo Gazolto, Marcaria am Oglio und andere Plätze gewonnen wurden, und eilte mit einem reisigen Haufen gen Cremona, indeß andere Abtheilungen das Gebiet von Brescia durchstreiften, ja, selbst Gonzaga am rechten Poufer nahmen. Inzwischen hatten sich die Welfen der Mark von dem ersten Schrecken erholt und die Zerstückelung der feindlichen Streitkräfte zu benutzen gesucht. Also erhoben sich im Weinmonat die Herren von Camino, der Markgraf Azzo, die Gemeinden Padua, Vicenza, Trevigi, wider Verona und lagerten vor Rivalta, der Veste Uguccio's de Pilei, indeß die Mantuaner von der Südseite naheten, Isola della scala, Zevio und ähnliche Schlösser besetzten. Ezzelino, für offenen Widerstand zu schwach, forderte durch Eilboten vom Kaiser Hülfe. Sogleich räumte dieser mit seinen Deutschen Cremona, erreichte binnen vierundzwanzig Stunden St. Bonifacio an der Etsch, [41]) bald darauf Rivalta, wo der

[40]) Chron. Veronens. 628. Et XVI. Maji Geboardus Nuntius Imp. venit Veronam cum quingentis militibus et centum balistariis ad custodiam civitatis nomine Imperatoris. Mauris. 43. Bannum posuit Marchio, quod nullus audeat Imperatorem nominare, nec illius rationem tenere, et qui contra fecerit, etiam gladio percutiatur impune."

[41]) Godi 82. Imperator velut hirundo per aethera volitando de

Feind, ob der plötzlichen Ankunft verwirrt, Gepäck, Zelte und Belagerungszeug zurückließ, kam auf Seitenwegen dem flüchtigen Markgrafen zuvor und stand unerwartet unter den Mauern Vicenza's. Die Bürgerschaft, welche schon früher auf Betrieb Azzo's die Friedensboten des Kaisers ungehört abgewiesen und jeden Unterhandlungsversuch als hochverrätherisch bezeichnet hatte, [42]) schlug die begehrte Uebergabe trotzig aus, worauf sogleich zum Sturm gerüstet wurde. Hartnäckig widerstanden die Vicentiner dem Ungestüm der Deutschen und Veronesen; auf beiden Seiten sanken viele tapfere Männer. Endlich überstieg in der Nacht vor Allerheiligen vom 10ten auf den 11ten Wintermonat eine Schaar der Belagerer die Mauer und öffnete dem Gewalthaufen das nächste Thor. Alsbald floh der Podeste mit dem paduanischen Hülfsvolk; alle Vertheidigung hörte auf, Mord, Brand, Plünderung, Frevel jeder Art erfüllten die unglückliche Stadt; ohne Unterschied des Alters, Standes und Geschlechts übten Deutsche wie Wälsche an Frauen, Jungfrauen, Greisen, Kindern und Männern die lange unterdrückte Rache. Das Feuer, von den Deutschen zuerst entzündet, legte binnen etlichen Stunden die meisten Gebäude, unter ihnen das Rathhaus und die Hauptkirche, in Asche. Der Kaiser zügelte endlich die Wuth der zuchtlosen Ritter, gab den Bürgern, von welchen nur wenige verhaftet wurden, ihre liegenden Güter zurück, ernannte den edlen Mantuaner Wilhelm Visconti (Vicecomes) zum Befehlshaber (capitaneus) und empfahl Schonung der Besiegten. Daran wurde auch der Oberstatthalter Ezzelino erinnert, welcher übrigens nach Kräften die Gewaltthätigkeiten gehindert, ja, mit eigener Hand einen deutschen Ritter niedergestoßen hatte. [43]) — Lange verweilte

---

Cremona recedit, venit ipso die apud S. Bonifacium. Mauris. 44: „vere quasi per aëra volitando succurrit.“ Roland. 207.

[42]) Godi 82. Mauris. 43.

[43]) Chron. patav p. 1133. „Et tunc quidam Teutonicus de nobilioribus et melioribus Allemanniae cum vellet cum suis violare dominas de Vicentia et jussu Ezelini non vellet desistere, dictus Ezelinus illum interfecit cum ense.“ Ueber die Erobe-

darnach Friedrich in Vicenza nicht; an der Spitze eines Haufens fiel er auf Ezzelino's Rath in die Mark von Trevigi und Padua ein, wurde aber dort durch die klugen Anstalten des Podeste Pietro Tiepolo aus Venedig, hier durch die Eintracht der Bürger an weiteren Fortschritten gehemmt. Ueberdieß forderten Unruhen in Deutschland, wo Herzog Friedrich von Oesterreich offene Empörung einer zweideutigen Ruhe vorgezogen hatte, die schnelle Anwesenheit des Reichsoberhauptes. Also ernannte der Kaiser den Grafen Gebhard und Ezzelino da Romano zu Befehlshabern des lombardisch-italiänischen Heeres, überstieg mit einer erlesenen Abtheilung die Alpen, beugte durch Klugheit und Strenge die Anhänger des Herzogs und gewann wider Aller Erwarten neue Kräfte für den italiänischen Krieg, welchem überdieß schon Ezzelino eine glückliche Wendung gegeben hatte. In Friedrich's Abwesenheit nämlich entbrannte die Fehde zwischen den Gibellinen und Welfen der Mark mit erhöheter Wuth und wechselndem Glück. Die Paduaner aber, geschreckt durch Vicenza's Fall, ernannten aus den edelsten Bürgern einen Regierungsausschuß von 16 Gliedern, überreichten dem

---

rung Vicenza's siehe: Chron. Veron. 629. Mauris. 47, welcher, obschon Gibelline, von den Deutschen gefangen und geplündert wurde. Godi 82. Roland. 207. Smeregus ad an. 1236. „major pars civitatis, immo tota fuit combusta in vigiliis omnium sanctorum. — Tandem Imp. motus precibus bonorum civium rediit in gratiam cum civibus et civitate Vicentiae, et eos et dictam civitatem restituit liberos et absolutos ab omni vinculo servitutis." — Ueber Ezzelino als Oberstatthalter Vicenza's. Chron. Ver. 629. „Et de voluntate imp. Icerinus de Romano elegit et constituit Gulielmum Vicecomitem de Mantua potestatem Vicentiae. Godi p. 83. wo das Mährchen erzählt wird, auf einem Spaziergange im Garten des Bischofs seyen dem Herrn von Romano dadurch die Grundsätze der Stadtverwaltung angedeutet worden, daß der Kaiser mit einem Schwert die höchsten Blumen und Gräser abgehauen und bemerkt habe: „volo te docere, quomodo debes dominium et regimen civitatis firmiter obtinere. Worauf Ezzelino angeblich entgegnete: „mandata D. Imperatoris firma mente teneho." —

Markgrafen von Este, als dem mächtigsten Herrn, auf dem Stadthause die Gemeindefahne, damit er Schild und Schirm der Trevisanischen Mark seyn möchte. [44]) Azzo entsprach dem allgemeinem Vertrauen, mehrte die Vertheidigungswerke, enthüllte den Verrath der Sechzehner, von welchen viele im Geheimen dem kaiserlichen Befehlshaber anhingen, zuletzt offenbare Feinde ihrer Vaterstadt wurden, übertrug dem Venetianer Marini Badoario die Podesterie und sicherte die Verbindung des wichtigen Bergschlosses Monselice mit Padua durch eine Besatzung von 200 erlesenen Rittern, welche die Burg Cartura empfing. Aber Ezzelino, der längst mit angesehenen Paduanern Einverständnisse hatte, vereitelte die Anstalten seines Gegners, nahm Monselice durch nächtlichen Ueberfall, hob ohne Widerstand die in Cartura sorglos weilenden Ritter auf, mahnte die Bürgerschaft Monselice's zur Treue gegen den Kaiser, dessen gesetzmäßiger Macht auch Padua, wo nur eine kleine Rotte Bösewichter herrsche, nächstens gehorchen würde, und wußte durch kluge Unterhandlungen den Markgrafen Azzo für den Frieden zu gewinnen. Dem Vertrage gemäß sollten Este und alle Besitzungen des Hauses steuerfrei bleiben, der Markgraf dagegen mit seinen Lehenleuten in des Kaisers Dienst treten. [45]) In Padua erhoben sich fortan öffentlich und laut die Gibellinen, also daß der Podeste Badoario, am Heile der Stadt verzweifelnd, mit den Seinen gen Venedig zog, und Ezzelino's Bote, der Paduaner Artusio Dalesmanini, die durch Zwietracht und Treulosigkeit des Adels geschwächte Gemeinde bewegen konnte, des Kaisers Oberherrlichkeit anzuerkennen; dafür sollten die Gefangenen Monselice's unentgeldlich in Freiheit gesetzt werden. Darauf hielten am 24. Februar 1237 Ezzelino und

---

[44]) Roland. 209. ut ipsius Marchiae sit clypeus et tutela.

[45]) Roland. p. 212. Imperialibus servitiis liberaliter se spopondit, hoc posito, quod tam ipse cum sua gente ubicunque sit, quam castrum Estense et Villa nullis angariis submittatur." Monac. p. 143. his conditionibus, quod ipse suique homines, castrum Estense, Villaeque suae nullis subjacerent angariis." —

Graf Gebhard mit einem zahlreichen Gefolge ihren feierlichen Einzug; jener schlug, als er dem Ziel langer Wünsche nahete, den Helm zurück und küßte das Stadtthor. Da sprachen viele der Zuschauer: „Sehet, dieweil Herr Ezzelino nicht mit allen Paduanern Sühne schließen kann, hat er zum Zeichen seines milden Gemüths dem Stadtthore den Friedenskuß gegeben." Auch erklärte der Herr von Romano bald darauf vor dem Adel und einem Theil des Volks, „Urheber der bisherigen Parteiung seyen nicht die Bürger, sondern die von Campetri gewesen; die endlich wiederhergestellte Ordnung zu bewahren und aus Dankbarkeit gegen den mächtigen, friedfertigen Kaiser möge man einen Podeste erwählen." Als nun die gesammte Versammlung, den Graf Gebhard an der Spitze, einmüthig Ezzelino den Würdigsten nannte, verließ dieser zornig das Rathhaus, kehrte jedoch auf dringendes Bitten zurück, nahm nach langem Widerstreben die Wahlvollmacht an und erhob den Grafen Simon von Theano am 25. Febr. zum Podeste. Gebhard, des Kaisers Statthalter, räumte bald darauf Padua, welches fortan seinem Nachfolger als Stellvertreter des Reichsoberhauptes dergestalt übergeben wurde, daß ohne seinen Willen der Podeste nichts Bedeutendes unternehmen konnte. Das neue Regiment zu schirmen, umgaben 100 deutsche Ritter, von Padua, Verona und Vicenza besoldet, den Statthalter, indeß die Hauptthore und Thürme von 300 Sarazenen bewacht wurden. [46]) Trevigi folgte dem Beispiele Padua's, schwur dem

[46]) Vgl. über die Einnahme Padua's Chron. Patav. p. 1134. Data fuit Padua Comiti Gaboardo de Saxonia recipienti pro Imperatore et pro Ezelino da Romano, ut Capitaneo et Consiliario partis Imperii per majus consilium Civitatis. Chron. Patav. p. 675. Laurent. de Monacis. p. 143. Comes Gealbundus vices gerens Imperat. in Italia, rediens ad Imp. dimisit in Padua loco sui Ezerinum de Romano, jussitque Potestati, ut obediret in omnibus dicto Ezerino. Roland. p. 212—214. Daß Artusio Dalesmanini als Lohn des in Padua begangenen Verraths 1000 Pf. Heller empfing, indeß die übrigen Theilnehmer durch Ehrenstellen befriedigt wurden, bezeugt reg. Paduan. bei Muratori T. VIII. ad an. 1237.

Kaiser Treue, nahm Besatzung ein [47]) und gehorchte ohne Widerrede nicht sowohl dem deutschen Reiche, als seinen angeblichen Statthaltern, den Herrn von Romano, welche mächtig in Verona, Vicenza, Padua, Trevigi unter dem Schatten des kaiserlichen Ansehens nach der Herrschaft über die gesammte Trevisanische Mark streben durften. Also wurden der Markgraf Azzo und die Herren von Montagnone bei dem Podeste Padua's des Einverständnisses mit den Welfen und Lombarden verdächtiget, bald darauf etliche einflußreiche Ritter, Kaufleute und Bürger (milites, populares, mercatores), als Geißeln ausgehoben und in den Schlössern Castro Fonte, Cartura, Fontaniva sorgfältig bewacht, etliche Tage später zwanzig andere vor den Statthalter beschieden. „Die allgemeine Ruhe, sprach Ezzelino, fordere ein Opfer; sie zu erhalten, möchten sich die hochgeachtete Herren, des Ungehorsams gegen den Podeste, wahrscheinlich ohne Grund beschuldigt, auf etliche Tage von Padua entfernen." Darnach wurden diese neuen Geißeln mit den alten nach Prata, von hier als Verräther an Kaiser und Reich theils nach Apulien, theils in die gibellinischen Städte Lombardiens geführt und mit der größten Strenge bewacht. Andere Bürger, welche durch Flucht ähnlichen Gefahren entgingen, verloren Hab und Gut; ihre Häuser wurden auf Ezzelino's Befehl gebrochen, ihre Liegenschaften eingezogen. Selbst der Prior des Benedictinerklosters, Bruder Jordano, mußte die wirkliche oder scheinbare Anhänglichkeit an die Welfen durch Einkerkerung in der Burg St. Zeno büßen, [48])

[47]) Monach. Patav. Tarvisini autem, videntes se quasi solos in Marchia remansisse, coacti se ac sua Ecelini dominio subdiderunt. Mauris. p. 48. Similiter arbitrio illorum de Romano regitur et disponitur civitas Tarvisina.

[48]) Mon. Patav. p. 676. Postquam autem Ecelinus sub occasione Imperii obtinuit Paduae dominatum, statim Optimates civitatis cum filiis suis in exilium destinavit; quos omnes postea tradidit nequissimo principi Friderico, qui mittens eos in Apuliam, fecit eos in duris carceribus et caveis subterraneis custodiri, ubi ex magna parte miserabiliter perierunt. Rolandin. p. 217. 218. Mauris. 50.

der Bischof von Padua, Konrad, welcher des Gefangenen Befreiung nachsuchte, als Strafe unziemlicher Dazwischenkunft 2000 Mark zahlen.

Mittlerweile kehrte der Kaiser nach Deutschland's Beruhigung mit einem Gefolge von 2000 Rittern nach Italien zurück (August), überschritt den Mincio, zog im Lager bei Goito die Schaaren der verbündeten Städte Cremona, Modena, Parma, Reggio und 7000 sarazenische Bogenschützen an sich, empfing die Huldigung Mantua's wie des Grafen Richard von St. Bonifacio [49]) und brach, mit 500 Rittern Ezzelino's vereinigt, wider Montechiaro auf. Die Brescianische Besatzung leistete zwar hartnäckige Gegenwehr, mußte aber am 21. Maimonat, ob der feindlichen Ueberzahl, Unterwerfung geloben. Diesem Beispiel folgten die benachbarten Schlösser Gontolengo, Gambara, Tavone und Prato Albrino, ohne dadurch ihre Zerstörung hindern zu können. Die entscheidende Schlacht bei Corte nuova, in welcher am 26. u. 27. November von 60,000 Lombarden gegen 100,000 Kaiserliche gestritten wurde, gab endlich dem dießjährigen Feldzuge einen für Friedrich günstigen Ausgang; die vereinigte Stärke der Mailänder, Novaresen, Allessandriner, Vercelliner, erlag nach der heldenmüthigsten Gegenwehr; die Blüthe des Heeres blieb oder wurde gefangen; Lombardien hatte gegen 10,000 seiner tapfersten Bürger verloren, der Sieger nicht ungegründete Hoffnung eines dauernden Uebergewichts in Oberitalien gewonnen. Daher wurden die meisten Schaaren des verbündeten Heeres entlassen, Ezzelino gen Padua, Markgraf von Este in seine Heimath gesandt, Mailand, der Lombardeneinigung Seele, ringsum eingeschlossen, Lodi, Vercelli, die ganze Lombardei bis Susa gedemüthiget, also daß nur Bologna, Vicenza, Brescia den Mailändern Treue bewahrten. Dennoch verwarfen diese voll edlen Stolzes die angebotene Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, entschlossen, eher zu sterben, denn einem schrankenlosen Sieger zu gehorchen. Dagegen wandte Friedrich, Ezzelino's Rathe folgsam, die Hauptkraft wider Bre-

[49]) Ricciardi vita 129.

scia, welches aber allen Anstrengungen eines zahlreichen und kriegskundigen Feindes mit kühner Klugheit Trotz bot. (Juli bis Herbst 1238). Allmählig erholten sich die Lombarden von dem ersten Eindruck des Schreckens; Pabst Gregor bot anfangs geheime, dann offene Hülfe; denn am Palmsonntage 1239 wurde über den Kaiser als Ketzer und Abtrünnigen der Bann ausgesprochen, Kardinal Montelongo gen Mailand gesandt, im Namen der Kirche die Verbündeten zu ermuthigen und zu leiten.

Ezzelino hatte mit großer Scharfsicht den Gang der öffentlichen Angelegenheiten beobachtet, und den Plan, durch einstweiliges Anschließen an den Kaiser, dessen natürliche Tochter Selvaggia sein Weib geworden war, in demselben Maße die Macht des Hauses Este zu untergraben, in welchem die Romano's steigen sollten, standhaft verfolgt. [50]) So lange zwischen dem Markgrafen und dem Reichsoberhaupt Eintracht bestand, konnten die ehrgeizen Entwürfe schwerlich zur Ausführung kommen; also mußte jenes Hinderniß zuerst entfernt werden. Ueberdieß dauerte die scheinbare Eintracht zwischen den Häuptern der mächtigsten Geschlechter Lombardien's nicht lange; bald wandten sich die paduanischen Flüchtlinge an den Markgrafen und standen nicht eher ab, als bis jener im Vertrauen auf die heimlichen Anhänger mit einem beträchtlichen Heereshaufen wider Padua vorrückte, aber nach dem unglücklichen Gefecht bei Prato valle dem Gedanken, einen stets wachsamen und thätigen Feind zu überrumpeln, entsagte. [51]) Ezzelino benutzte klug die gewonnenen Vortheile; dem Kaiser, damals zu Cremona, wurde der dermalige Störer des Landfriedens als einziger Urheber aller bisherigen Wirren bezeichnet;

---

[50]) Staatsgrundsatz Ezellino's bei Laurent. de Monacis. pag. 143. „Ezerinus igitur extollens animum ad occupandam totam Marchiam, et varius pro varietate rerum et temporum, considerans, quod sicut Marchio inimicus Imperatoris officiebat sibi ad apprehendendam dominationem Paduae, ita nunc amicus ad ipsam retinendam, obstaret, decrevit serere discordias inter eos.

[51]) Roland. p. 219.

wer den Leib der Schlange zertreten wolle, müsse das Haupt treffen. Daher möge Friedrich, für dessen Ehre und Hoheit unablässig zu kämpfen der Herren von Romano erste Pflicht seye, so schnell als möglich in die Trevisanische Mark kommen, wo allein Azzo von Este und etliche in Lombardiens Schlupfwinkeln verborgene Mitschuldige dem Gehorsam gegen die Hoheit des unüberwindlichen Reichs widerstrebten. Friedrich offenbarte zwar in dem Antwortschreiben seine Verwundrung über die plötzliche Sinnesänderung des Markgrafen, welchem der streng gesetzliche und getreue Vater Azzo ein Vorbild aufgestellt habe, versprach aber dennoch die Angelegenheiten der Mark persönlich zu untersuchen. [52]) — Die Bürgerschaft Padua's, ihrer freimüthigsten Schirmer beraubt, von welchen Etliche in Gefängnissen schmachteten, Andere in der Verbannung lebten, huldigte inzwischen unbedingt den Entwürfen Ezzelino's, welchen man als Herrn begrüßte und eifrig unterstützte, als die Fehde mit Este im Jahre 1238 fortgesetzt, der Stammsitz des Hauses gewonnen und wieder aufgegeben wurde. Länger durfte der Kaiser, entschlossen, die neue Parteiung zu erdrücken, nicht zaudern; im Januar 1239 hielt er, von einem glänzenden Gefolge Deutscher, Italiäner, Sarazenen, selbst Griechen umgeben, den feierlichen Einzug in Padua, dessen Bürger, von den schönsten Frauen begleitet, das Stadtbanner voran, unter Cimbeln- und Citherspiel drei Miglien weit den Gast eingeholt hatten. Freundlich versicherte dieser dem getreuen Ezzelino, weder dieß- noch jenseit des Meeres ein so treffliches und höfliches Volk gesehen zu haben. Darnach trat Jacobino Testa, ein angesehener Paduaner, hervor, löste von dem Baum des Caroccio ein Fähnlein ab und überreichte es dem Kaiser, sprechend: „das gibt Euch, mächtigster Herr, die gute Stadt Padua, damit ihr Euer gekröntes Haupt Schirm

[52]) Schreiben Ezzelino's und Friedrich's bei **Rolandin.** 223. 224. — Ueber die Stimmung der Paduaner pag. 221. „Paduani de ipsius parte se dicunt; incipientes nunc ipsum, quasi per excellentiam, Dominum nominare, nomen ejus proprium per summam reverentiam subticentes.“ —

und Gerechtigkeit verleihe!" — Friedrich nahm diese und andere Huldigungen, welche sicherlich auf Ezzelino's Veranstaltung geschahen, mit gerührtem Dank an, blieb drittehalb Monate lang in der Stadt und Umgegend, oft durch die Jagd den Ernst der Geschäfte unterbrechend, vor allem aber auf die Aussöhnung Este's und Romano's gerichtet. Daher wurde der Markgraf gen Monselice, das neue Schanzen bekam, geladen, nachdrücklich an die Nothwendigkeit der Eintracht gemahnt und endlich zu Padua im Kloster der heiligen Justina mit Ezzelino und Alberico von Romano versöhnt. [53])

Inzwischen langte etliche Tage nach Ostern die Kunde des am Palmsonntage zu Rom ausgesprochenen Bannes an. Sogleich ließ der Kaiser, welcher durch Freundlichkeit die meisten Paduaner gewonnen hatte, das Volk im Stadthause sich versammeln und, während er selber in Herrscherschmuck prangte, durch den Kanzler Pietro delle Vigne über den wahrhaften Stand der Dinge belehren. Seit Karl dem Großen, meldete der Redner, habe das Reich keinen gerechteren und milderen Vorsteher gehabt, der, obgleich von dem heiligen Vater wider Gebühr verurtheilt, dennoch Rechtfertigung anbiete und im Fall der Schuld sich jeder Buße unterwerfen wolle. Dagegen hätten die Diener der Kirche in blinder Leidenschaft den gehorsamen Sohn mit der höchsten Strafe belegt. — Die Versammlung, welche abweichende Gedanken und Ansichten zeigte, nöthigte zur möglichsten Behutsamkeit. Also folgte Friedrich dem Rath Ezzelino's und begehrte von den Häuptern der jetzt versöhnten Geschlechter Romano und Este, daß Reinald, Azzo's Sohn, und sein Weib Adelheid, Alberico's Tochter, einstweilen am kaiserlichen Hoflager verweilen möchten. Dieser Wunsch, eher Zeichen der Achtung denn des Mißtrauens, wurde von beiden Theilen bereitwillig gewährt. Bald darauf rieth Ezzelino, etlichen angesehenen Paduanern, unter ihnen Jakob von

[53]) **Roland. p. 225. 227. Laurent. Monacis p. 144.** behauptet dagegen, der Markgraf, durch Peter von Vinea gewarnt, (**quod fuit causa mortis dicti Petri**) sey auf Friedrich's Einladung in Padua nicht erschienen.

Carraria, Uberti Dalesmanini, der Sicherheit wegen Mantua als Wohnsitz anzuweisen, den jungen Reinald aber und Adelheid als Geißeln für die Treue der Eltern nach Apulien zu schicken. Der Kaiser, ohne Argwohn beistimmend, mußte bald den unbedachtsamen Schritt schwer büßen; denn als er, die letzten Anstalten für den mailändischen Feldzug zu treffen, in Vicenza die Großen der Trevisanischen Mark versammelt und den Aufbruch über Verona angeordnet hatte, drang Alberico von Romano, heimlich mit dem Bruder und öffentlich mit den Feinden seines Hauses verbündet, in Trevigi ein, verjagte unter dem Vorwand, die an den Kindern erlittene Unbilde zu rächen, den kaiserlichen Podeste Jakob von Morra und erhob das Panier der Kirche.[54]) Sofort kehrte Friedrich nach Padua zurück, ernannte Thebaldo Francesco aus Apulien zum Podeste und Statthalter der gesammten Trevisanischen Mark vom Oglio bis gen Trident und erschien mit einem zahlreichen Heere vor Castro-franco. Als die Mannschaft Uebergabe trotzig verweigerte, wurde die Burg, deren Demüthigung und Besitz Padua erhielt, mit Trevigi geächtet, der Gewalthaufe aber von Verona in den ersten Tagen des Brachmonats wider die Lombarden geführt. Da that Ezzelino den zweiten entscheidenden Schritt. In der Nähe des Schlosses St. Bonifacio nämlich gab, sicherlich nach Verabredung, ein Ritter dem begleitenden Markgrafen von Este dadurch ein Warnungszeichen, daß er mit der Hand den Hals berührte, wie wenn dieser in Gefahr schwebte. Sogleich verließ Azzo, im geheim schon längst durch Ezzelino's Getreue mit Argwohn erfüllt, das

[54]) Monach. patav. ad ann. 1239. „Rebellis exstitit. Sequebatur namque Imperator in omnibus consilium Ecclini, Marchioni et aliis principibus bona promittendo et semper eis mala de consilio nequissimi deferendo; — — procurabat enim modis omnibus perfidus Ecclinus Marchionem et ejus amicos repellere ab Imperatoris servitio.“ Coll. Godi p. 83. Roland. p. 228 Laurent. Monacis. p. 144. Rainaldus cum uxore sua per instinctum Ezerini in Apuliam mittitur. Unde Albericus fratri semper fuit infestus et exinde relicta parte Imperatoris adhaesit Ecclesiae.“

Heerlager und warf sich, von etlichen Rittern begleitet, in die Burg St. Bonifacio, deren Herr, Graf Richard, gleichzeitig abfiel. Sogleich sandte der Kaiser seinen beredten Kanzler als Unterhändler; aber die Vermittelung Peters von Vinea, welcher fortan den Verdacht der Untreue erweckte, wurde abgelehnt, Friedrich dadurch genöthigt, auch seinerseits Nicolao de Lucio, Aylo de Compagno und andere Gefährten des Markgrafen feindselig zu behandeln. [55]) Dagegen wirkte das Beispiel Alberico's, der jetzt Trevigi fast unumschränkt leitete, so stark, daß Montebello, Lonigo und andere Schlösser zur welfischen Partei übertraten. Dergestalt mußte sich der Kaiser nach sorgfältiger Befestigung der Gränzstadt Verona mit nichtigen Streifzügen in das Gebiet bald der Bologneser, bald der Mailänder, begnügen.

In der Mark setzte Ezzelino, dessen Eifer mit des Feindes steigender Uebermacht zu wachsen schien, den Kampf unter wechselndem Glück fort. Zwar wurden von dem Markgrafen die Burgen Roccha, Baon, Cero, Calaone wieder gewonnen, allein der Versuch, durch Einverständniß Padua zu nehmen, scheiterte an des Gegners Wachsamkeit. Die Theilnehmer an der mißlungenen Verschwörung des Ritters Monaldi de Limizoni wurden enthauptet, achtzehn angesehene Bürger gehenkt, ein Geistlicher verbrannt.

Die Häupter der Welfen, aufgeregt durch den päbstlichen Legaten, Gregor de Montelongo, beschlossen dagegen im Anfange des Jahrs 1240 den Markgrafen von Este thätig zu unterstützen und Ferrara Ezzelino's Schwager Salinguerra zu entreißen. [56]) Also lagerten im Hornung Alberico von Romano, dem Bruder scheinbar grollend, Richard Graf von St. Bonifacio, Azzo von

---

[55]) Roland. 229. 230. Godi 84. Monacis. 144.

[56]) Roland. p. 233. Albricus de Romano, qui indignatus tum erat cum fratre suo Ecelino propter suam filiam acceptam ab Imp. pro obside consilio Ecelini. Die Feindschaft war aber erheuchelt. Smereg. ad ann. 1242. Et D. Albricus ejus frater dominabatur Tarvisio. Et fingebant inter se esse inimicos occasione decipiendi subditos suos (Murat. scr. VIII.). Schlosser III.

von Este, die Herren von Camino, die Bologneser, Mantuaner und Mailänder mit einem zahlreichen Landheere vor Ferrara, indeß die venetianische Flotte unter dem Doge Jakob Tiepolo auf dem Po erschien. Dennoch vertheidigte sich Salinguerra sechs Monate lang mit Muth und Einsicht; endlich aber forderte der Ritter Hugo von Ramberti, vom Feinde bestochen, im Namen der Bürgerschaft ungestüm den Frieden, damit nicht die Früchte des Jahres verloren gingen. Da antwortete Salinguerra: „Auch ich will das Ende der Fehde, doch nicht unter Bedingungen, wie sie ein erbitterter Feind vorschreibt.“ Hugo aber, von den Rittern Bartholomei, Manchessini, Sarinelli de Lombarti und anderen unterstützt, [57]) entgegnete trozzig: „ich will den Frieden durchaus!“ — Wenn du durchaus willst, versetzte Salinguerra, so kann ich dich nicht hindern; allein wisse, dieses Friedens Schwert wird mir die Schaamtheile, dir die Nase verstümmeln; meine Schande werde ich verhüllen können, die deinige bleibt Jedermann offenbar.“ — So mußte der milde, hochbetagte Salinguerra, von inneren Feinden bedrohet, mit den äußeren Theidigung beginnen, aber im Lager der Verbündeten auf den Rath des päbstlichen Boten Montelongo treulos verhaftet zu Venedig als Gefangener und im Elend sterben. Ritter Hugo ärndtete indessen den Lohn des Verraths nicht; von beiden Parteien verachtet, führte er ein unstätes, jämmerliches Leben bis an den letzten seiner Tage. Die Welfen aber benutzten keineswegs die Gunst des Schicksals; statt mit dem starken und kriegerisch gestimmten Heere wider Ezzelino, den des Schwagers Mißgeschick erschreckt hatte, aufzubrechen, nahmen sie an den Bürgern durch Kerker, Bann und Hinrichtung unmenschliche Rache, setzten den Markgrafen

---

2. 419. Coll. Roland. 303. Immo de certo consilio et scientia utriusque, unus eorum parti adhaesit Ecclesiae, alter parti Imperatoris, ut utriusque partis uterque secreta cognosceret, et illos aptius possent disperdere, quos volebant. Der Abt von St. Felix zu Vicenza, später ein gewisser Moscardin aus Pedemonte trug bei Nacht die Briefe der Brüder hin und her.

[57]) Chron. Veronens. ad h. ann.

von Este, welcher gleichsam den Weg zur Herrschaft über Ferrara finden sollte, zum Podeste ein, entschädigten die Venetianer durch neue Handelsfreiheiten und kehrten darauf Jeglicher in die Heimath zurück. [58]) Desto thätiger war Ezzelino, fortan mit Entschiedenheit auf die Unterjochung der Mark gerichtet. Also ließ er, um durch Furcht Adel und Geistlichkeit zu lähmen, unter dem Schein einer entdeckten Verschwörung die Herren Rugiero, Hugo und Ubertino da Vado in der Burg Cornuta einkerkern, vier Jahre später einem qualvollen Hungertode übergeben, drei Söhne Jakob's von Dalesmanini und den Ritter Zungo, welcher ein freies Wort über jene willkührliche Verhaftungen gesprochen hatte, mit dem, der es gehört hatte, hinrichten, die mächtigen Herren Alberico und Nicolao Lendenaria auf der Folter sterben, den frommen Abt des Klosters St. Justina mit seinem Bruder einkerkern, die Richter Gulino, Viviano, Brutofonte und Bono als schuldig geheimen Einverständnisses mit Alberico Romano zu Padua enthaupten, [59]) endlich gleichzeitig die Fehde mit der Partei Este auf das thätigste fortsetzen. Bald suchten sich beide Theile an Grausamkeit zu überbieten; denn Pileo, Uguccio's Sohn, verstümmelte den gefangenen Gibellinen Desiderato an Händen, Füßen, Nase und Augen, mußte aber dennoch (1242), von dem rastlosen Gegner überall gedrängt, mit seinem Vater, dem Graf Peter von Montebello und dem Herrn Heinrich Malacopella dem Kaiser huldigen; denn Ezzelino handelte nur als Statthalter desselben, obgleich allgewaltig in Padua, Verona, wo durch Kauf die Burg Goito und alles unbewegliche Gut des Herrn Johann da Palazzo erworben wurde, [60]) Vicenza, während der Bruder Alberico in verstellter Feindschaft Trevigi dem Hause Romano unterwarf.

---

[58]) **Monacis.** 146. Chron. Ferrar. bei Muratori VIII. 486, verglichen mit Schlosser's Weltgeschichte III. 2. 421.

[59]) **Godi** 84.

[60]) Chron. Veronens. 633. ad ann. 1243.

Vierter Abschnitt.

Ezzelino's steigende Gewaltherrschaft.

(von 1242 — 1249.)

Die Hauptwerke Ezzelino's, das vom Kaiser übertragene Oberstatthalteramt in Padua, Verona, Vicenza, bisweilen auch in Trident, Feltri, Brescia, wurden mit eben so großem Nachdruck als Vorbedacht unter dem mannigfaltigsten Wechsel der kirchlich-weltlichen Parteiung geführt und nicht eher niedergelegt, als bis der längst beschlossene Uebergang aus einer abhängigen in eine selbstherrliche Macht ohne Gefahr geschehen konnte. Fast beispiellose Verstellungskunst, durch Herrschlust angeregt, durch Bürgerfehden ausgebildet, entzog die geheimen Umtriebe der Romano's dem Scharfblicke Friedrich's wie der Spürkraft des kirchlichen Oberhauptes; denn Jahrelang lebten Alberico und Ezzelino in erheuchelter Feindschaft, gegenseitig einander an Land und Leuten schädigend und alle Mittel der Zerstörungskraft wie im Wetteifer erschöpfend. So geschah es, daß nicht selten angesehene Herren der Trevisanischen Mark, dem Drucke und der Verfolgung des älteren Bruders zu entgehen, dem jüngeren ihre Dienste anboten, während jenem Alberico durch Späher die drohende Gefahr meldete und Gelegenheit brachte, unter dem Schein des Rechts gegenwärtige Theilnehmer an der Verschwörung am Leben zu strafen. [61]) Wer dem

[61]) Smeregus ad ann. 1242. "D. Eccelinus pluries fecit exercitum contra D. Albericum ejus fratrem, faciendo fieri guastum et comburendo et devastando terras D. Alberici, et tamen erant unum et se intelligebant, et faciebant inter se notum quidquid ordinabatur et tractabatur inter ipsos ad invicem. Inde quam plures de Marchia Tarvisina subjecti D. Eccelino, qui tractabant cum D. Alberico de accipiendo terras D. Eccelini et interficere ipsum, perierunt et mortui sunt per D. Eccelinum, quoniam dictus D. Albericus ei intelligere faciebat, quidquid contra ipsum tractabatur et qui erant illi, qui tractabant; et sic decipiebant eos, et haec faciebant dicti D. Ecelinus et Albericus de voluntate et consensu ipsorum auctorum. Roland. p. 303. Immo de certo consilio et scientia utriusque, unus eorum

Tode einstweilen entkam, mußte oft Jahre lang in einem finstern, von allen Schrecknissen umgebenen Kerker schmachten; denn Ezzelino's paduanische Gefängnisse, in der seit 1242 gegründeten Burg angelegt, übertrafen mit der Zeit an Umfang, Stärke, Abwechslung der Qualen alles, was die Wirklichkeit bisher geboten hatte; der dienstwillige knechtische Baumeister mußte jedoch durch den Tod büßen. [62]) Unter den Verurtheilten erregte besonders ein Bürger Verona's, der dem Hause Este verwandte Graf Tanego, Theilnahme; er mußte, angeschuldigt, von den Lombarden für die Ueberlieferung seiner Vaterstadt Geld empfangen zu haben, den 4. Juni 1243 in Padua sterben.[63]) Die Freunde Ezzelino's waren oft nicht sicherer als seine Feinde; so verlor der Graf Gualvano Lancia die Statthalterschaft Padua's durch willkührlichen Beschluß des Machthabers, während die Ritter Rolando aus Lombardien und Turchisio aus Apulien die bisherige Treue durch lebenslängliche Haft büßten. Die Fehde mit den Welfen, oder vielmehr den Feinden Romano's wurde inzwischen nachdrücklich fortgesetzt; die Schlösser Gambellara, Illasi (Ilasium) im Gebiet von Verona, Castelfranco, Noale (Anoale), Maestre (Mestre), Trivilla in der Trevisanischen Mark, Campo St. Pietro, dessen letzter Erbherr Wilhelm trotz des warnenden Traumgesichts huldigte, Mussolento bei Bassano, wichen dem kräftigen und alles bewachenden Gegner; die Burg St. Bonifacio traf der Untergang. [64]) Gleichzeitig mußten als Verschwörer, welche angeblich den Hrn. Ezzelino von Romano während eines Gastgelages ermorden

---

parti adhaesit Ecclesiae, alter parti Imperatoris, ut utriusque partis uterque secreta cognosceret, et illos aptius possent disperdere, quos volebant.

[62]) Roland. 242. Eben so handelte Ludwig XI. am Erfinder der eisernen Käfichte, dem Bischof von Verdun. Comines 553.

[63]) Roland. 245. 246. 212.

[64]) Roland. 247. Er bemerkt, ein Storch, welcher auf einem Thurm des Herrn von Bonici gehorstet, habe kurz vorher das Nest abgetragen und nach dem Hause des dem Ezzelino ergebenen de Cuticelli verlegt.

wollten, die Edlen Jordano de Bonici, Murario, genannt Broncetta, Guercio Aracci von Padua mit den Ihrigen auf dem Blutgerüste sterben (1246), die Häuser und Thürme der Hingerichteten in Schutt zusammenfallen. Nicht immer aber gelang das schändliche Mittel, durch erdichtete Klagen auf Hochverrath die biedersten und kräftigsten Männer zu entfernen. So ließ Ezzelino's Neffe, der Podeste von Verona Heinrich von Ygna, neben anderen Bürgern den wackeren Ritter Johann von Scanarola verhaften und als der verletzten Treue schuldig zum Tode verurtheilen. Höhnend sprach der Gewaltherr zu dem stark Gefesselten: „wisse, es ist unmöglich, daß du entfliehest." Da zerriß Scanarola die Banden, zog den unterm Gewand verborgenen Dolch und stieß ihn mit Blitzes Schnelle dreimal in den Leib des Tyrannen, welcher den Tod des von der Wache alsbald Erschlagenen nur 15 Tage überlebte. [65])

Gegen den Kaiser beobachtete Ezzelino, obgleich in den meisten Unternehmungen nur dem eigenen Willen folgsam, ehrfurchtsvolle Treue, um so mehr als seit der Erhebung Innocenz IV. zum Vorsteher der Kirche (1243) die Gefahren des Reichsoberhauptes durch Lombarden und geistliche Waffen an Zahl wie an Größe zunahmen. Friedrich, von der Lyoneser Prälatenversammlung 1245 geächtet, dießeit wie jenseit der Alpen von erbitterten Feinden hart bedrängt, setzte dem Mißgeschick ein tapferes Gemüth und einen in Hülfsmitteln unerschöpflichen Geist entgegen. Zwei Jahre lang (1246 — 48) fast ausschließlich auf die Demüthigung der abtrünnigen Stadt Parma, des ersten Waffenplatzes der lombardisch-welfischen Partei, gerichtet und hier wie bei anderen Gelegenheiten von Ezzelino mit Eifer unterstützt, sank Friedrich seit der Vernichtung seines parmesenischen Heeres durch einen klug entworfenen, kräftig ausgeführten Ausfall der Besatzung, eben so schnell, als der verbündete Romano auf den Trümmern des kaiserlichen Glücks die selbstständige, längst vorbereitete Macht seines Hauses gründete. Also nahm er, das erste Beispiel der Art, für sich und

[65]) Roland. p. 248. Monach. patav. ad ann. 1247.

ohne des Kaisers zu gedenken, Feltri, bisher dem Hrn. Biacquino da Camino unterworfen, in Besitz, bald darauf (1249) Belluno.[66]) Ja, als mit dem Anfange des J. 1249 Friedrich ein harter Schlag nach dem andern traf, sein Geheimschreiber und Vertrauter Peter de Vinea untreu, sein heldenmüthiger Sohn Enzio Gefangener Bologna's wurde, als in Deutschland, Apulien, Lombardien innere und äußere Feinde drängten: da vollzog auch Ezzelino den seit Jahren gefaßten Beschluß, entfernte gegen Ende des Brachmonats die kaiserliche Besatzung aus der Vormauer Padua's, dem Bergschlosse Monselice, und ging, jetzt selbstherrlich, raschen Schritts der Gewaltherrschaft über die Trevisanische Mark entgegen; denn Gebieter in Padua, Vicenza, Trevigi, Verona, Feltri, Cividale, Belluno und den Zwischenburgen, durfte er nichts mehr fürchten, als das Urtheil einer Mitwelt, welche von ihm auf das tiefste verachtet wurde.[67])

Fünfter Abschnitt.

Ezzelino unumschränkter Gewaltherr.

(von 1249 — 1259.)

Padua, den Hauptpfeiler des neuen Fürstenthums, zu entwaffnen, wurde der angesehene Ritter Humbert Dalesmanini nebst seinen Brüdern Artusino und Ubertello ob angeblichen Ein-

---

[66]) **Roland. p. 251. Ipse Feltrum pro sua voluntate disposuit.** Auf dem Zuge nach Feltri, meldet Roland., ließ sich ein Specht, Sieg verkündend, auf der Fahnenstange nieder. Sofort gebot Ezzelino, den Vogel, der ohne Beschwerde gefangen wurde, in Padua sorgfältig zu pflegen, „**fecit eam, velut optimum augurium, in Padua delicate nutriri, et secum deferri quo ibat.**“

[67]) **Roland. pag. 252. „Eccelinus videns se pluribus occasionibus triumphare, tum quia Imperator in Apuliam iverat, tum quia dominabatur solus in Padua, in Vicentio, in Verona, in Feltro, in Belune; gaudens etiam, quod Albericus frater ejus Tarvisium tenet solus; reputat amodo se securum, ut scilicet valeat manus suas ad altiora extendere.“**

verständnisses mit den Lombarden verhaftet, bald darauf Ezzelino's Neffe, Ansedisio de Guidotis, ein Mensch habgierigen, grausamen Gemüthes, freundlicher Außenseite, ränkevollen Geistes, unter dem Namen eines kaiserlichen Statthalters in der Trevisanischen Mark vom Oglio bis Trident und Podeste's von Padua im August zum Vollstrecker des Unterjochungsplanes erkoren. Bald nach der Ankunft Ansedisio's geschah es, daß, als wie gewöhnlich Ritter und Bürger in dem Hofe des Podeste versammelt waren, Jemand Aesop's Fabel hersagte, in welcher die Tauben, von den Geiern verfolgt, den Habicht zum König und Schirmherrn wählen, aber binnen kurzem, ärger wie vorher gequält, bittere Reue empfinden. Viele, unter ihnen der Richter Bonaventura de Caranzano aus Bergamo, hörten mit Theilnahme zu. Kaum vernahm Guidotis den Vorfall, als er, die gefährliche Verschwörung, wie es hieß, im Keime zu ersticken, zwölf Hauptschuldige, namentlich die vier mächtigen Herrn von Bellegrasso, die Richter Albert von Accedello und Alerio da Mundo, die Schreiber Pietro de Zambarino, Rizio und Daniele einkerkerte; Andere rettete schleunige Flucht. Die Bürgerschaft, für offenen Widerstand zu feig, wollte durch Bitten die Befreiung der Gefangenen gewinnen, und versammelte sich daher zahlreich bei der hohen Brücke vor dem Hause des inzwischen von Verona heimgekehrten Ezzelino. Der aber stürzte grimmig mit Bewaffneten hervor, ließ die Ritter Aicardino da Mundo und Jakob Osterani, welche im Bewußtseyn der Unschuld und Würde mit dem Volkshaufen zu fliehen verschmäht hatten, als Ruhestörer einziehen und sprach zu den schnell gerüsteten Lanzknechten: „kein Habicht, sondern ein Vater bin ich, der seine Wohnung reinigen, die Schlangen zertreten, die Kröten und Skorpionen ausfegen wird.“ — So tief prägten sich diese Worte den Paduanern ein, daß der Gehalt blieb, als der 55jährige Ezzelino nach dem Tode seines Weibes Selvaggia am 15ten Herbstmonat die Vermählung mit Bontraversio's de Castronovo schöner und tugendreicher Tochter Beatrix auf das prachtvollste feierte und den allgemeinen Glauben, die letzten Jahre eines

kriegerischen Lebens seyen dem Frieden geweihet, durch ungewöhnliche Heiterkeit zu rechtfertigen schien.[68]) Aber bald verschwand die Täuschung; denn nach dem Hochzeittage eilte Ezzelino, begleitet von der Ritterschaft Padua's, gen Verona, während das Gerücht Lombardien als Ziel des Zuges verkündigte, sammelte rasch die Reiterhaufen der Vicentiner, Veronesen und erschien um Mitternacht des 19ten Herbstmonats unter den Mauern Este's, dessen Herr ruhig als Podeste in Ferrara verweilte. Der Angriff gelang durch Einverständniß mit dem Befehlshaber Vitaliano de Arelda; fast ohne Verlust zogen Romano's Heerhaufen in den Stammsitz des Erbfeindes ein, durch reiche Beute zu neuen Anstrengungen also ermuthigt, daß Ezzelino, von 2000 Mann paduanischen Fußvolks verstärkt, die Belagerung des überaus festen, von starken Schaaren, insonderheit estischen Flüchtlingen, geschirmten Schlosses Rocca unternehmen konnte. Bald wurden alle Künste der Belagerung versucht, die Mauern durch Wurfgeschütz, das 1000 bis 1200 Pfund schwere Steine schleuderte, erschüttert und von Kärnthnischen Bergleuten untergraben, indeß er durch häufige Stürme den Feind von der drohenden Gefahr abzulenken suchte. Diesen verschiedenartigen Anstrengungen mußte die Geduld der Eingeschlossenen endlich weichen; am 17ten Weinmonat wurde Rocca unter Bedingung eines freien Abzugs der Mannschaft übergeben. Dasselbe Loos hatten bald darauf die Burgen Vigizolo, Baone, Cerro und Calaone. Ezzelino, dermalen ohne Nebenbuhler in der Trevisanischen Mark, entließ das Heer und feierte, in Verona ehrerbietig empfangen, ein zweites, prachtvolles Hochzeitsfest, zu welchem die Blüte der gibellinischen Ritterschaft eingeladen wurde.[69]) Aber nicht lange dauerte das frohe Ge-

---

[68]) Roland. 256 — 59. Chron. Veron. 635. ad ann. 1250.

[69]) Roland. 259. Monach. patav. 684. Die Stärke des Heeres bildeten jetzt wie später deutsche Söldner, „probatissimi Theutonici, animarum suarum et corporum stolidissimi venditores." Mon. patav. 699; den Henkern blieb die Ehre der Tapferkeit „animosi Theutonici" ib. 704. Coll. Roland. 313. Bei Belagerungen wurden als Minirer die Bergleute Kärnthen's gebraucht. Ro-

tümmel glanzvoller Spiele; Trauer, Todesurtheile, Verödung, Schrecken breitetete des jetzt befestigten Gewaltherrn rastlose Thatkraft aus, meistens bei steigendem Mißtrauen gegen Freunde und Blutsverwandte gerichtet; denn nur diese verkannten in thörichter Sicherheit den einzigen Weg der Rettung, die Flucht.[70]) So wurden um Martini die der Aesopischen Fabel wegen Verhafteten, größtentheils reiche und angesehene Bürger, zu Padua enthauptet. Jacobo Osterani, welchen der Podeste Ansedisio de Guidotis öffentlich Verräther nannte, rief mit lauter Stimme aus: „du lügst;" das freie Wort wirkte nicht mehr auf die von Entsetzen gelähmte Menge. Daher wurde gegen Ostern des J. 1250 der Untergang des mächtigen, den Romano's stets verbündeten, Geschlechtes Dalesmanini beschlossen und von den verhafteten Brüdern der jüngste, Ubertello, hingerichtet. Als die zahlreichen Freunde und Lehenleute des einst blühenden Hauses stumm zuschauten, nirgends Widerstand oder Fürbitte versuchend, mußten auch Gumberto und Artusino Dalesmanini das Blutgerüst besteigen. Vergeblich suchte die Gemeinde Bergamo ihren Mitbürger Bonaventura zu retten; er starb als Hochverräther. Dasselbe Loos traf den hochbetagten Thomasio di Testa-nera (caput-nigrum), und seinen Sohn. Beschuldigt, sich wider Ezzelino's Leben verschworen zu haben, hatte der Greis in Verona alle Qualen der Folter standhaft ertragen; sein Sohn, Zamboneto, mit der Marterung bedroht, biß sich die Zunge ab, um nichts sagen zu können, und starb im Kerker. Darnach fiel am Festtage des Apostels Bartholomäus am 23. August das Haupt des jungen Grafen Wilhelm von Campetri, welcher sein Weib Mabilia de Dalesmanino nicht verstoßen wollte; Volk und Ritter seufzten, als der letzte Sprößling des uralten Geschlechts sank, und die Gräfin

land. 259. „Conduxit fossores illos cum suis instrumentis et rastris, quibus in partibus Carinthiae argentum effoditur."

[70]) Smeregus bei Murator. VIII. 99. „et potius amicis suis quam inimicis (faciendo incidi nasos et mamillas mulieribus et damicellis), quia inimici eorum non confidebant se de ipsis."

Daria, mit ihrer schönen Tochter Maria in tiefe Trauer gehüllt, die Reihen der besoldeten Leibwächter durchschritt, den Körper des Blutsverwandten in der Kirche des heil. Antonius beizusetzen.[71]) Dem Podeste Guidotis gnügte aber der Tod Wilhelm's nicht; alle Freunde und Nebenglieder des Hauses Campetri wurden mit Weib und Kind eingekerkert; nur Guido von Aniale, ein tapferer Jüngling, rettete sich durch die Schnelligkeit seines Rosses; die trefflichen Ritter Peter und Johann di Perega aber mußten die Verwandtschaft mit Campetri durch den Tod büßen, indeß der treueste Anhänger Romano's, der 70jährige Wilhelm von Cartario, sammt seinen Söhnen Ezzelino und Gerardo als Sippen derer von Dalesmanino verhaftet wurde.

Ezzelino, seit dem 13. Christmonat 1250 durch den Hintritt Kaiser Friedrich's von der letzten zügelnden Macht befreit, folgte unbedingt einem Vernichtungsplan, der ohne Rücksicht auf Stand, Alter und Geschlecht den Adel und Reichthum, die Pracht und Herrlichkeit Padua's wie der gesammten Mark dem Untergange geweihet hatte.[72]) Fortan finster von Angesicht, furchtbar in Worten und Gebärden, wilden Blicks, stolzen Ganges, stets argwöhnisch, gleichgültig in der Wahl der Zerstörungs- und Angriffsmittel, bisweilen wie durch Rückfall in die Tage der Jugend großmüthig, abgesagter Feind der Wollüste und Weiber, befangen vom Glauben an den Einfluß der Gestirne und verhängnißvollen Vorzeichen, — so geartet mußte der Gewaltherr fortan den Guten wie den Bösen als Schrecken erscheinen und gleich den zersetzenden Naturkräften vor der Vernichtung des Stoffes keinen Stillstand finden.[73]) Also wurden mit ihren Weibern, Kindern und Verwandten theils zu Verona,

---

[71]) Roland. p. 263.

[72]) Roland. 266. „Videns enim Eccelinus, quod praecipue tria sunt, quae cunctas civitates et loca singula, in quibus habitatur, exornant, scilicet personarum decor, divitiarum copia, et pulchritudo domorum; ad haec tria removenda de Padua posuit principaliter vires suas." —

[73]) Ueber das damalige Aeußere Ezzelino's vergl. Dante infern. cant. XII. v. 109. sqq. Benvenut. Imol. bei Murator. antq.

theils zu Padua eingekerkert die Herren von Gutavoli, Simeon de Ariberto, Jakob Botaccio, Beneditto, Richter von Runcho, mit Vater und Neffen, Rolandino Capo de Lista, Reinald, Richter von Oti, Moriale de Plebe und viele andere treffliche Männer aus der Ritter- und Bürgerschaft. Gerardo Schacho aus dem alten Geschlecht derer von Offreducio wurde ob eines Wortwechsels mit Jakob Guidotis, Befehlshaber Marostica's, enthauptet, die Verwandschaft büßten durch Einkerkerung der Canonicus Heinrich, der Abt Heinrich von Carraria, drei Söhne des Erben von Alcherio, der Richter Antonio, Ugucio und Alerio, Söhne des Richters Jakob von Alerio. Die nichtigsten Umstände, der leiseste Verdacht genügten für die stets bereit liegende Anklage. So wurde Albert von Aldebrando mit dem Sohne Leonardo verhaftet, weil vor langer Zeit ein Fräulein von Bellegrasso in seinem Hause das Hochzeistfest begangen hatte. Als bald die Gefängnisse Padua's gefüllt waren, ließ der Podeste Ansedisio auf der Burg — Citadella — am Wege nach Bassano einen scheußlichen Kerker unter dem Namen Malte erbauen. Dahin wanderten zuerst 70 Ritter, an Pferde gebunden und 100 Bürger, mit Stricken gefesselt; aber in der Stadt wurde der Abgang kaum bemerkt. Eingepfercht, ohne Pflege, von Hunger, Durst, Hitze, Finsterniß, Gestank und Ungeziefer gequält, starben oft in Citadella täglich zwanzig Unglückliche; bei Tag und bei Nacht erscholl das Gewimmer der Gemarterten; viele tödtete der Moder und Leichengeruch; mancher trank, den brennenden Gaumen zu kühlen, das eigene Wasser, andere verzehrten den Unrath des Leibes; — die Luft des Kerkers, in wel-

I. 1049. „Scribunt aliqui, quod Eccerinus fuit corpore mediocris, niger, pilosus totus. Sed audio, quod habebat unum pilum longum super nasum, qui statim erigebatur, quando excandescebat in iram, et tum omnes fugiebant a facie ejus." — Vita Ezelini MS. „Verum ubi imperare coepit, mutata facies, terribilis incessus, sermo gravis, superbus, rapax, violentus, perfidus, crudelis, immanis in omnem aetatem, Dei contemptor, sacerdotum hostis perpetuus, sacrilegus, et violans fidem, vulgo sanctam, et minax formidanda praedicans." —

chem man kaum stehen, geschweige sitzen und liegen konnte, war verpestend, der Tod eine Wohlthat, obgleich dem Sterbenden der Trost des Göttlichen und die Beruhigung, durch Vermächtnisse für die Seinigen zu sorgen, fehlten. Selten gönnte man diesen die Erfüllung der letzten Pflicht; ausgedörrt und schwarz, wurden die Leichname auf Karren hinausgeführt und so leicht verscharrt, daß oft wilde Thiere das Erdreich aufwühlten und die abgenagten Gebeine über das Feld zerstreueten. [74])

Inzwischen vergaß Ezzelino keineswegs den arglistigen Staatsgrundsatz, sich durch die Hoheit des deutschen Kaiserthums in der neuen, selbstherrlichen Macht zu befestigen und das Schicksal des Hauses Romano an die Verhängnisse der Hohenstaufen zu knüpfen. Daher unterstützte das kluge Haupt der Gibellinen Oberitalien's den Sohn Friedrich's auf das eifrigste; größtentheils seinen Anstrengungen verdankte Konrad die Ueberfahrt nach Apulien und den glücklichen Ausgang der Fehde mit den Anhängern der Kirche, die Unterwerfung des Südens und der Insel Sizilien (Dezember 1251). [75]) — Doch bald lenkte der Gewaltherr seinen Blick vom Auslande auf die Trevisanische Heimath; neue Gräuel und Mißhandlungen brachte das Jahr 1252; viele der unlängst Eingekerkerten, unter ihnen Vando de Viguncia, Ezzelino und Gerard, Söhne des in der Haft gestorbenen Wilhelm von Carturio, wurden hingerichtet, Kinder angesehener Bürger und Ritter geblendet, eingekerkert und entmannt, den sterbenden Eltern ihren letzten Trost zu nehmen; [76]) endlich

---

[74]) Roland. 266. Monach. patav. 688. Vita Ezzelini MS. Stando, vigelia atque inedia peremit. Onerabat quosdam continua siti, cum non haberent, unde urentes fauces possent . . . . urinam propriam bibere coacti sunt." —

[75]) Chron. patav. ad ann. 1251. Et Conradus veniens de Alemannia Veronam de mense Decembris, cum auxilio Ecelini mare intravit in Portu Latisanae (am Tagliamento) et navigans in Apuliam, eam cum Insula Siciliae sibi subjugavit." —

[76]) Roland. p. 269. et cum eis adhuc in carcere positis erat coecitas quodammodo solidata, secabantur genitalibus et fiebant spadones parvi. . . . Vita Eccel. MS. „infantes ab gremio

als Hauptleute und Polizeimeister den vier Quartieren Padua's vorgesetzt die blutdürstigen, arglistigen Herren Guido von Meledo, Crepada von Belluno, Gorcia von Feltri und Frassapaja, zugleich Oberaufseher der gesammten Stadt. Bald begann hier wie auf dem Flachlande die eigentliche Schreckensregierung, alle Bande der Natur wurden zerrissen, Mißtrauen, Verrath, Hab- und Blutgier wurzelten; Verkehr und Umgang stockten; der Freund zeugte wider den Freund, der Bruder wider den Bruder, das bedrohete Leben zu retten; allein der Feigheit und Niedertracht folgte die Strafe auf dem Fuße nach. Tag und Nacht hörte man die Wehklagen der in hohen Häusern oder Thürmen Gefolterten; wer ein menschliches Mitgefühl zeigte, galt für schuldig, der Schmerz für Verrath; wen Adel, Reichthum, Geist, guter Name auszeichnete, für gefährlich; feige Nachgiebigkeit und Schmeichelei, die den Gewaltherrn gerecht, milde nannte, für zeitgemäße Klugheit. Dabei unersättliche Habgier; die schönsten Häuser, besonders an den Brücken und Thoren, fielen durch Hinrichtung der Besitzer dem Verfolger und seinen Dienern anheim. Allmählig glichen Padua und die Mark, vom eisernen Arme erreicht, einem verpesteten Lande; der Gottesdienst hörte auf, das Verbrechen wucherte mit dem steigenden Sittenverfall, der eine andere Tugend, ein anderes Laster erfand; verödet standen Kirchen und heilige Plätze aus Furcht vor geheimen Spähern. Endlich blieb auch das letzte Mittel der Rettung, die Flucht, fruchtlos; denn Padua und sein Gebiet umgarnten Schanzen und zahlreiche Wachen; wer ergriffen wurde, büßte ohne Gnade durch Verstümmelung an Armen und Füßen, so wie die wirkliche oder ersonnene Schuld des Einzelnen, Rache unmöglich zu machen, den Untergang des gesammten Geschlechtes herbeizog. [77])

---

matrum raptos atque adeo in conspectu parentum genitalibus excisis peremit." — Wie gefürchtet Ezzelino war, beweist die Erneuung des Lombardenbundes 1252, an welchem auch Alberico von Romano Theil nahm. S. d. Urkunde b. **Murat.** antiq. IV. 487. sqq.

[77]) **Monach. patav.** p. 687. 688. **Vita Ezolin.** MS. „Et cum

Ezzelino, jetzt in Wahrheit eine Geißel Gottes, die Sünden der Völker zu strafen, [78]) unerbittlicher Verfolger der Weltlichen und Geistlichen, der Bürger und Ritter, der Reichen und Armen, durch den Tod des Grafen Richard von St. Bonifacio von einem gefährlichen Widersacher befreit, [79]) entbrannte zu neuem Grimm, als 1253 der junge paduanische Edle Zast de Plebe an den Hof des Markgrafen von Este flüchtete. Unter dem Vorwande einer weit verzweigten Verschwörung wurden alle Glieder seines Geschlechtes nach dem falschen Zeugniß des feigen Magisters Michael eingekerkert, unter den zahlreichen Leidensgenossen namentlich der Arzt Monario, der seinen Herrn nach der Schlacht bei Cortenuova von einer gefährlichen Wunde geheilt hatte, Thomasio de Bonaldi aus Venedig, stets eifriger Freund des Hauses Romano, und Jose de Moro. Wer im Kerker oder auf der Folter starb, mußte dennoch, das Volk zu schrecken, öffentlich enthauptet werden; nicht Alle aber fielen als wehrlose Schlachtopfer, wie z. B. die Ritter Monte und Araldo aus Monselice die Macht der Verzweiflung zeigten. Des Hochverraths nämlich angeklagt, wurden diese edlen Herren im Hornung unter starker Bedeckung nach Verona gebracht, wo sie im Palast angelangt mit lauter Stimme ihre Unschuld betheuerten. Darob verließ Ezzelino das Mahl, stieg unbewaffnet die Treppe herab und blickte mit den Worten: „Fluch Euch, Verräther!" die Gefangenen grimmig an. Jetzt raffte Monte seine letzten Kräfte zusammen, kniete dem niedergeworfenen Gewaltherrn auf die Brust und suchte ihm den Dolch zu entwinden. In diesem Augenblick wäre die Mark und Oberitalien befreit worden, hätte nicht Jacobino, Sohn

civitates tot viduatas et civium plurimos nefando scelere perculsos videret, ne proinde adversus se arma portarent, ut domesticos et propinquos ulciscerentur, illos omnino tolli curabat. Coll. Chron. Veronens. p. 635.

[78]) Er rühmte sich dessen. S. Cortusiorum hist. (Murator. XII. 758. bei Raumer IV. 429.)

[79]) Chron. Patav. ad ann. 1252.

des Grafen Schinella aus Padua, mit dem Schwert Monte's rechtes Bein getroffen und das schnell herbeigeeilte Gefolge den gleich tapfern Bruder Araldo niedergestoßen. Ezzelino aber, von den Zähnen und Nägeln des sterbenden Ritters für mehrere Wochen gezeichnet, vernahm die Warnung des Schicksals nicht, ließ vielmehr, gegen das sonst mächtige Gefühl der Dankbarkeit verhärtet, seinen siebzehnjährigen Zelt- und Waffenbruder, den Ritter Ziraldi, aus Padua, mit anderen Getreuen hinrichten; selbst Schinella mußte bald darauf Verona räumen.[80]) Der leiseste Argwohn, die unschuldigste Aeußerung, die zufälligste Auszeichnung durch Reichthum, Geburt, Kunst oder Waffenfertigkeit, genügten für eben so schnelle Verhaftung als Aburtheilung. So wurden eingekerkert der Notar Brizafollo, weil die Söhne erzählt hatten, der Vater wolle Mönch werden; der Podeste von Reggio Hugo de Santa Juliana, weil ihm Brizafollo als Schreiber gedient hatte; Otholino, Ezzelino's vielgeliebter Edelknabe (domicellus), weil er den alten Freund Hugo im Kerker besuchte; Guidotis de Burzignano und andere Edle büßten die Verwandtschaft mit dem Grafen Schinella, der den Ritter Monte erschlagen hatte, durch Haft nicht minder als der kunstreiche Meister Trivirolo von Padua, welcher, hieß es, falsche Stadtschlüssel verfertige; mit einem Wort, F r e u n d e u n d F e i n d e d e s H a u s e s R o m a n o fanden dasselbe Loos.[81]) Bald wurden niedrige Schmeichelei, heimtückische Anklage als das sicherste Mittel zu Ehren und Glücksgütern betrachtet und in unerhörte Vollkommenheit ausgebildet; so opferte der Podeste Ansedisio den hoffnungsvollen Jüngling Hugo von Bado, dessen Vater einst den Hungertod gefunden hatte, dem Ungestüm der Schmeichler und ließ ihn nach qualvoller Hinrichtung durch die

[80]) **Roland. p. 274.**

[81]) **Roland. 276** bemerkt nach Aufzählung der Verhafteten: **De praedictis autem omnibus, tam Nobilibus, quam Militibus vel judicibus, manifestum erat in Padua, quod nullos habebat Ecceli nus in tota Marchia fideliores, nec magis ferventes in ejus parte, et erant in Padua multum divites et potentes.**

Gassen schleifen. Des Pabstes Innocenz Bann, im Jahr 1252 geschleudert, blieb erfolglos; Ezzelino wüthete grimmiger denn je wider Einsiedler, Minoriten, Dominikaner und andere Mönche.[82]) Desto kräftiger handelten einzelne Freunde des Rechtes und der Freiheit; kaum entrann der Gewaltherr dem Dolch eines unbekannten Fremdlings, der schweigsam über Namen, Vaterland und Stand die Pein der Folter und des Feuertodes mit bewunderungswürdigem Heldenmuth ertrug, darum für einen Assassinen und Gesandten des Alten vom Berge gehalten.[83]) Einen schroffen Gegensatz zu diesen Beispielen der Tugend stellte Meister Michael auf, dessen Zunge durch falsches Zeugniß viele Unschuldige in den Tod gebracht hatte. Endlich der verdienten Strafe übergeben, gestand der Nichtswürdige öffentlich die schweren Missethaten, bejammerte sein Loos und empfing zagend den Todesstreich. Da trat ein paduanischer Bürger zu dem zerstückelten Leichnam und sprach: „Trefflich belohnt der Teufel seine Diener, je getreuer sie schaffen, desto härter fällt die Strafe.“[84])

Padua, Vicenza, Verona sahen indessen kein Ende der langen Bedrückung, welche durch den dumpfen Schrecken des Volks und der Edlen gleichsam innerlich gekräftigt, neue Auswüchse hervortrieb. So wurden in Padua mit einemmal 35 Knaben geblendet und entmannt, mehrere auf einer Wallfahrt befindliche Bürger an Händen und Füßen verstümmelt, andere ob entdeckten Briefwechsels mit Geächteten hingerichtet, etliche, unter ihnen ein Canonicus, wegen versuchter Flucht dem Scheiterhaufen übergeben. Ringsum Einkerkerung, Bann, Mord, Raub und Qual; selbst den Schwiegervater des Gewaltherrn, Bontraverso, den Schwestersohn Ezzelino de Egna und den Halbbruder Ciramonte

---

[82]) Rol. p. 278. Chron. Patav. ad ann. 1253.

[83]) Rol. l. c. „non idioma nostrum videbatur habere et visus est laetanter mortem habere.“ Schwerlich hatten aber die damals von den Mongolen hart bedrängten Assassinen für Italien Sinn und Zeit; der Alte vom Berge (Veglius de Montagna) mußte allen kühnen Mordanschlägen den Namen leihen.

[84]) Rol. 257.

traf ob grundlosen Verdachtes der Tod; ja, wer ein schnelles Ende fand, galt für glücklich, also daß Ezzelino's Wort, einst unter den Mauern der Veste Montagnone gesprochen: „der Lebende wird den Gestorbenen beneiden," buchstäblich in Erfüllung ging.[85]) Das Beispiel der Tridentiner, welche im April 1255 das drückende Joch abschüttelten, der Brescianer, die, obschon von Parteien zerrissen, den Einfluß des Furchtbaren abwehrten, die Noth Mantua's, nach dessen Fall Lombardien's Unterwerfung nicht zweifelhaft seyn konnte, diese Umstände vereinigten zuletzt die Kräfte der Kirche und weltlichen Herren zu gemeinsamer Anstrengung. Da erneuerte Pabst Alexander IV., seit dem 12ten Christmonat 1255 auf dem heiligen Stuhl, den Bann wider Ezzelino da Romano, das Aergerniß des Glaubens, das Verderben Italiens, den Schandfleck der christlichen Völker,[86]) entsandte auf Bitten Venedig's, welches bisher par-

---

[85]) Roland. 282. Monach. patav. 691. ad ann. 1255.

[86]) Der Anfang des Banndecret's lautete: „Scandalum fidei, malum Italiae et macula populi christiani Hezelinus da Romano silere non patitur nec quiescere zelum nostrum, qui morbum ejus post fomenta levia contumaciae gladio impetit et pie persequitur ad salutem. Sed idem licet acriter sectus et procul dubio ab ecclesiae corpore tamquam homo haereticus sit projectus, tamen ut membrum exanime nec de jactura concutitur nec confunditur de pudore, quia potius eo fit contagiosior quo per abscisionis ferrum patet apertius plaga ejus. Proponentes igitur firmiter juxta conceptum felicis recordationis domini Innocentii papae ad extirpandam radicem iniquitatis ipsius adhuc fortiora manuum nostrarum producere argumenta, quibus superbia ejus ad salutem humani generis funditus diruatur, primo duximus contra ipsum, publicam regionis suae pestem, corda fidelium evangelicis exhortationibus praeparare. . . . Hist. MS. Ezelini. Coll. das Schreiben Alexander's bei Murator. antiq. IV. 518. Seit sechs Jahren, klagt der Pabst, habe Ezzelino unter allerlei Ausflüchten die Einladung, sich in Rom wegen verschiedener Ketzereien zu rechtfertigen, von sich gewiesen und endlich die Geduld der Kirche ermüdet; daher praefatum Eccelinum sicut manifestum haereticum sententialiter judicamus. Da bald der Kaiser, bald der Pabst unter dem Deckmantel der Glaubensreinheit politische

teilos geblieben war, des Markgrafen von Este und anderer Herren als Gevollmächtigten in der Mark, Romagna und Lombardien den klugen, tapferen Erzbischof von Ravenna, Philipp Fontana, daß er mit geistlichen und weltlichen Waffen den Erbfeind der Kirche, den Ketzer Ezzelino da Romano, bekämpfte. Dieser überschritt, während Philipp in Venedig und anderen Städten mit Erfolg das Kreuz predigte, an der Spitze eines zahlreichen Volks zu Fuß und zu Roß aus Padua, Verona, Feltri, Cremona, Vicenza, Trevigi in der von den Sterndeutern bestimmten Stunde zu Anfang Weinmonats 1256 den Mincio und erschien vor Mantua. Das allein, riefen die Krieger, fehlte für Lombardien's Beherrschung, [87]) und verheerten, ein Zeichen der Gemüthsart zu geben, das Flachland mit Feuer und Schwert.

Inzwischen hatte auch das Kreuzheer, aus Venetianern, Ferrarensern, Flüchtlingen Padua's, Vicenza's, Trevigi's und anderen Lombarden gebildet, seine Rüstungen vollendet, den waffenkundigen Venetianer Badoario zum Marschalk des Legaten, den Grafen Tisolin von Campetri zum Bannerträger (gonfaloniere) erwählt, indeß die geächteten Paduaner dem Marco Guerrino, Bürger Venedig's, als rechtmäßigem Podeste, Treue gelobten. Ansedisio de Guidotis aber, wider welchen der Hauptschlag gerichtet werden sollte, blieb seinerseits nicht unthätig, besetzte Plebe di Sacco am Bacchiglione mit einer beträchtlichen Schaar, ließ Conselve, Bovolenta, Correzola und andere Vormauern der Hauptstadt in Eile befestigen oder die alten Schanzen ausbessern; an manchen Stellen, den feindlichen Schiffen

Ketzereien in kirchliche verwandelte, so verloren so elende Waffen allmählig ihre Gewalt, also daß auch Ezzelino mit der größten Gleichgültigkeit seine seit Jahren wiederholte Verurtheilung hörte und ertrug. S. Roland. 257. und Schlosser's Weltgeschichte III. 2. 425.

[87]) Roland. 283. „eligens punctum sui motus cum sapientibus suis more solito. Laurent. Mon. 148. „hora praefixa per astrologos et divinos.“ Coll. Mon. patav. 692. Chron. Veronens. 636.

zu wehren, die Schleusen des Bacchiglione öffnen, überall wachsam und thätig. Aber schon die ersten Gefechte zeigten die Unschlüssigkeit des Oberfeldherrn und die schwankende Treue seiner Söldnerschaaren; denn ohne bedeutenden Widerstand wurden die Burgen Correzola, Conselve, Bovolenta von den Kreuzfahrern genommen, die Sarazenen im Schlosse Concadalbero nach muthiger Gegenwehr überwältigt. Da übergab Ansedisio, um den Rückzug bekümmert, dem Hauptmann Gorcia die Vertheidigung des reichen und bevölkerten Fleckens Plebe di Sacco, schilderte in einer prahlhaften Rede die Schwäche der Widersacher, welche, armes Gesindel und ruchlose Empörer, dem Banner eines Altar- und Meßdieners folgten, [88]) verhieß baldige Heimkehr mit dem stets sieghaften Ezzelino und eilte, von etlichen Getreuen begleitet, gen Padua. Als aber die Verbündeten täglich Fortschritte machten, räumte auch Gorcia das ihm anbefohlene Zwischenbollwerk und zog nach der Hauptstadt (15. Brachmonat). Da berief Ansedisio, für hartnäckige Vertheidigung entschlossen, die Bürger auf das Gemeindehaus [89]) und redete also: „Von zwei Uebeln soll man, haben weise Männer gerathen, das kleinere wählen. Also sind auch wir von Plebe di Sacco hieher gekommen, theils um dem Feinde unsere Verachtung zu zeigen, theils für die Freiheit Padua's und das Verderben der Gegner vollständiger zu rüsten. Denn schon seit 40 Jahren, hab' ich oft gehört, ist Padua's Volk vor allen Bewohnern der Erde ob seiner Freiheitsliebe gefeiert. Wer sollte sich also nicht wundern, wenn etliche Haufen es wagten, wider eine so unschuldige, freisinnige Gemeinde ein verrätherisches Bündniß zu schließen? Aber jetzt hat nur eine Schaar elender Menschen, welche ob ihrer Bosheit verjagt wurden, gemeine Sache gemacht mit verächtlichen Bettlern, die wie hungrige Hunde nach fremdem Gute lüstern, in den Sümpfen von Correzola lagern. Möchten sie doch das feste Land betreten,

---

[88]) Ansedisio nannte die Feinde „pauperes et mendicos advenas, despectabiles et inermes." Roland. 289.

[89]) fecit magnam et ultimam in palatio Paduae concionem. Rol.

damit wir sie wie die Hunde erschlagen könnten! Die aber auf Schiffen nahen, wollen wir auf Karren zurückschicken. Gott ist mit uns; die Verblendeten wissen nicht, welche Stärke Padua's Volk und unseren getreuen Mannen und Rittern aus Pedemonte beiwohnt. Ueberdieß hab' ich von dem unbesiegten Ezzelino, unserm Herrn, Botschaft erhalten, daß er mit Gottes Hülfe die treulosen Mantuaner eng eingeschlossen hält. Diesen unseren Herrn werden wir nach drei Tagen ohne allen Zweifel hier erblicken. Daher wird der Feind, wenn ihn nicht der Hunger zur Flucht zwingt, eine Niederlage erleiden, vollständiger, als sie je Lombardien gesehen hat. Also rüstet Waffen und Rosse und seyd freudigen Siegesmuths!" —

Wohlgeschaart, durch die Rede des Erzbischofs, welcher an die Befreiung weltlicher und geistlicher Knechtschaft, die Vertilgung der Ketzerei und den Segen der Kirche erinnerte, entflammt, überall vom Eifer des Landvolks unterstützt, hatte inzwischen das Kreuzheer am 18ten Brachmonat, unter Gesängen und dem Geleit einer zahlreichen Priesterschaft, die Nähe Padua's erreicht, des Podestes Vorwachen zurückgeworfen und die Außenwerke, insonderheit am stark befestigten Thore von Pontecorvo beim ersten Anlauf genommen. Ansedisio aber verlor den Muth nicht; die Thore wurden in der Nacht zugemauert, die Thürme mit Mannschaft und Geschütz besetzt, schadhafte Stellen ausgebessert.

Mit der Frühe des folgenden Tages begann das Kreuzheer den Hauptsturm, welchen die Belagerten anfangs mit Erfolg bestanden. Viele tapfere Männer sanken auf beiden Seiten; in der Stadt wirkten Furcht, blinder Gehorsam, vor derselben Glaubenseifer, Rache, von den Priestern und Mönchen genährt. Am heftigsten entbrannte der Streit bei dem Thore der hohen Brücke (ponte altinato), wo Franciskaner, Dominikaner, Benedictiner, graue und weiße Brüder das Volk durch Wort und That anspornten. Endlich entschied ein glücklicher Zufall für die Belagerer; eine Katze nämlich, welche wider die Mauer geführt wurde, fing Feuer und theilte es bald auch dem benachbarten Thore und dem nächsten Hause mit. Als dieses Ansedisio gewahrte, verlor er den Muth und erblaßte.

Da nahete ein angesehener Bürger, Maino de Maniosi, und sprach: „Herr, lasset uns theidigen mit dem Erzbischof, das Leben und die Stadt zu retten!“ — Der Podeste stieß, ohne ein Wort zu sagen, den Rathgeber nieder, floh aber bald darauf durch das St. Johannisthor, dessen Schlüssel er hatte, gen Westen nach Vicenza. Fortan hörte jeder Widerstand auf, Ritter und Gemeine folgten dem Beispiel des Oberfeldherrn. Padua, jetzt befreit, mußte acht Tage lang allen Uebermuth und Frevel des Kirchenheeres dulden, welchem auch die Burg und die meisten Schlösser der Umgegend huldigten; nur Monselice, Cerro und Calaone trotzten hartnäckig. Groß war die Zahl der geretteten Schlachtopfer; aus sieben ansehnlichen Gebäuden Padua's und dem Hauptkerker in Citadella schritten Greise und Kinder, Männer und Frauen, die einen abgezehrt, die anderen geblendet, in langen Reihen, wie aus einem lebendigen Grabe hervor und mehrten überall durch Anblick, Klagen, Erzählung der geduldeten Schmach den Grimm wider ihren Unterdrücker.[90]) Dieser hatte inzwischen drei Tage nach dem Fall der Hauptstadt, welche er zu entsetzen hoffte, die Belagerung Mantua's aufgehoben und ohne Hinderniß den Mincio erreicht. Hier langte der erste Eilbote von Verona an und antwortete in Gegenwart vieler Zeugen auf die Frage: „was bringst du neues?“ — „Unglück, Herr! Ihr habt Padua verloren.“ — Sogleich ließ Ezzelino den Unvorsichtigen hinrichten. Gewarnt, bat der Nachfolger um geheimes Gehör. Bald darauf bestätigten Gorcia, Crepada und andere Ritter die Trauerkunde. Ezzelino aber verhehlte sie sorgfältig, setzte beim Anbruch der Nacht über den Fluß und erreichte, nirgends Rast gönnend, am folgenden Tage Verona, ließ, weil das Mißgeschick nicht länger verheimlicht

---

[90]) Vergleiche über Padua's Fall **Roland. 294 — 302. Monach. patav. 694 — 96. Index potestatum patavinorum** bei **Murat. VIII. 377. Godi 87. Roland. 295.** Das Gedächtniß an die Befreiung wurde alljährlich am 19. Juni durch Gottesdienst und Pferderennen erhalten. Siehe die Urkunde des Beschlusses bei **Muratori Antiq. II. 852.**

oder geläugnet werden konnte, die Thore besetzen, jedem Flüchtling Verstümmelung androhen, alle Paduaner unbewaffnet in einem ringsum eingehegten Platze sich versammeln, endlich durch besoldete Späher unter den erschreckten Bürgern das Gerücht aussprengen, bald werde man gen Padua ziehen, die Feinde wie Hunde todt schlagen. Inzwischen wurde den schnell berufenen Rittern und Dienstleuten die Frage vorgelegt, was über die nunmehr wehrlosen und der Gewalt preisgegebenen Paduaner zu beschließen seye? — Die Meinungen waren getheilt; der Podeste Vicenza's, Antonio de Ardenghis, rieth, ihm die Gefangenen als Hülfsschaar wider den Feind der Romano's zu übergeben; ein anderer Ritter schlug vor, alle ohne Unterschied in Verona einzukerkern und ihnen dadurch jede Gelegenheit der Vereinigung mit den Kirchlichen abzuschneiden. Dieser grausame Rath bekam die Obhand; alle der Stadt und dem Gebiet Padua Angehörige wurden sofort, trotz der vieljährigen Dienste, scheußlichen Kerkern übergeben, anfangs die Bürger und Landleute, darnach die Ritter, welche zum Theil jene zuerst hatten verhaften müssen; von 11,000 Gefangenen entkamen nach Jahren, heißt es, etwa 200 dem Tode, mehrere Unglückliche lagen, Füße und Hände abgehauen, in den Straßen, auf den Aeckern; aus Furcht vor den Henkern wollte Niemand Hülfe bringen.[81])

Das schauderhafteste, unerhörte Beispiel einer mit Rache und Blutgier vermischten Gerechtigkeit sahe gleichzeitig Verona; denn auf Ezzelino's Befehl wurde als feiger Verräther Padua's der Neffe Ansedisio de Guidotis mit allen Genossen der unrühmlichen Flucht zum Feuertode verurtheilt, der Spruch

---

[81]) Roland. 305. Et fuerunt ultra XI. millia personarum et ultra de solis his de Padua et Paduano districtu, quos in Veronae carceribus positos morte mala tempore procedente perire fecit, fame, siti, frigore, nuditate, aliquos suspendio, aliquos quoque gladio, alios vero igne. De tanta quoque multitudine captivorum nunquam 200 Paduam rediere. Coll. Index potestat. ad ann. 1256, wo 10,000, Monach. patav. 695. Monacis 149, wo 12,000, Smeregus, 100, wo 11,000 Gefangene genannt werden.

sofort auf dem Platze des heiligen Nazario im Amphitheater vollzogen. [22]) Darnach verließ ein zahlreiches Heer, von lombardischen, piemontesischen, deutschen Söldnern, den Dienstleuten des Hauses Romano, dem Aufgebot Verona's, Belluno's und des wieder gewonnenen Feltri gebildet, den Schauplatz des Schreckens, vertrieb aus Vicenza's Gebiet ohne Kampf die kirchlichen Schaaren, gewann nach zehntägiger Einschließung die Vesten Montegalda und Montegaldella, dessen Besatzung geblendet wurde, siegte im Vorgefechte bei Arselica, und erschien, durch beträchtliche Abtheilungen der cremonesischen, pavianischen, bergamesischen Ritterschaft und den Gewalthaufen Vicenza's bis zu 5000 Streitern verstärkt, am 26. August vor den Mauern Padua's. Hier hatten Philipp, päbstlicher Legat, Gregor, Patriarch von Aquileja mit vielen Dienstmannen, der Markgraf Azzo von Este, Feldhauptmann (capitaneus) und Marschall des Kreuzheeres, etliche Fahnen Venetianer, Ferrarenser, Bo-

---

[22]) **Smeregus**, p. 100. berichtet als Zeitgenosse: „Et D. Ansedisius, nepos D. Eccelini, qui erat Potestas Paduae, et Capitanei, et Custodes, qui erant in castro D. Eccelini et aliis fortilitiis, fugierunt, et relaxaverunt castrum et omnia fortilitia. Qui D. Eccelinus fecit fieri maximam justitiam de ipsis, quia omnes combusti fuerunt Veronae in loco S. Nazarii, qui capti fuerunt; et D. Ansedisius obiit de primo (var. „famo“). Darauf wird erst die Einkerkerung aller in Verona befindlichen Paduaner gemeldet. . . „Et Paduani, qui capti fuerant Veronae, potuerunt esse circa undecim mille, de quibus circa ducenti vixerunt post mortem D. Eccelini, et omnes alii obierunt in carceribus.“ **Godi** p. 87. verwechselt die Dienstleute Ezzelino's mit den Paduanern und berichtet: „Duodecim mille Paduani in quodam guarnimento (ist das Amphitheater) crudeliter igne extincti.“ Denselben Irrthum haben spätere Berichterstatter bis auf unsere Tage fortgepflanzt und ein unhistorisches auto da fe von 11,000 Paduanern erfabelt. Richtiger bemerkt **Benven. Imolens.** bei **Murator.** I. 1244: „omnes Paduanos (12,000) ferro et igne et fame consumsit“ und der **Monach. patav.** p. 707 „in una die fere ducentos Veronenses fecit simul cum ipo carcere, igne circumposito, concremari.“ —

logneser, Mantuaner, der Ritter Biacquino von Camino, die von Ezzelino Geächteten, endlich alle für die Behauptung der Freiheit entschlossene Paduaner, mit Einsicht und Nachdruck zu standhafter Gegenwehr gerüstet, auf der Abendseite die Stadt mit einem breiten, drei Miglien langen, Graben und starker hölzerner Brustwehr umgeben. Alle Anstrengungen der Belagerer, welche zweimal wider die Außenwerke anstürmten, blieben fruchtlos, alle Kriegslist scheiterte an der Wachsamkeit, Eintracht des von klugen Führern geleiteten, vom Glaubenseifer, den Priester und Mönche nährten, entflammten Feindes, also daß Ezzelino nach einem fruchtlosen Versuche, Monselice zu entsetzen, den 4. Sept. von Padua gen Vicenza aufbrach,[93]) hier der Bürgergemeinde die Feigheit der Kirchlichen, welche hinter Wällen und Mauern Schirm suchten, und den Heldenmuth der Seinigen schilderte, also schließend: „ich aber will nicht, daß Jemand meinen getreuen Vicentinern vorwerfe, sich gleich den weibischen Paduanern hinter Gräben und Thürmen zu bergen. Darum mögen sie draußen und in den Vorstädten rasten, damit der Feind, wenn ihn Keckheit hieher führt, zu seinem Schaden erfahre, was die Freiheitsliebe der Vicentiner vermag!“ Hierauf wurde die Stadt von Deutschen und Piemontesen besetzt, die Bürgerschaft aber in die Vorstädte gelegt; Viele entflohen, durch das Mißtrauen beleidigt und am Vaterlande verzweifelnd, gen Padua. Kaum in Verona angelangt, beschied der stets unruhige Gewaltherr die Gefangenwärter vor sich und fragte nach dem Betragen der eingekerkerten Paduaner. Berichtet, daß Etliche durch Zeichen, Briefe und andere Mittel der schwarzen Kunst (geumantia) den unglücklichen Ausgang des paduanischen Feldzugs vorherverkündigt und die Leidensgenossen getröstet hätten, ließ Ezzelino alle Schuldigen, sieben an der Zahl, auf der Stelle enthaupten;[94]) so stark mischten sich in dem finstern Gemüth Blutgier und Schwärmerei.

In dem folgenden 1257ten Jahre wurde die Fehde zwi-

---

[93]) Roland. p. 312 — 318. Monach. patav. p. 696.

[94]) decollavit. Rol. 320.

schen Romano und der Kirche ohne Nachdruck und entscheidende Ereignisse fortgesetzt; denn während diese durch Fürsprache des klugen und gelehrten Predigermönchs Eberhard Brescia, durch Uebergabe der hartgedrängten Besatzung die letzten feindlichen Burgen im paduanischen Gebiet, Calaone, Cerro und Monselice gewann, Piacenza's und Pavia's Treue nach Vertreibung des mächtigen, fast allein herrschenden Markgrafen Uberto Palavicino befestigte, [95]) siegte Ezzelino in den meisten Gefechten und vereinigte sich offenbar mit dem längst in geheim befreundeten Bruder Alberico, welcher im Namen der Kirche Trevigi's Bürgerschaft und Adel durch Steuer, Kerker, Acht, Hinrichtung an den Verlust der Freiheit nachdrücklicher denn je zu mahnen begann. [96])

Unterdessen hatte die Besatzung Brescia's durch den welfisch kirchlichen Anhang die Kräfte der Gibellinen und ihres scheinbaren Oberhauptes bedeutend geschwächt, so daß die Wiedereroberung im Jahr 1258 ebenso schnell beschlossen als ausgeführt wurde. Während demnach Palavicino, den Feind zu reizen, gegen Ende August's vor zwei brescianischen Burgen am Oglio lagerte, erwartete der Bundesgenosse in den obern Landen mit Sehnsucht den günstigen Zeitpunkt eines raschen Aufbruchs. Jener erschien früher als man hoffen konnte. Kaum hatte nämlich der Erzbischof Philipp, kundiger in Friedens- denn in Kriegssachen, die Bedrängniß der genannten Schlösser vernommen, als er mit der Mannschaft Brescia's, Mantua's und anderen kirchlichen Schaaren zum Entsatze aufbrach, indeß Ezzelino gleichzeitig die Veronesen, Vicentiner, mit den Dienstleuten aus Pe-

---

[95]) Monach. patav. 697. Eodem anno Papienses primo et Placentini secundo jugum Uberti Palavicini a suis cervicibus viriliter excusserunt. Nam, sicut Ecelinus in Marchia, ita ille super partem Friderici in civitatibus Lombardiae tyrannidem exercebat. Coll. Roland. pag. 321. Chron. patav. ad h. ann.

[96]) Monach. patav. l. c. „qui per multos annos inexorabilem discordiam habuerat cum fratre suo Ecelino." — Abweichend und glaublicher berichten Smereg. ad ann. 1242. Rol. 303. 326.

demonte und den deutschen Söldnern vereinigt, unentdeckt dem Markgrafen noch vor der Ankunft des feindlichen Heeres zuführte. Dieses forderte, obgleich etliche Hauptleute widerriethen, ungestüm die Schlacht; sie endigte mit einer vollständigen Niederlage; Reiterei und Fußvolk, zuerst die Brescianer, flohen nach kurzer Gegenwehr; der Podeste von Mantua, der Erzbischof Philipp kamen sammt den meisten Schaaren, welche dem Schwerte des Feindes entronnen waren, in Gefangenschaft. Etliche Tage nach dem Siege bei Torricella, welcher am 1sten Herbstmonat die Hoffnungen der Welfen vereitelte, zogen Ezzelino und Palavicino in Brescia ein. Die unglückliche Stadt, unter beider Herrschaft gestellt, mußte ihre bisherigen Grundsätze durch Aechtung, Einkerkerung, Tod der angesehensten Bürger büßen, zumal da Palavicino und der mächtige Cremonese Buoso da Dovera, um den Anfang des Jahres 1359 aus Mißtrauen, halb durch Güte, halb durch Gewalt entfernt und mit ihrem bewaffneten Gefolge nach Cremona gesandt wurden. [97]) Ezzelino, dergestalt allgewaltig in Brescia, nahm schwere Rache an allen Freunden der Kirche, behandelte aber den Erzbischof von Ravenna, seinen Gefangenen, mit ausgezeichneter Achtung, ja, lud ihn kurz vor den Fasten am 1. Februar zu einem glänzenden Mahle ein und sprach, nachdem sich die übrigen Gäste entfernt hatten, traulich also: „Oft, Herr Legat, hab' ich darüber nachgedacht, wie doch die heilige Mutter, die Kirche, dulden kann, daß unter ihren Flügeln ein Christ dem andern Schaden zufüge, und die Diener des göttlichen Worts sich auf Raub und Mord wenden. Bekanntlich haben ja, auch Ihr müßt es wissen, am Tage der Einnahme Padua's, die Streiter des Kreuzes und des heiligen Vaters Christen geplündert, ermordet, Waisen und Unmündige an den Bettelstab gebracht. Wunderbar; denn so bekannten sie, daß ihnen die Kirche Erlaubniß zu solchen Freveln gegeben, auch vergönnt habe, das geraubte Gut ohne Gewissensunruhe behalten zu dürfen."

---

[97]) Roland. 331. 332. Monach. patav. 701. 702.

„Eure Hoheit möge", entgegnete der Geistliche, „auf die Worte des Herrn mit aller Achtsamkeit, wie es dem Adel gebührt, merken! Es ist Euch nämlich vollkommen bekannt, daß befehlen und einwilligen zwei verschiedene Dinge sind, ferner, daß die heil. römische Kirche, der gesammten Christenheit Amme und Meisterin, laut evangelischer Satzung von Christo die Schlüssel des Himmelreichs erhalten hat, damit, was sie binde auf Erden, gebunden sey im Himmel, und was sie löse auf Erden, gelöset sey im Himmel. Daher kann sie nach der Machtvollkommenheit Jesu Christi solche Menschen züchtigen, welche der Kirchenfreiheit widerstreben. Auch verdienen die Diener der Kirche keinen Tadel, wenn sie derselben halsstarrige, oft gewarnte Feinde, deren Blut ohne Ungerechtigkeit vergossen werden könnte, am weltlichen Gut strafen. Jedoch wäre es allerdings besser gewesen, an jenem Tage eine weiland rechtgläubige Stadt nicht zu plündern, ja, wir halten es für heilsamer, wenn der Raub, zu welchem Haß oder Habsucht trieb, auch jetzt noch wieder ausgeliefert würde und möchten Jeglichen, der unsern Rath suchte, dahin bewegen, dem Besitzer, insonderheit dem Armen, seine Habe zu überliefern." —

Ezzelino, welcher diese Beweisführung weder billigen noch widerlegen mochte, brach das Gespräch ab, wünschte dem Legaten gute Nacht, wandelte, indeß der Edelknabe aus Purpurdecken ein Lager bereitete, etlichemal im weiten Saale auf und ab und begab sich sodann zur Ruhe. Da nahete dem stets bewegten Geiste ein seltsames Traumgesicht. In den fernsten Bergthälern der Trevisanischen Mark vermeinte Ezzelino zu jagen und, erschöpft von den Tagsbeschwerden, der Dienerschaft die Bereitung eines Mahls und Lagers zu gebieten. Jene gehorchte; allein der gedeckte Tisch erschien nicht, wie befohlen war, bei Campisio, sondern in weiter Ferne, im Herzen Lombardien's bei der 100 Miglien entlegenen Burg Soncino. Alsbald kam ob des Ungehorsams der Diener solcher Zorn über den Herrn, daß er augenblickliche Hinrichtung gebot, den warnenden Wink des Schicksals aber nicht verstand. [98])

[98]) Roland. 337.

Sechster Abschnitt.

Ezzelino's Tod, des Hauses Romano Untergang.

Die dem Fall schon nahe, dann plötzlich verjüngte Macht des Hauses Romano hatte ihre Feinde, insonderheit den Pabst Alexander durch neue Besorgnisse zu verdoppelter Thätigkeit angespornt. Weltliche wie geistliche Herren, Gemeinden wie einzelne Bürger, Welfen wie Gibellinen erkannten die Wichtigkeit des Zeitpunkts und daß, wenn jemals so jetzt, Zwietracht vergessen, das Aeußerste gewagt oder befürchtet werden müßte. Daher einigte gemeinsame Noth die feindseligsten Gegensätze, den ehrgeizigen Markgrafen Palavicino mit dem gleichgearteten Nebenbuhler Buoso da Dovera, welche den Verlust ihres Antheils an Brescia rächen wollten, Mailand, von dem Volksführer Martino della Torre beinahe unumschränkt geleitet, mit dem eifersüchtigen Cremona, den Markgrafen von Este mit den bisher argwöhnischen Parteihäuptern Mailand's und Cremona's, die von Ezzelino vertriebenen Gibellinen Verona's, Vicenza's, Padua's und der Mark mit den Welfen Lombardien's und Romagna's. Diese Herren und Städte, denen Mantua, Ferrara und andere beitraten, schlossen unter Vermittlung der Kirche im März 1259 ein geheimes Bündniß wider Ezzelino da Romano, welcher seinerseits, dem Werke früherer Jahre die Krone aufzusetzen, die außerordentlichsten Anstrengungen machte. Also wurde, indeß andere Boten die Fürsten Deutschland's, den König von Ungarn, die Gemeinden Italien's durch Geld, Schmeichelei, Verheißungen wider die Kirche aufzuregen trachteten, [99]) mit Alfons, König Kastilien's und theilweis erwähltem Kaiser der Deutschen, ein Schutz- und Trutzbündniß für den bevorstehenden Zug nach Italien aufgerichtet, vor allem aber die günstige Lage der mailändischen Angelegenheiten mit rascher Geistesgegenwart benutzt. Nach dem Tode Friedrich's II. nämlich brachen bei dem Verschwinden der äußeren Gefahr die Parteiungen mit desto größerer Stärke

---

[99]) Monach. patav. p. 702.

hervor, je mehr sich der Gährungsstoff im Inneren angehäuft hatte. Der Adel, in den Tagen der Bedrängniß nur zu oft dem Kaiserthum befreundet, sah sich unerwartet in einen höchst gefährlichen Kampf verwickelt. Das Volk, getheilt in die Motta, aus freigewordenen, reichen und größtentheils mit dem Handel beschäftigten Lehnleuten gebildet, und die gemeine Bürgerschaft (Credenza), erhob sich, ungeduldig der schweren Besteuerung, zuerst 1254 wider den sehr bevorrechteten Adel; doch stillte wahrscheinlich die Vermittelung des Markgrafen Gualvano Lancia, welcher schon 1253 für drei Jahre das Oberregiment der Stadt (die Signoria) erhalten hatte, den ersten Ausbruch eines fortan unausgesetzten Parteikampfes.[100]) Desto gewaltiger loderte die unterdrückte Flamme im Heumonat 1257 auf. Ein Bürger nämlich, Wilhelm von Salvo, welcher dem Herrn Wilhelm da Landriano eine beträchtliche Geldsumme geliehen hatte, wurde von dem Schuldner zu Tische geladen und arglistig erschlagen. Die That breitete sich, obschon der Mörder den Leichnam unter einen Strohhaufen verborgen hatte, dennoch aus. Da kam Grimm über das Volk, welches um den Körper seines Mitbürgers versammelt, in heftige Klagen ausbrach. „Seht, sprachen viele, so behandelt man die armen Leute, wenn sie das Ihrige zurückfordern.“ Alsbald in allen Quartieren und Straßen Wappnung und Aufruhr. Landriano's Haus wurde gebrochen, der Adel, obgleich durch den Erzbischof Leo da Perego geschirmt, ausgetrieben, die Leitung des Kriegs dem schon früher hochangesehenen Martino della Torre übertragen; denn die Kapitaneen und Valvassoren hatten sich, verstärkt durch den benachbarten Adel, in der Grafschaft Seprio festgesetzt, besonders in der Burg Fagnano. Schon standen beide Parteien, der Adel vom Erzbischof, das Volk von Martino della Torre befehligt, am 24. August bei Nerviano zur Entscheidungsschlacht gerüstet, einander gegenüber, als die Boten Novara's, Brescia's, Bergamo's, Cremona's, Pavia's, Lucca's und des Grafen Aegidio von Cortenuova einen monatlichen Waffenstillstand vermittelten

---

[100]) Vgl. Giulini VIII. 105. 114.

und verschlugen, den Pabst als Schiedsrichter anzuerkennen. Das Erbieten wurde angenommen; Gesandte beider Theile gingen nach Rom, Adel und Volk zogen in die Stadt zurück; den Erzbischof und etliche Andere, welche Heimkehr verschmäheten, traf die Acht, den Podeste Beno de Gozadini, ungerechter Besteuerung überführt, der Tod. Seine Nachfolger, die Podesten Filippo Vicedomino und Ricardo della Fontana richteten alle Sorge auf Wiederherstellung des Friedens, welcher am 4. April 1258 in der Kirche des heil. Ambrosius von 32 Bevollmächtigten des Volks und 32 des Adels unter folgenden Hauptbedingungen beschworen wurde: „Alle Aemter und Würden der Republik, stehende wie außerordentliche, sollen beiden Theilen zur Hälfte übertragen, alle Aechtungsurtheile widerrufen, die eingezogenen Güter zurückgestellt, endlich alle diesem Frieden widersprechende Beschlüsse vernichtet werden." Aber diese Sühne dauerte nur drei Monate; bereits am Peterstage zogen die Kapitaneen und Valvassoren, erbittert über die Schmälerung der schon als erblich betrachteten Vorrechte, größtentheils aus der Stadt gen Canturio, erwählten hier Paolo da Soresina zu ihrem Podeste und umringten, durch Zuzüge aus Novara, Cremona, Brescia, Pavia beträchtlich verstärkt, im Heumonat das von Friedensunterhandlungen getäuschte Volksheer in dem Engpaß Prato Pagano. Auflösung des Ambrosianischen Vertrages war das schwere Opfer, welches den Eingeschlossenen die Rückkehr erkaufte, zugleich Ursache der wiedererneuerten Fehde. Das Volk, im Anfange des Jahres 1259 überall siegreich, glaubte aber thörichterweise für die Behauptung der Freiheit eines Vorstehers zu bedürfen, der Aeltester und Herr geheißen (Anziano, Signore) durch den Glanz des Namens drohende Gefahren beseitigen könnte; es erwog nicht, daß die Signorien schon in anderen Städten dem Fürstenthum die Bahn gebrochen hatten. Also wurde den 30. März die Gemeinde in die Kirche der heil. Tecla beschieden, um einen Aeltesten zu erwählen. Der verdeckte Zwiespalt brach jetzt in offne That aus; die Motta stimmte für den jungen und

tapfern Azzolino Marcellino, die Credenza für Martino della Torre. Darob heftige Reden und Gegenreden. Endlich gaben die Zünfte (i paratici, le università degli artefici), welche einen beträchtlichen Theil der Bürgerschaft bildeten, den Ausschlag; Martino della Torre wurde nach eidlichem Verheißen, alle wichtige Angelegenheiten des Kriegs und Friedens vor die Credenza zu bringen, von der Mehrheit zum Haupt, Aeltesten und Herrn (capo, anciano, signore) des mailändischen Volks erkoren und unter zahlreichem Geleite aus der Kirche in seine Wohnung geführt, indeß die Motta zurückblieb und den genannten Azzolino Marcellino wählte. Der Bürgerkrieg war jetzt fast unvermeidlich; mit dem Anbruch des dritten April wimmelten Straßen und Plätze von bewaffneten Heerhaufen, welche vollständig gerüstet und unter die Banner vertheilt, ihre feindseligen Grundsätze offenem Kampfe anvertrauen wollten. Die Parteien wuchsen mit der Erbitterung; die Einen erklärten sich für della Torre, die Anderen für Marcellino, noch Andere für Wilhelm da Soresina; nur die kräftigen und klugen Gegenanstalten des Podeste Galoressio, welchem die besonnenen Bürger folgten, hemmten den Ausbruch des Parteihasses; beide Wahlen wurden für ungültig erklärt. Allein die unbedachtsame Leidenschaftlichkeit Marcellino's, der öffentlich seinen Nebenbuhler der Herrschlust und des Einverständnisses mit den Fremden beschuldigte, wurde die Ursache neuer Wirren; die Volksparteien traten schroffer denn je hervor; Mißtrauen, Haß, Zügellosigkeit wuchsen in solchem Grade, daß Azzolino Marcellino von unbekannter Hand einen tödtlichen Messerstich empfangen konnte. Sofort gewann die Partei der Credenza entschiedenes Uebergewicht; am 24. April wurde Martin della Torre wiederum unter größerer Feierlichkeit zum Aeltesten und Herrn des mailändischen Volks erkoren, worauf sich die Motta, mehr des neuen denn des alten Hasses eingedenk, mit dem Adel vereinigte und den Podeste desselben, Wilhelm da Soresina auch als den ihrigen anerkannte. Inzwischen langte der Legat des Pabstes, Erzbischof Heinrich von Embrun an und bewog, damit der drohende Sturm noch einmal beschwichtiget

würde, die Häupter beider Parteien, sich freiwillig zu verbannen. Aber Martino della Torre kehrte bald nach der Abreise des Friedensstifters heimlich zurück, versammelte im Kloster des heiligen Dionys außerhalb der Mauern die eifrigsten Freunde, hielt am folgenden Tage, von bewaffneten Schaaren geleitet, feierlichen Einzug, verjagte, nicht ohne Blutvergießen, viele Adelige, welche Sühne verschmäheten, und leitete fortan mit unbestrittenem Ansehen die Handlungen der Bürgergemeinde. Da wandte sich der Adel in den Burgen des Flachlandes auf Vorschlag Wilhelm's von Soresina in den ersten Tagen Herbstmonats an seinen bisherigen Widersacher Ezzelino da Romano, verhieß die Herrschaft über Mailand als Lohn der Hülfe und stellte die eigenen Kinder zu Geißeln der Treue.[101]) Nichts

[101]) Vergl. über die mailändischen Sachen Giulini B. 55. Bd. 8. und die hist. MS. Ezzelini, welcher wir für die Bestätigung des in dem Text Gegebenen folgende Hauptstellen entheben: „Quare Boxius de Dovara, qui eo tempore inter Cremonenses nobilitate et divitiis praepotens erat, dissoluto foedere, Ubertus Palevicinus in arma cum Thurriano convenerant, qui spem tuendae libertatis ac societatis viam apportabat. Quod sibi haud difficile videbatur propter insolentiam et superba patriciorum facta, quos plebs violata tolli cupiebat. Sed Thurriani consilia patricios minime latuere; nudi praesidio Actiolinum tirannum supplices adeunt et sortem suam calamitosam miserando rogant et obtestantur, ut se a libidine et crudelitate factiosorum tueatur. Arma et opes contra seditiosos et violentos cives tirannus permittit, hortatus bono essent animo et haud diutius exulaturos . . . .“ Von der Versammlung in der Kirche der heil. Tecla heißt es: „Multo ibi ad conciliandos populi animos praefatus (Turrianus) jurejurando fidem obstrinxit, quaecunque aut domi aut foris agi oporteret, ea omnia ad consilium credentiae relaturum, sine cujus permissu nihil quidquam negotiorum acturus esset. Facile illi fuit hoc remedio tumultuantem plebem temperare, tam propter antiquam et adhuc flagrantem in patricios simultatem, tam quod ipse mansueto et miti ingenio praeditus foret.“ Marcellini wird geschildert als adolescens ingentis spiritus, verbis imprudens, popularis admodum. . . . In certamen deveniunt, nec incruenta seditio stetit, siquidem adolescens gladio suffossus occubuit. . . .

konnte dem neuen Schutzherrn, welcher schon lange für einen Hauptschlag wider den Eckpfeiler der lombardischen Gemeinden gerüstet und selbst mit den Fremden Bündniß abgeschlossen hatte, erwünschter seyn als der Antrag des mailändischen Adels. Bereitwillig wurde daher Beistand zugesagt, durch Späher der Parteien Lage erforscht und alles mit eben so großer Verschwiegenheit als Umsicht für das entscheidende Unternehmen vorbereitet. Endlich, da Zeit, Gelegenheit günstig, die Streitkräfte hinlänglich erschienen, geschah in der von den Sternkundigen festgesetzten Stunde gegen Ende August's der Aufbruch; zahlreiche Schaaren zu Roß und zu Fuß zogen aus Brescia wider das von den Kirchlichen besetzte Orci, um, wie verkündigt wurde, nach Bezwingung dieser festen Burg in das Cremonesische einzufallen. Indeß waren auch die Feinde, welche schon im April den Feldzug durch Verheerung des vicentinischen Gebiets eröffnet hatten, nicht unthätig geblieben; denn auf die Kunde vom Anzug Ezzelino's, lagerten die Cremoneser unter Buoso da Dovera und Palavicino am Oglio bei Soncino, während der Markgraf von Este seine Dienstmannen, welchen sich Mantuaner und Ferrarenser anschlossen, auf Marcaria richtete, Martino della Torre mit dem Aufgebot Mailand's Cassano an der Adda zu erreichen suchte. Diese klugen, für Abwehr und Angriff berechneten Anstalten durchschauete und vereitelte Ezzelino. In der Nacht nämlich vom 17. auf den 18. Herbstmonat wurde alles Fußvolk nach Brescia entlassen, die 8000 Mann starke Reiterei aber, in welcher 3000 erlesene Ritter aus Brescia, Pedemonte, Deutschland, Vicenza, Verona dienten, durch eine Furt bei Palazzola unentdeckt über den Oglio, darnach von dem mailändischen Adel verstärkt, über den Adda gerade auf Mailand geführt. Ein Zufall rettete die Stadt; denn Martino della Torre auf dem Zuge nach Cassano bei Pioltello durch Boten Bergamo's von der drohenden Gefahr benachrichtigt, kehrte schnell um und traf die nöthigen Vertheidigungsanstalten. Ezzelino, in seinen Berechnungen getäuscht, wandte sich jetzt voll Wuth und lüstern nach der eisernen Krone wider Monza, zurückgeschlagen gegen Trezzo und lagerte, als

auch hier das Glück scheiterte, nach Besetzung der Brücke von Cassano bei dem Flecken Vilmercato, theils auszuruhen, theils die neuen Schaaren mailändischer Kapitaneen und Valvassoren zu erwarten. Dieser Aufschub wurde verderblich; denn während Palavicino, Buoso da Dovera und der Markgraf von Este mit dem Aufgebot Mantua's, Ferrara's, Cremona's, Este's, die Brücke bei Cassano erstürmten, durch Schanzen mit beträchtlicher Mannschaft sicherten und alle Furten der Adda besetzten, zog Martino della Torre gen Monza, von Mittag her den Gegner umgarnend. Dieser, welcher ruhig in Vilmercato schlief, als die Kunde vom Unfall bei Cassano anlangte, brach sogleich auf, den einzigen Uebergangspunkt noch vor der Ankunft della Torre's zu erstürmen. Ein heftiger Streit entbrannte; schon schwankten die Kirchlichen, als Ezzelino, im Vordergewühl der Schlacht, am Fuße durch einen Pfeil schwer verwundet und unfähig ob des Schmerzes, den Kampf zu leiten, Rückzug nach Vilmercato gebot.[102]) Hier kaum nothdürftig verbunden, von den mailändischen Rittern verlassen, antwortete der greise Held abmahnenden Freunden: „euer Rath ist der beste, aber ich will vor- nicht rückwärts und heute ohne Brücke einen Zug machen, wie ihn kein Feind mit der Brücke versucht hat,"[103]) und führte einen Theil des Heeres, indeß der andere Cassano bedrohte, durch eine geschickte Seitenbewegung außerhalb des feindlichen Gesichtskreises an einer seichten Stelle über den Fluß, mehreremal „Bassano, Cassano!" geheimnißvoll rufend. Während am linken Ufer die Ankunft der Nachhut, aus Brescianern gebildet, erwartet wurde, zeigte sich im Hintergrunde der zum Kampf anrückende Feind. Ezzelino aber verachtete ihn so tief, daß er den zugekehrten Rücken nicht eher wandte, als bis die letzten Schaaren der Seinigen eintrafen. Dann ordnete er vom Streitroß herab ruhig die Schlachtreihen. Allein der Brescianer unsichere Bewe-

---

[102]) Godi „de uno piloto in pede fuit vulneratus. Chron. MS. tragula crus transjicitur.

[103]) Salimbeni (MS.) bei Raumer III. 438. Cull. Roland. 350.

gungen, welche den Gedanken an beschlossenen Verrath erwecken mußten, brachte Bestürzung über das meiste Kriegsvolk; Etliche blickten nach Wegen der Flucht, Andere drängten sich um den Feldherrn, wie um ein gemeinsames Bollwerk, zusammen. Diesen Augenblick des Schreckens benutzten die Verbündeten und stürmten von allen Seiten her wider die Stelle an, welche Ezzelino einnahm. Er, nicht geschreckt durch die Flucht oder die Untreue der meisten Haufen, zog sich mit etlichen Schaaren Getreuer Schritt vor Schritt unter beständigem Kampf auf der Straße von Bergamo zurück. Aber bald von der feindlichen Ueberzahl umringt, das Haupt von einem Keulenschlage schwer getroffen, auch von den letzten Gefährten verlassen, sah sich Ezzelino, nachdem er des Feldherrn und gemeinen Kriegers Pflichten erfüllt hatte, in den Händen seiner Feinde; Freudengeschrei, Trommetenhall, Gewieher der Rosse, kündigten der Nachbarschaft den Sturz des Gewaltherrn an; von allen Seiten strömten Krieger und Volk herbei, des Gefangenen zu spotten, welcher düster und schweigend die Augen auf den Boden heftete. Aber Palavicino, der Markgraf Azzo und Buoso da Dovera duldeten keine Mißhandlung; ja, der Letzte räumte dem Mann, der ihn einst aus den Kerkern Bologna's gerettet hatte, so lange das eigene Zelt ein, bis er in die benachbarte Burg Soncino gebracht werden konnte. Solches geschah am Tage der heiligen Cosmas und Damianus am 26sten Herbstmonat. [104]) Alle ärztliche Hülfe und menschenfreundliche Pflege wirkten auf Ezzelino nicht, der, als in einem benachbarten Gotteshause Freudengeläute ertönte, grimmig dem Wächter gebot, den Priester niederzustoßen, und auf die Mahnung, der

---

[104]) Roland. die quarto exeunte Septembri (var.). Monach. Patav. 704. p. 351. Giulin. VIII. 171. hat mit dem Chron. Veronens. pag. 638. den 27. Sept. Den Siegesjubel schildert Mon. patav. also: „postquam autem rumor insonuit per exercitum, quod captus erat perfidus Ecelinus, a vocibus clamantium populorum, a strepitu concurrentium equorum et clangore tubarum terra tremere videbatur. Omnes quippe certatim currebant ad diaboli monstrum et Satanae spectaculum intuendum."

Gefangenschaft zu gedenken, ruhig fragte: „Wo kam ich in Haft?" darnach, als: „bei Cassano!" geantwortet wurde, versetzte: „Bassano und Cassano sind nicht weit von einander; bei Bassano zu sterben, wurde mir geweissagt!" [105]) die geistlichen Tröstungen der Minoriten und Predigermönche trotzig abwies und auf den Rath, seine Sünden zu bereuen, entgegnete: „Ich habe nichts zu bereuen, als daß ich an meinen Feinden nur unvollständige Rache nahm, mein Heer schlecht anführte und mich täuschen und betrügen ließ." [106]) Fortan mied der Gefangene, nur bisweilen durch Schmähungen die finstere Stimmung entladend, alle Arznei und Nahrung und riß sich am Morgen des eilften Tages nach der Schlacht am Addafluß die Wunden auf, den zögernden Tod zu beschleunigen. Also starb Ezzelino da Romano, sich getreu bis auf die letzten Augenblicke. Der Körper, in einen marmornen Sarg eingeschlossen, wurde unter dem Geleite der cremonesischen und anderer Ritter unweit der Treppe des Gemeindehauses von Soncino feierlich in ungeweiheter Erde beigesetzt. [107]) Das Traumgesicht in Brescia hatte Erfüllung gefunden.

---

[105]) Jacobus von Agui bei Moriondus II. 157, welche Raumer III. 439 anzieht. Coll. Villani l. VI. c. 73. „Il quale (Azzolino) trovava per sue profetie, che dovea morire nel Contado di Padova in uno Castello, che havea nome Basciano, et in quello non entrava; et quando si sentì fedito, domandò come si chiamava quel Castello, dove egli era in prigione; fugli detto, che si chiamava Casciano; onde egli all'hora disse Casciano et Basciano tutto è uno, et giudicossi morto."

[106]) Martin da Canale. MS. bei Raumer l. c.

[107]) Roland. p. 352. Sepultus est in Soncino, ibique post longaeva certamina, mortisque multa discrimina, post labores anxios et multiplices, ac plures strepitus bellicosos, in loco sibi, licet in aenigmate, praemonstrato, Campisionis tumulo defraudato parentum, in aliena patria corporaliter requievit. Chron. Veronens. ad h. ann. sepultus est sub scalis palatii castri Communis Soncini. Hist. Ecelini MS. f. 237. „ab ira et rabie cibum et remedia respuens inter minas et atrocia verba

Ezzelino's Tod, anfangs bezweifelt, gab den öffentlichen wie den heimlichen Feinden des Hauses Romano überall das Zeichen zur Erhebung für die Freiheit. Vicenza, von Padua unterstützt, verjagte seine Besatzung; Bassano huldigte der Gemeinde Padua, dessen Podeste Guido de Fogliano Herrn Thomasio da Arena die Verwaltung übertrug; Trevigi, das Alberico etliche Tage nach dem Tode des Bruders mit Schätzen, Weib, Kind und Dienerschaft geräumt hatte, empfing durch den zum Rector und Podeste erkornen Venetianer Marco Badoario neue Ordnungen und rief alle Flüchtlinge zurück; Verona vertrieb das Söldnerheer, öffnete die Kerker und söhnte sich mit dem Grafen von St. Bonifacio und anderen Feinden aus; alle Burgen der Mark gelobten freudig ihren Städten Gehorsam; Mißtrauen, Zwietracht, Parteiungen wichen dem ersten starken Gefühl der Freiheit.

Inzwischen wohnte Alberico in dem Schlosse St. Zeno, welches auf einem jähen Berge zwischen Bassano und Asolo erbaut, Ezzelino schon vor Jahren durch hohe Mauern, tiefe Gräben, feste Gewölbe und Thürme gesichert und mit einem prachtvollen Palaste geziert hatte. Die Burg, reichlich mit Lebensmitteln versehen und von Deutschen geschirmt, konnte für unüberwindlich gelten; daher unternahm Alberico, der Ruhe ungeduldig, oft glückliche Streifzüge bis in die Nähe Bassano's und schädigte den Feind an Menschen und Gut. Darob zürnten endlich die von Trevigi, riefen Venedig, Padua, Vicenza, den Markgrafen von Este um Beistand an und legten sich im Anfang Brachmonats mit den zahlreichen Zuzügen dieser und anderer Bundesgenossen vor St. Zeno. Aber alle Anstrengungen der Belagerer scheiterten; vergeblich wurden Wurfgeschosse ge-

defecit. Smereg. 101, der den Tod 5 Tage nach der Schlacht bei Cassano setzt; dagegen Roland. 11 Tage. Monach. patav. „sub porticu palatii versus ecclesiam S. Mariae Plebis, et non in sacrato loco reconditur. Smereg. l. c. erwähnt folgende, gewiß spätere Grabschrift:

„Terra Sunzini tumulus canis est Eccelini,
Quem lacerant manes tartareique canes."

schleudert, Mauerbrecher aufgestellt, Stürme gewagt. Endlich wirkte Bestechung; Mesa, Burgvogt, (magister castri, insignerius), verzweifelte, als täglich die Zahl der Feinde wuchs, an der Rettung und übergab, mit etlichen Deutschen einverstanden, am 22. August die Außenwerke (cortina). Alberico aber, welcher mit den Seinigen und etlichen getreuen Dienstmannen (masnada), in einen überaus hohen und festen Thurm als die einzige Schirmstätte geflüchtet war, widerstand drei Tage lang den Qualen nicht sowohl des Hungers als des Durstes. Endlich versammelte er, weil Starrsinn Allen den Untergang drohete, sein Weib, seine Söhne und Töchter und redete tief bewegt also: „Erfüllt sehe ich die Weissagung meiner Mutter, seligen Angedenkens, wenn sie sprach: „Ein mächtiges Brüderpaar vertilgt das Volk der Mark und des heil. Zeno Mauer umschließt es.“ [108]) Ezzelino's Stärke und Weisheit liegt grausam und unwürdig in Lombardien darniedergeschlagen und auch mich bedrängt der Verräther Bosheit. Also stürzt jetzt die Herrlichkeit des Hauses Romano und bleibt auf immer gebrochen. Ihr aber, geliebte Kinder, lebet fort als Erben des edlen Geschlechtes und gedenket, so Einer den Händen der Feinde entrinnt, der pflichtmäßigen Blutrache! Denn noch habt Ihr Besitzthum in Lombardien, Pedemonte, noch leben in Thuscia Eure Sippen, die mächtigen, tapferen Grafen von Magono; willig, so gebeut's die Natur, werden sie Euch und unserm Anhang Gunst leihen. Ich aber gebe Euch meinen väterlichen Segen und bete zu Gott dem Allmächtigem, daß er Euch Weisheit verleihe, Reichthum, der Güter Fülle, standhafte Freunde, Gesundheit, Ehre und Sieg über unsere Feinde.“ —

Darnach berief Alberico die Krieger und Dienstmannen und sprach: „es ist besser, ich sterbe allein, denn daß Ihr alle mit mir umkommt. Darum überliefert mich und die Meinigen den Feinden als Gefangene und meldet, daß ich insonderheit den Markgrafen bitte, er möge gedenken unserer alten Freundschaft

---

[108]) Vgl. S. 19. Roland. 357. Chron. Veronens. p. 638, wo Messa de Porcillis als Burggraf genannt wird.

und wie ich meine geliebte Tochter Adelheid, obschon es der Bruder Ezzelino nicht wollte, seinem Sohne Reinald vermählte. Also mag er vielleicht mich und meine Kinder schirmen wider die Gewalt der Erbfeinde.“ —

Zur Stunde stiegen die Dienstmannen hinab, redeten mit den Belagerern und verhießen für freien Rückzug ihren Herrn und die Seinigen sammt dem Thurm und allen Schätzen ohne Bedingung zu überliefern. Leicht wurde die Forderung gewährt, darauf Alberico mit Weib und Kind in die Hände der rachelustigen Feinde gegeben. Alsbald ließ ihm gleich einem Thiere der Podeste Trevigi's, Marco Badoario, ein Gebiß anlegen, welches nur so lange abgenommen wurde, bis ein Predigermönch die Beichte angehört hatte. Darauf bestieg ein roher Geselle den Rücken des Unglücklichen und zwang ihn mit Schlägen und Sporen, auf Händen und Füßen einherzukriechen. Dies des furchtbaren Gerichts Anfang; denn bald wurden alle Gefangene unter Trompeten- und Kriegsschall durch das Lager geführt und dem Spott der Menge preisgegeben, darnach die sechs Söhne, einer nach dem andern, hingerichtet und die zerstückelten Glieder dem zuschauenden Vater um das Haupt geschlagen, endlich Frau Margarethe und zwei noch schönere Töchter, Amabilie und Griselde, entkleidet, an einen Pfahl gebunden und verbrannt. Zuletzt empfing Alberico, nachdem er den Untergang seines ganzen Geschlechtes gesehen hatte, den Todesstreich; der Körper wurde zerstückt und verbrannt. [109])

---

109) Laurentius p. 150. „Uxori vestes tenus in genua abscinduntur, ita ut partes verecundiores paterent, et cum filiabus cremata est in conspectu Albrici. Filii trucidantur, et ipse membris filiorum pulsatur in faciem, tantae cladis spectator, in frusta et ipse caesus est. Iudex Consiliarius caesus est in partes minutas. Roland. p. 358. Demum ductus est per exercitum cum magna victorum laetitia ipse Albericus et filii et filiae, et uxor ejus Dom. Margarita tristis sed pulchra satis . . . . . suntque at ultimum per trium civitatum Communia distributi, ipse pater et filii, truncati quoque gladiis, et membratim lacerati per frusta, idem scilicet Albericus et VI.

Also zerging in Jahres Frist am 25. August 1260 des Hauses Romano Herrlichkeit wie ein Schatten, und erfüllt war was Ezzelino der Mönch in der Hochzeitsnacht geschaut hatte. Ihm schien nämlich der Berg, auf welchem Romano liegt, höher und höher emporzusteigen, endlich in den Wolken zu verschwinden, bald darauf aber gleich schmelzendem Schnee allmählig so abzunehmen, daß zuletzt die ganze Burg bis auf den Grundstein unsichtbar wurde. [110])

---

ejus filii Johannes, et Albricus Romanus, et Ugolinus, Eccelinus et Tornalasce; duae autem ejus filiae, atque ejusdem uxor incendio sunt consumtae; et facta est ista caedes a. 1260. die VI. exeunte Augusto." — Anton. Godi pag. 90. „crudelissime carnibus laceratis omnes pariter extincti sunt. Uxor quoque cum filiabus suis, summa impietate naribus et mamillis excisis, interfectae sunt." Chron. Veronens. pag. 638. „Statim fuit ipse Dom. Albericus gladio interfectus una cum uxore et liberis. Omnes fuerunt igne cremati et combusti, scilicet mulieres, masculi vero divisi fuerunt inter dictos membratim." Monach. patav. 711 stimmt im Ganzen mit diesem, vielleicht wahrscheinlichsten, Bericht des veronesischen Zeitbuches überein, hinzufügend „transierunt vero ista omnia tamquam umbra." —

[110]) Roland. p. 359.

Briefe
über das Paradies von Dante's divina comedia.

Zweiter Brief. Dritter bis sechster Gesang.

Sie verlangen zu erfahren, theurer Freund, wie Dante, nachdem er sich vom Felde der Anschauung in den beiden ersten Gesängen weit entfernt hat, von Ideen und Begriffen zu sinnlichen Vorstellungen zurückkommt, wie er das Ueberschwängliche erreichbar macht. Sie vermissen die Andeutung dieses wesentlichen Punkts in meinem ersten Briefe, erkennen in den beiden ersten Gesängen nur eine Art allgemeiner Einleitung, und verhehlen mir nicht, daß die darin vorkommenden Sätze aus der Physik und Astronomie des Mittelalters die Besorgniß in Ihnen erwecken, der Dichter möchte sich in ein Feld gewagt haben, wo nur Scholastik zu ärndten ist. Um Ihnen zu beweisen, daß Dante's Muse auch in dieser dritten Abtheilung seines Gedichts den Charakter der Homerischen Ossa, der Göttin des furchtbaren Schlachtrufs beibehält, daß ihr Fuß auf der Erde feststeht, während ihr Haupt hoch über den Wolken emporragt, so muß ich Sie schnell vom Anfange des dritten Gesangs bis zum Ende des sechsten fortführen und Ihren Blick sogleich auf den Inhalt dieses sechsten Gesangs richten. Dieser Gesang enthält nämlich des Dichters Ansicht von der Weltgeschichte, oder vom Zusammenhang der göttlichen und menschlichen Regierung. Dante knüpft an die Geschichte des Adlers, der das Sinnbild der den weltlichen Regenten übertragenen göttlichen Gewalt auf Erden war, die Geschichte der Kirche als einer äußeren Anstalt, und unterscheidet ganz bestimmt die

innere Kirchenordnung von der äußeren Regierung. Wenn die drei vorhergehenden Gesänge sich mit Spekulation und spekulativen Fragen beschäftigen, so hat es dagegen der sechste Gesang ganz eigentlich mit der Geschichte zu thun, die der Dichter von dem Standpunkt aus, den er jetzt erreicht hat, mit viel größerer Klarheit ansieht, als vorher, wo er sie ohne das göttliche Licht betrachtete. Weltliche Tugend, weltliche Gerechtigkeit, römische und die mit der römischen seit Karl dem Großen verbundene deutsche Geschichte machen den Inhalt jenes Gesangs aus, der sich mit Erfahrungen, mit den Anschauungen dieser niederen und äußeren Welt beschäftigt, nachdem sich der Dichter vorher in den wunderbaren Schöpfungen seines schwärmenden Geistes verloren hatte. Er fühlt selbst die Schwierigkeit, auch im Himmel, in der Ordnung und den Stufen der höchsten Seligkeit eine Verschiedenheit anzunehmen, und sucht diese zuerst zu beseitigen. Er erklärt weiter unten, daß die Seligkeit der vollendeten Erkenntniß, welche durch das ganze Paradies vertheilt ist, an und für sich keine Grade oder Stufen habe, weil alle Seelen auf gleiche Weise im göttlichen Lichte sind, welches sich überall gleich ist; betrachtet aber der Mensch diese Seelen, so erscheinen sie ihm nach seiner Art, d. h. das größere Verdienst höher und leuchtender, das geringere niedriger und weniger leuchtend. Der dritte bis sechste Gesang beschäftigen sich mit dem unvollkommenen Verdienst der Seelen, welche dem Dichter in der Sphäre des Mondes und des Planeten Mercurius erscheinen. In der ersten Sphäre findet er die Seelen, welche sich Gott geweiht hatten, ohne ihr Gelübde ganz zu erfüllen, in der zweiten diejenigen, welche die Tugend nicht um ihrer selbst willen und weil sie göttlich ist, geliebt haben, sondern Gerechtigkeit übten, um weltliche Ehre und Ruhm zu erlangen. Erschrecken Sie nicht vor diesem scholastischen Gerüst und diesem dogmatischen Gang, an den sich der Dichter gefesselt hat; es kommt bei ihm nur auf die Ausführung an. Er findet in der Sphäre des Mondes, zu der er sich erhoben hat, die Seelen, die zufolge der Vorstellung seiner Zeit vom weiblichen Klostergelübde das irdische Glück der himmlischen Liebe

geopfert und das Gelübde, unvermählt zu bleiben, im Herzen bewahrt halten, wenn sie gleich, durch den Drang der äußeren Umstände überwältigt, sich bewegen ließen, eine eheliche Verbindung einzugehen. Seine Allegorie entlehnt hier ihre Beziehungen, ohne daß der Dichter es andeutet, oder daß ich Ihnen rathen möchte, auf diesen Wink irgend eine Bedeutung zu legen, von der Beschaffenheit des Mondlichts, das erleuchtet, ohne zu erwärmen; von der Dichtung der Alten, welche die keusche Diana zur Mondgöttin macht; von der Verbindung der Vorstellung von Kühlung mit Nacht und Mondschein. In den Erscheinungen, die der Dichter vorführt, bleibt er seiner Methode getreu, das poetische Interesse stets mit einem politischen und historischen zu verbinden; er ehrt die Tugend auf dieselbe Weise, wie er das Laster gebrandmarkt hat.

Der Anfang des dritten Gesangs enthält die Scene des Wechselgesprächs mit der Beatrix. Der Dichter erscheint der Beatrix gegenüber, als ein beichtender Sünder, wie er, vom Beichtiger belehrt und überzeugt, zur Beichte bereit ist; in diesem Augenblick erblickt er die Gesichter der Verklärten, deren Erscheinung er so unvergleichlich schildert. Es ist Licht im Licht; es sind Bilder, die einem zurückstrahlenden Abglanz gleichen. Es heißt: Wie aus durchscheinendem Glase, das ganz klar ist, oder aus reinem Wasser, das unbewegt und nicht so tief ist, daß der Boden verschwindet, das Bild unseres Antlitzes zurückfällt, so schwach, daß es spät, wie auf glänzend weißer Stirne die Perle, in unser Aug' kommt, so sah ich dort das Antlitz Vieler, die mit mir zu reden begehrten. Er stutzt; er irrt; er glaubt Bilder im Spiegel zu sehen. Hier erhält das Gedicht wieder Leben und Bewegung. Der Dichter malt sich selbst, wie er zagend im Auge der Beatrix Belehrung sucht: „Ich wandte meine Augen rückwärts gerade zu meiner geliebten Führerin Licht hin, welche lächelnd erglühte im Feuer ihrer heiligen Augen." Beatrix redet, sie verweiset dem Dichter seinen Irrthum, sie belehrt ihn, daß er wahre Gestalten vor sich sehe, sie bereitet uns vor auf den lehrenden Vortrag, den er seinem oft steifen Plan gemäß in ihren Mund legen will.

„Drum, heißt es, rede mit ihnen und horche und glaube, daß sie von der Wahrheit Licht, welches sie froh macht, sich seitwärts zu wenden nimmer vermögen.“ Ehe ich auf das Gespräch selbst und auf die scholastische Belehrung, die der Dichter sich von der Picarda ertheilen läßt, zurückkomme, muß ich Sie zuerst mit den hier in der Sphäre des Mondes erscheinenden Personen bekannt machen, die absichtlich aus zwei verschiedenen Kreisen der Gesellschaft gewählt sind. Es erscheint nämlich neben der Picarda, Forese's Schwester, die Mutter des zweiten Friedrich aus dem Hohenstaufischen Hause, die letzte Königin aus normännischem Blute. Die Eine, Picarda, ist eine Zeitgenossin, sie ist eine Bekannte des Dichters aus gleichem Stande, die Constanza dagegen gehört dem vorigen Jahrhundert, sie gehört der Geschichte und dem Zusammenhange des deutschen Reichs mit Italien an, auf den der prophetische Gesang später, wenn er die Schicksale des von Troja stammenden Reichszeichens, des Adlers, besingt, hingeleitet wird. Forese, der Bruder des berühmten Rechtslehrers Accursio, war um die Zeit, als Dante seiner Fiction nach sein Gedicht schrieb (1300) erst seit 5 Jahren gestorben, und der Dichter findet ihn im Purgatorium unter denen, welche die leichtere Sünde der Gaumenlust durch gezwungenes Entbehren abbüßen, und, weil sie auf Erden dem Magen gefröhnt und das Fleisch genähret, am Bußorte begehren müssen, ohne zu genießen und an ihrem Schattenkörper das Gegenbild der Art des Wohlseyns tragen, das ihnen auf Erden über Alles ging.

Da Forese's Erscheinung im Purgatorium und seine Unterredung mit dem Dichter mit dem, was in diesem dritten Gesange des Paradiso von der Picarda gesagt wird, eng zusammenhängt, so muß ich Sie an die Scene im drei und zwanzigsten Gesange des Purgatoriums erinnern. Sie wissen, daß dort Virgil und Statius Dante begleiten, der im vier und vierzigsten Verse an der reineren Sprache den Forese wieder erkennt, so wie dieser ihn. Forese ruft Vs. 48. ihm zu: „Sage von dir selbst mir die Wahrheit, und nenne jene zwei Schatten, die dir dort Geleit sind; zaudre nicht ferner, eröffne dich

mir!" Der Dichter erwiedert: „Dein Antlitz, über dessen Blässe ich schon einmal, bei deinem Tode, geweinet, erweckt jetzt nicht weniger Schmerz mir und Thränen, da ich es so furchtbar entstellt seh'." Ich will Sie mit der sonderbaren Erklärung nicht ermüden, wodurch Dante seine Dichtung, daß eine Seele, die des Körpers beraubt ist, doch scheinbar körperlich zu leiden scheint, zu rechtfertigen sucht; ich eile über diesen, nur durch die Kunst, eine solche Materie in vortreffliche Verse zu bringen, merkwürdigen Theil des Gesprächs hinweg, um Ihnen die Stelle zu bezeichnen, welche den angeführten Gesang des Purgatoriums mit diesem dritten des Paradieses verbindet. Forese hat des Dichters Zweifel gelöset, er hat die Theorie der Luftkörper vorgetragen; nun ist die Reihe an Dante. Der Dichter soll die Frage beantworten, wie er in das Purgatorium gelange, wer seine Führer seyen. „Wenn du, beginnt Dante, zurückdenkst, daß wir beide, als wir zusammen auf Erden noch lebten, in Sünden versunken und tief verschuldet gewesen, dann muß diese Erinnerung heute dir herb seyn. Erst am vorgestrigen Tage, als die Schwester des Sterns dort, (und ich zeigte ihm die Sonne) in ihrem vollen Licht war, hat mich der, welcher hier vor mir vorausgeht, von der Sünde des niedern Lebens zum besseren Pfade gewiesen. Virgil, den du dort siehst, hat durch die tiefe Nacht der wahrhaftig Gestorbenen mich, der ich im wahrhaftigen Fleisch bin und als Körper mit ihm gehe, zur Hölle geleitet. Aus der Hölle Gruft hat er mit freundlicher Tröstung mich wiederum aufwärts geführt, und leitet mich rund um die Höhen des Berges, wo eure Seelen, einst auf Erden durch Sünden getrübt, wieder genesen. Er hat mich zu geleiten versprochen bis ich dort bin, wo Beatrix mein harret, denn da gebührt sich's, daß er mich allein lasse." Nach Beantwortung der Fragen, die ihm Forese gethan hat, legt ihm Dante im Anfange des vier und zwanzigsten Gesangs seinerseits zwei Fragen vor, von denen sich die Eine auf die Erscheinung der Picarda in der Sphäre des Mondes beziehet. Sage mir, ruft er seinem Freunde zu, ob du weißt, wo deine Picarda verweilet? „Darauf antwortet Forese: Meine Schwester,

die auf Erden so schön und so gut war, erfreut der Seligen Kranz im Paradiese." Dies führt uns zum Paradiese zurück, wo nach der oben angeführten Aufforderung der Beatrix, die Erscheinungen, die ihm als Bilder erschienen sind, zu befragen, Dante dem Schatten der Picarda zuruft, ehe er ihn noch erkannt hat: „O glücklich geschaffene Seele, die du im Lichte des ewigen Lebens die Wonne empfindest, die Keiner, als wer sie empfunden, verstehen kann, du wirst dich mir huldreich bezeigen, wenn du den Wunsch deinen Namen zu kennen befriedigst, und über eure Bestimmung mich aufklärst." Picarda nennt darauf ihren Namen, sie sagt, daß sie und die Seelen um sie her in der langsam bewegten Sphäre die unterste Stufe der Seligen einnehmen, weil sie das einmal abgelegte Gelübde nicht erfüllten. Der Dichter deutet in seiner Antwort an, warum er seine alte Freundin nicht sogleich wieder erkannt habe; er giebt zu verstehen, daß auch vollendete irdische Schönheit, wie die der Picarda, vor der himmlischen verschwinde, und daß die Tugend der Erde, die er ihr ebenfalls zugeschrieben hat, mit der Vollendung der Seligen verglichen, ein Schatten sey. Es heißt Vs. 58: „In eurem staunenerregenden Ansehen erscheint ein unaussprechliches Göttliches, das euch von dem, was ihr vorher waret, verändert (che vi trasmuta da primi concetti), darum war ich so langsam, dich wieder zu kennen; doch jetzt hilft das mir, was du so eben gesagt hast, so daß es mir leicht wird, mir deines Bildes Erinnerung in die Seele zu rufen." Da im Paradiese stets ein Lehrendes mit dem Dramatischen und Epischen verbunden wird, so fügt Dante gleich die Frage hinzu, ob nicht die Seelen im niederen Himmel nach einem höheren verlangen, ob sie nicht mehr zu schauen, ein höheres Maaß der Liebe zu empfinden begehren? Die Antwort der Picarda, die er durch die Worte vorbereitet, „mit jenen anderen Schatten lächelte erst sie ein wenig, dann antwortete sie mir so freudig, daß sie vom höchsten Feuer der Liebe entbrannt schien," ist nichts anderes als die dichterisch ausgedrückte Theorie der contemplativen Philosophen der besseren scholastischen Schule. Den Sinn faßt der Dichter Vs. 87. in drei Verse zusammen,

die den philosophischen Satz enthalten, daß jeder, der den göttlichen Willen zu dem Seinigen gemacht hat, selig ist, wenn ihm gleich nur ein kleines Maaß der göttlichen Gnade zu Theil wird, und daß jeder, der göttliche Liebe fühle, auch den göttlichen Willen zu dem Seinigen gemacht habe. Ich will Ihnen den Anfang dieser Erklärung in einer Umschreibung mittheilen, um wenigstens eine schwache Vorstellung von der Art zu geben, wie Dante das Spekulative in Verse bringt. Picarda sagt Vs. 69: „O Bruder, der Liebe allmächtige Wirkung giebt unserem Willen die Ruhe, drum wollen wir nur das, was uns verliehen wird, und begehren nichts anderes. Sehnten wir uns nach einem höheren Platze, dann wären unsere Wünsche nicht einig mit dem Willen der Gottheit, deren Wesen hier in jeglichem Kreise, wenn gleich auf verschiedene Weise geschaut wird. Daß aber unser Wunsch mit dem göttlichen Willen nicht einig sey, ist in diesen Sphären unmöglich, weil jeder, der hierher gelangt ist, nothwendig göttliche Liebe empfindet, das Wesen der Liebe und der Seligkeit, welche aus ihr fließt, ist aber, daß der Wille der Gottheit unser Wunsch sey, weil Beides sich in uns innig vereinigt." Mit dieser Lehre verbindet der Dichter unmittelbar das Geschichtliche und führt uns aus der Ideenwelt in die wirkliche zurück. Picarda selbst erzählt ihre Geschichte, aber nur die Punkte, die für den Zweck des Dichters wichtig sind. Ich fragte sie, sagt er, nachdem sie meine erste Frage beantwortet hatte: „Welches Lebens Gewebe hast du nicht bis zur Vollendung gewoben? (diese Umschreibung ist zu unvollkommen, als daß ich nicht die italiänischen Worte hersetzen sollte — qual fu, heißen sie, la tela, onde non trasse insino al cò la spola?) Picarda erwiedert, sie habe der heiligen Clara ein Gelübde gethan, sie habe in ihren Orden treten wollen; „aber, fügt sie hinzu, Menschen, mehr im Bösen als im Guten geübt, raubten mich aus der friedlichen Klause, und Gott allein weiß, wie hart mir das Leben seit der Zeit war!" Dann deutet sie auf die neben ihr erscheinende Constanza, Gemahlin Heinrich's VI., Mutter Friedrich's II., und sagt: „Auch sie war schon dem Kloster geweihet, auch ihr

ward die Hülle (l'ombra) heiliger Binden vom Haupte gezogen; aber obgleich sie wider ihren eigenen Willen, dem besseren Vorsatz entgegen, zum weltlichen Leben zurückkam, so entsagte sie gleichwohl niemals dem Gelübde des Herzens (dal vel del cuor non fu giammai disciolta). Das leuchtende Antlitz an meiner Seite, es zeigt dir die große Constanza, die vom zweiten schwäbischen Sturmwind den dritten geboren, den letzten weitherrschenden Sprößling (generò'l terzo e l'ultima possanza)." Dann läßt er sie ein ave Maria beginnen, die Erscheinung in das Licht des Mondes einsinken und, wie er sich ausdrückt, gleich einem schweren Körper im Wasser langsam verschwinden. Ich wage nicht, durch Umschreibung der schönen Stelle, welche unmittelbar nachher folgt, Ihnen zu zeigen, wie das Auge des Dichters dem allmählich verschwindenden Lichte der Erscheinung bis zu ihrer völligen Einigung mit dem leuchtenden Mondkörper folgt und die einzelnen Momente bemerklich macht; doch muß ich Sie aufmersam machen, wie er die oft transcendente Lehre und Lehrform durch Handlung erheitert und belebt. Er hatte an das Wechselgespräch zwischen sich und der Beatrix das Gespräch mit der Picarda geknüpft, kaum hat Picarda die Scene verlassen, so beginnt die Handlung aufs neue zwischen dem Dichter und der Beatrix. Nicht blos die Personen wechseln und es erscheinen andere Charaktere, sondern auch die Scene und die Bühne selbst ändert sich. Beatrix gewinnt in jedem Himmelsraum eine andere Gestalt und es gehört unter die schwersten Aufgaben, welche der Dichter sich zu lösen aufgegeben hat, daß er die veränderte Lichtgestalt seiner Geliebten als vollendeter Einsicht und vollendender Gnade stets anders beschreiben muß. Schon in der niedrigsten Sphäre, schon im Himmel des Mondes, schon nach dem ersten Gespräch mit den von göttlicher Liebe erfüllten Seelen erscheint dieses Licht der Gnade und Erleuchtung in einem ganz anderen Glanz als selbst auf der Höhe des Purgatoriums. Der Dichter erträgt den Blick seiner Beatrix nicht. „Mein Blick, sagt er, hing ganz am Blick der Beatrix, aus diesem fiel in mein Auge ein solcher Blitzglanz, daß meine sterbliche Sehkraft ihn anfangs

nicht zu ertragen vermochte." Je mehr der Dichter im folgenden vierten Gesange sich wieder zu seiner scholastischen Belehrung wendet, je mehr er sich auf Fragen einläßt, die uns oft wunderlich vorkommen, desto mehr müssen wir die Kunst bewundern, mit der er Bewegung, Fortgang, Anschauung, Handlung in die Theologie und Metaphysik bringt, die er hie und da einführt. Die Verbindung des Dichterischen mit dem Scholastischen giebt besonders dem vierten Gesange einen ganz eigenthümlichen Charakter. Beatrix erklärt im 18ten Verse, daß sie in Dante's Zügen einen dreifachen Zweifel entdecke; zwei Zweifel erwecke das in ihm, was er über die Vertheilung der Seelen im ganzen Himmelsraume vernommen habe; ein dritter betreffe das, was ihm so eben gesagt worden. Es scheine ihm der Gerechtigkeit Gottes entgegen, daß eine Seele geringerer Seligkeit theilhaftig werde, wenn sie ein Gelübde ohne ihr Verschulden unerfüllt gelassen, als wenn sie es wirklich erfüllt habe. Hier läßt er die Beatrix förmlich lehren, sie bemerkt, daß die Lehre von den Himmeln und den in ihnen wohnenden Geistern die Platonisch-Pythagoräische Dichtung zu seyn scheine, nach welcher bestimmte Planeten und Sterne bestimmten Seelen angewiesen seyen, so daß die Seelen abwechselnd in das irdische Leben herabfielen, und nach bestimmten Zeiträumen jede wieder zu dem Stern zurückkehrten, von dem sie herabgekommen. Diese letzte Frage so wie den Zweifel über die Verschiedenheit der Räume und Zustände im himmlischen Leben, mit dem er zusammenhängt, beantwortet der Dichter zuerst, die Frage über Gottes Gerechtigkeit verschiebt er.

Sie lächeln, lieber Freund, Sie glauben das Gerüst einer theologischen Abhandlung zu erblicken, und sehen nicht ein, wie ein solcher Stoff Leben und Bewegung erhalten kann. Es ist nicht nöthig, daß ich Ihnen mit dem Finger Schönheiten andeute, die Sie leicht selbst fühlen, oder Ihnen zu beweisen suche, daß auch Petrarca und Schiller in ihren metaphysischen Flügen oft am meisten zu bewundern sind, ich überlasse Ihnen selbst das Urtheil und sage Ihnen deshalb zuerst mit meinen eigenen Worten ganz prosaisch, wie der Dichter den beiden ersten Zwei-

feln zu begegnen sucht, und umschreibe dann seine Verse. Die bloße Vergleichung des Inhalts und der Ausführung wird Ihnen hinreichend zeigen, daß der schöpferische Geist des Dichters die trockenste Materie belebt und die Schulphilosophie benutzt wie die Zeitgeschichte. Dem endlichen Geiste, so würden wir die Antwort der Beatrix ausdrücken, kann die Fülle unendlicher Seligkeit, die unendliche Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit des Verdienstes und der Belohnungen desselben nur dadurch begreiflich gemacht werden, daß der Reichthum göttlicher Gnade und des Lichts seiner Erkenntniß in Zeit und Raum, also in endliche Formen gebracht wird. Das, was über alle Anschauung geht, muß anschaulich, das, was nicht ausgedehnt ist, räumlich gemacht werden. Dieses Mittels, den Begriff der Gottheit, welcher über die menschliche Vorstellungskraft hinausgeht, menschlich und vorstellbar zu machen, hat sich, sagt der Dichter, die Schrift selbst bedient. Die Schrift, heißt es, giebt der Gottheit Gedanken, Willen, Wohnsitz, schreibt ihr Handlungen und Organe zu, und die Lehre der Kirche von Engeln ist nach der Schrift gebildet. Dieser Lehre zufolge giebt es an und für sich keine Stufenfolge der Seligkeit für die Seligen selbst, sondern die Vertheilung in verschiedene Räume, das stärkere oder schwächere Licht ist ein bloßes Mittel die Seligkeit und die Erkenntniß des göttlichen Reichs zu versinnlichen. Dies drückt der Dichter Vs. 27 u. f. auf folgende Weise aus: „Der Seraphim Größter, der dir der Gottheit am nächsten gestellt scheint, Moses, Samuel und jeder der beiden Johannes, nur allein nicht Maria, sie haben in keinem anderen Himmel als jene Seelen, die du so eben geschaut hast, den Ort ihrer Ruhe, noch ist ihrer Seligkeit Dauer größer. Nein, alle sind im obersten Himmel verherrlicht (fanno bello il primo giro), wenn gleich ihr seliges Leben im Inneren verschieden, weil sie auf verschiedene Weise empfinden des Ewigen Anhauch. Die Seelen, die du geschaut hast, zeigten sich dir im niederen Raume, nicht, weil ihnen der niedere Himmel zum Sitze bestimmt ward, sondern, damit du nach deiner Weise erkennest, daß sie von der himmlischen Höhe nur eine niedere Stufe erreichten (ma per far

segno della celestialch' ha men salita). So gebührt sichs zu reden zu eurem Verstande, denn nur aus der Sinnen Empfindung entlehnt ihr, was eures Verstandes Begriff wird. Darum läßt die Schrift sich zu eurer Fassung hernieder, giebt Hände und Füße der Gottheit, und versteht es ganz anders. Die Kirche, in ihrer Lehre von Engeln malt euch Gabriel, Michael und den, der Tobias Blindheit geheilt hat, mit menschlichen Leibern." Dann kommt er auf das Verhältniß dieser Lehre von den Himmelsräumen zu der Platonischen Phantasie im Timäus, deutet bei der Gelegenheit auf das Zutrauen, welches seine Zeit auf Sterndeuterei setzte, und leitet die Mythologie des Alterthums von diesem Zutrauen auf die Sterne ab. Er sagt Vs. 60, man habe den Einfluß, den die oberen Sphären auf die unteren hätten, unrichtig verstanden und daher rühre die Verehrung des Mars, Mercur, Jupiter. Die folgende Frage und ihre Beantwortung ist ganz abstrakt, sie gilt der Gerechtigkeit Gottes und der Zurechnung einer ohne Vorsatz und Absicht begangenen Sünde.

Ich will, ehe ich Ihnen die Verse umschreibe, in welchen er seine scholastische Lehre vorträgt, den Sinn kurz angeben. Es komme, meint er, dabei Alles auf den Begriff von Gewalt an; dem Willen könne nicht auf die Weise Gewalt geschehen, wie einem Holze oder Steine; denn, wenn sich der Wille dem Zwange nicht füge, so bleibe er unüberwindlich. Dies wird ungefähr auf folgende Weise ausgedrückt (Vs. 69): „Aber, weil zu dieser Wahrheit zu dringen eurer Einsicht vergönnt ist, so will ich, wie du verlangt hast, auf deine Frage erwiedern. Wenn nur derjenige gezwungen genannt wird, der dem, was ihm Gewalt thut, entgegen zu streben außer Stande ist, dann wären die Seelen durch den Zwang, den sie erlitten, nicht entschuldigt. Einen Willen, der nicht will, nie drückst du ihn nieder, sein Wesen gleicht dem Wesen des Feuers, das tausendmal wieder emporbricht, wenn du es tausendmal dämpfest. Sobald ein Wille sich füget, mag es viel seyn oder nur wenig, so geschieht dies, weil er willig dem Drucke gefolgt ist. So thaten die Seelen, die du hier siehst; sie konnten vom heiligen

Orte gewaltsam gerissen zurückgehn, wäre fest ihr Wille gewesen, wie des Laurentius Wille, als er auf dem Rost lag, oder Mucius (Scävola), als er seine Hand selber verbrannte. Ein solcher Wille hätte jene Seelen, sobald sie nicht mehr bedrängte fremde Gewaltthat, zurückgetrieben die Straße, auf welcher sie der Räuber entführt hatte; ein so fester Wille wird aber selten gefunden." Eine spitzfindige Untersuchung über das absolute und relative Wollen scheint jeder dichterischen Form zu widerstreben; Dante weiß aber jedem Stoff, auch dem, welcher sich am stärksten zu sträuben scheint, eine Gestalt zu geben. Um dies deutlich zu machen, will ich nur die Einleitung zu dieser metaphysischen Untersuchung hersetzen. Beatrix sagt Vs. 90: „Aber jetzt zeigt sich vor deinen Augen ein anderer schwieriger Durchgang, so schwierig, daß du, von dir selber geleitet, nimmer hindurch kämst, nein, viel eher müde erlägest. Ich hatte deiner Seele als Wahrheit verkündet (t'ho per certo nella mente messo), daß Keiner, der zum Paradiese gelangt sey, sich täusche, weil er die höchste Wahrheit in Gott schaut (perocche sempre al primo vero è presso). Nun hast du aber von Picarda vernommen, daß Costanza in ihrem Willen beharrte, Nonne zu bleiben. Dies scheint mit dem, was ich dir sagte, zu streiten." Dieser Widerstreit soll nur scheinbar seyn, soll durch eine logische Distinktion gehoben werden, dadurch entsteht die schwere Aufgabe, diese logische Unterscheidung und die metaphysische Erklärung über die Verschiedenheit des Willens nur einigermaßen dichterisch auszudrücken. Ich will versuchen, Ihnen durch Umschreibung einiger Verse deutlich zu machen, wie Dante diese Aufgabe löset. Vs. 99 heißt es: „Schon oftmals, Bruder, ereignete sich der Fall, daß Jemand, ohne daß es sein freier Entschluß war, eine sündliche Handlung vollbrachte. Alkmäon, dem Vater (Amphiaraus) gehorchend, beraubte die Mutter des Lebens, er verkannte aus Liebe zu den Eltern die Pflichten der Kinder (per non perder pietà si fé spietato). Dies Gleichniß paßt für den Fall, der hier uns verwirret. Wenn der Wille der Gewalt nachgiebt und mit ihr eins wird (che la forza al voler si mischia), so entsteht eine Handlung, die

der Gottheit mißfällig ist (scusar non si posson l'offense). Der sich überlassene (assoluta) Wille willigte zwar in die Sünde nicht (non consente al danno), er gab aber der Furcht nach, und wurde durch Furcht vor härterem Uebel erschreckt (cadere in piu affanno). Die drei folgenden Verse übergehe ich, da ich Ihnen hinreichend gezeigt zu haben glaube, wie in der scholastischen Tiefe und in den dunkeln Gängen der Schule der Dichter stets das Licht der Musenhöhen im Auge behält, ich will nur hinzufügen, wie er im Uebergange zu einer anderen spekulativen Frage, Bewegung und Leben der Anschauungswelt in diese Welt von Begriffen bringt. Zuerst tritt der Dichter selbst zwischen der dramatischen Bewegung seines Gesangs erzählend auf, dann geht sein Drama fort. Ausgemalt wird freilich nichts, schwer bleibt es immer, die Verse zu genießen, es wird aber nicht nöthig seyn, Sie auf den Unterschied beschreibender und malender Verse, die der Einbildungskraft nur ein Empfangen, ein Aufnehmen zumuthen, und dichterischer Andeutungen oder Schöpfungen, die eine angestrengte Thätigkeit der Einbildungskraft voraussetzen, aufmerksam zu machen. Die Verse, welche Dante erzählend einschiebt, ehe das lehrende Wechselgespräch wieder beginnt, sind folgende: „So tönte das Schlagen der Wellen des heiligen Baches, der aus der Quelle hervorkam, aus welcher jede Wahrheit herabträuft; so stillte sein heiliges Wasser mir den doppelten Durst." Unmittelbar darauf geht der Dichter wieder zur Gesprächsform über; er ruft der Beatrix zu: „O Geliebte dessen, der von Anbeginn geliebt hat (del primo amante), o göttliche Seele, deren Worte mich also bethauen (il cui parlar m'inonda), also mein Inneres erwärmen, daß mein Leben von Augenblick zu Augenblick erhöht wird, aus eignem Vermögen kann ich nicht Gunst mit Gunst dir vergelten, doch wird der, der allein Weisheit und Macht hat, dieses an meiner Statt thun (ma quei, che vede e pote, a cio risponda). Wohl erkenne ich nunmehr, daß unser Geist nie zur Ruhe kommt, wenn ihn nicht die Wahrheit erleuchtet, außerhalb welcher nichts wahr ist (di fuor dal qual nessun vero si spazia)." Dann folgen einige andere Verse und unmittelbar nach-

her das schöne Bild für die Lehre, daß der Zweifel das Wissen, Unterricht die Wissenschaft zur Folge habe, und daß dieses einer der großen Vorzüge der Menschheit sey. Dies drückt der Dichter dadurch aus, daß er sagt, die Gottheit habe gewollt, daß am Fuße der Höhe jeder Wahrheit ein Zweifel entspringe; es sey ein Gesetz der Natur, daß wir auf diese Weise von Höhe zu Höhe, von Gipfel zu Gipfel bis zum höchsten getrieben würden. Diesem Satze zufolge reiht er neue Fragen an die vorigen, und sagt am Ende des vierten Gesangs, die Ueberzeugung, daß nach der Einrichtung der Natur und nach der Fügung der Gottheit der menschliche Geist stets von Zweifel zu Zweifel auf eine über allen Zweifel erhabene Wahrheit geleitet werde, mache ihn dreist genug, eine neue Frage aufzuwerfen: „Ich möchte erfahren, heißt es, wie der Mensch Gelübde, die er nicht erfüllt hat, durch Darbringung anderer Güter so zu ersetzen im Stande ist, daß dieser Ersatz auf der Wage des Himmels das Unterlassene aufwiegt.“ Diese Frage macht den Schluß des vierten Gesanges, welcher mit der Beschreibung des göttlichen Lichts endigt, das die Augen der Beatrix erfüllt, als sie sich anschickt, auf jene Fragen zu antworten. Darauf beziehen sich die Anfangsworte des fünften Gesangs: „Wenn ich in Flammen der Liebe stärker dir leuchte, als du auf Erden gewohnt warst, und die Kraft deiner Augen besiege, so darf dich dieses nicht wundern. Mein Auge schauet die Gottheit, und was mein Auge geschaut hat, davon werde ich erfüllet. Auch auf deinen Geist, das erkenne ich, strahlt das ewige Licht jetzt, das, sobald es geschaut wird, Liebe entzündet. Zieht ein sinnliches Ding eure Liebe an sich, so geschieht dies nur darum, weil in ihm und aus ihm der ewigen Liebe Lichtglanz, wenn gleich getrübet, zurückstrahlt.“ Ich eile über die Frage selbst hinaus, um Sie aufmerksam darauf zu machen, daß der 15te bis 17te Vers in die todte Lehre lebendige Bewegung bringen. Die Anrede an den Dichter wird nämlich durch eingeschobene, erzählende Worte unterbrochen, auf diese Weise eine Pause erhalten, und auf die Personen des Zwiegesprächs hingedeutet. Die Beantwortung der Frage selbst führt den

Dichter wieder auf die Schulphilosophie seiner Zeit, denn er deutet erst an, was er unter Gelübde verstehe; dann sucht er zu beweisen, daß die Kirche nicht von allen Gelübden entbinden oder im Namen der Gottheit die Vertauschung des Gelobten mit einem anderen Gegenstande billigen und annehmen könne. Daß die Vertauschung in gewissen Fällen Statt finde, daß es wohlthätig sey, dem, der ein Gelübde gethan, wegen der Vertauschung eine Uebereinkunft mit der Kirche aufzulegen, damit nicht mit Gelübden und folglich mit der Gottheit, gegen welche man ein Gelübde übernommen, Scherz getrieben werde, beweiset er nach seiner Weise aus der Wichtigkeit der Gelübde überhaupt. Diese Letztere gründet er auf eine Erklärung von der Natur des freien Willens, als der auszeichnenden Eigenschaft aller vernünftigen Wesen, und auf die Natur eines Vertrags oder einer stillen Uebereinkunft mit Gott.

Damit Sie nicht glauben, theurer Freund, daß sich der Dichter auf diesem metaphysischen Felde ins Oede verirre, so will ich Ihnen den Uebergang umschreiben, der die Beatrix auf den wichtigsten Theil ihrer Antwort führt. Sie werden sehen, daß der Dichter sich mit eben der Leichtigkeit auf dem metaphysischen Felde bewegt, als vorher in der Hölle auf dem Gebiet der Geschichte und Erfahrung. Er sagt Vs. 56: „Jede Vertauschung eines Dings, das man gelobt hat, mit einem andern ist thöricht, wenn die Sache, die man an des Gelobeten Statt giebt, nicht in diesem enthalten ist, wie die Zahl vier in der Zahl sechs steckt. Darum läßt ein Ding, dessen Werth jeden anderen Werth übersteiget, sich durch nichts Anderes, so kostbar es auch seyn mag, ersetzen (soddisfar non si può con altra spesa). Kein Sterblicher treibe Scherz mit Gelübden! Erfüllt treu stets, was ihr versprochen! Sehet wohl zu, eh' ihr thöricht gelobet (a ciò far non bieci), wie Jephtha bei seinem ersten gelungenen Geschäft (mancia) that. Ihm gebührte vielmehr zu gestehen, ich irrte gelobend, als durch Erfüllung seines Gelübdes ärgere Sünde zu begehen. Eben so thöricht gelobte der König, der die Griechen nach Troja geführt hat, darum netzte Iphigenia ihre schönen Wangen mit Thränen

und bewegte zum Weinen über ihr Schicksal Thoren und Weise, die Agamemnon's Opfer erfuhren. Seyd weniger vorschnell, ihr Christen, gleicht nicht der schwankenden Feder, die von jedem Lufthauch bewegt wird, glaubt ja nicht, daß jedes Wasser euch rein macht (vi lavi)." Diese Warnung, die in einer Zeit, wo durch Gelübde so viel Unglück veranlaßt wurde, gewissermaßen zu einer warnenden Götterstimme wurde, wird in den folgenden Versen ausführlich erklärt, dann ändert sich plötzlich Bühne, Scene, Gegenstand und Darstellung. Es heißt Vs. 85: Kaum hatte Beatrix diese Worte geredet, so wandte sie sich voll Sehnen nach der Gegend der Welt hin, die vom lebhaftesten Lichte erglühte. Das Entzücken, das ich an ihr wahrnahm, ihr ganz verändertes Ansehen, hießen meinen lernbegierigen Geist schweigen, als ich neue Fragen zu thun im Begriff stand." Das Poetische des italiänischen Ausdrucks avea nuove quistioni davante, und poser silenzio al mio cupido ingegno kann freilich nur aus dem Original erkannt werden. Hier, wo sich Beatrix zum Himmel des Mercurius erhebt, gebraucht der Dichter ein neues Mittel, um den Fortgang der Erleuchtung und Einsicht durch seine Erzählung anzudeuten; diesesmal wird nämlich der Planet selbst durch die Gegenwart der Beatrix heller und leuchtender. Der Dichter fügt hinzu: „Und wenn der Stern selbst lachte, wenn er im veränderten Ansehen erleuchtet sich zeigte, wie ward mir erst, der ich meiner Natur nach wandelbar bin, auf jegliche Weise! Wie in einem Fischteich, der ruhig und rein ist, die Fische sich schnell zu dem ziehn, was von Außen hineinfällt, weil sie für nährende Speise es halten, so sah' ich mehr als tausend leuchtende Geister sich uns nahn und jeder rief laut: Schaut dort die Seele, die unsere Liebe vermehret (ecco chi crescerá li nostri amori). Der Gedanke, der durch dies Bild von den Fischen und der Nahrung derselben ausgedrückt wird, ist: irdische Güter werden dadurch vermindert, daß mehrere an demselben Gute oder Besitz Theil haben, die himmlische Liebe hingegen wird durch Mittheilung vermehrt. Liebe ist die Nahrung der in diesem Himmel des Mercur vereinigten Seelen und Ursache ihrer Verklärung. Dieser

Gedanke geht von diesem Gesange an durch das ganze Paradies als Hauptgedanke hindurch. Aus diesem Gedanken leitet Dante am Ende des Paradieses eine Schöpfung von Ewigkeit als im Wesen der Gottheit und der göttlichen Liebe begründet her. Dieses Wesen der Gottheit erfordere, sagt er dort, daß ihre Liebe aus unzähligen Wesen hervorstrahle, damit auf diese Weise die Eigenschaft des Daseyns (subsisto) der Gottheit auch nach menschlicher Weise zu reden zukomme. Ich will Ihnen dabei gelegentlich kurz bemerken, daß dieses die Schulweisheit der bessern Scholastiker von Dante's Zeit ist; tief kann ich mich in das scholastische Labyrinth nicht wagen. Diese Bemerkung kann übrigens dienen, Ihnen zu zeigen, wie der Dichter selbst sich durch seine Schulweisheit und durch den Plan, diese gelegentlich vorzutragen, seine Aufgabe erschwert. Den dichterischen Ausdruck, das Schöpferische und Vollendete in Form und Ausdruck werden Sie sogleich in der Beschreibung der Erscheinung der auf Erden in Regierungs- und Gerichtsgeschäften thätigen Seelen erkennen. Es heißt hier Vs. 105: „Eine jede der Seelen, die sich uns nahten, zeigte in ihrem blitzenden Lichte die Freude, von der sie erfüllt war, und welche strahlend aus ihr hervorkam.“ Dann fällt er nach seiner naiven Weise in seiner eignen Person ein: „Jetzt denke dir Leser, wie ungern du der weitern Belehrung entbehrtest, wenn das, was ich zu erzählen begonnen, nicht weiter geführt würde (se quel, che qui s'inizia, non procedesse — — — — avresti di più savere angosciosa carizia), dann fühlst du an dir selber (per te vederai), wie heftig ich damals verlangte, die Geschichte und die Namen der Seelen zu kennen, die meinen Augen erschienen (wörtlich, sobald sie meinen Augen erschienen). O! unter glücklichem Sterne Geborner, dem die göttliche Gnade gestattet, der ewigen Herrlichkeit Throne zu schauen, noch ehe der Erde mühvollen Dienst du verlassen! Aus uns leuchtet im strahlenden Glanze das Licht, das durch alle Himmel hindurch geht, darum, wenn du verlangest, Licht von unserem Licht zu empfangen (di noi chiarirti), so sättige dich nach deinem Gefallen.“ Die Spielerei mit dem Imperativ von dire sagen und der

Mehrzahl von dio, welche nachher folgt, läßt sich in der Umschreibung nicht ausdrücken und trägt zur Schönheit des Gedichts nicht viel bei, wir können daher das, was Dante in seiner eigenen Person hinzusetzt, auf folgende Weise umschreiben: „So ward von einer jener frommen Seelen zu mir geredet, und Beatrix rief mir zu: Sprich, sprich mit Vertrauen und glaube dem, was sie dir erwiedern, als einem göttlichen Worte.“ Ich darf Sie nicht erst aufmerksam auf etwas machen, was Ihnen von selbst in die Augen fallen wird; daß sich in diesem Gesange die Scene von Zeit zu Zeit ändert, daß die Personen wechseln, daß die Beschreibung der Bühne, der äußeren Umgebung, der Gestalt und Bewegung der Personen lebhafter wird, daß das Drama vor unseren Augen entsteht und vorübergeht. Gleich mit den Schlußworten der Anrede der Beatrix ändert sich die Scene wieder, weil Beatrix in den Hintergrund tritt, und ein Zwiegespräch mit Justinian beginnt, der hier Repräsentant aller derer ist, die, um weltlichen Ruhm und Ehre unter den Menschen zu erlangen, in weltlichen Dingen, in Verwaltung der Gerechtigkeit und Regierung sich Verdienste erworben haben. Der Dichter geht bekanntlich von dem Gedanken aus, daß Gott ausdrücklich weltliche und geistliche Macht geschieden, daß er sie auf Erden ganz verschiedenen Personen bestimmt habe, und daß das Haupt der Kirche, als Repräsentant der göttlichen Gewalt in Sachen des Glaubens und der Gottesverehrung seine wahre Bestimmung vergesse, sobald es sich weltliche Güter und weltliche Herrschaft anmaße. Aus diesem Satze folgt oder hängt damit zusammen der Grundsatz der kaiserlichen Monarchie, nach welchem der Kaiser die Macht in weltlichen Dingen ebenso unmittelbar von Gott hat, als das Haupt der Kirche die rein kirchliche Gewalt, der Satz, daß die Verwaltung der irdischen Gerechtigkeit und Regierung ebenso unabhängig ist, als die der geistlichen. Diese für des Dichters Zeit, bei dem seit der sogenannten Zwischenregierung und auch noch seit Rudolf's von Habsburg Regierung so fühlbar gewordenen Bedürfniß einer kaiserlichen Obergewalt in Italien, höchst wichtigen Grundsätze sucht er poetisch gelten zu machen. Er knüpft daher im folgen-

den Gesange die Geschichte der vom Himmel verliehenen kaiserlichen Gewalt an die Geschichte des Adlers, der den Römern als Hauptfahne diente, unter welcher sie ihre Siege erfochten. Dieser Adler war dem Dichter zufolge zuerst Wappen des trojanischen Reichs gewesen, dann Wappen des römischen Weltreichs und des aus diesem seit Karl dem Großen entstandenen römisch-deutschen Reichs geworden.

Ich habe Sie schnell über den fünften Gesang hinausgeführt, damit dieser Brief nicht zu einem Buche werde, weil ich Ihnen noch zeigen möchte, wie der Dichter im sechsten Gesange die Weltgeschichte behandelt. Eine gewisse Ausführlichkeit ist dabei nothwendig. Gleich im Anfange des Gesangs knüpft er die Geschichte der Weltherrschaft an die Traditionen von Troja und an die durch Constantin's Uebertritt zur christlichen Religion und durch die Veränderung der Residenz hervorgebrachten Umwandlungen. Er führt uns erst mit dem Fluge des Adlers, dessen Schicksale er besingen will und dessen Gestalt er zum Sinnbild des Weltreichs macht, von Rom nach Constantinopel, von dort deutet er auf Troja, als dem Ursitz des Adlers, und führt ihn von da nach Alba Longa, und erst nach dieser Einleitung redet der Dichter von der Seele, mit welcher er sich unterredet, von Justinian und seiner neuen Gesetzgebung. Es wäre thöricht, auch nur ein Wort darüber zu verlieren, daß die Geschichte hier auf eine ganz eigene Weise behandelt und diese Behandlung gleich durch die Andeutung eingeleitet wird, daß des Adlers Flug bald der natürlichen Bewegung des Himmels gefolgt, bald die entgegengesetzte Richtung genommen. Der Sinn der Worte, die ich Ihnen sogleich umschreiben werde, ist, daß die Schicksale der Welt an die Umdrehung der Sphären geknüpft sind, daß der trojanische Adler, als er von Aeneas nach Italien gebracht wurde, dem Laufe der Sonne von Osten nach Westen folgte und daher in seinem neuen Sitze vom Glücke begünstigt ward. Unglücklich war daher der Entschluß Constantin's, den Sitz des Reichs, dem Laufe der Sonne entgegenstrebend, an einen andern Ort zu versetzen, oder, wie Dante sagt, des Adlers Flug der Sonne entgegen zu richten (contra 'l

corso del ciel l'aquila volse). Dante gebraucht jedes Mittel, das eine poetische Wirkung hervorbringen kann, ohne Unterschied; er benutzt die Fabeln des Heidenthums wie die christliche Geschichte und Philosophie, ihm dient daher auch die mythische Geschichte von Troja und dessen Zusammenhang mit Zeus und seinem Götterchor. Auf eine ganz eigene Weise gebraucht er in seinem heiligen Gesange weiter unten die Fabel, daß Zeus Adler den Ganymed zum Mundschenken der Götter raubte. Was die hier gebrauchten Sinnbilder angeht, so deutet er durch den Ursitz des Adlers auf Iliums Höhen auf die Geschichten von Dardanus, Tros, Laomedon und den Verkehr der dardanischen Könige mit den Göttern. Ich will Ihnen die ersten Verse des sechsten Gesangs umschreiben, damit Sie sehen, wie Dante den Lauf der ganzen Geschichte in wenige Worte drängt, wie er auf die älteste Geschichte von Troja hindeutet, den Uebergang des Symbols derselben unter Aeneas nach Rom bezeichnet, so wie die Entfernung von Rom unter Constantin und die Rückkehr unter Karl dem Großen. „Seitdem, sagt er, Constantin den Flug des Adlers der Bewegung des Himmels entgegen gerichtet, welche ihn in der Urzeit begünstigt, als er die Lavinia raubte, hatte Zeus Adler (l'uccel di Dio) ein Jahrhundert und noch eins (cento e cent' anni) und wenig darüber am äußersten Ende Europa's an den Bergen verweilet, von denen er im Anfang herabkam. Dort wurde unter seinem heiligen Fittig die Weltregierung geführt, bis der herrschende Stab von Hand zu Hand kam in die Meine. Kaiser war ich, bin Justinianus (auf das fui und das sono liegt der Nachdruck, die Persönlichkeit ist geblieben, die Würde war irdisch), der getrieben von der Liebe, welche die Welt schuf, (il primo amor), und deren volle Kraft ich hier erst empfinde, in ein Gesetzbuch vereinigte Gebot und Verbot (dentro alle leggi trassi il troppo e il vano)." Ich übergehe, um nicht ganze Seiten übersetzen zu müssen, alle Verse, in denen Justinian seine eigene Geschichte erzählt; nur auf den Schluß will ich Sie aufmerksam machen. Die Verse, die ich heraushebe, bilden zuerst den Uebergang zur Geschichte des römisch-deutschen Reichs, die der Dichter mit wenigen Zü-

gen zeichnen will, sie enthalten aber zugleich eine sehr fein ausgedachte Entschuldigung Justinian's, daß er nie an der Spitze seiner Heere erschien. Dante meint, Justinian sey zur Gesetzgebung von der Gottheit erwählt gewesen, deshalb habe sie ihm, der sich mit dem Rechte und den Gesetzen ausschließend beschäftigt, den Belisarius als Feldherrn verliehen, und der Kaiser, den Finger Gottes erkennend, habe seinem Feldherrn das Kriegswesen überlassen. Justinian sagt Vs. 22: „Gott gefiel es, mir in die Seele zu geben den großen Gedanken, mein Gesetzbuch zu ordnen (inspirarmi l'alto lavoro), und diesem Geschäfte weiht' ich mich gänzlich, und überließ meinem Belisarius die Führung der Heere. Die Hülfe der Gottheit war stets so sichtbar mit ihm, daß sie mir dadurch den Wink gab, mich der Führung des Kriegs zu enthalten." Die Antwort über die Persönlichkeit des dem Dichter erschienenen Schattens enthält zugleich Andeutungen über das Wappen des Reichs und dessen Ursprung, über das Gesetzbuch und dessen Bedeutung, und diese Andeutungen hängen genau zusammen mit der Lehre von der höchsten Reichsgewalt und der Reichsverwaltung.

Ehe Dante zur Geschichte des Weltreichs übergeht, spricht er sich über das Wesen der kaiserlichen Gewalt auf Erden aus. Den Uebergang von der persönlichen Geschichte Justinian's zur Geschichte des kaiserlichen Reichs des königlichen Adlers, der einige Jahrhunderte hindurch ein republikanischer gewesen war, macht er in den Worten, die sich an die oben umschriebenen unmittelbar anschließen. Vs. 27: „Diese Antwort wird auf deine erste Frage genügen, aber ihre Beschaffenheit zwingt mich, einen Zusatz zu geben, damit du deutlich erkennest, welchen Frevel derjenige ausübt, der mit dem heiligen Adler im Streit ist (si muove contra' l sacrosanto segno) und ihn entweder mit Gewalt an sich reißt, oder gegen ihn aufsteht." Dann beginnt er die römische Geschichte, von der Sagenzeit und dem Kriege des Aeneas mit Turnus, gegen den ihn Pallas mit Hülfstruppen unterstützte. Dieses hat Virgil besungen, Dante setzt Virgil's Gedicht voraus und ordnet in der folgenden Geschichte die großen Momente so zusammen, daß der Blick, indem er das Her-

vorragende faßt, zugleich den ganzen Zusammenhang durchschaut. Die Worte sind: „Schau, wie viele Tugend und Kraft ihn (den Adler als Symbol des Reichs) würdig der Verehrung gemacht hat, von der Stund' an, als Pallas gestorben, um ihm zum Reiche zu helfen. Du weißt, daß von der Zeit an (seit Pallas dem Aeneas zur Erlangung der Königswürde in Alba Longa geholfen) der Adler dreihundert Jahr und darüber in Alba Longa verweilet, bis endlich die Drei gegen Drei kämpften und auch dies um den Adler (der Kampf der Horatier und Curiatier). Du kennst die Siege, zu denen der Adler geführt hat, vom Raube sabinischer Weiber bis zu Lucrecia's Kränkung, als die benachbarten Völker von ihm besiegt sind, während Rom von sieben Königen beherrscht ward. Du weißt, zu welchen Heldenthaten er führte, getragen von tapfern Römern, entgegen dem Brennus, entgegen dem Pyrrhus, entgegen anderen Fürsten und verbündeten Völkern, als in Schlachten den Ruhm sich erwarben, den ich freudig bekränze, Torquatus, Quinctius, der nach der fliegenden Locke Cincinnatus genannt ward, und der Decier und Fabier Helden. Der Adler war es, der nach langem Kampfe siegend der Numidier Schaaren in den Staub warf, welche dem Hannibal folgend über unersteigliche Felsen gekommen, von denen, Po, du herabströmst. Unter der Fahne dieses Adlers siegten, in früheren Zeiten Scipio, ehe er die männlichen Jahre erreichte, in spätern Pompejus als Jüngling, zu der Zeit, als an Fiesola's Höhen in der Nähe deines Geburtsorts Catilina's Genossen im blutigen Kampfe erlagen. Als später nahe die Zeit war, in welcher der Himmel den Erdkreis zu seinem Frieden zurückzuführen beschlossen, (d. h. als unter Augustus die Gottheit durch den allgemeinen Frieden auf Erden die Aussöhnung des Menschen mit dem Himmel d. h. den himmlischen Frieden vorbereiten wollte) nahm Cäsar, weil Rom es wollte, den Adler. Die Thaten, welche Cäsar, folgend der Fahne des Adlers vom Varus (dem Gränzfluß von Italien und Frankreich, der Var) bis zum Rheinstrom vollbrachte, schaute der Isara Strom und der Hera, schaute die Seine und jegliches Thal, dessen Flüsse die

Rhone erfüllen." Diese Verse begreifen Cäsar's Thaten in Gallien und gegen die deutschen Völkerschaften, ausführlicher wird, weil es mit dem Zweck des Dichters näher zusammenhängt, die Geschichte des ersten bürgerlichen Kriegs gegeben. Es heißt Vs. 60: „Was später der Adler gethan hat, als er aus Ravenna hervorkam und über den Rubico stürzte, das war so mächtiges Fluges, daß ihm keine Zunge und keine Feder zu folgen im Stand' ist. Von Brundusium wandte er rückwärts die Schaaren der Heere nach Spanien, nach Durazzo führt er sie später und traf Pharsalia's Felder mit so heftigem Schlage (Farsaglia percosse sì), daß der Schmerz am glühenden Nil gefühlt ward." In den folgenden Versen werden die Punkte bezeichnet, die Cäsar bei der Verfolgung des Pompejus unmittelbar nach der Schlacht in den pharsalischen Feldern berührte, nebst dem Erfolg dieser Verfolgung, oder die von Cäsar errungenen Vortheile. „Antandrus, heißt es, und den Simois, von woher er einstens gekommen, schaute wieder der Adler, den Ort, wo Hektor im Grabe ruht, und zu Ptolemäus Verderben schüttelt er sein Gefieder." Der letzte Satz bezieht sich auf den sogenannten Alexandrischen Krieg, als der junge Ptolemäus, oder vielmehr dessen Minister, die Aegypter gegen Cäsar in Bewegung gebracht hatte. Der Dichter fährt fort: „Von dort kam er, traf wie ein Blitzstrahl den Juba, und wandte sich zu eurem Westen zurück, dorthin, wo er der Pompejaner Drommete vernommen." Von dieser Erwähnung der Siege Cäsar's in Afrika und der Schlacht bei Thapsus, die hier mit Juba's Namen bezeichnet wird, nach der Anführung des bei Munda über Pompejus Söhne erfochtenen Siegs, geht Dante zur Wiedererrichtung der Republik unter Brutus und Cassius über. Weil das rechtmäßige und nothwendige kaiserliche Ansehen von Julius Cäsar herstammen soll, so hat Dante vorher den königlichen Adler von Troja, der in Alba Longa ebenfalls ein königlicher war, mit Einwilligung der Römer durch Cäsar zum kaiserlichen werden lassen (per voler di Roma Cesare il tolle). Auf diese Weise muß nothwendig die Erneuerung der Republik ein Frevel gegen die von Gott stammende

weltliche Oberherrschaft der Welt seyn, wie Judas Verrath gegen die geistliche und göttliche Regierung. Der Dichter erklärt bei dieser Gelegenheit, warum er edle Männer wie Brutus und Cassius in den Abgrund der Hölle gestoßen hat, während er einen feigen Heuchler wie Augustus vergöttert. Es sind nicht die historischen Personen, die er meint, es sind die Vorstellungen, welche durch diese Personen versinnlicht werden. Augustus trägt das göttliche Zeichen der Herrschaft mit Recht vor sich her, die Republikaner erheben sich dagegen, wer das thut, streitet gegen Gott. Dante fährt fort: „Was der Adler für den that, der ihn nach Cäsar vor sich hertrug, darüber schmähet in der Hölle noch immer Brutus und Cassius, wie Perusium und Mutina vormals darüber geweint.“ Die Momente zusammendrängend, verbindet der Dichter die Besiegung der Freunde des Antonius durch Augustus mit der Besiegung der Republikaner. Augustus half Mutina entsetzen und trieb, ehe das Triumvirat geschlossen war, Antonius nach Gallien, nach der Besiegung der Republikaner ward Antonius Bruder und seine Gemahlin Fulvia durch Augustus Heere in dem sogenannten Perusinischen Kriege besiegt. Unmittelbar nachher folgt die Besiegung des Antonius, und die Errichtung von Augustus Weltherrschaft wird durch die Schließung des Janus-Tempels angedeutet. Wie der Dichter oben statt Scipio und Cato, die von Cäsar in Afrika besiegt worden waren, ausschließend den Juba genannt hatte, den kein Adler leitete, so nennt er hier statt des Antonius, dessen Adler in der Schlacht bei Actium eigentlich besiegt wurden, die Kleopatra allein. Es heißt deshalb Vs. 75: „Ueber die Thaten des Adlers weinte betrübt Kleopatra, die, als sie vor ihm floh, herber und plötzlicher Tod traf vom Bisse der Natter. Mit Augustus drang er bis an des rothen Meeres Gestade, mit ihm brachte der Welt er den Frieden; des Janus Tempel wurde geschlossen.“

Bis soweit folgt er dem Gange der römischen Weltmonarchie; er will aber die Schicksale der Kirche mit der Geschichte des Adlers und des weltlichen Reichs verbinden. Den Uebergang vom blos Weltlichen zu dem verbundenen Geistlichen und

Weltlichen macht er Vs. 81—93, wo er lehrt, daß Gott seine Gerechtigkeit auf Erden selbst zu der Zeit, als die kaiserliche Gewalt in heidnischen Händen gewesen sey, doch nur durch den Kaiser habe ausführen lassen. Alles, heißt es, was die kaiserliche Macht Großes für die Welt, die ihr unterworfen sey, gethan habe, Alles, was sie noch künftig thun werde, sey unbedeutend, wenn man es mit dem vergleiche, was unter dem Dritten der Cäsaren durch das weltliche Gericht des Kaisers ausgeführt worden. Christus, sagt der Dichter, litt durch die weltliche Gerechtigkeit zur Rettung des menschlichen Geschlechts für Adam's Sünde, welche auf alle seine Nachkommen vererbt war (gli concedette, d. h. Gott gönnte dem Adler, — — — — gloria di far vendetta alla sua ira) und er fügt später hinzu, unter Titus ward wiederum durch die kaiserliche Gerechtigkeit an den Juden bestraft, was sie, weil Gott es zuließ, an Christus geübt hatten. Dieses bahnt ihm den Uebergang zur Erklärung der Art, wie Kirche und Staat, wie der weltliche und geistliche Herrscher seit Karl dem Großen als Schützer und Beschützte verbunden seyen. Die Stelle lautet: „Und als der Longobarden reißender Zahn die heilige Kirche zerfleischt, eilte siegend unter den Schwingen des Adlers der große Karl zu ihrem Beistand.“ Sie werden leicht bemerken, theurer Freund, daß er hier plötzlich den Hauptgedanken, den er durch die ganze Weltgeschichte hindurch anschaulich zu machen sucht, hervortreten läßt, um uns unvermerkt auf seine Zeit herüber zu führen und seine Vorstellung von Monarchie in Justinian's Mund zu legen. Um dieses auf dichterische Weise thun zu können, muß Dante die Personen, die Parteien, welche über die Grundsätze kämpften, die vorgeblich kaiserliche der Gibellinen, wie die republikanisch-kirchliche der Guelfen auf die Bühne führen. Die Gibellinen klagt er eben sowohl an, als die Guelfen. Die Ersteren rissen kaiserliche Güter und Rechte an sich, wie er meint, die Guelfen huldigten der französischen Herrschaft, welche das Haus Anjou in Italien begründet hatte. Dies lautet in der poetischen Sprache, worin es ausgedrückt wird, folgendermaßen: „Jetzt vermagst du zu entscheiden, wer und von welcher Art die Parteien,

die ich oben verklagte, und wie ihr Vergehen alle eure Uebel veranlaßt. Die Eine setzt entgegen dem Adler des göttlichen Reiches (al pubblico segno) die goldenen Lilien, und die Andre übet als eignes Recht aus, was einzig dem Kaiser gebührt, so daß schwer wird zu sagen, welche am meisten gesündigt. Mögen die Gibellinen für ihre Fehden und für ihre Raubsucht eine andere Fahne sich wählen (Faccian gli Ghibellin, faccian lor arte sott'altro segno), denn, wer den Adler des Weltreichs von der Gerechtigkeit trennet (la giustizia e lui diparte), selten gelingt dem sein Beginnen. Der jüngere Karl, er erbebe, niederzuwerfen den Adler mit seinen Guelfen, er fürchte die Krallen, die schon das Fell eines stärkeren Löwen zerfleischt haben. Schon oft erlitten die Söhne die Strafen der Sünden der Väter (dichterischer sagt Dante, pianser gli figli per la colpa del padre)." Dann fügt er für den König von Neapel die naive Warnung hinzu, daß er sich ja nicht einbilden möge, daß Gott das Wappen, das er sich zum Wappen seines weltlichen Reichs erwählt habe, mit den französischen Lilien je vertauschen werde (transmuti l'armi per suoi gigli). Unmittelbar nachher geht er in eine Erklärung darüber ein, welche Art des Verdienstes in diesem zweiten Himmelsraum als der zweiten Stufe der Seligkeit gewürdigt erblickt wird. So wie die Seelen im Himmel des Mondes einen Antheil an der Seligkeit erlangt haben, ungeachtet sie das Gelübde, welches sie abgelegt hatten, gebrochen, so werden hier auch die Seelen der Seligkeit gewürdigt, die nicht um der Seligkeit des Himmels willen, sondern um irdische Ehre und Namen zu erlangen, das Rechte und Gute gethan haben, (che son stati attivi, per che onore e fama gli succeda) und Justinian setzt hinzu: „Wenn unsere Wünsche, vom rechten Wege verirrt, auf irdischen Ruhm sich gerichtet, so fügt sich's, daß die Strahlen wahrhaftiger Liebe weniger glänzend hinaufgehn." Dadurch wird der Dichter auf die Frage vom Unterschied der Stellen und Plätze im Himmel zurückgeführt, und er giebt hier eine etwas andere Antwort, als vorher, doch ist der eigentliche Sinn derselbe: „Wir übten, heißt es hier, die Gerechtigkeit und gewannen sie lieb, in-

dem wir sie übten, es ist also ein Theil unserer Seligkeit, daß wir uns selbst auf einer niederen Stufe erkennen und damit zugleich einsehen, daß im göttlichen Reiche überall die Belohnung dem Verdienste ganz genau angepaßt ist (commensurar — — — — col merto perché non vedere li gaggi ne minor ne maggi), und dadurch gießt Gottes Gerechtigkeit, fügt er Vs. 120 hinzu, so süße Seligkeit über uns aus (addolcisce in noi l'affetto), daß es uns unmöglich ist, Unzufriedenheit darüber zu fühlen, daß wir nach menschlicher Art die Dinge anzusehn, auf einer niedern Stufe erscheinen (non si puote torcer giammai ad alcuna nequizia). Verschiedene Töne bilden in einer gut gesetzten Musik einen harmonischen Einklang, auf dieselbe Weise bilden die verschiedenen Himmelsräume die Fülle der Seligkeit und stellen ihre unendliche Mannigfaltigkeit dar." Jetzt erscheint neben dem weltbeherrschenden, gesetzgebenden Kaiser, von dem er zuletzt noch diese Erklärung über die Verschiedenheit der Seligkeit in den verschiedenen Himmeln erhalten hat, das bescheidene Verdienst eines getreuen, uneigennützigen Dieners und Verwalters, dessen Geschichte durch die Volkssage und den Gesang der Nationaldichter ebenso allgemein unter dem Volke bekannt war, als Justinian's Geschichte unter den Gelehrten.

Graf Raimund von Provence war einer der berühmtesten und geistreichsten Herrn seines Zeitalters, er war selbst einer der angesehensten Dichter unter den Troubadours; a) er ist außerdem durch eine Sage, die Dante als Geschichte behandelt, noch besonders berühmt. Die Hauptumstände dieser Sage sind, nach Villani, der sie in seinen Florentinischen Geschichten ganz im Tone der Sänger, aus denen sie gezogen war, erzählt, folgende: „Es ereignete sich, daß unter den vielen Fremden, die den Grafen Raimund besuchten und bei ihm gütige Aufnahme fanden, auch Romeo sich befand, der von einer Pilgerreise nach St. Jago zurückkam. Dieser wackere und weise Mann wurde

a) Villani lib. VI. c. 91. sagt von ihm: ed molte cobole e' canzoni Provenzali fece di gran sentenzia.

bald des Grafen vertrauter Minister und Rathgeber (**maestro e guidatore**). Er blieb immer in seinem einfachen und pilgerartigen Aufzuge, wußte aber in kurzer Zeit durch seine Aufmerksamkeit und seine Einsicht die Einnahme seines Herrn zu verdoppeln, obgleich dieser indessen immer einen glänzenden und vielbesuchten Hof hielt. Als er mit dem Grafen von Toulouse über die Gränzen des beiderseitigen Gebiets in Krieg gerieth, sammelte der Graf von Provence gegen den von Toulouse, welcher der größte Graf in der Welt war und vierzehn andere Grafen unter sich hatte, durch seine eigene Freundlichkeit und durch die Klugheit des Romeo und den Schatz, den dieser gesammelt hatte, so viele Baronen und Ritter, daß er in diesem Kriege mit Ehren obsiegte. Dieser Graf Raimund hatte vier Töchter und keinen einzigen Sohn; durch die Veranstaltung und die Klugheit des guten Romeo verheurathete er erst die älteste mit einem großen Geldaufwand an den guten König Ludwig von Frankreich. Bei der Gelegenheit sagte der gute Romeo zum Grafen: Laß mich nur machen, laß dir die Unkosten nicht leid seyn, denn, wenn du die Erste gut verheirathest, so wirst du alle die Anderen durch ihre Verwandtschaft besser anbringen, und mit geringerem Aufwand. So geschah es auch. Der König von England, um Schwager des Königs von Frankreich zu werden, nahm die Andere mit geringem Heirathsgut; gleich darauf nahm dessen Bruder, der erwählte römische König, die Dritte; die Vierte blieb noch zu vermählen, da sagte Romeo zum Grafen: Sie muß einen recht wackern Mann haben, der soll dein Sohn seyn und dein Erbe werden. So that er denn auch, er suchte Karl, Grafen von Anjou, des Königs von Frankreich Bruder, auf, und sprach: Dieser soll sie bekommen, weil er der größte und beste Herr in der Welt werden wird. So sprach Romeo von ihm weissagend, und so ward es erfüllt. Dann ereignete es sich, daß aus Neid, der alles Gute verdirbt (**guasta ogni bene**), die Barone des Grafen von Provence dem guten Romeo Schuld gaben, daß er den Schatz des Grafen schlecht verwaltet hätte; sie forderten ihm Rechenschaft ab. Da sagte der wackere Romeo zum Grafen: Ich habe dir lange

Zeit gedient, und habe dich aus einem armen Herrn zu einem glänzenden Fürsten gemacht (messo di picciolo stato in gran signoria), dafür beweisest du dich nach dem falschen Rathe deiner Barone sehr undankbar. Ich kam an deinen Hof als der arme Romeo und habe die Zeit durch anständig gelebt, jetzt gieb mir mein Maulthier, meinen Pilgerstab und meine Pilgertasche wieder; ich gehe wie ich gekommen bin und entziehe mich deinem Dienste. Der Graf wollte nicht, daß er sich entfernte, er wollte aber unter keiner Bedingung bleiben, und ging fort so wie er gekommen war, und nie wußte man, wo er sey, noch wohin er gegangen, das Einzige ausgenommen, daß die Meisten dafür hielten, er sey ein heiliger Mann. So lautet die abgekürzte Erzählung bei Villani. Dante folgt einem andern Sänger oder Erzähler, der den Romeo weiter pilgern und sein Brod an den Thüren suchen ließ. Der provenzalische Adel, meint Dante, empfinde die göttliche Gerechtigkeit, die in diesem Himmel den Justinian und Romeo belohne, bitter, weil er den treuen Verwalter der Grafschaft um den weltlichen Ruhm und um die Ehre bei den Menschen gebracht habe, um derentwillen er die Mühe und Arbeit der Verwaltung und Regierung übernommen hatte. Die Worte sind: „Und innerhalb dieser Perle leuchtet das Licht des Romeo, dessen Mühe übel gelohnt ward, da sie doch groß und schön war. Aber die Provenzalen, die ihm feindselig gewesen, freuten sich des nicht. Unglücklich ist stets, wer eines Andern treffliche Thaten zu seinem eigenen Verderben mißbraucht (che si fa danno del ben fare altrui). Vier Töchter hatte Raimund Berlinghieri, jede mit einem König vermählt, darum achtete er gering und als einen Fremdling Romeo, und es bewogen ihn später die Reden der Neider, von diesem Gerechten Rechnung zu fordern, die er ihm zur völligen Genüge gab (che gli assegnó sette e cinque per diece). Dann zog er hinweg, arm wie ein Bettler und alternd, und wenn die Welt wüßte, was er fühlte und wie ihm um's Herz war, als er sein Brod an den Thüren suchte, sie würde, obgleich sie hoch ihn mit Lobe erhebt, ihn noch höher erheben!"

Hat Franken im zehnten Jahrhunderte Landesherzoge gehabt?

Deutschland erhielt nach dem Aussterben der Karolinger eine ganz veränderte Regierungsweise und Verfassung. Es ist bekannt, daß Karl der Große, um die Selbstständigkeit der verschiedenen deutschen Stämme aufzuheben, das ganze Frankenreich in Gaue theilte und darüber Grafen (Comites) setzte, welche die Gerichtsbarkeit ausübten. Selbst Baiern, welchem als einem besonderen Herzogthume solange unter der fränkischen Herrschaft Herzoge aus dem Agilolfingischen Geschlechte vorgestanden hatten, wurde in Grafschaften eingetheilt. Herzoge (Duces) finden sich zwar auch noch nach dieser Einrichtung Karl's des Großen, aber nur als Comites mit der Auszeichnung, daß sie ein Heer befehligten oder an der Spitze einer nach Constantinopel geschickten Gesandtschaft standen, aber nicht als erbliche Landesherzoge. Nur in Italien blieb die longobardische Einrichtung der Duces zum Theil beibehalten, — weil sich dort mit dem Worte nicht wie in Deutschland eine erbliche Herrschaft über einen besonderen Volksstamm verband — und auch in den Alpen, im heutigen Graubündten, war ein Herzog im Sinne eines Grafen und eines Heerführers zugleich, da auf dieser Seite den verheerenden Einfällen der Avaren mit größerer Kraft begegnet werden mußte. Ueberhaupt erhielt der Graf an der Gränze gegen Feindesland (Markgraf, damals Custos limitis genannt) die Befugniß im Falle eines plötzlichen Krieges den Heerbann der nächsten Grafschaften aufzubieten und ihn als Feldherr (Dux) anzuführen. Mit der Beendigung des Feldzu-

ges trat er wieder unter dem Namen Comes in seine Grafschaft zurück. Solcher Markgrafschaften gab es mehrere: in Sachsen gegen die Dänen und Slaven, in Thüringen und Ostfranken gegen die Sorben und Böhmen, in Baiern und Kärnthen gegen die Avaren, an den Pyrenäen gegen die Saracenen. Daß die Grafen oder Markgrafen ihr Amt lebenslänglich hatten, oder dasselbe auf ihre Nachkommen vererbten, kommt zwar oft vor, jedoch muß es mehr als eine Belohnung für treu geleistete Dienste angesehen werden, als ein gesetzlich eingeführter Gebrauch, indem auch häufig Beispiele vom Gegentheil vorkommen. Außerdem ward der Graf immer im Gefühl seiner Unterthänigkeit durch die Missi regii erhalten. Es waren zwei Abgesandte des Kaisers oder Königs, gewöhnlich ein Graf und ein Bischof, die jährlich in den Provinzen viermal öffentlich Gericht hielten, während welcher Zeit die Gerichtsbarkeit des Gaugrafen aufhörte, indem die Sendgrafen die Person des Fürsten vorstellten.

So blieb die Einrichtung der Grafschaften in Deutschland unter Karl's Sohn, Ludwig dem Frommen, und seinem Enkel, Ludwig dem Baier. Dieser letztere aber theilte sein Reich in der Art, daß die alten Stammverhältnisse der Deutschen, die Karl der Große nur durch Kriege und Eroberungen gewaltthätig hatte unterdrücken können, wieder von neuem auflebten. Baiern mit den angränzenden eroberten slavischen Ländern erhielt Karlmann zum Herrscher, ganz Norddeutschland, Sachsen, Thüringen, Friesland und Ost- und Rheinfranken Ludwig den Jüngeren und Alemannien oder Schwaben bis zu den Alpen den jüngsten Bruder, Karl den Dicken. Diese Theilung kann als die erste Ursache zur Entstehung der deutschen Landesherzoge angesehen werden, indem die deutschen Hauptstämme der Baiern, Schwaben, Thüringer, Sachsen, Friesen, welche früher ihre eigenen Fürsten gehabt und nur durch die Übermacht der Franken zur Aufgebung ihrer Selbstständigkeit gezwungen worden waren, es als eine Sache der Nationalehre ansahen, unter keinem fremden Herrscher zu stehen. Von nun an findet sich das Bestreben der deutschen Stämme, selbstständig aufzutreten, und

der Verfall der Karolinger begünstigte sie in diesem Unternehmen. Zwar vereinigte Karl der Dicke nach dem Tode seiner Brüder Deutschland wieder zu einem Reiche und fügte dazu selbst noch die Herrschaft über Italien und Frankreich, allein der blödsinnige Fürst vermochte nicht die Zügel eines so großen Reiches zu führen, das in sich durch den Uebermuth seiner Vasallen der Auflösung entgegenging und von allen Seiten von mächtigen Feinden angegriffen wurde. Sobald die Schwäche und Regierungsunfähigkeit Karl's bekannt geworden war, hielten sich die Grafen in den Provinzen berechtigt, an die Stelle des Fürsten zu treten. Wo sich zur Macht und Tüchtigkeit noch Verwandtschaft mit dem Karolingischen Hause gesellte, und den ehrgeizigen Bestrebungen den Schein von Rechtmäßigkeit verlieh, konnte es nicht schwer fallen, neue Herrschaften zu gründen.[1]) Karl's große Monarchie verfiel in fünf Reiche, in Frankreich, Italien, die beiden burgundischen Reiche und Deutschland. Gewaltsam waren überall diese neuen Herrschaften gegründet worden: wir sprechen nur von der letzteren, als zu unserem Zwecke gehörig. Sobald nämlich Arnulph, Karlmann's unehelicher Sohn, von der abnehmenden Macht seines Oheims hörte, suchte er ihn zu stürzen und sich die Krone aufzusetzen, obwohl er nach den karolingischen Reichsgesetzen als ein nicht in rechtmäßiger Ehe erzeugter Sprößling gar keine Ansprüche auf den Thron haben konnte. Was ihm das Gesetz verweigerte, gab ihm die Gewalt der Waffen. Zuerst nahm er Baiern in Besitz, unter dem Vorwande, es für den Kaiser

---

[1]) Wir möchten aber nicht mit Leo (Entstehung und Bedeutung der deutschen Herzogsämter nach Karl dem Großen, Berlin 1827) im Allgemeinen die Behauptung aufstellen: „Die deutschen Herzogsämter nach Karl dem Großen sind aus Abfindungen solcher Glieder der königlichen Familie hervorgegangen, die nicht selbst Anspruch auf die königliche Würde hatten; und die eigenthümliche Bedeutung dieser Aemter, in dem zu Deutschland gewordenen Theile des Karolingenreiches, ist durch den Charakter der Staatsumwälzung, welche Karl den Dicken stürzte, bestimmt worden." — Leutsch (Markgraf Gero, Leipzig 1828) S. 223 bestreitet diese Ansicht heftig.

zu erhalten. Nachdem er hier eine starke Kriegsmacht gesammelt und sich des Beistandes des mährischen Fürsten Swatapluck versichert hatte, trat er in Verbindung mit den meisten Grafen Deutschlands, besonders fand er an den mächtigen rheinfränkischen Grafen und einigen Bischöfen große Unterstützung. Wie wenige Freunde Karl der Dicke hatte, zeigte sich bald. Als er die Großen zu einer Reichsversammlung nach Tribur zusammen berief, erschien Arnulph mit einem Heere Baiern in der Nähe: einen Theil der Großen hatte dieser schon für seine Sache gewonnen, die übrigen schreckte er durch die Übermacht seiner Waffen. So verlor Karl den Thron, und fast alle deutschen Volksstämme, welche einen feigen, nachlässigen und oft geistesabwesenden Fürsten verachteten, erkannten Arnulph als König an: nur die Schwaben, die Karl als ihren angestammten Landesfürsten betrachteten, hielten noch eine Zeit lang fest an dem abgesetzten Kaiser, bis sie die Uebermacht Arnulph's unterwarf.

Die Erhebung Arnulph's auf den Thron gab höchst wahrscheinlich zu den heftigen Fehden zwischen den zwei mächtigsten fränkischen Familien Veranlassung, da die eine, aus treuen Anhängern Karl's bestehend, der neuen Regierung nicht geneigt war, die andere aber sich bei der Erhebung Arnulph's sehr thätig gezeigt hatte und daher bei ihm in besonderer Gunst stand. Es hatte nämlich unter allen fränkischen Grafen keiner zur Zeit Karl des Dicken größeres Ansehen und größere Macht als Heinrich, der Weise genannt: er führte fast alle Kriege Karl's, schlug die Normänner bei Prüm, und erwarb sich große Berühmtheit; als Anführer der kaiserlichen Truppen heißt er Dux (Heerführer), sonst aber war er in Ostfranken Graf und das Schloß Babenberg in der Nähe vom heutigen Bamberg sieht man als seine Stammburg an. Dieser tapfere und mächtige Graf fiel in der Nähe bei Paris durch Hinterlist der Normänner, als er Karl dem Dicken gegen sie zu Hülfe kommen wollte. Mit ihm hatte der Kaiser seine Hauptstütze verloren; ohne dieses Unglück wäre er wohl auch nicht so schnell gestürzt worden. Theils Dankbarkeit gegen den unglücklichen Fürsten,

der Heinrich und seine Familie mächtig gemacht hatte, theils Haß gegen Arnulph, weil er auf Kosten der Grafen am Obermain den Bischof Rudolph von Würzburg, den Erzbischof Hatto von Mainz und ihre Freunde bereicherte, erfüllte des Grafen Heinrich's Verwandte, seine drei Söhne und seinen Bruder, mit Erbitterung gegen den ihnen aufgedrungenen König. Der Bruder Heinrich's, Poppo genannt, war von Karl dem Dicken als Graf über Thüringen gesetzt worden und hatte daher auch die Markgrafschaft gegen die sorbische Gränze; er lag beständig gegen die Slaven zu Felde, ja auch mit den Sachsen hatte er häufige Fehden. Daß er auch **Dux Thuringiae** genannt wird, hat nicht seinen Grund, daß er Landesherzog gewesen, sondern daß er beständig ein Heer befehligte. Da Poppo sich gegen Arnulph's Regierung widerspenstig zeigte, so nahm er ihm seine Grafschaft (892) und gab sie dem Grafen Konrad aus Rheinfranken, einem heftigen Feinde der Babenberger. [2])

Gewöhnlich giebt man an, daß der Graf Werner, [3]) welcher als Kammerbote mit dem Babenberger Adalbert, Heinrich's Sohn, Ostfranken verwaltete, mit der Judith, Enkelin von Ludwig dem Frommen vermählt gewesen und der Stammvater der gräflichen oder herzoglichen ostfränkischen, sogenannten Konradinischen Familie geworden sey. Obengenannter Konrad soll sein Sohn gewesen seyn. Allein da sowohl die Vermählung des Grafen Werner mit einer Enkelin Ludwig's des Frommen, als auch die Abstammung dieses Konrad von Werner zweifelhaft ist, aber fast mit Gewißheit behauptet werden kann, daß dieser Kammerbote Werner nicht der Vater Konrad's seyn konnte, da er, wie die Babenberger, ein Feind

---

[2]) Chron. Rheginonis ad ann. 892. p. 94 bei Pistor. T. I. Poppo, dux Thuringorum, dignitatibus expoliatur. Ducatus quem tenuerat, Cunrado commendatur, quem pauco tempore tenuit, et sua sponte eum reddidit.

[3]) Ekkehard jun. de Casibus M. S. Galli bei Eccard Franc. oriental. T. II. p. 717.

Hatto's, Erzbischofs von Mainz, war; [3]) so möchte man eher dem gelehrten Wenck beistimmen, der den Grafen Udo vom Lohngau als Stammvater der Konradinischen Familie angiebt. [4]) In dieser Familie waren vier Brüder: der älteste schon genannte Konrad, erhielt auf einige Zeit Thüringen, hatte große Erbgüter in Hessen und in Rheinfranken; der zweite, welcher Rudolph hieß, war Bischof von Würzburg, der dritte, Gebhard, war Graf von der Wetterau, [5]) und der vierte, Eberhard, war Graf im Obermaingau. Wie sehr diese Brüder an Arnulph's Interesse gefesselt waren, ersieht man aus vielen Umständen. Selbst Arnulph's natürlichen Sohn, Zwentibold, dem Lotharingen als Reich gegeben worden war, unterstützten sie in seinen Gewaltthätigkeiten, [6]) und erhielten dafür ziemlich bedeutende Besitzungen in Lotharingen, welche mehreren gegen Zwentibold rebellischen Grafen genommen worden waren. In den letzten Jahren der Regierung Arnulph's, als der Bischof Rudolph von Würzburg auf Kosten der Babenberger übermäßig begünstigt wurde, brach der schon lange verhaltene Groll der letztern gegen die Günstlinge des Kaisers aus. [7]) Die beiden

---

[3]) M. sehe unten Note 25.

[4]) Wenck's Hessische Landesgeschichte Th. I. S. 201.

[5]) Bei Kremer (Nassau. Gesch.) XXII. ann. 909. Comitatus Gebehardi in pago Wettereiba. Dieser Gebhard scheint auch das Rheingau besessen zu haben, wie aus den Worten einer Urkunde bei Kremer XIV. ann. 895 zu schließen ist. Gebehardi Comitatus in pago Rheingau. Diese Stellen verdanke ich der gefälligen Mittheilung des gelehrten Hrn. B. Senator Dr. Thomas.

[6]) Rhegino ad ann. 899. pag. 97. Zundibolch colloquium habuit cum optimatibus Arnulphi — — ex regno Arnulphi interfuerunt Hatto archiepiscopus, Cunradus et Gebelhardus comites. Einige Jahre später schickt Konrad seinen Sohn Konrad, den nachherigen König, nach Lotharingen mit einem starken Heere.

[7]) Rhegino ad ann. 897. p. 96. Inter Rudolphum episcopum Wirzeburgensem et filios Henrici Ducis (er war Feldherr Karl's des Dicken) Adalhardum et Henricum magna discordiarum lis et implacabilis odiorum controversia ex paucis minimisque (?) rebus oritur.

Familien brachten ihre Freunde und Anhänger zur Theilnahme an ihre Streitigkeiten zusammen; der ganze fränkische Adel stritt entweder für oder gegen die Babenberger, und wüthete gegeneinander mit solcher Grausamkeit, indem Mord, Brand, Raub und Verwüstung in ganz Franken allgemein wurden, daß es schien, als wollten sich beide Familien gegenseitig einander ausrotten. [8]) Es scheint, daß die Babenberger die Abwesenheit von Rudolph's Brüdern benutzten, und dem übermüthigen Würzburger Bischof großen Schaden zufügten.

Nicht lange nachher kehrte Arnulph mit den Baiern und Schwaben aus Italien zurück und starb (899). Es lag im Interesse Hatto's, Erzbischofs von Mainz, und mehrerer Bischöfe und Große, welche durch Arnulph waren bereichert worden, daß sein minderjähriger Sohn Ludwig, ein Kind von einigen Jahren, auf den Thron gehoben ward. In Franken waren zwar die Babenberger dagegen, ihre Gegner aber dafür; selbst der mächtige Graf Otto von Sachsen wurde durch Hatto von den Babenbergern abgezogen, obwohl er einem derselben, (Heinrich), seine Tochter Baba zur Gemahlin gegeben hatte; in Schwaben und Baiern aber hatten die einflußreichen Bischöfe, Salomon von Constanz und Adelbert von Augsburg, die meisten Grafen für Ludwig gestimmt. *)

Bald zeigte sich nun der Uebermuth Hatto's und der eng mit ihm verbundenen rheinfränkischen Grafen. Sie sammelten ein bedeutendes Heer und lieferten ihren Feinden eine blutige Schlacht (902), welche die Babenbergische Familie nicht nur verlor, sondern wodurch sie auch einen unersetzlichen Verlust von zwei Häuptern erlitt: denn Heinrich blieb in der Schlacht, sein Bruder, Adelhard, wurde gefangen und hingerichtet. Aber auch ihre Gegner verloren einen Bruder, den Grafen Eberhard. [9])

---

[8]) Rhegino l. c.

*) Daher konnte Hatto im Briefe an Pabst Johann IX. sagen: communi consilio principum et totius populi consensu.

[9]) Chronicon Rhegin. ad ann. 902. T. I. pag. 98. ed. Pistor. Adalbertus cum fratribus Adalhardo et Heinrico, collecta va-

Durch dieses Unglück ließ sich der dritte Babenberger, Adalbert, nicht niederschlagen. Schon im folgenden Jahre hatte er solche bedeutende Streitkräfte gesammelt, daß er nicht nur den Bischof von Würzburg aus seinem Bisthum, und die Söhne Eberhard's mit ihrer Mutter, aus ihrer Grafschaft vertreiben konnte und sie selbst in Besitz nahm, sondern auch dieselben bis über den Spessart hinaus verfolgte, [10]) und des Bischofs Brüder aufsuchte, wovon der eine, Gebhard, in der Wetterau, der andere, Konrad, bei Fritzlar in Hessen stand.

Obwohl der Letztere auch eine Anzahl Sachsen bei sich hatte — ein Zeichen, daß Otto der Sachsen-Graf ungeachtet seiner Verwandtschaft mit dem Babenbergischen Hause, doch nicht dessen Partei ergriff — so wurde er doch von Adalbert, der ihn unerwartet angegriffen hatte, besiegt und im Treffen getödtet (904); [11]) alle seine Besitzungen und die seiner Angehörigen wurden schrecklich verwüstet. Gebhard, Graf von der Wetterau, war dem Bischof von Würzburg allein noch von seinen Brüdern übrig geblieben; schon hatte auf beiden Seiten der Familienkrieg viele Opfer erhalten; der Sieg Adalberts, welcher zugleich die dem königlichen Hause abgeneigte Babenbergi-

---

lida manu, adversus Eberhardum et Gebelhardum et Rudolphum fratres ex castro, quod Babenbergk dicitur prosiliens, ad pugnam processit. — In quo certamine Heinricus interfectus et Adalhardus captus et postmodum jussu Gebelhardi decollatus est. Eberhardus etiam multis vulneribus confossus in proelio cecidit, ubi finito conflictu, inter cadavera occisorum a suis inventus, domum reportatur, et paucis interpositis diebus et ipse moritur.

[10]) Rhegino l. c. Adalbertus Rudolphum de Wirzeburgensi ecclesia fugat, res et possessiones praefatae ecclesiae crudelissime depopulatur, filios etiam Eberhardi simul cum matre a propriis haereditatibus et honoribus regio munere concessis exire compellens, ultra Spectesbart secedere cogit.

[11]) Die Hauptstelle bei Rhegino ad ann. 905. pag. 99. Außer Sigebert. Gemblac. bei Pistorius T. I. p. 805. Annal. Saxo bei Eccard scriptt. rer. med. aevi T. II. p. 236.

sche Familie wieder empor hob, forderte alle Bischöfe und Freunde der Arnulphischen Partei auf, ihre Streitkräfte gegen den Babenberger zu sammeln. Hatto und Rudolph an der Spitze vom rheinfränkischen und bairischen Heerbann, den sie im Namen des unmündigen Königs Ludwig aufgeboten hatten, zogen gegen Adalbert, schlossen ihn mit großer Uebermacht in seine Burg ein, und als er sich mit seinen Feinden vertragen wollte, ging man auf den Vorschlag ein; Hatto aber, in der damaligen Zeit durch seine Schlauheit bekannt, bemächtigte sich auf hinterlistige Weise der Person Adalbert's. Auf des Königs oder vielmehr des Erzbischofs Befehl wurde er, um den beiden gefallenen fränkischen Grafen, Eberhard und Konrad, eine Sühne zu bringen, als ein Friedensstörer öffentlich hingerichtet.[12]) Seine Erbgüter fielen dem Könige anheim, seine Lehen aber erhielten größtentheils der Bischof Rudolph von Würzburg und dessen Verwandte. Jedoch muß man nicht glauben, wie einige behauptet haben, daß alle Babenbergische Güter eingezogen worden, nur die von Adalbert sind hier gemeint. Die Güter seines Bruders Heinrich, welcher eine Tochter Otto des Erlauchten, Grafen in Sachsen, hatte und in einer früheren Schlacht umgekommen war, wurden unstreitig seinen Nachkommen erhalten.[13])

Nach dem Sturze der Babenberger waren die Verwandten des Bischofs Rudolph von Würzburg die mächtigsten Grafen in Franken: sie hatten nicht nur am ganzen Mainstrom hinauf die größten Erb- und Lehengüter, sondern auch am Rhein, in Hessen und in Lothringen. Das Haupt der Familie war Gebhard, Graf von der Wetterau; er zog gegen die Ungarn zu Felde und kam im J. 910 gegen sie in einer Schlacht um.[14])

---

[12]) Ekkehard jun. pag. 40. ap. Goldast. Witichind gestor. Saxonicor. Lib. I. pag. 15, Sigebert. Gemblac. pag. 807. Rhegino Chronic. ad ann. 905. Lintprand. hist. rer. sui temp. Lib. II. c. 3.

[13]) Die Beweise darüber von Schöpf in der Wettereiba illustrata p. 98. sqq. c. 76. u. 77.

[14]) Rhegino ad ann. 910. p. 101.

Sein Neffe, **Konrad**, Sohn des Grafen Konrad, welcher Thüringen einige Zeit verwaltet hatte und durch Adalbert bei Fritzlar getödtet worden, trat nun an die Spitze der fränkischen Grafenfamilie, die man nach seinem und seines Vaters Namen auch die Konradinische benennt. Daß er den Namen **Herzog** (Dux) geführt, läßt sich nur dann zugeben, wenn man dieses Wort in der Bedeutung von Heerführer, nicht aber in der von Landesherzog nimmt.[15] Noch in Urkunden von 910 und 911, also kurz vor dem Tode Ludwig's, des Kindes, wird er Comes genannt.[16] Daß der Name Dux bei den fränkischen Grafen nicht Landesherzog bedeutet, ersieht man aus Stellen der Schriftsteller, wo mehrere Konradiner zu derselben Zeit Duces genannt werden.[*] Da Konrad's Mutter, Glismut,[17] eine Tochter Kaiser Arnulph's war, so konnte ihn Ludwig das Kind seinen Consanguineus, Propinquus und Nepos nennen.[18] Man braucht daher seine Verwandtschaft nicht auf die Judith, Tochter der Gisela und Enkelin von Ludwig dem Frommen, zurückzuführen, da sie noch sehr problematisch ist.

---

[15]) Stenzel (dissert. de ducum Germanor. post tempora Caroli M. origine et progressu Lips. 1816) hat schon (c. 2.) gezeigt, daß sehr häufig Grafen Duces genannt worden sind. So wird auch manchmal Konrad's Vater, Konrad, der bei Fritzlar von Adalbert getödtet worden war, Dux genannt. Hugo Flaviniacensis Chronic. Verdun. bei Labbé T. I. p. 124. ann. 904. Fuit bellum inter Conradum Ducem et Adalbertum.

[16]) Kremer cod. dipl. XXVI. ann. 911. Chuonradus et Eberhardus venerabiles **Comites** atque amabiles Nepotes. Eccard rer. Franc. Orient. Tom. II. pag. 129. Allein nicht blos Wittichind, sondern auch Urkunden vom J. 910 Kremer XXIII. Eccard T. II. p. 824. Brow. Annal. Trevir. L. IX. §. 17 nennen ihn Dux. Es gab Duces Francorum, Heerführer der Franken, aber keinen Ducatus Franciae.

[*]) Man sehe unten Note 51.

[17]) Antiquitat. Fuldens. p. 128 in einer Urkunde von Konrad I., sagt dieser: Pro animae nostrae **matrisque Glismudae** liberatione. Schannat Tradit. Fuld. 227.

[18]) Urkunde vom J. 911 bei Eccard. rer. Franc. T. II. p. 129 und bei Kremer c. d. XXIII. u. XXVI.

Als nun Ludwig das Kind zwar nicht unvermählt, aber doch ohne Nachkommen, im J. 911 starb, so blieb die Regierungsgewalt in den Händen, worin sie bisher während der Minderjährigkeit des Königs gewesen war. Hatto, der Erzbischof von Mainz, ebenso sehr mit dem mächtigen Grafen Otto von Sachsen als mit dem fränkischen Grafen Konrad befreundet, mochte eine Zeit lang schwanken, welchen von beiden er auf den Königsthron hebe, wohl wissend, daß ein kräftiger Mann denselben besteigen müsse, wenn dem neuen Herrscherhause allgemeine Anerkennung in Deutschland zu Theil werden sollte. Denn schon hatten sich die deutschen Hauptstämme der Sachsen, Baiern und Schwaben an einzelne Grafen, besonders an die sogenannten Send- oder Kammerboten, angeschlossen, so daß dieselben größere Macht besaßen, als bisher die Grafen gehabt hatten. Otto, Graf in Sachsen, war zwar der mächtigste, da er auch Thüringen unter sich hatte, allein er fühlte, daß sein hohes Alter ihn zur Uebernahme einer Krone in so schwierigen Zeiten unfähig machte. Er bestärkte daher den Erzbischof in seinem Vorhaben, den Franken Konrad auf den Thron zu heben, zumal bisher die Könige aus dem fränkischen Stamme gewesen, und dieser auch mit den Karolingern verwandt war. Auf den Karolinger Karl den Einfältigen in Frankreich nahm man keine Rücksicht, weil derselbe sich durch seine Schwäche verächtlich gemacht hatte.

Auf diese Weise wurde durch den mächtigen Einfluß Hatto's und durch die Zustimmung Otto's Konrad König; es hatten ihn zu dieser Würde demnach nur die Franken, Sachsen und Thüringer erhoben. Die andern deutschen Stämme, die man nicht befragt hatte, hielten sich daher auch für berechtigt, dem neuen Könige den Gehorsam zu versagen.

So sehr die Verfassung des Reichs unter Ludwig dem Kinde in Verwirrung gerathen war, so hatte sich doch dem Namen nach die Einrichtung der Gaugrafen und der königlichen Send- oder Kammerboten erhalten. Unter Konrad's Regierung stürzte aber schnell das ganze, dem deutschen Nationalcharakter nicht zusagende Karolingische Staatsgebäude zusam-

men, und es bildeten sich, der früheren deutschen Stamm- und Föderativ-Verfassung gemäß, eigene Herzogthümer, welche nur in gewissen Fällen, wie in Streitigkeiten untereinander oder im Krieg gegen auswärtige Feinde, einen Schiedsrichter oder einen obersten Anführer anerkennen wollten. Den ersten Anlaß dazu gaben die beiden größten Stämme in Deutschland, die Baiern und Sachsen, welche schon seit geraumer Zeit wegen der verheerenden Einfälle der Normänner, Slaven und Ungarn das Bedürfniß gefühlt hatten, einem Grafen die beständige Kriegsführung zu übertragen. Durch die Wahl der Gaugrafen, welcher der König seine Zustimmung nicht versagen konnte, war in Baiern und der östlichen Markgrafschaft Arbo's Sohn, Liutpold,[19]) zu solcher Macht gelangt, daß sie der eines Landherzogs gleichkam; [20]) er wurde in einer Schlacht gegen die Ungarn erschlagen (907) [21]) und sein Sohn Arnulph sah schon die Länder, welche sein Vater verwaltet hatte, als seine Erbschaft an: und nannte sich Herzog von Baiern, [22]) ohne sich viel um den König Ludwig zu bekümmern. Als dieser aber gestorben und Konrad von den Franken und Sachsen auf den Thron gehoben worden, so nahm er die königlichen Güter in Baiern als Landesherzog in Besitz, und versuchte sein Herzogthum als ein unabhängiges Reich zu regieren. Derselbe Versuch wurde in Sachsen gemacht. Otto, der Erlauchte, hatte sich mit dem Ansehen und der Macht begnügt, welche er nach der Wahl des Volkes und der Bestätigung der Könige über Sachsen, Ostfriesland und Thüringen besaß; er hatte nie Rechte eines Landesherzoges gehabt, sondern war immer nur

---

[19]) Er wird ein Consanguineus von Ludwig dem Kinde, und Nepos von Kaiser Arnulph genannt, man sehe darüber Mannert Geschichte von Baiern, I. Thl. p. 81 und p. 103. Lang regest. vol. I. ad ann. 903. Wiener Jahrbücher 1829, 5tes Heft, im Anhang.

[20]) Annal. Fuldens. ad ann. 900.

[21]) Rhegino Chronic. ad ann. 907. Luitboldus Dux ab Hungaris in congressu occisus est, cui filius suus Arnolphus in Ducatu successit.

[22]) Diploma v. J. 908 bei Buchner Gesch. Baiern's Th. II. pag. 156.

Dienstherzog gewesen. Daher ließ er die königlichen Güter und Einkünfte im Lande bestehen und nannte sich, wenn er nicht an der Spitze eines Heeres stand, Graf. [23]) Unglücklicherweise für Konrad starb dieser ihm so sehr befreundete Mann schon im ersten Jahre seiner Regierung. Heinrich, der Sohn desselben, war ehrgeiziger. Er wußte, daß Sachsen das mächtigste Land in Deutschland war, und daß nur durch seines Vaters Wille Franken die königliche Würde erhalten hatte. Als daher Konrad zögerte, aus Furcht vor der Uebermacht des Vasallen, ihm über alle Länder und Güter, welche Otto besessen hatte, zu belehnen, so erhoben die Sachsen, welche ohnehin gegen die Franken feindselig gesinnt waren, Heinrich zu ihrem Landesherzog und empörten sich gegen den König, und Eberhard, Konrad's Bruder, wurde mit einem Heere abgeschickt, um sie zu unterwerfen. [24]) Da sich auch Lothringen abgerissen und mit Frankreich vereinigt hatte, blieben Konrad nur die beiden Länder Franken und Schwaben, wo theils seine Verwandten die mächtigsten Großen waren, theils die Geistlichkeit ihn auf das kräftigste unterstützte, da er sie auf Kosten der ihm gefährlichen Großen bereicherte. Dieser letztere Umstand gab aber Veranlassung, daß sich auch Schwaben von ihm loszureißen und ein unabhängiges Herzogthum zu bilden suchte.

---

[23]) Necrologium Fuldens. ad ann. 912 heißt es: Otto Comes obiit. Daß er in den Chroniken öfter Dux als Comes genannt wird, ist kein Beweis, daß er Landesherzog gewesen, indem häufig durch Dux nur der Anführer im Kriege bezeichnet wird, wie diese Benennung auch Otto's Vorfahren, Ludolph und Bruno, gehabt haben.

[24]) Annalista Saxo ad ann. 914. (Necrolog. Fuld. besser 912). Otto magnificus Saxonum dux vita discessit. — Rex vero Conradus saepe expertus, veritus est, ei tradere omnem potestatem patris; ficte tamen pro laude optimi ducis multa locutus, majora promisit. Saxones vero suadebant duci suo, ut si eum paterno honore sponte rex non honoraret, invito ea quae vellet obtinere posset. Chron. St. Galli ap. du Chesne III. pag. 470 ad ann. 915. Conradus Castellum Tuixl obsedit, et Henrico Saxonum Duce Franciam invadente regreditur. Wittichind l. II. 10.

Schwaben wurde damals wie Franken von Kammerboten verwaltet. In dem letztern Lande hatten Adalbert und Werner [25]) diese Stelle bekleidet, in dem erstern besorgten die beiden Brüder Erchanger und Berthold, deren Schwester Kunigunde Konrad's Gemahlin war,[26]) die Verwaltung. Ungeachtet dieser Schwägerschaft gerieth der König mit den Kammerboten in Streitigkeiten, welche zwar den Sturz derselben aber auch die Entstehung des Herzogthums Schwaben herbeiführten.

Der Bischof Salomon von Konstanz, der zugleich Abt von St. Gallen und Minister Konrad's war, wußte sich so sehr in die Gunst seines Herrn einzuschmeicheln, daß dieser ihm ohne Rücksicht auf die schwäbischen Kammerboten die Verwaltung mehrerer königlichen Rechte und Kammergüter auftrug, wodurch die Schwäger erbittert wurden. Dieses veranlaßte Streitigkeiten zwischen dem Bischof und den Kammerboten, welche durch den Stolz und Uebermuth des ersteren und durch die Rohheit und Gewaltthätigkeiten der letztern in offne Fehden ausbrachen. Konrad nahm sich seines Bischofs, der gefangen und mißhandelt worden war, an und verurtheilte den Kammerboten Erchanger zur Landesverbannung (914). Dieser kehrte jedoch bald ohne Bewilligung des Königs zurück, fand Unterstützung im Volke, das wie die Baiern und Sachsen selbstständige Fürsten haben wollte, und nannte sich nun Herzog von Schwaben oder Alemanien. So war nun ganz Deutschland, mit Aus-

---

[25]) Ekkehard. jun. de cas. M. S. Galli bei Eccard Franc. Orient. p. 717. Nondum adhuc illo tempore Suevia in ducatum erat redacta, sed fisco regio peculiariter parebat, sicut hodie (Mitte des 11ten Jahrhunderts) et Francia. Procurabant ambas camerae, quos sic vocabant, nuntii, Franciam Adalbertus cum (Goldast liest unrichtig: ad Alpes tum) Werinhere: Sueviam autem Pertholt et Erchanger fratres, quorum utrorumque ditioni multa subtracta sunt per munificentias regias in utrosque episcopos (Salomon von Constanz und Hatto von Mainz).

[26]) Chron. S. Galli ad ann. 913. Erchanger cum rege pacificatus est, cujus sororem, Liutpoldi relictam, Rex quasi pacis obsidem, in matrimonium accipit.

nahme von Franken, in Herzogthümer eingetheilt. Sie waren durch die Absonderung der deutschen Stämme von der fränkischen Herrschaft unter Konrad entstanden; durch Wahl des Volkes und der Grafen wurde der mächtigsten Familie die höchste Gewalt im Lande übertragen. Es war demnach eine Rückkehr in die Verfassung der deutschen Stämme vor den Zeiten Karl's des Großen. Daß aber Franken allein ohne Landesherzoge blieb, hatte verschiedene Gründe. Vor allen Dingen war in keiner Provinz Deutschlands so wenig Stammsinn als in Franken. Die Gegenden, die man mit diesem Namen benannte, waren die Gaue am Main und Mittelrhein, in Hessen und in der Wetterau. Dieses waren aber nicht die eigentlichen Wohnsitze der Franken; es war nur erobertes Land, in welchem zwar die meisten gräflichen Geschlechter von fränkischer Abstammung waren, der größte Theil der Einwohner aber war von cattischer, alemannischer, thüringischer, in den rheinischen Städten, selbst von romanischer (römisch-gallischer) Abkunft. Nirgends in Deutschland war das Ansehen der Bischöfe so groß und ihre Macht so bedeutend als in Rheinfranken. Da die Könige an ihnen gegen die Uebermacht einzelner Großen eine Stütze fanden, so wurden sie schon seit Arnulph's Zeiten mit vielen Gütern beschenkt und belehnt. Endlich kam noch dazu, daß nach dem Aussterben der Karolinger in Deutschland allein im Frankenland die königlichen Güter von dem Nachfolger Konrad als Kammergüter eingezogen wurden, während in den Herzogthümern die Herzoge sich ihrer bemächtigten.

Zwar suchte Konrad das königliche Ansehen über ganz Deutschland wieder herzustellen, die Kammergüter für den Thron wieder zu gewinnen und die Herzoge, die er nicht mehr ganz beseitigen konnte, in der Weise zu lassen, daß sie ihre Länder von dem Könige zum Lehen nähmen, und sich als Vasallen bekennten; allein dieser Versuch gelang ihm nur sehr wenig. [27])

---

[27]) Sigerbert. Gemblac. (bei Pistorius T. I. p. 807) ist schlecht unterrichtet und verwechselt Conrad's Regierung zum Theil mit der

Den Anfang machte er mit Schwaben, wo er von der Geistlichkeit bedeutend unterstützt ward. Gegen den Herzog Erchanger zog er mit einem zahlreichen Heer Franken zu Felde; auf dem Reichstag zu Altheim (bei Nördlingen) wurden Erchanger und Berthold, welche zu dieser Versammlung geladen worden, als Majestätsverbrecher verurtheilt und hingerichtet (917) [28]) Damit hatte aber Konrad nichts gewonnen; denn die Schwaben, noch mehr gegen die Franken erbittert, erhoben nun ihren mächtigsten Großen, den kriegerischen Burkhard, zum Herzog, den der König endlich auch bestätigte und mit den Gütern der hingerichteten Kammerboten belehnte. [29]) In Baiern aber, wo Konrad gleiche Anerkennung erzwingen wollte, war er nicht so glücklich. Arnulph, ein Schwestersohn des hingerichteten Kammerboten Erchanger, weigerte sich, nach dem Beispiele Heinrich's von Sachsen, den König anzuerkennen, und das Herzogthum von ihm zu Lehn zu nehmen. Als Konrad gegen ihn zu Felde zog und jener fürchtete, der königlichen Macht nicht gewachsen zu seyn, wich er mit den Seinigen zu den Ungarn [30]) und suchte hier Hülfe, die sie ihm auch, obwohl er sonst ihr heftigster Feind gewesen war, kräftig leisteten. In einer Schlacht, die Arnulph mit seinen ungarischen Hülfs-

---

von Heinrich I. wenn er sagt: Contra Conradum regem potentiores regni principes rebellionem meditati, sc. Arnoldus de Bojoaria, Burchardus de Suevia, Everhardus de Francia (ist unrichtig) Gislebertus de Lotharingia (ist falsch) et horum omnium praecellentior, Henricus dux de Saxonia et Thuringia, tam sapientia quam fortitudine regis ad gratiam ejus reducuntur.

[28]) Nach Hepidan. 916. Nach Rhegino und Herman. Contract. im Jahr 917. Das Chronicon breve S. Galli bei du Chesne T. III. giebt durch den Zusatz dolose die Unrechtmäßigkeit des Verfahrens an.

[29]) Man sehe darüber Pfister Gesch. von Schwaben 2tes Buch S. 172 und die dort angeführten Beweisstellen.

[30]) Luitprand lib. II. c. 7. Arnulphus, nimio Conradi terrore coactus, cum uxore et filiis ad Hungaros fugit. So auch Annalista Saxo ad ann. 917.

truppen in Baiern dem Könige lieferte, wurde dieser schwer verwundet. [31]) Er kehrte krank nach Franken zurück und starb daselbst in Weilburg an der Lahn (918), nach einer siebenjährigen Regierung nicht über Deutschland, sondern nur über Franken. Konrad sah auf seinem Sterbebette wohl ein, daß bei der Uebermacht der Herzoge und der Zersplitterung des Frankenlandes seine Familie den Königsthron nicht behaupten konnte, Deutschland aber ohne kräftigen König, der über das Ganze herrsche, eine Beute der verheerenden Einfälle seiner rohen Nachbaren werden würde.

Da er selbst keine Kinder hatte, [32]) bat er seinen Bruder, den Grafen Eberhard, da er nicht die zum Regieren empfehlenden Eigenschaften besaß, [33]) auf den Thron zu verzichten, und der erste zu seyn, der Heinrich, den mächtigen Herzog von Sachsen, anerkenne. Durch dieses Beispiel würden die Großen in den übrigen Provinzen zu gleicher Anerkennung eingeladen: Eberhard aber werde für seine Familie durch die Verbindung und Freundschaft mit dem mächtigen Sachsen am besten sorgen.

Diesen Rath seines Bruders befolgte Eberhard genau. Sobald jener die Augen geschlossen hatte, eilte er nach Sachsen und brachte dem Herzoge Heinrich die Reichsinsignien, erkannte ihn als König an und auf einer feierlichen Versammlung zu Fritzlar (919) wurde Heinrich I. (der Vogelsteller) von den Franken und Sachsen zum Könige gewählt. Daß dieser Anerkennung und Uebertragung der königlichen Würde von den Franken zu den Sachsen eine gewisse Kapitulation vorausgegangen ist, kann nicht bezweifelt werden; jedoch haben wir darüber keine bestimmte Nachrichten. So viel ist gewiß, daß Franken, obwohl aus seiner Mitte jetzt nicht mehr der Regent

---

[31]) Wittichind Lib. I. pag. 10. Rex autem profectus in Bavariam dimicavit cum Arnulpho et ibi, ut quidam tradunt, vulneratus revertitur in patriam suam.

[32]) Ekkehard. jun. l. c.

[33]) Ekkehard. jun. Conradus sensit eum nec regno virtute quidem habilem, nec populo moribus acceptum. Annal. Saxo ann. 918.

war, doch immer noch die vornehmste deutsche Provinz blieb. Bei allen öffentlichen Berathungen hatten die fränkischen Großen den Vorrang und die sächsischen Könige wurden ihrem Rechte nach Franken, und verwalteten demnach wie Konrad I. als Landesherzoge die fränkische Provinz und besaßen die Kammergüter. Heinrich konnte die Großmuth Eberhard's nicht unbelohnt lassen: er ertheilte ihm als seinem Stellvertreter in Franken die Pfalzgrafenwürde, *) welches Amt im zehnten Jahrhundert in der Konradinischen Familie fast als ein erbliches anzusehen ist. Der Pfalzgraf in Franken war nach dem König die erste Person im Reiche. Er hatte nicht nur die Verwaltung der Kammer- und Krongüter, sondern auch die Befugniß, in des Königs Abwesenheit die höchste Gerichtsbarkeit auszuüben. Ein solches Pfalzgrafen-Amt hatte schon Karl der Große eingerichtet. Nun wurden aber nach dem Vorbilde des fränkischen Pfalzgrafen unter Heinrich's Regierung auch in den übrigen Provinzen des Reiches den Landesherzogen Pfalzgrafen zur Seite gegeben, welche außer ihren sonstigen Obliegenheiten noch die Wahrung der königlichen Rechte, die Bewachung der Schritte des Landesherzoges und die Gerichtsbarkeit über die dem Herzoge nicht unterworfenen weltlichen und geistlichen Großen hatten. Da sie von fast gleichem Ansehen und gleicher Macht wie die Herzoge waren, so heißen sie auch oft Herzoge (Duces). Daher ist es auch ganz natürlich, daß die fränkischen Pfalzgrafen Herzoge genannt werden konnten. Es liegt aber dann in der Natur der Sache, daß ein Pfalzgraf nicht zugleich Landesherzog seyn kann; es ist daher schon dadurch bewiesen, daß Eberhard, der Pfalzgraf war, nicht zugleich als Herzog dem Stamme der Franken vorstand, wie man gewöhnlich angiebt.

Anfangs wurde Heinrich I. weder von den Schwaben noch von den Baiern als König anerkannt. Der vereinten fränkisch-sächsi-

---

*) Es ist mir keine Urkunde bekannt, worin Eberhard Dux genannt wird, bei Kremer 40 u. 41 Dipp. v. J. 928 u. 930 heißt er nur Comes. Die Chroniken nennen ihn zwar manchmal Dux, doch viel öfter Comes und zwar mit dem Zusatz Palatii.

schen Macht aber konnte weder Burkard widerstehen, der sich unterwarf und sein Herzogthum von Heinrich zu Lehen nahm (921), noch der von den Ungarn zurückgekehrte Baiernherzog Arnulph. Auch dieser wurde zur Lehensunterwürfigkeit genöthigt, mußte einen Pfalzgrafen, seinen Bruder Berthold, mit herzoglichem Titel neben sich dulden, jedoch wurde ihm alle Gerichtsbarkeit über die Bisthümer und Abteien ꝛc. in seinem Lande zugestanden. Schwaben wie Baiern mußten demnach die sogenannten Kammergüter herausgeben, welche der Pfalzgraf verwaltete. In Sachsen und Franken, wo der König zugleich Landesherzog war, war er schon mit seinem Regierungsantritt in Besitz derselben gekommen. Zu den vier großen deutschen Provinzen fügte er noch die fünfte, das unter Konrad an Frankreich abgefallene Lothringen; er bestätigte den Herzog Giselbert, welchen er mit seiner Tochter Gerberga vermählte, und schickte als Pfalzgrafen dahin den jüngern Eberhard, Geschwisterkind des fränkischen Pfalzgrafen gleiches Namens. [34])

So war die Verfassung des deutschen Reiches mit aus der Wahl des Volkes hervorgegangenen Landesherzogen und mit vom Könige eingesetzten Pfalzgrafen entstanden. Indem erstere nur des Reiches Zerstückelung und eigene Erhebung bezweckten, wahrten letztere des Fürsten Interesse und hielten den deutschen Staatskörper zusammen. Daß nun auch das Wahlkönigreich mit seinen Erzämtern unter Heinrich mit geordneten Formen erscheint, zeigt sich nicht nur bei der Gelegenheit, wie der König kurz vor seinem Tode die Großen in Erfurt zu einem Reichstag versammelt, um seinen Sohn Otto zu seinem Nachfolger

[34]) Frodoard. ad ann. 926, bei Bouquet Tom. VIII. Ebrardus quoque transrhenensis in regnum Lotharii mittitur ab Henrico justitiam faciendi causa et Lotharienses inter se pace consociat, und beim Jahre 934 ibid. p. 189. Heinricus Gislebertum et Ebrardum cum episcopis regni Lothariensis ad Rodulphum regem pro Heriberto dirigit. Von diesem Eberhard spricht auch das Chronic. Rhegin. ad ann. 932. Daß er nicht des Königs Konrad I. Bruder war, wird unten noch näher bewiesen werden.

erwählen zu lassen, sondern noch mehr bei dessen feierlicher Krönung (936) in Aachen, wo die drei Erzbischöfe von Trier, Köln und Mainz sich um den Vorrang streiten und die hohen Würdenträger des Reiches die Erzämter verwalten; Giselbert, Herzog von Lothringen, war Erzkämmerer, der Pfalzgraf Eberhard von Franken Erztruchseß, Hermann, Herzog von Schwaben, versah das Amt des Erzmundschenken, und Arnulph, Herzog von Baiern, das Erzmarschallamt. Der schwäbische Herzog Hermann ist hier besonders für die Konradinische Familie zu bemerken. Heinrich hatte sich so eng mit den Konradinern verbunden, daß er sie auf alle mögliche Weise erhob. In Franken und Lothringen hatten sie die Pfalzgrafenwürde; [35]) und als der Herzog Burkard von Schwaben auf einem Zug nach Italien (926) gestorben war, belehnte Heinrich Hermann, den Vetter Konrad's I., den Sohn des Grafen Gebhard von der Wetterau, mit dem Herzogthum Schwaben. [36]) Derselbe heirathete die Reginlinda, Burkard's Wittwe, damit die Erbgüter des Vorgängers mit den Besitzungen des neuen Herzogs vereinigt würden. Burkard's Sohn, der auch Burkard hieß, folgte demnach nicht seinem Vater als Herzog; jedoch führt er abwechselnd den Namen Herzog und Graf; [37]) es ist höchst wahrscheinlich, daß er Pfalzgraf war, und als solcher stand er dem Herzoge zur Seite, durfte gleichen Titel führen, wie dieses auch bei Berthold, dem Bruder des baierischen Herzogs Arnulph der Fall war.

---

[35]) S. die vorhergehende Note: über die Freundschaft beider Eberharde mit Heinrich vgl. man Chron. Rhegin. p. 103. ed. Pistor. T. I. Eodem anno rex ab Eberhardo (in Lothringen) aliisque Franciae comitibus seu episcopis in Franciam vocatus, singillatim ab uno quoque eorum in domibus suis vel ecclesiarum sedibus regem decentibus, est conviviis et muneribus honoratus DCCCCXXXII. Annalist. Sax. ad ann. 918. (Eberhardus, in Ostfranken, Konrad's Bruder) amicitiam (Henrici Aucupis) promeruit, quam fideliter usque in finem obtinuit.

[36]) Pfister Geschichte von Schwaben Th. II. p. 22.

[37]) Herrgott cod. Diplom. num. 134. In Comitatu Burkardi Ducis, Turgowe nuncupato.

Otto's Bestreben ging dahin, die herzogliche Macht noch mehr als seine Vorgänger zu beschränken, und wo möglich alle Herzogthümer seiner Familie zuzuwenden. Um das königliche Ansehen desto mehr zu heben, reiste er überall im Reiche umher, und hielt Hof und Gericht wie die Karolingischen Kaiser und Könige gethan hatten. Als dieses die Großen des Reichs bemerkten, strebten sie aus allen Kräften dagegen an, und mehrere Versuche wurden gemacht, ihm die Krone zu entreißen. Die Empörungen veranlaßte oder begünstigte die Uneinigkeit in der königlichen Familie. Indem nämlich der König mit den Ungarn und Slaven, den unruhigen Gränznachbarn Deutschlands, stritt und nach dem Tode des Baiernherzogs Arnulph mit Gewalt der Waffen dessen rebellische Söhne bekriegen mußte, entstanden die Keime furchtbarer Familien- und Bürgerkriege. Otto hatte erst ein Jahr regiert, als Siegfried, Gemahl der Jutta, König Heinrich's I. Tochter aus erster Ehe, starb. Er war nicht Herzog der Sachsen gewesen, wie neuere Schriftsteller behaupten, sondern als Pfalzgraf hatte er die Verwaltung des Landes und in Abwesenheit des Königs die höchste Gerichtsbarkeit gehabt. [38]) Thaukmar, Otto's älterer Halbbruder, welcher von seinem Vater Heinrich in der Regierungsfolge war übergangen worden, fühlte sich nun doppelt zurückgesetzt, als er nach dem Tode seines Schwagers Siegfried, weder dessen Güter, die Grafschaft Merseburg, noch die Pfalzgrafenwürde erhielt. Erstere ward als ein Lehen dem Markgrafen der Lausitz und der Ostländer, dem tapfern Gero, ertheilt,

---

[38]) Dieses zeigen die Worte Wittechind's: **Sifridus Saxorum optimus et a rege secundus** und **procurabat Saxoniam.** Da aber Wittechind beim J. 954 auch von Hermann Billung sagt: **Herimannus Dux Saxoniam procurabat**, so folgert Vehse (Leben Otto's des Großen S. 103), daß Sifrid Herzog der Sachsen gewesen seyn müßte. Dieses ist offenbar unrichtig; König Otto betrachtete sich immer als Landesherzog; den Titel **Dux** führt, wie schon oben dargethan, jeder Pfalzgraf, ja selbst Markgrafen führen ihn, wie z. B. der Markgraf Gero in der Urkunde bei Vehse l. c. in der Note **Dux et Marchio** heißt.

letztere erhielt der Graf Hermann Billung mit der Oberfeldhauptmannschaft (principatus militiae).

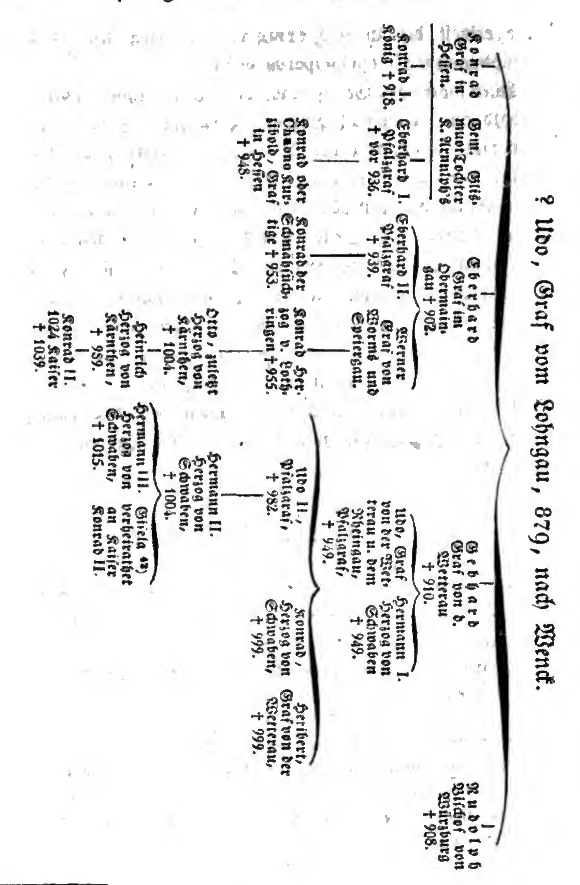
Einen mächtigen Genossen in der Unzufriedenheit fand Thankmar bald an dem Pfalzgrafen von Franken. Es stand aber damals nicht mehr der Pfalzgraf Eberhard, der friedfertige und dem sächsischen Hause treu ergebene Bruder Konrad's I. an der Spitze der Konradinischen Familie, sondern dessen gleichnamiger Vetter.[39]) Jener Eberhard ist höchst wahrscheinlich schon einige Jahre vor Heinrich dem Vogelsteller gestorben. Nach seinem Tode erhielt seines Oheims Sohn, der wie sein Vater Eberhard hieß,[40]) in Rheinfranken die Pfalzgrafenwürde.[41]) Sein Vater war im Jahr 902 in der Schlacht gegen die Babenberger geblieben. König Heinrich hatte Eberhard II. zum Pfalzgrafen von Lothringen gemacht; daher dessen innige Freundschaft mit dem dortigen Herzog Giselbert.

---

[39]) Eberhard, des Königs Konrad Bruder, und Eberhard den Rebellen gegen Otto I., geben alle neuere deutsche Geschichtschreiber als dieselbe Person an. Schon aus der ganz verschiedenen Charakterschilderung des Annalista Saxo von beiden Eberharden (ad ann. 918 u. 936) läßt sich ersehen, daß hier nicht dieselbe Person gemeint seyn kann. Dazu kommt noch der Umstand, daß Konrad Kurzibold, der Sohn Eberhard's I. (Rhegin. ann. 948: Cunradus Comes, qui Curcipoldus dicebatur, filius Eberhardi; Ekkehard. jun. c. 5. nennt ihn regii generis), ein Freund Otto's I. war, dagegen Konrad, Sohn Eberhard's II., ein Rebell wie sein Vater. (Annalista Saxo ann. 950 und 953. Rhegin. ann. 950). Nicht nur neuere Schriftsteller sind durch die Gleichheit der Namen irre geleitet worden, sondern auch ältere, wie Ekkehard. jun. de Cas. Mon. S. Galli c. 5: Lotharingorum Gisilbertus Eberhardum castigatum, cur honorem suum alieno dedisset —— persuasit.

[40]) S. die genealogische Tabelle S. 184; Kremer (Gesch. des Otton. Asts ꝛc.). Wenck (in der Hessischen Landesgeschichte) und Köler (Familia August. Franconic.) geben Abweichende.

[41]) Sigebert. Gemblac. ap. Pistor. I. 812. Contra Ottonem rebellavit Eberhardus Comes Palatii et Giselbertus Dux Lotharingiae. Liutprand Lib. IV. c. 9 u. 10 nennt den Eberhard fast immer Comes, den Giselbert aber Dux; so auch die meisten andern Schriftsteller.



[42]) Nach dieser genealogischen Tabelle ist die Verwandtschaft der Gisela mit Kaiser Konrad II. bewiesen. Croll. (Comment. acad. Pal. T. VI. p. 232) und Wenck (Hess. Landesgesch. Th. II. S. 554) sind anderer Meinung. Der gelehrte Stenzel (Gesch. der fränk. Kaiser Th. II. S. 122) hat alles dahin gehörige zusammengestellt, ohne selbst entscheiden zu wollen.

Auch hatte der Pfalzgraf Besitzungen in Lothringen, seine Haupterbgüter aber lagen im Obermaingau. [43])

Hier auf der Gränze zwischen Ostfranken und Thüringen, welches Heinrich, Otto's I. Bruder, verwaltete, entspannen sich zwischen den Vasallen Eberhard's II. und sächsischen Großen heftige Streitigkeiten und Fehden. [44]) Der Übermuth der Sachsen und ihr Stolz, daß sie Deutschland einen König gegeben hatten, [45]) erregte die Erbitterung der Franken in der Weise, daß der Pfalzgraf Eberhard eigenmächtig an dem sächsischen Großen Bruning die gekränkte fränkische Nationalehre zu rächen suchte. Mit seinen Vasallen zog Eberhard gegen die Burg Elmeri, [46]) zerstörte sie und ließ ihre Vertheidiger niederhauen. Der König strafte diese Störung des Landfriedens mit einer großen Geldbuße, welche der Pfalzgraf in Pferden bezahlen mußte; seine Kriegshauptleute, die an diesem Zug Antheil genommen hatten, wurden zu dem schimpflichen Hundetragen verurtheilt.

Des Königs Urtheil erbitterte nicht nur Eberhard, sondern auch alle Franken. Der Pfalzgraf aber hielt die Zeit nicht für günstig, sich jetzt schon offen auszusprechen. Von der Natur mit den Gaben ausgestattet, die das Volk gewinnen, suchte er

---

[43]) Vita Joannis Gorz. bei L'abbé Nov. bibl. libr. MSS. T. I. pag. 768. Eberhardus (Comitatum) Franciae Austrasiae et quorundam trans Rhenum tenuit locorum. Annal. Saxo ad ann. 939. Eo tempore est occisus Dedi ante portas urbis quae Larun dicitur, in qua erant milites Eberhardi. Larun ist das in Ostfranken gelegene Lohr.

[44]) Rhegino Continuat. ad ann. 937: Graves et intestinae discordiae inter Henricum fratrem regis et Eberhardum ducem Francorum, nascuntur, ob exortas inter Wasallos eorum inimicitias b. Wittichind Libr. II. Sigebert. Gemblac., Herman. Contract. ad ann. 937.

[45]) Wittichind Lib. II. Saxones imperio regis facti gloriosi, dedignabantur aliis servire nationibus, quaesturasque quas habuerunt, ullius nisi solius regis gratia habere contempserunt.

[46]) So liest Reinecc. bei Wittichind, Meibom. hat Elveri, und glaubt es sey Elmershausen oder Hilvershausen an der Weser.

sich einen starken Anhang zu verschaffen, um in der Zeit der Gefahr und des Aufruhrs eine mächtige Stütze zu haben. Freundlich gegen Niedere, und freigebig gegen alle, die er zu gebrauchen dachte, verbarg er voll Schlauheit seine Plane. Nicht nur die Franken hatte er so auf mehrfache Weise an sich gefesselt, sondern auch viele Sachsen. [47])

Damals nun trat Thankmar mit Eberhard in Verbindung; gleicher Haß gegen den König vereinigte sie zu dem gemeinsamen Bestreben, Rache an ihm zu nehmen. Von beiden ward die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt, von Thankmar in Westphalen, von Eberhard an den Gränzen Thüringens, wo er rasch gegen Sachsen vordrang. Mord, Brand, Verheerungen, Verstümmelungen bezeichneten die Wuth, mit welcher man gegen die dem Könige ergebenen Sachsen stritt. In der Burg Badelik, welche von den Rebellen erstürmt ward, wurde Otto's Bruder, Heinrich, gefangen genommen und von Eberhard nach Franken weggeführt. [48]) Bei der Einnahme von Badelik hatte sich für den fränkischen Pfalzgrafen der unglückliche Vorfall ereignet, daß sein Vetter Gebhard, Sohn des Grafen Udo von dem Rheingau rc., welcher auf Seiten der Königlichen stritt, von seinen Leuten erschlagen ward. Darüber entzweiten sich Udo, Graf von der Wetterau und dem Rheingau, und sein Bruder Hermann, Herzog von Schwaben, ganz mit Eberhard und schwuren ihm ewige Feindschaft und immerwährenden Krieg, bis das Blut Gebhard's gerächt sey. An sie schlossen sich auch ihre nahen Verwandten Konrad Kurzibold, Graf von Hessen, Sohn Eberhard's I. und Konrad, Graf von Worms, Sohn Werner's, [49]) welche beide Konrade oft miteinan-

---

[47]) Annalista Saxo ad ann. 936: (Eberhardus) erat jocundus, affabilis mediocribus, et largus in dando: his rebus multos Saxones associat.

[48]) Wittichind. Liutprand. ll. cc. Rhegino ad ann. 938.

[49]) Rhegino ad ann. 943. Es scheint dieses derselbe Werner zu seyn, welcher als Warnarus in einer Urkunde vom Jahr 910 bei Kremer XXV vorkömmt. Von diesem Konrad dem Rothen war Eberhard II. der Oheim; vgl. oben die genealogische Tabelle.

der verwechselt werden, gewöhnlich aber wird dem erstern der Beiname der Weise gegeben, der andere aber führt den Namen der Rothe. [50]) Sämmtliche Grafen werden von Wittichind Herzoge (duces) genannt, [51]) obwohl doch nur einer von ihnen, Hermann, Herzog war, ein Beweis, daß entweder die Glieder der Konradinischen Familie diesen Namen als einen Titel führten, oder daß der Name Dux oft gleichbedeutend mit Comes gebraucht wurde.

Als Thankmar's Empörung mit dessen Ermordung in Eresburg unterdrückt war, wußten Eberhard und der mit ihm verbundene Herzog Giselbert von Lothringen ihren Gefangenen, den Prinzen Heinrich, auf ihre Seite herüber zu ziehen; alles war schlau und heimlich angelegt, Otto zu stürzen und seinen jüngern Bruder auf den Thron zu heben, oder vielmehr den Sachsen die Regierung zu entreißen. Indem Eberhard den Herzog von Lothringen durch die Versprechung gewann, ihm die Krone zu verschaffen, war er eifrig darauf bedacht, sie sich selbst anzueignen. Er soll seiner Sache schon so gewiß gewesen seyn, daß er zu seiner Gemahlin gesagt habe, sie werde bald ihn nicht mehr als Grafen sondern als König umarmen. [52])

Als Heinrich, aus der Gefangenschaft entlassen, nach Sachsen zurückgekehrt war, besetzte er mehrere Festen mit ihm ganz

---

[50]) Sigebert. Gemblac. ap. Pist. I. 813 nennt irrig nur einen Konrad und zwar als Bruder Udo's und Hermann's; aus Rhegino ad ann. 910 ist aber bekannt, daß diese beiden nur die einzigen Söhne Gebhard's waren. Vehse (S. 122) scheint dadurch veranlaßt worden zu seyn, den Eberhard Oheim Konrad's zu nennen. Wäre der Rebell Eberhard, der Bruder Königs Konrad I., so hätte sich Konrad Kurzibold gegen seinen Vater verschworen.

[51]) Wittichind Lib. II. 18. Interfectus est autem Gebehardus, Udonis filius, fratris Hermanni ducis, ob cujus necem Deo omnia ordinante, duces Francorum inter se sunt divisi.

[52]) Liutprand (Lib. II. cap. 10), der freilich nicht die zuverlässigste Quelle ist; Jocundare, inquit (Eberhardus uxori) in gremio Comitis, brevi laetatura in amplexibus regis. — Warum übersetzt Vehse S. 108 Comitis des Herzogs?

ergebenen Leuten. Beim König selbst bewirkte er Verzeihung für den rebellischen Pfalzgrafen aus, der unterdessen selbst als Bittender zu Otto's Hof gekommen war. Er ward nur kurze Zeit nach Hildesheim verwiesen, [53]) bald entließ ihn der König nach Franken und setzte ihn wieder in seine Pfalzgrafenwürde ein.[54])

Anstatt sich dafür dankbar zu beweisen, erklärte sich Eberhard, als Heinrich nach Lothringen entfloh und gegen Otto die Fahne der Empörung aufpflanzte, mit Giselbert für den Rebellen, [55]) der nach einem unglücklichen Treffen am Unterrhein gegen die königlichen Truppen, vergeblich nach Sachsen eilt, um hier seine Freunde zu versammeln; er wird von der Uebermacht des Königs gezwungen, sich zu unterwerfen. Sobald er aber Verzeihung und die Freiheit wieder erlangt hatte, entfloh er abermals nach Lothringen und Otto sah sich in großer Verlegenheit und auf allen Seiten von mächtigen Feinden bedroht, da die Empörer nicht nur vom König Ludwig IV. von Frankreich unterstützt wurden, sondern auch Giselbert's Bruder, Friedrich, Erzbischof von Mainz, der Bischof Rudhard von Strasburg und selbst ein Theil der Sachsen sich gegen den König erklärten. Dazu kam noch, daß die Dänen und Slaven die günstige Zeit zu verheerenden Einfällen nach Sachsen benutzten.

In dieser Gefahr fand Otto die treusten Anhänger in Eberhard's Verwandten. Es waren dieses die schon oben genannten Brüder, der Graf Udo vom Rheingau und der Wetterau, und der Herzog Hermann von Schwaben mit ihren Vettern, den Grafen Konrad Kurzibold, den Weisen, von Hessen, und den Grafen Konrad den Rothen von Worms. [56]) Indeß der

[53]) Wittichind Lib. II. pag. 19. — Hermann. Contract., Sigebert. Gemblac., Rhegino Cont. ad ann. 938.

[54]) Wittichind Lib. II. p. 19. Sed non post multum temporis in gratiam clementer recipitur et honori pristino redditur.

[55]) Wittichind II. 22. Tractum tam diu bellum Eberhardus considerans, ultra non quiescit, quin contempto rege et jure spreto juramentorum, ut in initio, conserta manu cum Isilberto ad incentiva bellorum pariter conspiraret.

[56]) Chronic. Saxonic. ad ann. 939. Habuit autem rex maximas at-

König die von den Rebellen besetzte Festung Breisach belagerte, und den Muth nicht sinken ließ bei der Verminderung seines Heeres, zogen jene treuen Anhänger aus der Konradinischen Familie mit zahlreichen Truppen gegen die Rebellen ins Feld. Als Eberhard und Giselbert mit vereintem Heere bei Andernach über den Rhein setzten, um den Krieg nach Sachsen zu spielen,[57]) überfiel sie unvermuthet Udo[58]) und seine Verwandten; diese erfochten nicht nur einen glänzenden Sieg, sondern endigten auch den ganzen Krieg durch den Tod der beiden Hauptrebellen. Der Pfalzgraf Eberhard[59]) blieb in der Schlacht,

---

que fortissimas copias, Hermannum Suevorum ducem, fratremque ejus Utonem (Liutprand Lib. IV. c. 10 fügt noch Conradus Sapiens — Kurzibold — hinzu; das Chron. Sigebert. Gemblac. aber Conradus, der irrig frater Hermanni genannt wird und worunter wohl Konrad, Sohn Werner's von Worms, der viele Truppen herbeigeführt hat, gemeint ist), qui quemvis affinitatis linea Eberhardo jungerentur, maluerunt tamen juste, si necessitas ingrueret, cum justo rege occumbere, quam cum consanguineo injuste triumphare.

[57]) Wittichind Lib. II. Nec contenti regno occidentali (Lothringen und Rheinfranken) solummodo, in Rheni orientalem agrum depopulandum cum exercitu demerguntur. Haec cum audiuntur in castris regis (nam ea tempestate rex erat pugnans contra Brisag et alias urbes, quae erant Eberhardi ditionis) multi se a castris eruebant, nec ultra spes erat regnandi Saxones.

[58]) Hroswitha de gestis Oddonum p. 169 ed. Reuber.

Ex improviso praeses proruperat Udo,
Adducendo quidem multam secum legionem,
Ac subiit validum forti luctamine bellum.

So auch Sigeb. Gemblac. Fideles regis — — Eberhardum et Giselbertum praedando regno secure intentos juxta Rhenum inopinate aggressi acerrime debellant. Das Nähere darüber bei Liutprand Lib. IV. c. 16. Wittichind l. c. giebt Hermann als Hauptanführer an, Chron. Regin. ad ann. 939 den Udo und Konrad; man vgl. dazu noch Herman. Contract. 939. Dithmar Merseburg. Lib. II. 39. Ekkehard. jun. de Cas. Mon. S. Gallic. 5.

[59]) Die meisten Quellschriftsteller nennen Eberhard entweder nur Comes oder doch häufiger Comes als Dux, welche letztere Benennung bei

der Herzog Giselbert ertrank auf der Flucht im Rhein (939).

Nach dem Tode Eberhard's wurde, wenn man der Angabe neuerer Geschichtschreiber Deutschlands folgt, **Konrad von Worms**, Landesherzog von Franken. Diese Angabe ist aber offenbar unrichtig. Es ist wahr, Konrad, der Sohn Werner's, erhielt als ein näherer Verwandter die meisten Lehen und Güter seines rebellischen Oheims, welche in Lothringen und Rheinfranken lagen; in die übrigen größtentheils in Ostfranken gelegenen Güter theilten sich Udo, Hermann [60]) und Konrad Kurzibold. Daß bei dieser Theilung auf **Konrad**, den Sohn des rebellischen Eberhard, wenig Rücksicht genommen, geht aus dem beständigen Haß desselben gegen die ganze Ottonische Familie hervor. [61]) — Konrad von Worms, der durch die Heirath mit der Luitgarde Schwiegersohn des Königs geworden war, wird nach Eberhard's Tod in den Chroniken Dux

---

wirklichen Landesherzogen nicht leicht fehlt, wenigstens nicht mit Comes vertauscht wird. Wittichind nennt Eberhard gewöhnlich ohne Beisatz; nur in der Schlacht nennt er ihn Dux, um ihn als Feldherrn zu bezeichnen. In einer Urkunde bei Kremer No. 43. vom Jahr 937 wird Eberhardus ebenfalls Comes nicht Dux genannt.

[60]) Man glaubt, Hermann habe die Güter Eberhard's im Elsaß, wie Breisach rc. erhalten und er sey wegen Gränzstreitigkeiten in dieser Gegend mit Konrad von Worms verfallen. Rhegin. ann. 944. Herimannus et Cunradus duces quasdam inter se inimicitias habebant. Damals war Konrad schon Herzog von Lothringen.

[61]) Da Konrad Kurzibold, der Weise, Eberhard's I. Sohn, häufig mit Konrad von Worms, den man auch den Weisen nennt, verwechselt wird, so wird er auch unrichtig für Eberhard's II. Sohn, der auch Konrad heißt, gehalten. Konrad Kurzibold war immer ein Freund Otto's und starb 948 in Weilburg (Rhegin. ann. 948. Ekkehard. jun. c. 5 giebt ihm den Beisatz regii generis). Dagegen Konrad, der Sohn Eberhard's II., wird wegen seiner Schmähreden gegen Otto's Tochter von einem sächsischen Grafen zum Zweikampf gefordert und besiegt im J. 950. (Annal. Saxo u. Rhegin. ann. 950). Erst einige Jahre nachher kommt er in Lothringen in einem Gefechte um. Beide Konrade werden auch Chuono genannt, was derselbe Name ist.

Francorum genannt.[62]) Dieser Ausdruck ist aber nicht gleichbedeutend mit **Dux Franciae**; denn selbst als Konrad Landesherzog von Lothringen geworden war (943), [63]) heißt er noch immer **Dux Francorum**. Dieses hat zu dem neuen Irrthum Veranlassung gegeben, daß Konrad zwei Herzogthümer gehabt habe.

Wenn dieses wirklich der Fall gewesen wäre, hätte er nicht zwei Herzogthümer verlieren müssen, als er wegen seiner rebellischen Verbindungen mit Otto's Sohn Ludolph, Herzog von Schwaben, in die Ungnade des Königs fiel und seiner Länder verlustig erklärt wurde? Allein in den Chroniken wird nur angegeben, daß er sein Herzogthum verloren habe, ein Beweis demnach, daß er nur in Lothringen Landesherzog gewesen war. [64]) Ungeachtet seiner Absetzung wird Konrad noch **Dux Francorum** genannt, da man ihm diese Benennung wie einen Titel beilegte, wodurch seine fränkische Abstammung angezeigt werden sollte. Von Lothringen wissen wir, daß Otto's Bruder Bruno, Erzbischof von Köln, das Herzogthum eine Zeit lang als Erzherzog (Archidux) verwaltete, bis dasselbe in zwei Herzogthümer, in Ober- und Nieder-Lothringen getheilt ward; von Franken aber wird nichts erwähnt, obwohl, wenn Konrad davon Herzog gewesen wäre, der Rebell dort abgesetzt und eine Aenderung in der Verwaltung hätte getroffen werden müssen.

Des schwäbischen Herzogs Hermann Bruder, der schon oben genannte Udo war höchst wahrscheinlich nach Eberhard II. Pfalzgraf in Franken bis an seinen Tod (949), er erhielt von König Otto die besondere Begünstigung, seine Lehen und Aemter unter seine Söhne zu theilen, also sie ihnen zu vererben.[65])

---

[62]) Wittichind L. I. p. 14. Quae nupserat Conrado duci Francorum, so auch Lib. II. 23. Rhegin. ad ann. 947. Cunradus dux, regi tunc temporis pene prae omnibus carus, Luidgardam filiam regis, in matrimonium sumsit.

[63]) Rhegin. ann. 943. Otto dux obiit, cui Cunradus, filius Werinheri, in ducatu (Lotharingiae) successit.

[64]) Annal. Saxo, Rhegino ann. 954 amisso ducatu.

[65]) Rhegin. a. 949. Uto Comes obiit, et permissu regis quidquid

Wie diese Söhne hießen, darüber ist man zum Theil in Ungewißheit; [66]) jedoch ist es höchst wahrscheinlich, daß der Älteste Pfalzgraf war und derselbe Udo ist, welcher in Unteritalien in der Schlacht bei Basantello fiel (982); er wird abwechselnd Comes und Dux Francorum genannt. [67])

Nach seinem Tode nennt sich sein Bruder Konrad, der Herzog von Schwaben geworden war, Dux Francorum, [68]) und man hat sich wieder durch diese auszeichnende Benennung der Konradiner verleiten lassen, anzunehmen, daß Konrad zwei Herzogthümer gehabt habe. Schon der Umstand, daß zu gleicher Zeit Otto, Sohn Konrad's von Worms, Herzog von Kärnthen und Markgraf von Verona, wie auch sein Sohn, Heinrich oder Hecil, Herzog von Kärnthen, und Herzog Konrad von Schwaben, welche sämmtlich aus Franken stammten, sich den Titel Dux Francorum beilegten, hätte auf die rechte Bedeutung dieser Worte führen können.

Es ist demnach das Resultat der Untersuchung: obwohl nicht geläugnet werden kann, daß im zehnten Jahrhundert mehrere Konradiner, oft sogar einige zu gleicher Zeit, den Titel Dux Francorum geführt haben, so kann doch nirgends aus den Quellen nachgewiesen werden, daß es in Franken Landesherzoge (wie z. B. in Baiern) oder daß es einen Ducatus Franciae gegeben habe.

---

beneficii aut praefecturarum habuit, quasi haereditatem inter filios divisit.

[66]) Sie sind wahrscheinlich Udo, Konrad, Heribert. Guden. C. Dipl. T. I. p. 354. Annal. Sax. ann. 999.

[67]) Annal. Sax. nennt ihn Dux, Rhegino ann. 960 Comes.

[68]) Chronograph. Sax. ann. 984.

Der Gefangene mit der eisernen Maske.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat kaum irgend ein Gegenstand in solchem Grade die Neugier gereizt und dem Hange zum Geheimnißvollen und Schrecklichen Nahrung gegeben, als jener räthselhafte Unbekannte, den man gewöhnlich den Gefangenen mit der eisernen Maske nennt. Vielleicht fünfzig Schriftsteller haben gewetteifert, Hypothesen aufzustellen oder zu bekämpfen, und gerade die unglaublichsten dieser Hypothesen sind nicht blos vom großen Publikum, sondern selbst von scharfsinnigen Gelehrten, am leichtesten geglaubt worden. Der Oberintendant Fouquet; der geheime Gemahl der Prinzessin von Montpensier, Graf von Lauzün; der Sohn Ludwig's XIV. und der zärtlichen la Valliere, Ludwig von Bourbon, Graf von Vermandois; der Herzog von Beaufort; der Herzog von Monmouth; ein armenischer Patriarch; ein Minister des Herzogs von Mantua; ein Zwillingsbruder Ludwig's XIV.; ein Sohn des Herzogs von Buckingham oder des Kardinals Mazarin und der Mutter Ludwig's XIV.; alle diese sind mit mehr oder weniger Scharfsinn nach und nach unter jener eisernen oder sammetnen Maske entdeckt worden.

Die erste Erwähnung eines maskirten Gefangenen geschah in einem Buche, welches 1730 in Holland erschien und gewöhnlich dem Herzog von Nivernois zugeschrieben wird. Wir meinen die Denkwürdigkeiten zur Geschichte von Persien (**Mémoires pour servir à l'histoire de Perse**). Dieser Halbroman fand anfangs wenig Leser, da die persischen Namen, unter welchen die Personen des französischen Hofes darin auftreten, das Verstehen desselben sehr erschwerten und den weniger Eingeweih-

ten oft unmöglich machten. Selbst die abentheuerliche Erzählung von dem maskirten Gefangenen erregte kein Aufsehen, entweder weil man sie für fabelhaft hielt, oder weil man an einem Räthsel, welches der Verfasser selbst aufgelöst hatte, keinen Reiz finden konnte. Für uns aber ist die Stelle, als die Grundlage aller spätern Erzählungen und Forschungen, so wichtig, daß wir sie hier mittheilen müssen, besonders da die Memoiren selbst gewiß nur den wenigsten unserer Leser zugänglich sind. Sie ist folgende: a)

„Der Graf von Vermandois ward mit der größten Sorgfalt erzogen; er war schön, wohl gebaut, voll Geist, aber stolz, auffahrend; er konnte es nicht über sich gewinnen, dem Dauphin die Ehre zu geben, die einem Prinzen gebührte, welcher geboren war, einst sein König zu seyn. Diese beiden jungen Prinzen, fast von demselben Alter, b) waren von ganz verschiedenem Charakter. Der Dauphin, dessen Aeußeres ebenso gewinnend war, als das des Grafen von Vermandois, übertraf ihn unendlich an Sanftmuth, Leutseligkeit und Herzensgüte. Diese Eigenschaften machten ihn zum Gegenstande der Verachtung des Grafen von Vermandois; er sagte bei jeder Gelegenheit, er beklage die Franzosen, daß sie bestimmt seyen, einst einem Fürsten zu gehorchen, der so geistlos und so wenig würdig sey, sie zu beherrschen. Ludwig XIV., welchem diese Aufführung berichtet wurde, fühlte ganz das Unschickliche derselben, allein das Gefühl seiner Würde wich der Vaterliebe, und dieser so unumschränkte Monarch hatte nicht die Kraft, einen Sohn, der seine Zärtlichkeit mißbrauchte, in seine Schranken zu weisen.

Endlich vergaß sich der Graf von Vermandois eines Ta-

---

a) Mémoires secrets pour servir à l'histoire de Perse. Amsterd. 1746. 12° pag. 21. Ludwig XIV. heißt Sha-Abas, Ludwig XV. Sha-Sephi, der Dauphin Sephi-Mirza, der Graf von Vermandois Giafer, u. s. w.

b) Der Dauphin war den 1. Nov. 1661, der Graf von Vermandois den 2. Oct. 1667 geboren, und ein Unterschied von sechs Jahren ist in diesem Alter nicht so unbedeutend.

ges so weit, daß er dem Dauphin eine Ohrfeige gab. Ludwig XIV. wird sogleich davon benachrichtigt; er zittert für den Schuldigen, allein wie geneigt er auch ist, von diesem Verbrechen nichts wissen zu wollen: das, was er sich selbst und der Krone schuldig ist, und das Aufsehen, welches diese Handlung am Hofe erregt hatte, erlauben ihm nicht, die Stimme der Zärtlichkeit zu hören. Nicht ohne Widerstreben versammelt er seine geheimsten Vertrauten; er zeigt ihnen seinen ganzen Schmerz und fordert ihren Rath. Alle, im Betracht der Größe des Verbrechens und den Gesetzen des Staats gemäß, stimmen für den Tod. Welcher Schlag für einen so zärtlichen Vater! Indeß einer der Minister, empfänglicher als die Andern für Ludwig's XIV. Kummer, sagte ihm, es gäbe ein Mittel, den Grafen von Vermandois zu strafen, ohne ihm das Leben zu nehmen; man müsse ihn zum Heer schicken, welches damals an der Gränze von Flandern war; bald nach seiner Ankunft müsse man das Gerücht verbreiten, er habe die Pest, um alle, welche Lust haben könnten, ihn zu sehen, von ihm entfernt zu halten; nachdem er so einige Tage lang für krank gegolten, müsse man ihn für todt erklären, und während man ihm vor den Augen des ganzen Heeres eine seiner Geburt würdige Todtenfeier halte, müsse man ihn des Nachts im größten Geheimniß auf die Citadelle der Insel Sainte Marguerite bringen. Dieser Rath wurde allgemein gebilligt, besonders vom tief gebeugten Vater. Man wählte zur Ausführung dieser Sache treue und verschwiegene Leute. Der Graf von Vermandois geht mit einem glänzenden Gefolge zur Armee. Alles geschieht, wie man es beschlossen hatte und während man im Lager das Loos dieses unglücklichen Prinzen beweint, wird er auf Umwegen auf die Insel Sainte Marguerite geführt und den Händen des Commandanten übergeben, der von Ludwig XIV. im Voraus Befehl erhalten hatte, seinen Gefangenen keinen Menschen, wer er auch seyn möge, sehen zu lassen. Ein einziger Diener, der im Geheimniß war, begleitete den Prinzen, da er aber unterweges starb, so entstellten ihm die Führer der Wache das Gesicht mit Dolchstichen, ließen ihn, nachdem sie ihn zu größerer Vorsicht beraubt

hatten, am Wege liegen und setzten ihre Reise fort. . . . . . . Der Graf von Vermandois ward in die Bastille gebracht, als Ludwig XIV. das Gouvernement derselben, zur Belohnung der bewiesenen Treue, dem Gouverneur der Insel Marguerite gab. Auf der Insel Sainte Marguerite und in der Bastille hatte man die Vorsicht, den Prinzen eine Maske tragen zu lassen, wenn man wegen Krankheit oder aus irgend einer Ursache genöthigt war, ihn Jemands Blicken auszusetzen. Mehrere glaubwürdige Personen haben versichert, diesen maskirten Gefangenen mehrmals gesehen zu haben. Sie haben berichtet, daß er den Gouverneur mit du anredete, während dieser ihn mit unendlicher Rücksicht behandelte."

Dazu gehört noch folgende Stelle, S. 26: „Der Herzog starb bald nachdem er ihn (den Grafen von Vermandois) in der Bastille besucht hatte, und in demselben Jahre, in welchem Ludwig XV. für majorenn erklärt wurde (1723). Dieser Besuch hatte wahrscheinlich keinen andern Zweck, als sich vom Daseyn eines Fürsten zu überzeugen, den man seit 38 c) Jahren todt geglaubt hatte, und bei dessen Todesfeier ein ganzes Heer zugegen gewesen war." —

Wir bemerkten schon oben, daß diese Erzählung ihrer wunderlichen Einkleidung wegen wenig Aufsehen erregte. Ganz andere Wirkung brachte Voltaire hervor, als er im **Siècle de Louis XIV. Chap. XXV.** in seiner gewöhnlichen anziehenden Weise die Geschichte des maskirten Gefangenen erzählte, ihr durch einige auffallende Züge und Anekdoten eine neue Würze gab, und, indem er nur leise andeutete, daß er den Schlüssel des Geheimnisses besitze, der Phantasie seiner Leser den freiesten Spielraum ließ. Voltaire wußte nicht mehr, wie alle Anderen, allein er verstand es vortrefflich, sich den Schein tiefer Wissenschaft zu geben. Die Welt sollte glauben, daß es ihm, dem geistreichen und scharfsinnigen Tischgenossen der Großen, zwar gelungen sey, das Geheimniß zu erspähen, daß er sich aber hüten werde, es zu verrathen.

---

c) Seit 40 Jahren, von 1683 bis 1723.

Nach einigen guten Bemerkungen, die er nur leider zuerst vergißt, über die Kritik, welche der Geschichtschreiber beim Gebrauche von Anekdoten üben müsse, geht er zur Darstellung verschiedener Hofverhältnisse über und erzählt, wie der Tod des Kardinals Mazarin die glänzenden Feste auf kurze Zeit unterbrochen habe. Da erinnert ihn der Name Mazarin, man erräth durch welche Ideenverbindung, plötzlich an den Gefangenen mit der eisernen Maske, und er fährt also fort: d)

„Einige Monate nach dem Tode dieses Ministers" — des Kardinals Mazarin, also im Jahr 1661 — „ereignete sich eine Begebenheit, die ohne Beispiel und, was nicht weniger seltsam, keinem Geschichtschreiber bekannt ist. Man schickte im größten Geheimniß auf das Schloß der Insel Marguerite, an der Küste der Provence, einen jungen, unbekannten Gefangenen, von hohem Wuchs (taille) und der schönsten, edelsten Gestalt (figure). e) Dieser Gefangene trug auf der Reise eine Maske, deren Kinnbinde Stahlfedern hatte, die ihm die Freiheit ließen, mit der Maske auf dem Gesichte zu essen. Man hatte Befehl, ihn zu tödten, wenn er sich entdecken würde. Er blieb auf der Insel, bis ein vertrauter Officier, Namens Saint Mars, Gouverneur von Pignerol, im Jahr 1690" (nach einer andern ebenso unrichtigen Leseart 1699) „zum Gouverneur der Bastille ernannt wurde, ihn auf der Insel Sainte Marguerite abholte und ihn, beständig maskirt, in die Bastille führte. f) Der Marquis von Louvois besuchte ihn auf dieser Insel, ehe er weggebracht wur-

d) Oeuvres de Voltaire. Edition de la Soc. litt. typogr. 1785. Tom. XXI. pag. 89.

e) Man mag übersetzen, wie man will, es bleibt ungereimt. Bekanntlich heißt la figure auch das Gesicht, und so versteht es der Vf. des Aufsatzes in der Bastille dévoilée, livraison IX. pag. 23. Wir hielten aber eine Tautologie für verzeihlicher, als baaren Unsinn, wiewohl man diesen bei Voltaire öfter findet, als man glauben sollte. Wer hat denn das schöne Gesicht gesehen?

f) Voltaire glaubt also, Saint Mars sey gar nicht Gouverneur von Sainte Marguerite gewesen, sondern unmittelbar von Pignerol aus zum Gouverneur der Bastille ernannt worden!

be" — natürlich — „und sprach stehend mit ihm, und mit einer Achtung, die an Ehrfurcht gränzte. ff) Dieser Unbekannte ward in die Bastille gebracht, wo er eine so gute Wohnung erhielt, als man in diesem Schlosse erhalten kann. Man gab ihm, was er forderte. Am meisten hatte er Geschmack an feiner Wäsche und an Spitzen. Er spielte Guitarre. Sein Tisch war außerordentlich gut, und der Gouverneur setzte sich selten in seiner Gegenwart. g) Ein alter Arzt der Bastille, der diesen sonderbaren Menschen in seinen Krankheiten oft behandelt hatte, versicherte, er habe nie sein Gesicht gesehen, obgleich er seine Zunge und die übrigen Theile seines Körpers oft untersucht habe. Er war außerordentlich schön gewachsen, sagte dieser Arzt; seine Haut war etwas braun, der bloße Klang seiner Stimme nahm für ihn ein, denn nie beklagte er sich über seine Lage, nie ließ er durchblicken, wer er seyn könne."

„Dieser Unbekannte starb 1703 h) und wurde Nachts im Sprengel der Sanct Paulskirche beerdigt. Was das Erstaunen verdoppelt, ist der Umstand, daß, als man ihn auf die Insel Sainte Marguerite schickte, kein bedeutender Mann in Europa verschwand. Ein solcher war dieser Gefangene ohne Zweifel; denn in den ersten Tagen, wo er auf der Insel war, ereignete sich folgendes: Der Gouverneur pflegte ihm selbst die Schüsseln auf seinen Tisch zu setzen und sich dann, nachdem er ihn eingeschlossen hatte, zu entfernen. Eines Tags schrieb der Gefangene mit einem Messer i) auf einen silbernen Teller, und

ff) Von dieser Reise findet sich nirgends eine Spur. Frau von Sevigné, deren Schwiegersohn bekanntlich Gouverneur der Provence war, spricht nie davon.

g) Also doch zuweilen. Mehr bewiese es, wenn sich Saint Mars oft bei ihm gesetzt hätte.

h) Nach der früheren Lesart, ehe Voltaire Griffet's Abhandlung kannte, 1704.

i) Wir wissen aus vielen Berichten, was sich auch im Grunde von selbst versteht, daß Gefangene dieser Art keine Messer erhielten; man nahm ihnen die Messer bei ihrem Eintritt in das Gefängniß weg, mit der naiven Bemerkung, sie könnten sich damit ums Leben bringen. Uebrigens hat Voltaire die Anekdote aus den Mémoires secrets

warf den Teller aus dem Fenster gegen ein Schiff, welches fast am Fuße des Thurms am Ufer lag. Ein Fischer, welchem das Schiff gehörte, hob den Teller auf und brachte ihn dem Gouverneur zurück. Dieser erstaunt, frug den Fischer: Habt Ihr das, was auf dem Teller geschrieben ist, gelesen, und hat Jemand den Teller in Euern Händen gesehen? Ich kann nicht lesen, erwiederte der Fischer, ich habe ihn so eben gefunden, es hat ihn Niemand gesehen. — Dieser Mensch wurde fest gehalten, bis sich der Gouverneur vollkommen überzeugt hatte, daß er niemals gelesen habe und daß der Teller von Niemand gesehen worden sey. Geht, sagte er, Ihr seyd sehr glücklich, daß Ihr nicht lesen könnt. Unter den Personen, welche unmittelbare Kenntniß von dieser Thatsache gehabt haben, befindet sich eine sehr glaubwürdige, welche noch lebt (im Jahr 1760). Herr von Chamillart war der letzte Minister, der um dieses seltsame Geheimniß wußte. Sein Schwiegersohn, der zweite Marschall de la Feuillade, hat mir gesagt, daß er beim Tode seines Schwiegervaters ihn auf den Knien beschwor, ihm

genommen. Wir setzen die Stelle her, damit man sehe, was der Weise von Ferney aus einer einfachen Geschichte zu machen versteht. „Il s'avisa un jour de graver son nom sur le dos d'une assiette avec la pointe d'un couteau. Un esclave (die Scene ist auf der Insel Ormus), entre les mains de qui tomba cette assiette, crut faire sa cour, en la portant au gouverneur; mais ce malheureux fut trompé, et l'on s'en défit sur le champ, afin d'ensevelir avec cet homme un secret d'une si grande importance." Nach Papon (Gesch. der Provence) hatte er auf ein feines Hemd geschrieben, und dieses brachte dem Gouverneur ein Barbiergeselle, der zwei Tage darauf todt in seinem Bette lag. — Ein Brief von Saint Mars an Louvois (Delort Hist. de l'homme au masque pag. 285) zeigt, wie diese Anekdote entstanden ist. Ein protestantischer Geistlicher, Salves, schrieb auf sein zinnernes Geschirr und auf sein Weißzeug, um bekannt werden zu lassen, daß er des Glaubens wegen gefangen site. Wahrscheinlich warf er die beschriebenen Sachen, weil dieß das einzige Mittel war, die Ursache seiner Gefangenschaft bekannt zu machen, aus dem Fenster. Saint Mars ließ ihm für diese Armseligkeiten, wie er sich ausdrückt, eine grosse discipline geben.

zu sagen, wer der Mann gewesen sey, den man nie anders als unter dem Namen des Mannes mit der eisernen Maske kannte. Chamillart antwortete ihm, es sey ein Staatsgeheimniß und er habe einen Eid geleistet, es nie zu entdecken. Es leben noch viele meiner Zeitgenossen, welche die Wahrheit des Gesagten bezeugen, und ich kenne kein Factum, welches außerordentlicher und besser beglaubigt wäre.“ k)

Nun war auf einmal die Losung gegeben; es ward Mode, vom Gefangenen mit der eisernen Maske zu sprechen; Minister, Prinzen, Damen, Gelehrte, Jeder suchte das Geheimniß zu ergründen, das Voltaire als einzig in der Weltgeschichte und als vollkommen beglaubigt bezeichnet hatte. Alle Bemühungen aber schienen an der Verschwiegenheit der Eingeweihten zu scheitern; umsonst ward Ludwig XV. von Maitressen und Günstlingen bestürmt, er gab nur allgemeine Antworten. Einmal, als Frau von Pompadour in ihn drang, soll er gesagt haben, der Gefangene sey der Minister eines italiänischen Fürsten; l) aber gerade diese Erklärung schmeichelte der Neigung zum Abentheuerlichen so wenig, daß sie nicht einmal aus dem Munde des Königs Eingang fand. Die Neugierde ward immer größer, das Feld der Vermuthungen immer geräumiger; wer irgend glaubte, sich an einen historischen Gegenstand wagen zu dürfen, hielt die Geschichte der eisernen Maske für einen Schatz, dessen Hebung mit Unsterblichkeit lohne. Der Weg, der allein zum Ziele führen konnte, sorgfältige Benutzung der Archive, war verschlossen, auch dachten die Meisten nicht daran. Man machte also Hypothesen aus Hypothesen.

Der erste, welcher seinen Forschungen ein sicheres Zeugniß zum Grunde legte, war der gelehrte Jesuit Griffet, der von 1745 bis 1763 das wichtige, in der Gesellschaft Jesu fast erblich gewordene Amt eines Beichtvaters der Bastille bekleidete.

k) In den Questions sur l'Encyclopédie sagt er, wie ein Kind, das sein Geheimniß drückt: „Der Verfasser dieses Artikels weiß vielleicht mehr davon, als der Pater Griffet, wird aber nicht mehr davon sagen.“ Dieß Versprechen hat er gehalten.

l) Mémoires d'un voyageur qui se repose. Tom. II. pag. 208.

Er sah natürlich sehr bald, daß sich, wenn die Sage von einem solchen Gefangenen historischen Grund habe, in den Papieren der Bastille, wo er gesessen haben sollte, einige Spur seines Daseyns finden müsse. Die Register der Gefangenen wurden zwar sehr geheim gehalten, allein wenn irgend Jemand hoffen durfte, sie zu sehen, so war es der Beichtvater, besonders wenn er zugleich das Gewissen des Gouverneurs oder des Lieutenants beherrschte. Der Versuch gelang, Griffet fand oder erhielt, wir wissen nicht wie, ein Tagebuch des Lieutenants Dûjonca, worin wirklich von einem Gefangenen, welcher genöthigt worden sey, sich nur maskirt zu zeigen, die Rede war, und dieses Zeugniß konnte auch von der strengsten Kritik nicht verworfen werden, da Dûjonca zu der Zeit, als der Gefangene in der Bastille saß, Königslieutenant, also der erste Beamte nach dem Gouverneur gewesen war und den Gefangenen selbst in den für ihn bestimmten Kerker gebracht hatte. Er schrieb sich die Stelle ab, und machte sie mehrere Jahre später, als er nach Aufhebung seines Ordens Frankreich verlassen hatte, in dem 1769 zu Lüttich erschienenen sehr schätzbaren Werke: **Traité des différentes sortes de preuves, qui servent à établir la vérité de l'histoire,** bekannt. Diese Stelle ist folgende:

„Donnerstag den 18. September 1698 um 3 Uhr Nachmittags hat der Gouverneur der Bastille, Herr von **Saint Mars**, von den Inseln Sainte Marguerite und Saint Honorat kommend, seinen Einzug gehalten und hat in seiner Sänfte m) einen alten (ancien) Gefangenen mitgebracht, den er zu Pignerol hatte, dessen Name nicht gesagt wird (dont le nom ne se dit pas), welcher Gefangene stets maskirt gehalten wird, und welcher anfangs bis zur Nacht in den Thurm **la Basinière** gesetzt wurde, und den ich selbst nachher, gegen neun Uhr des Abends, in das dritte Zimmer des Thurms **la Bertaudière** führte, welches Zimmer ich vor seiner Ankunft auf Befehl des Herrn von Saint Mars mit Allem hatte versehen

---

m) Bei Griffet: dans sa litière; bei Delort: dans sa diligence.

lassen. n) Als ich ihn in das Zimmer führte, begleitete mich der Herr von Rosarges, welchen Herr von Saint Mars ebenfalls mit sich gebracht hatte und welcher beauftragt war, genannten Gefangenen, welcher vom Gouverneur verpflegt wurde, zu bedienen (servir) und zu besorgen (soigner)."

„Montag den 19. November 1703; der unbekannte, stets mit einer Maske von schwarzem Sammet maskirte Gefangene welchen Herr von Saint Mars von den Inseln Sainte Marguerite mitgebracht hatte und seit langer Zeit bewachte, hatte sich gestern, als er aus der Messe ging, ein wenig übler befunden, und ist heute Abend gegen zehn Uhr gestorben, ohne daß er im mindesten eigentlich krank gewesen war. Er beichtete gestern bei unserm Almosenier, Herrn Girault; vom Tode überrascht, hatte er das Abendmahl nicht empfangen können, und unser Almosenier hat ihn einen Augenblick vor dem Tode ermahnt. Er wurde beerdigt Dienstag den

---

n) Griffet geht gewiß zu weit, wenn er aus diesem Auftrage des Gouverneurs auf ein reicheres Ameublement schließt. Das liegt durchaus nicht in den Worten. Ebensowenig ist aus dem, was Dújonca weiter unten von der Verpflegung des Gefangenen sagt, auf eine reich besetzte Tafel zu schließen. Eher könnte es das Gegentheil bedeuten. Angesehene Gefangene erhielten nämlich zuweilen die Vergünstigung, ihr Essen bei einem Speisewirth holen zu lassen. Diese waren also nicht nourris par Mr. le gouverneur, der gewöhnlich am Essen der Gefangenen viel Geld verdiente. Bast. dévoil. II. pag. 40 u. 41. Gesetzt aber auch, man habe dem Unbekannten sein hartes Loos durch besseres Essen und bessere Möbeln zu erleichtern gesucht, so folgt daraus noch lange nicht, was Griffet andeutet, daß der Gefangene ein ganzer oder halber Prinz gewesen seyn müsse. En disant, meint Griffet S. 308, que ce prisonnier étoit nourri par Mr. le gouverneur, Mr. Dujonca a voulu faire entendre, ou que le gouverneur mangeoit avec lui, was gewiß nicht der Fall war, ou que sa table étoit servie comme celle du gouverneur; car au reste il n'y a aucun prisonnier à la Bastille, qui ne soit nourri par le gouverneur; cet usage étoit établi dès le temps de Louis XI., comme on le peut voir dans les observations de Mr. Godefroy sur l'histoire de Charles VIII.

20. November um 4 Uhr Nachmittags auf dem Kirchhofe von Saint Paul, unserm Kirchspiel. Seine Beerdigung kostete vierzig Livres."

Man hat zwar die Aechtheit dieses Tagebuchs und überhaupt die Wahrheitsliebe des Pater Griffet mit scheinbaren Gründen angefochten. o) Taules will sogar P. Sarpi's Grundsatz darauf anwenden, daß der Geschichtsforscher in zweifelhaften Fällen zuerst immer die Jesuiten fragen müsse, aber nicht um ihnen zu folgen, sondern um sich für das Gegentheil zu entscheiden. Das Tagebuch sey also schon deßhalb unächt, weil es der Jesuit für ächt ausgebe, und wie richtig dieses sey, zeige der Inhalt jeder Zeile. „Ein alter Gefangener, den er in Pignerol hatte" Wie, ruft Taules, Saint Mars sucht seinen Gefangenen jedem menschlichen Blicke zu entziehn, und begeht schon am ersten Tage die Unvorsichtigkeit, dem Herrn Dujonca auszuplaudern, daß er den Gefangenen von Pignerol mitgebracht habe? Taules vergißt nur, daß Dujonca kein Unbekannter, sondern der Lieutenant des Königs war, der erste Beamte nach dem Gouverneur, derjenige, ohne dessen Genehmigung nichts Wichtiges geschehen durfte, p) der nöthigenfalls die Stelle des Gouverneurs versehen mußte. „Er beichtete gestern unserm Almosenier, Herrn Girault." Neuer Anstoß: Der eigentliche Beichtvater der Bastille war ein Jesuit, Pater Riquelet, und dieser wäre so wenig Jesuit gewesen, um sein Amtsgeschäft in einem so wichtigen Falle einem Nichtjesuiten zu überlassen? Wie aber wenn Riquelet krank oder verreist oder durch andere, noch wichtigere, Geschäfte verhindert war? Wie groß ist das Reich des Möglichen! Es

---

o) L'homme au masque de fer, mémoire historique, par feu Mr. le chev. de Taulès, ancien consul-général en Syrie. Par. 1825. pag. 93.

p) Hist. de la Bastille. 1798 ohne Druckort. pag. 24: Dans presque toutes les places fortes de la France il-y-avoit un lieutenant de roi. A l'exception de la routine du service ordinaire de la place, on ne pouvoit y rien faire sans son consentement

ist möglich, daß Pater Girault ebenfalls Jesuit war, und es ist eben so möglich, daß man den Pater Riquelet gerade deswegen, weil er Jesuit war, nicht rufen ließ. Denn daß man die Beichte der Gefangenen überhaupt sehr wichtig nahm, geht schon daraus hervor, daß dazu jedesmal die Erlaubniß des Ministers eingeholt werden mußte, und es ist bekannt genug, daß man den Jesuiten selbst damals nicht immer traute. Am lächerlichsten ist der letzte Einwurf, der die Unächtheit des Tagebuchs unwidersprechlich beweisen soll; das Tagebuch vom neunzehnten November berichte Dinge vom zwanzigsten, da man doch, setzt er spöttisch hinzu, gewöhnlich umgekehrt am zwanzigsten die Ereignisse vom neunzehnten berichte. Jeder Unbefangene sieht auf den ersten Blick, daß der Anfang von „Montag den 19." bis „vor dem Tode ermahnt" am 19. geschrieben und das Ende später hinzugefügt worden ist. Allein der Ritter Taules ist so fest überzeugt, den jesuitischen Trug vernichtet zu haben, daß er im Triumph die Untersuchung mit den Worten schließt: Midas hat Eselsohren. Sehr wahr, nur ist der Pater Griffet kein Midas und der Ritter Taules kein Apollo. Die Aechtheit des Tagebuchs ist seit vierzig Jahren so vollständig erwiesen, daß auch nicht der leiseste Zweifel übrig bleibt. q) Bei der Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789 wurden die meisten Papiere zerstreut, viele davon sind wahrscheinlich für immer verloren, andere aber wurden zwei Tage nachher den 16ten auf Befehl des Pariser Stadtrathes wieder gesammelt. Der größte Theil liegt unbenutzt in den Archiven, Vieles wurde jedoch bekannt gemacht, besonders in folgenden zwei Werken: **Mémoires historiques et authentiques sur la Bastille** und **La Bastille dévoilée**. Daß diese Papiere nicht untergeschoben sind, liegt am Tage. r) Darunter nun findet sich auch das Tagebuch von Düjonca,

---

q) Man vergleich Barrière's Vorrede zu den Memoiren von Linguet und Dusaulx pag. XV. mit der Bast. dévoil. I. pag. 11.

r) Dusaulx Mém. publ. p. Barrière pag. 318 und 384. Die Commissäre waren Dusaulx, Champserú, Gorneau und Cailleau.

ein um so schätzbareres Aktenstück, als im Hauptregister, wo die Namen der Gefangenen, der Tag ihrer Ankunft, die Ursache ihrer Verhaftung u. s. w. angegeben waren, vom Jahr 1697 an eine Lücke ist. Diese Lücke ist weder durch Zufall, noch durch gewaltsames Zerreißen beim Plündern des Archivs der Bastille entstanden. Jedes Blatt war nämlich numerirt, und unmittelbar auf Fol. 119 folgte 121, also fehlte 120 und bei näherer Untersuchung fand sich, daß man es mit Sorgfalt herausgeschnitten hatte. s) Wahrscheinlich war dies in der Zeit geschehen, wo man anfing, über den maskirten Gefangenen Untersuchungen anzustellen. Die Minister glaubten mit der Vernichtung des Blattes, auf welchem die Ankunft des Gefangenen, vielleicht gar sein Name, angegeben war, jede Spur für immer verwischt zu haben. Es könnte auffallen, daß man nicht auch das Tagebuch von Dûjonca vernichtete; allein da dasselbe, wie es scheint, kein officielles Document, sondern nur zu Dûjonca's Privatgebrauch bestimmt war, so kann sein Daseyn dem Minister gar wohl unbekannt geblieben seyn. Auf jeden Fall hätte man Unrecht, hieraus auf die Unächtheit des Tagebuchs zu schließen, da wir noch ein anderes Document besitzen, welches Dûjonca's Angaben beinahe Wort für Wort bestätigt. Der Major der Bastille, Chevalier, war nämlich beauftragt, vermuthlich nur für die Minister, eine geheime Geschichte der Bastille zu schreiben. t) Er sammelte daher die nöthigen urkundlichen Papiere, und da der Minister Amelot, zu dessen Departement die Bastille gehörte, einige der Wichtigsten zu sehen wünschte, so schrieb er sie ihm ab und überschickte sie ihm mit einem in der Bastille dévoilée abgedruckten Briefe vom

s) Bast. dévoil. I. pag. 53. Une des pièces les plus importantes de notre collection c'est un registre de 280 pages in folio, broché et soigneusement renfermé dans un porte-feuille de maroquin. D'un côté est écrit en lettres d'or le mot Bastille, de l'autre sont gravées les armes du Roi; le dit porte-feuille fermoit à clef. Ebendas. pag. 43.

t) Remarques et Anecdotes sur la Bastille pag. 83. Bast. dévoil. IX. pag. 28.

30. September 1775. Alle diese Papiere kamen später in die Hände des Polizeisekretärs Duval, der sie nach der Erstürmung der Bastille den Herausgebern der Bastille dévoilée zur Bekanntmachung mittheilte. Ihre Aechtheit ist also erwiesen. Darunter befindet sich auch ein Folioblatt, welches eine Copie des großen Registers zu seyn scheint und ganz in dieselben Columnen eingetheilt ist, folgenden Inhalts: u)

„Name und Stand der Gefangenen.
Ehemaliger Gefangener von Pignerol, genöthigt immer eine Maske von schwarzem Sammet zu tragen, dessen Namen und Stand man niemals erfahren hat."

„Datum ihrer Ankunft.
Am 18. Sept. 1698, um 3 Uhr Nachmittags."

„Tom. pag. v)
Dûjonca, Vol. 37.

„Ursache der Verhaftung.
Man hat sie nie erfahren."

„Bemerkungen. w)
Dieses ist der berühmte Mann mit der Maske, der jedermann gänzlich unbekannt geblieben ist."

---

u) Bast. dévoil. IX. pag. 29 und 34.

v) Diese Rubrik weist auf eine andere Art von Registern hin, in welche blos die Befehle zur Verhaftung oder Freilassung eingetragen wurden. Bast. dévoil. III. pag. 151.

w) Diese Bemerkungen rühren augenscheinlich von Chevalier her, der dabei die Traditionen und die Nachrichten, welche er vorfand, benutzte. Man sieht dieß schon aus dem Beiwort berühmt (fameux), denn berühmt wurde der Maskirte erst durch Voltaire. Die Auszeichnung, welche ihm der Gouverneur erwiesen haben soll, gehört sicherlich in die Rubrik der Traditionen, man müßte denn eine Auszeichnung darunter verstehen, die vor dem Entspringen sichert. Wozu auch in ein Register eintragen, ob ein Gefangener mit Auszeichnung oder mit Geringschätzung behandelt werde? Uebrigens zeigt der von Delort in seiner Geschichte der gefangenen Philosophen bekannt gemachte Briefwechsel zwischen Saint Mars und Louvois, was von den

„Dieser Mann ist von Hrn. S. Mars, in seiner Sänfte, in die Bastille gebracht worden, als er, von seinem Gouvernement der Insel Sainte Marguerite und Honorat kommend, vom Gouvernement der Bastille Besitz nahm, und den er vorher in Pignerol hatte."

„Dieser Gefangene wurde vom Hrn. Gouverneur mit großer Auszeichnung behandelt, und wurde von Niemand gesehen, als von ihm und von dem Major des Schlosses, Herrn von Rosarges, der allein für ihn zu sorgen hatte."

„Todestag.

Den 19. November 1703."

„Tom. pag.

Dujonca, Vol. 8.

„Bemerkungen.

Gestorben den 19. November 1703, alt ohngefähr 45 Jahr, beerdigt zu Saint Paul den folgenden Tag Nachmittags um vier Uhr, unter dem Namen Marchiali, in Gegenwart des Majors des Schlosses, Herrn von Rosarges, und des Oberchirurgus der Bastille, Herrn Reilh, welche die Todtenregister von Saint Paul unterzeichnet haben. Seine Beerdigung hat 40 Livres gekostet."

„Dieser Gefangene ist 5 Jahre und 62 Tage in der Bastille gewesen, den Tag seiner Beerdigung nicht mitgerechnet."

„Nota. Er ist nur einige Stunden krank gewesen; er ist fast plötzlich gestorben, und in ein Leichentuch von neuer Leinwand gelegt worden; alles was man in seinem Zimmer gefunden hat, wie sein ganzes Bett, die Matrazen mit inbegriffen, Tische, Stühle, und andere Geräthschaften, ist verbrannt und die Asche in die Abtritte geworfen worden. Das Uebrige,

---

Auszeichnungen dieses starren Kerkermeisters zu halten ist. Der stärkste Beweis aber für die spätere Entstehung der Bemerkungen ist die weiter unten vorkommende abgeschmackte Deutung des Namens Marchialy. Kein Beamter, außer dem Gouverneur, sollte erfahren, wer der Maskirte gewesen sey, natürlich durfte auch Keiner Vermuthungen darüber in amtliche Bücher eintragen.

wie Silber, Kupfer oder Zinn, ist umgeschmolzen worden. Dieser Gefangene wohnte im dritten Zimmer des Thurmes Bertaudière und dieses Zimmer ist bis auf den Stein abgekratzt und von oben bis unten neu geweißt worden. Die Thüren und Fensterrahmen sind verbrannt worden, wie das Uebrige."

„Es ist bemerkenswerth, daß man in dem Namen Marchiali, den man ihm im Todtenregister von Saint Paul gegeben hat, x) Buchstaben für Buchstaben folgende zwei Wörter findet, ein lateinisches und ein französisches Wort: **Hic Amiral**, dieses ist der Admiral."

So weit die urkundlichen Nachrichten. Wir sehen aus ihnen, daß wirklich ein Gefangener in der Bastille gesessen hat, der wenigstens dann, wenn er nicht allein war, eine Maske tragen mußte. Nur war diese Maske nicht, wie man lange Zeit, von Voltaire verleitet, gemeint hat, von Eisen, sondern von Sammet. Außerdem erfahren wir mit Bestimmtheit sowohl den Tag seiner Ankunft in der Bastille, als seinen Todestag, und endlich den wichtigen Umstand, daß dieser Unglückliche schon in Pignerol unter Aufsicht von Saint Mars gewesen, also diesem von da nach Exiles und später nach Sainte Marguerite gefolgt war. Wir würden auch die Zeit seiner Ankunft in Pignerol aktenmäßig angeben können, wenn die Aechtheit eines Schreibens von Louvois's Sohn und Nachfolger Barbezieux ganz erwiesen wäre und wir es ebenso deuten könnten, wie es die französischen Geschichtschreiber gedeutet haben. „Ihr Brief vom 26ten des vorigen Monats"

x) Das Todtenregister lautet wörtlich: „L'an mil sept cent trois, le dix-neuf novembre, **Marchialy** (nicht Marchiali, wodurch das alberne Anagramm von selbst zerfällt) âgé de quarante cinq ans environ, est décédé à la Bastille, duquel le corps a été inhumé dans le cimetière de cette paroisse, le vingt du dit mois, en présence de Mr. **Rosarges**, major de la Bastille, et de Mr. **Reilh**, chirurgien-major de la Bastille, qui ont signé. — Collationné à la minute." etc. Das Alter (45 J.) ist natürlich ebenso unrichtig angegeben, als der Name. — **Alle** Gefangene der Bastille wurden unter falschen Namen beerdigt, um jede Nachforschung, ob Einer noch lebe, unmöglich zu machen.

schreibt Barbezieux den 13. Aug. 1691 an Saint Mars, „ist mir übergeben worden. Wenn Sie mir von dem Gefangenen, welcher seit 20 Jahren unter Ihrer Aufsicht ist, etwas zu melden haben, so bitte ich Sie, dieselbe Vorsicht zu beobachten, die Sie beobachteten, wenn Sie an Herrn von Louvois schrieben." Dieser Brief wird in den **Mémoires historiques et authentiques sur la Bastille (tom. I. pag. 321)** mitgetheilt, allein der Verfasser sagt uns nicht, wo sich das Original befindet. Gesetzt aber auch, er sey ächt und die Abschrift fehlerfrei, so können wir dennoch wenig daraus folgern. Louvois war den 16. Juli 1691 gestorben; sein Sohn und Nachfolger war daher noch keinen vollen Monat Minister und hatte sich in der vieljährigen, weitläuftigen Correspondenz seines Vaters schwerlich so orientirt, daß er auf Jahr und Tag wußte, wie lange der Gefangene unter Aufsicht von Saint Mars gestanden hatte. Ueberdem war Barbezieux, als er seinem Vater im Amte folgte, ein leichtsinniger, vergnügungssüchtiger Mensch von 22 Jahren, dem seine Liebschaften mehr am Herzen lagen, als die Gefangenen auf den lerinischen Inseln. Wir können deshalb auf seine Zeitbestimmung, die überdem von seinem Standpunkt aus ganz unwesentlich war, kein Gewicht legen. Nur so viel geht aus diesem Schreiben, wenn es ächt ist, deutlich hervor, daß der Gefangene schon seit Jahren, und zwar mit ungewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln von Saint Mars bewacht wurde, daß er also ein wichtiger Gefangener war, den man vor den Augen der Welt sorgfältig verbergen wollte.

Nachdem wir so die allmählige Entstehung und Verbreitung der Sage von dem Gefangenen mit der Maske angedeutet und zugleich bewiesen haben, daß die Sage nicht ganz ohne geschichtlichen Grund ist, wollen wir nun versuchen, die einzelnen Vermuthungen kritisch zu prüfen, wobei wir jedoch Fouquet und Lauzun ganz übergehen, weil wir das Leben dieser beiden Männer jetzt so genau kennen, daß auch der kühnste Hypothesenmacher nicht mehr an sie denken wird.

Der Verfasser der Philippiken, la Grange-Chancel, suchte in einem Schreiben an Freron in der **année littéraire**

vom Jahr 1768, den Beweis zu führen, daß der Herzog von Beaufort der maskirte Gefangene sey, wobei er sich besonders darauf stützte, daß der Gouverneur der lerinischen Inseln, la Motte-Guerin, es ihm versichert habe. Beaufort sey nämlich nicht, wie man behaupte, den 25. Juni 1669, bei der Belagerung von Candia in einem Treffen gegen die Türken gefallen, sondern wegen des störrigen Geistes, den er zur Zeit der Fronde gezeigt, und weil er als Admiral im Stande gewesen sey, Colbert's Pläne zu durchkreuzen, mitten unter seinen Truppen heimlich verhaftet, und nach Sainte Marguerite gebracht worden. Allerdings ward der Tod des Herzogs von Beaufort anfangs von vielen Menschen bezweifelt; sein eigener Neffe, der Herzog von Vendome, fragte sogar einen Nekromanten, ob der Herzog von Beaufort wirklich todt sey. Auch sieht man aus der Art, wie sein Tod von einem sehr glaubwürdigen Augenzeugen berichtet wird, daß es für Leute, die sich bei Nekromanten Rath holten, allerdings möglich war, daran zu zweifeln. Der Marquis von Saint André Montbrun, welcher das Commando in Candia hatte, erzählt nämlich, y) die Franzosen hätten die Türken vor Tagesanbruch mit Ungestüm angegriffen, seyen aber bald in großer Unordnung, die noch durch ein Mißverständniß vermehrt worden sey, geflohen. Darauf fährt er fort: Während Herr von Beaufort sie wieder sammeln wollte, ward er getödtet und verschwand in der Menge der Todten. Man hat nie recht erfahren, auf welche Weise Herr von Beaufort getödtet worden, aber man weiß, daß der Großvezier sein Haupt nach Constantinopel schickte, wo es zum Zeichen der Niederlage der Christen drei Tage lang auf der Spitze einer Lanze durch die Straßen getragen wurde." Und welche Ursache hätte man gehabt, ihn zu lebenswierigem Gefängniß zu verurtheilen? Weil er vor zehn Jahren einer der heftigsten Frondeurs gewesen war und weil es ihm möglich gewesen wäre, Colbert's Pläne zu durchkreuzen.

Der Hauptgegner dieser abgeschmackten Hypothese ist Saint

---

y) Mémoires de Saint-André-Montbrun pag. 363 u. ff.

Foix; er hat sie scharfsinnig und ausführlich widerlegt. Um so schwerer begreift man, wie er selbst eine noch abgeschmacktere aufstellen konnte. Er nämlich glaubt, der berühmte Gefangene sey Niemand anders, als der Herzog von Monmouth, der Sohn Karl's II. von England und der Lucia Walters. Bekanntlich machte Monmouth im Jahr 1685 einen Versuch, seinen Oheim Jakob II. vom Thron zu stoßen. Das Unternehmen ward zur unpassendsten Zeit, so ganz ohne Berechnung der Kräfte angefangen, daß es, auch ohne Gray's Feigheit oder Verrätherei im Treffen bei Sedgemore (6. Juli), mißlingen mußte. Monmouth ward gefangen, in den Tower gebracht und am 15. Juli desselben Jahrs zwischen neun und zehn Uhr des Morgens, also am hellen Tage, öffentlich, in Gegenwart vieler Zuschauer, wovon die Meisten ihn kennen mußten, ohne richterlichen Spruch, auf eine qualvolle Art, enthauptet.

Er war der Liebling des Volks gewesen, sein Tod erregte daher bei Allen, die nicht zu Jakob's Partei gehörten, den tiefsten Schmerz. Ja selbst nach der Hinrichtung, sagt Hume, z) schmeichelte sich die thörichte Leichtgläubigkeit (fond credulity) des Volks mit der Hoffnung, ihn noch einmal an seiner Spitze zu sehen. Sie glaubten, die hingerichtete Person sey nicht Monmouth gewesen, sondern ein Anderer, der ihm ziemlich geglichen und ihm diesen Beweis außerordentlicher Anhänglichkeit gegeben habe, daß er für ihn den Tod gelitten. Daß Hume das Volksmährchen nicht glaubt, versteht sich; er führt es nur an, um zu zeigen, wie sehr das Volk den Herzog von Monmouth geliebt habe. Aber auch unter dem Volke dauerte der Glaube an Monmouth, der einst als Retter wieder erscheinen werde, nur so lange, bis Wilhelm III. den Thron bestieg. Zwar gab sich einige Jahre später (1698) ein Wirthssohn aus Lancaster für den Herzog von Monmouth aus, allein man achtete so wenig darauf, daß ihn der Richter gegen Caution frei ließ. a) Desto eifriger suchten die Anhänger Jakob's II., die ihm nach

z) Hume Hist. of England tom. XII. pag. 89 der Baseler Ausgabe.

a) Theatr. Europ. tom. XV. pag. 483.

Frankreich gefolgt waren, die Volkssage zu benutzen, um den Vorwurf der Grausamkeit von ihrem Herrn abzuwälzen. b) Sie erzählten, Karl II. habe kurz vor seinem Tode seinem Bruder einen feierlichen Eid abgenommen, daß er den Herzog von Monmouth, was dieser auch thun möge, nicht am Leben strafen wolle. Als Monmouth nun wirklich zum Tode verurtheilt worden, habe ihn Jakob II. insgeheim nach Frankreich geschickt, wo ihn Ludwig XIV. aus Freundschaft für den König von England in engem Gewahrsam gehalten.

Kein einziger glaubwürdiger Zeuge berichtet, daß Monmouth nicht geköpft worden sey. Das Ganze ist demnach nichts, als eine von der Sehnsucht nach einem bessern Zustande erzeugte Volkssage, dergleichen es viele giebt. Wir wollen indeß annehmen, Monmouth sey wirklich nicht hingerichtet worden, Ludwig XIV., oder wie Andere sagen, Louvois, habe ihn gefangen gehalten, um Jakob II. einen Freundschaftsdienst zu erweisen; wie läßt sich auch nur von fern denken, daß Ludwig nach Jakob's Entthronung denselben Freundschaftsdienst auch seinem ärgsten Feinde Wilhelm III. erwiesen habe? Wie läßt sich denken, daß die Minister Ludwig's XV., als so manche der Regierung und selbst der königlichen Familie sehr nachtheilige Gerüchte über die eiserne Maske in Umlauf kamen, nicht sofort den wahren Zusammenhang bekannt machten, und die Ehre der Regierung retteten? Wie läßt sich endlich annehmen, daß Jakob selbst, dem man Monmouth's nicht unverdiente, aber gesetzwidrige und grausame Hinrichtung besonders zum Bösen anrechnete, daß seine Anhänger, die leichter alle seine Handlungen vertheidigen konnten, als diese, nicht alles Mögliche gethan hätten, dem Herzog die Freiheit zu verschaffen und ihn

b) **Hist. de la Bastille pag. 329.** Saint Foix stützt sich namentlich auf das Zeugniß des Pater Tournemine, dessen Leichtgläubigkeit sprichwörtlich geworden ist:

> **il ressemble à Tournemine,**
> **qui croit tout ce qu'il imagine.**

der ganzen Welt als ein glänzendes Beispiel von Jakob's Großmuth aufzustellen? c)

Vor einer genaueren Untersuchung wird man geneigt seyn, diejenigen Vermuthungen, die sich auf ein wichtiges Geheimniß der **königlichen Familie** beziehen, am wahrscheinlichsten zu finden. Denn hier lassen sich die ganz ungewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln, die unverbrüchliche Verschwiegenheit der Minister bis in die Zeiten der Revolution herab am leichtesten erklären. Ein Geheimniß, dessen Entdeckung die Thronfolge erschüttern, oder die königliche Familie beschimpfen konnte, behielt seine Wichtigkeit, so lange diese Familie auf dem Throne saß. Daher haben alle Meinungen, daß der maskirte Gefangene ein Prinz aus dem königlichen Hause gewesen sey, so widersinnig sie auch bei näherer Prüfung erscheinen, die meisten Anhänger gefunden. Wir wollen diese Hypothesen kurz berühren.

Die Stelle, worin der **Graf von Vermandois** für den Gefangenen ausgegeben wird, haben wir oben aus den Mémoires secrets mitgetheilt. Der sechzehnjährige Graf von Vermandois, so wird erzählt, gab dem Dauphin, welcher zwei und zwanzig Jahr alt und verheirathet war, eine Ohrfeige, hatte deshalb den Tod verdient, ward jedoch vom Könige aus besonderer väterlicher Zärtlichkeit mit lebenswieriger Gefangenschaft begnadigt. Zuerst vermissen wir hier allen historischen Grund. Von allen Memoirenschreibern jener Zeit, die zum Theil sehr arge Dinge vom großen Könige und seiner Familie berichten, spricht kein Einziger von dieser Ohrfeige, und doch hatte sie, wie sich auch denken läßt, am Hofe großes Aufsehen gemacht! Der Graf von Vermandois war gegen Ende des Jahrs 1682 wegen einiger jugendlicher Ausschweifungen, wozu

---

c) Wen unsere Gründe noch nicht überzeugt haben sollten, den verweisen wir auf Clarke Life of James II. Vol. II. pag. 31 — 41. In dem Advice to his son vom J. 1692 spricht Jakob II. von Monmouth nur, um zu sagen, daß er nicht Karl's II., sondern Robert Sidney's Sohn gewesen sey und dem Könige, der ihn zärtlich geliebt, viel Kummer gemacht habe.

ihn der Prinz von Conti verführt hatte, vom Hofe verbannt worden. Im October 1683 erhielt er die Erlaubniß, dem Feldzug in Flandern beizuwohnen, und vor seiner Abreise dahin vom Hofe Abschied zu nehmen. Sein Aufenthalt am Hofe dauerte nur vier Tage. In dieser kurzen Zeit suchte er, wie die Prinzessin von Montpensier erzählt, durch ein zuvorkommendes und bescheidenes Benehmen seine vorige Aufführung, deren er sich schämte, vergessen zu machen. d) Und dennoch soll er, der eben erst gebüßt hatte, der von Schamgefühl durchdrungen war, und bei dem geringsten neuen Vergehen den Zorn des königlichen Vaters doppelt fürchten mußte, gleich in den ersten Tagen dem sechs Jahre ältern Kronprinzen, und zwar ohne daß man erfährt warum, eine Ohrfeige gegeben haben. Wir würden es bezweifeln, selbst wenn es von gleichzeitigen Schriftstellern erzählt würde, es wird aber von keinem erzählt. Der Pater Griffet, der ziemlich klar andeutet, daß er den Grafen Vermandois für den Gefangenen halte, nimmt eine angebliche Tradition zu Hülfe. e) Es mag seyn, daß der Verfasser der Mémoires secrets einer solchen Tradition gefolgt ist; wird doch sein Buch selbst von Voltaire unter die historischen Romane gezählt! Wenn aber ein Forscher, in einem eignen Werke über historische Forschung, einer Hypothese eine Tradition zum Grunde legt, so erwartet man zum wenigsten, er werde das Daseyn einer solchen mündlichen Ueberlieferung außer Zweifel setzen; er werde glaubwürdige Zeugnisse dafür anführen; er werde zeigen, daß die Ueberlieferung an sich nicht unwahrscheinlich sey und mit den erwiesenen Thatsachen nicht

---

d) Er war très-matté, très-mortifié.

e) Traité des preuves. Rouen, 1775. Pag. 331. On en avoit parlé long-temps avant que ces Mémoires aient paru, sur une de ces traditions, qui ont à la vérité besoin d'être prouvées, mais qui ne sont pas toujours fausses. Le souvenir de celle-ci s'étoit toujours conservé, quoiqu'on n'en fit pas beaucoup de bruit du temps du feu roi, par la crainte de lui déplaire; c'est de quoi beaucoup de gens, qui ont vécu sous son regne, pourroient rendre témoignage.

im Widerspruche stehe. In dieser Erwartung werden wir gewaltig getäuscht. Wir müssen uns, ungefähr wie bei Griffet's Feinde Voltaire, mit der kahlen Versicherung begnügen, viele Leute könnten es bezeugen. Wäre aber auch die Ohrfeige erwiesen, so wäre die Strafe, besonders gegen einen sechzehnjährigen Knaben, der gewiß vom Dauphin schwer gereizt worden war, höchst grausam und schon deshalb höchst unwahrscheinlich, denn Ludwig war von Natur nicht grausam und liebte den Grafen von Vermandois, wie überhaupt seine unehelichen Kinder, vorzugsweise. Außerdem wäre die Strafe widersinnig, da eine geheime Strafe eines öffentlich begangenen Verbrechens eigentlich keine ist, mithin der dem Thronfolger zugefügte Schimpf, besonders da der Graf seine Stelle als Großadmiral von Frankreich behielt, in der Meinung des ganzen Hofs unbestraft geblieben wäre. Ja was noch mehr ist, der Verbrecher wäre belohnt worden, denn er erhielt die Vergünstigung, einem Feldzuge beizuwohnen, und als er in der Nacht vom 18. zum 19. Nov. in Courtrai an einem bösartigen Fieber starb, ließ ihn der König in der Kathedrale zu Arras in derselben Gruft, wo die Gräfin Elisabeth von Vermandois, die Urenkelin Heinrich's I. ruhte, feierlich beisetzen. f) Er ließ ihm ein Denkmal von weißem Marmor mit einer ehrenvollen Inschrift verfertigen und außerdem schenkte er dem Kapitel

---

f) Das königliche Schreiben, welches bis zur Revolution im Archiv des Capitels zu Arras aufbewahrt wurde, lautet wie folgt: „De par le roi. — A nos très-chers et bien amés les doyen, chanoines et chapitre de notre cathédrale d'Arras. — Très-chers et bien amés, ayant appris avec un très-sensible déplaisir, que notre très-cher et très-amé fils le comte de Vermandois est décédé en la ville de Courtrai, et désirant qu'il soit mis dans l'église cathédrale de notre ville d'Arras, nous mandons au sieur évêque d'Arras, de recevoir le corps de notre dit fils, lorsqu'il sera porté dans la dite église, et de le faire inhumer avec les cérémonies qui s'observent dans l'enterrement des personnes de sa naissance, et que vous assistiez en corps à cette cérémonie. (Sign.) Louis. — Le Tellier," Bast. dévoil. IX. pag. 90.

dieser Kirche im folgenden Jahre 10,000 Livres, damit jährlich eine Seelenmesse für den Grafen gelesen würde, und drei Jahre später einen prächtigen Schmuck, nebst einem goldgestickten Baldachin, welcher nur bei Beerdigungen der Bischöfe und bei dem jährlichen Todtenamt des Grafen gebraucht wurde. Diesem Todtenamte, welches den 25. November gehalten wurde, mußten die Behörden der Stadt sowie der Lieutenant des Königs jedesmal beiwohnen und dem König darüber Bericht erstatten. Trotz allen dem meinen die Vertheidiger der Hypothese, man habe nur ein Schelt Holz beerdigt, — ein Betrug, der leicht zu entdecken ist — und während man in Arras die Glocken geläutet, hätte eine kleine verschwiegene Schaar den jähzornigen jungen Mann, vermuthlich geknebelt, weil er sonst wohl geschrieen hätte, nach Sainte Marguerite, am entgegengesetzten Ende von Frankreich abgeführt und dem dortigen Gouverneur, Herrn von Saint Mars, anvertraut. Dieser wohnte aber damals ungefähr acht Tagereisen weit in Exiles und wurde erst drei Jahre später Gouverneur von Sainte Marguerite. Der Pater Griffet hat diesen Widerspruch nicht bemerkt oder nicht für merkwürdig gehalten, denn er berührt ihn mit keiner Sylbe. Er nimmt ohne Weiteres an, daß der Gefangene nach Pignerol zu Saint Mars gebracht worden sey, und weiß oder beachtet nicht, daß Saint Mars im Jahr 1684 auch in Pignerol keine Gefangenen hüten konnte, weil er seit dem Ende des Jahres 1681 in Exiles wohnte. Wir übergehen die übrigen Einwürfe, die man gegen diese Hypothese machen kann, denn wir glauben hinlänglich bewiesen zu haben, daß sie durch und durch ohne Halt ist.

Die Hypothese, daß der Gefangene ein Sohn des Kardinal Mazarin und der Königin Mutter gewesen, ist eben so wenig haltbar, man mag nun annehmen, daß er vor, oder daß er nach dem Tode Ludwig's XIII. geboren sey. Ein Bastard konnte auf keine Weise gefährlich scheinen. g)

---

g) Spittler, der übrigens an der Vermählung des Kardinal Mazarin mit der Königin Mutter kaum zweifelt, sagt (Gött. Hist. Magazin,

Ueberdem hat man kein einziges Zeugniß dafür, daß ein solcher Bastard je existirt habe. Man hat zwar der Königin, gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht, allerlei Uebles nachgesagt, man hat sogar behauptet, Ludwig XIV. selbst sey Mazarin's Sohn, h) allein in glaubwürdigen Schriftstellern findet sich keine Spur davon, und das gedankenlose Volksgeschwätz, oder die giftigen Mazarinaden, welche der Partheihaß erzeugte, wird man nicht einer Prüfung werth halten. — Etwas mehr Beachtung scheinen die Gerüchte zu verdienen, welche Buckingham's Verhältniß zur Königin betreffen. i) Buckingham liebte die Königin leidenschaftlich, und sie war zum wenigsten nicht unempfindlich gegen ihn. Dafür haben wir das unverdächtige Zeugniß der Frau von Motteville, die nie etwas sagt, was ihrer Gebieterin nachtheilig seyn könnte. Ja, erwägt man alle Umstände, so muß man sich gestehen, daß das Verhältniß zwischen dem kühnen Britten und der feurigen, vom Gemahl schmählich vernachlässigten, Königin nicht ganz unverdächtig erscheint. Man kann sich nicht recht überzeugen, daß die Scene im Garten zu Amiens (1625) ganz so gewesen sey, als Frau von Motteville sie schildert, und das Mißtrauen, welches Lud-

Bd. VII. S. 557): wozu das ganze, so angstvolle Geheimniß, wenn es blos dazu seyn sollte, daß ein nicht ganz rühmlicher Familienartikel des königlichen Hauses oder der hochseligen Frau Mutter verrathen werden möchte?

h) Noch im J. 1696 sang man in Paris das Couplet:

> **A Jacques disoit Louis:**
> **De Galles est il votre fils?**
> **Oui dà, par Sainte-Thérèse,**
> **Comme vous de Louis XIII.**
> **Lampons, Lampons,**
> **Mon camarade, Lampons.**

i) Wenn in Chesterfield's Briefen behauptet wird, Ludwig XIV. sey Buckingham's Sohn, so ist vergessen worden, daß Buckingham schon 1628, also zehn Jahre vor Ludwig's XIV. Geburt, von Felton ermordet worden war. Ueber Mazarin's Verhältniß zur Königin Mutter vergleiche man die Memoiren des jüngern Brienne, Cap. 10 und die Noten des Herausgebers.

wig XIII. noch auf seinem Sterbebette in die Treue seiner Gemahlin setzte, kann den Verdacht nur schärfen. Auch hat man allerdings ein bestimmtes Zeugniß, daß Buckingham einen Sohn mit der Königin gezeugt habe, daß dieser Sohn bis zu Mazarin's Tode, wo und von wem wird nicht gesagt, im tiefsten Geheimniß auferzogen, dann aber eingesperrt und wegen seiner außerordentlichen Aehnlichkeit mit Ludwig XIV. verurtheilt worden sey, sich nie ohne Maske sehen zu lassen. Alles dieses soll nämlich ein Fräulein von Saint Quentin, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Chartres starb, gegen das Ende ihres Lebens erzählt haben, mit dem Bemerken, daß ihr vor etwa fünfzig Jahren verstorbener Geliebter, der Minister Barbezieur, es ihr als Geheimniß anvertraut habe. k) — Wie war es möglich, dies für Geschichte auszugeben! Ein junger lockerer Hofmann wird von seiner Maitresse gedrängt, ihr ein wichtiges Staatsgeheimniß zu verrathen, das er entweder nicht weiß, oder aus Furcht vor dem Könige nicht auszuplaudern wagt. Er will aber doch gefällig scheinen. Er erzählt ihr also ein Mährchen, und sie hat die Kraft, das Geheimniß fünfzig Jahre in sich zu verschließen, denn sie erzählt es, wie es heißt, erst gegen das Ende ihres Lebens, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, und ihr Geliebter starb den 5. Januar 1701. Alles beruht also hier auf der mehr als zweifelhaften Wahrheitsliebe eines jungen Hofmannes und auf der ebenso zweifelhaften Verschwiegenheit einer alten Hofdame, deren Phantasie gewiß manche Erinnerung aus ihrer Blüthezeit mit den Farben der Dichtung ausgeschmückt hatte. Uebrigens ist es nicht einmal völlig erwiesen, daß das Fräulein von Saint Quentin wirklich die Anekdote erzählt habe; die Herausgeber der Bastille dévoilée wollten deshalb in Chartres selbst genauere Erkundigung einziehen, erhielten aber keine Antwort. Wenn das Fräulein wirklich das große Geheimniß zu besitzen glaubte und nicht etwa altersschwach geworden war, so ist es nicht wahr-

---

k) Bast. dévoil. IX. pag. 140. Die Quelle ist das Schreiben im Journal des gens du monde. tom. IV. pag. 284.

scheinlich, daß sie zu einer Zeit, wo man um geringere Dinge in die Bastille kam, gewagt hätte, öffentlich davon zu reden, da Ludwig XV. es sogar seinen Maitressen verschwieg. Endlich aber begreift man nicht, wozu es nach Ludwig's XIII. Tode nöthig gewesen wäre, den Bastard einzusperren, da Ludwig XIV. von einem Sohne Buckingham's nicht das Mindeste zu fürchten hatte. Denn soviel wir wissen, giebt es keinen Rechtsgelehrten, der den Grundsatz: „Pater est, quem nuptiae demonstrant —" womit man diese Hypothese stützen will, auf solche Kinder ausdehnen möchte, deren Geburt die Mutter vor ihrem Gatten sorgfältig zu verheimlichen sucht. Und welcher Franzose hätte sich nicht beschimpft gefühlt, von einem Bastard des Engländers Buckingham beherrscht zu werden!

Andere wollen in diesem Gefangenen einen Zwillingsbruder Ludwig's XIV. sehen, und diese Vermuthung schien sogar unserm scharfblickenden Spittler beachtenswerth. 1) Die Quelle ist eine von Soulavie im dritten Bande der Memoiren des Marschall von Richelieu mitgetheilte anonyme Denkschrift, welche Richelieu von seiner Geliebten, der Prinzessin von Valois, und diese, um den allerschändlichsten Preis, im Jahr 1719 von ihrem Vater, dem Regenten, erhalten haben soll. Diese Denkschrift, angeblich vom Erzieher des Gefangenen, kurz vor seinem Tode im Kerker verfaßt, erzählt, die Königin habe den 5. Sept. 1638 nicht, wie man gewöhnlich glaube, Einen, sondern zwei Prinzen geboren, den Ersten (Ludwig XIV.) während der König zu Mittag, den Zweiten, während er ebenso ruhig zu Abend gespeist. Da das salische Gesetz für einen solchen Fall nichts bestimme, und manche Rechtsgelehrte den zuletzt gebornen Zwilling für den älteren hielten, so habe Ludwig XIII., überdem durch die Prophezeihungen einiger Schäfer geschreckt, in dem Daseyn eines zweiten Dauphins die Quelle furchtbarer Bürgerkriege gesehen, und den Beschluß gefaßt, die

1) Denn von ihm ist doch wohl der Aufsatz im Götting. hist. Magazin Bd. VII. S. 343. Spittler's Beifall ist um so auffallender, da er sonst von Soulavie nicht günstig urtheilt.

Geburt desselben zu verheimlichen. Der unglückliche Prinz sey deshalb erst von der Hebamme, Frau Peronnette, und, als er etwas herangewachsen, von ihm, dem ungenannten Verfasser der unbeglaubigten Denkschrift auf seinem ungenannten Landgute in Burgund sorgfältig erzogen worden. Lange sey ihm seine Herkunft unbekannt geblieben. In seinem ein und zwanzigsten Jahre aber sey er über die Chatouille seines Erziehers gerathen, und habe durch einen Brief des Kardinal Mazarin das Geheimniß entdeckt; im folgenden (1660) habe er sich ein Bild seines Bruders zu verschaffen gewußt, und nun, mit Bild und Brief bewaffnet, sey er wüthend zum Erzieher gelaufen und in die Worte ausgebrochen (auf das Bild zeigend): das ist mein Bruder, und das (den gestohlenen Brief hervorziehend) das bin ich. Der Erzieher habe dieß dem Kardinal berichtet und sey sofort, wo, erfahren wir nicht, mit seinem Pflegling eingesperrt worden. „Ich kann weder meiner eignen Seelenruhe," sagt der Verfasser am Schluß, „noch meinem Zögling eine Art Erklärung versagen, die ihm die Mittel angäbe, wie er sich, im Fall der König ohne Kinder sterben sollte, aus seinem jetzigen schimpflichen Zustande befreien könnte."

Wäre Soulavie zuverlässig, so würden wir glauben, es habe der Herzog von Orleans, begierig, den schändlichen Preis zu gewinnen, die Denkschrift in aller Eile selbst verfaßt. Da aber Soulavie so ziemlich das Gegentheil von einem zuverlässigen Schriftsteller ist, so können wir nicht umhin, sie für sein eigenes Machwerk zu halten. Wir wollen Einiges zur Begründung unseres Urtheils anführen.

Die Königin ward gegen 11 Uhr, m) während der König ruhig sein Mittagsmahl hielt, in Gegenwart der Prinzen, der Hofdamen und der zum Hofe der Königin gehörenden Frauen, also in Gegenwart vieler Personen entbunden; man hatte auch

m) Vers les onze heures, nach dem Protokoll bei Dúmont Suppl. tom. IV. pag. 176. Der Ungenannte sagt, à midi. Auch hieß die Hebamme nicht Peronnette, sondern Peronne. In einem Falle, wie dieser, sind auch solche Kleinigkeiten nicht ohne Bedeutung.

nicht eine Anordnung getroffen, die nicht dem Herkommen gemäß gewesen wäre, es war nichts geschehen, was nur entfernt andeutete, daß man etwas zu verbergen habe; das Kind ward unmittelbar nach der Geburt im Beiseyn vieler Personen vom Bischof von Meaux im Zimmer der Königin getauft, viele Personen, die im Vorzimmer standen, erhielten nach und nach Erlaubniß, in das Zimmer zu kommen und den neugebornen Dauphin zu sehen, das Vorzimmer war den ganzen Tag nicht leer, und dennoch soll die Königin neun Stunden nachher, also nach schweren Wehen, zum zweitenmale niedergekommen seyn, ohne daß irgend Jemand von den Prinzen und Prinzessinnen, vom Hofstaat, von der Dienerschaft, von der Garde, den Schildwachen, die Schmerzenstöne der Kreisenden oder das Schreien des Neugebornen gehört hätte. Indeß dies Alles mag wahr seyn; wer wird es für möglich halten, daß Eltern, die sich drei und zwanzig Jahre vergebens nach einem Kinde gesehnt haben, statt sich doppelt zu freuen, solche Unmenschen sind, daß sie Eines der Kinder auf der Stelle wieder verstoßen. Freilich erwiedert man: Ludwig XIII., ein zweiter Agamemnon, opferte einen Sohn, um dem Unglück von Millionen Menschen, die ebenfalls seiner Sorge und Liebe anvertraut waren, vorzubeugen. Hätte der Verfasser der Denkschrift, ehe er sich vornahm, seine Leser zu mystificiren, die französischen Rechtsbücher angesehen; er würde gefunden haben, daß die Frage längst zu Gunsten der Erstgebornen entschieden war, daß also Ludwig XIII., der ohnedieß ein ruhiges Gemüth hatte, darüber ganz beruhigt seyn konnte. n) Ueberdem war er ja lange vorher durch die Prophezeihungen der Hirten gewarnt. Warum erließ er also nicht noch vor der Geburt für den gefürchteten Fall eine Verordnung? Wußte man, daß nie wieder eine Königin oder Prinzessin von Frankreich Zwillinge gebären würde? Oder war man so grausam, nachdem man die traurige Erfahrung gemacht hatte, mit keinem Worte einem ähnlichen Unglück vorzubeugen? Er war doch so einfach, jetzt wenigstens eine gesetzliche Bestim-

---

n) Man sehe die Citate Bast. dévoil. IX. pag. 104.

mung zu treffen, wie es in Zukunft gehalten werden sollte, wenn eine Prinzessin, deren Nachkommen ein Recht an den Thron haben konnten, Zwillinge zur Welt bringen würde. Ludwig XIII. wäre also ohne Ursache und zwar für seine ganze Nachkommenschaft, wie für die Nachkommen seiner Unterthanen, der gräßlichste Barbar gewesen, und seine Nachfolger, welche das schreckliche Geheimniß kannten, hätten sich derselben Barbarei schuldig gemacht. Das glaube, wer kann!

Der Denkschrift nach erfolgte die Geburt des zweiten Kindes in Beiseyn des Kanzlers, des Bischofs von Meaux, des Beichtvaters, des nachherigen Erziehers, des Wundarztes und der Hebamme. Diese sechs Personen unterzeichneten und zwar, wie ausdrücklich hinzugefügt wird, in derselben Reihenfolge, einen feierlichen Eid, das Daseyn des Prinzen, worüber der König zu größerer Sicherheit ein Protokoll aufnehmen ließ, zu verschweigen. Man sieht, daß die Anwesenden dem Range nach unterzeichneten, folglich kann der ungenannte Erzieher, der überdem von seinem Landgut in Burgund spricht, keine so unbedeutende Person gewesen seyn, daß sein plötzliches Verschwinden vom Hofe hätte können unbemerkt bleiben; aber nirgends findet sich eine Spur, daß eine Person auf so unbegreifliche Weise plötzlich verschwunden wäre. Er erzieht den Prinzen in Burgund, wie den Sohn eines Königs, und kein anerkannter Prinz, fügt er hinzu, hat eine bessere Erziehung genossen; dazu gehören Lehrer; sein Haus war vornehm eingerichtet, denn er spricht von „allen" seinen Domestiquen. Plötzlich verschwindet er mit seinem Zögling, und kein Mensch, keiner von allen seinen Bedienten, kein Lehrer, kein Bekannter, kein Nachbar, kein Verwandter, keine Ortsbehörde, Niemand bekümmert sich darum, wo er geblieben sey.

Und nun betrachte man die Quelle! Eine Denkschrift mit allen Zeichen der Unächtheit. Wir wissen weder von wem, noch wo, noch für wen sie geschrieben worden ist, und kein Sterblicher hat die Handschrift gesehen, als Herr Soulavie, *)

*) Er sagt freilich im letzten Abschnitt des sechsten Bandes, daß er die

der angeblich nicht allein das Geheimniß, sondern auch die schriftlichen Beweise für die niederträchtigen, schamlosen Mittel, durch welche Richelieu dazu gelangt seyn will, in den nachgelassenen Papieren des Herzogs gefunden hat. Endlich aber spricht die Denkschrift am Schlusse einen so widersinnigen Zweck aus, daß dieß allein hinreichend wäre, die Aechtheit zu bestreiten. Der ungenannte Verfasser will durch dieselbe seinem Zögling die Mittel angeben, wie er sich aus seinem schmachvollen Zustande befreien könne, wenn der König ohne Kinder sterben sollte. Nun kann die Denkschrift nur an den König, an den Minister, dem das Geheimniß anvertraut war, oder, wir wollen wenigstens den Fall annehmen, an den Prinzen selbst gerichtet seyn. Denn bekanntlich durfte kein Staatsgefangener, am wenigsten ein so streng bewachter, eine Zeile schreiben, wenn es nicht der Minister besonders erlaubt hatte; und wenn es dem Prinzen verboten war, von seinem Verhältnisse zu sprechen, so war es seinem Erzieher gewiß nicht erlaubt, an den Ersten den Besten ein Memoire darüber aufzusetzen. Alle Personen aber, an welche diese Denkschrift vernünftiger Weise gerichtet seyn konnte, wußten das Geheimniß so gut, wie der ungenannte Verfasser. Wozu also Oel nach Athen tragen, besonders da der Kanzler auf Befehl des Königs ein Protokoll über die Geburt aufgenommen hatte, welches zu seiner Beglaubigung keiner unbeglaubigten Denkschrift eines Staatsgefangenen bedurfte?

Alle die bis dahin Untersuchungen über den maskirten Gefangenen angestellt hatten, glaubten ihn unter den Großen des französischen oder englischen Hofes, oder in der Familie der Bourbons zu finden. Der Ritter Taulès, Voltaire's Freund, nahm zufällig eine andere Richtung. Er fand nämlich in den handschriftlichen Memoiren des Marquis von Bonnac, welcher zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts (von 1716 bis 1724) französischer Gesandter in Constantinopel gewesen war, die

---

Handschrift einem Royalisten und einem Revolutionsfreunde gezeigt habe, er hütet sich aber, diese beiden Männer genauer zu bezeichnen.

merkwürdige Nachricht, daß die Jesuiten mit Hülfe des französischen Gesandten einen armenischen Patriarchen gewaltsam nach Frankreich entführt hatten, wo er in einem Kerker der Bastille starb. Taules hatte nicht sobald diesen Fund gethan, als er auch das Geheimniß der Maske entdeckt zu haben glaubte. Er schrieb deshalb im Winter 1783 an den Grafen Vergennes, und die Nachsuchungen, welche dieser im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten anstellen ließ, bestätigten die Angaben des Marquis von Bonnac.

„Eines der außerordentlichsten Ereignisse," heißt es in den erwähnten Memoiren," p) „welche sich während der Gesandtschaft des Herrn von Feriol zugetragen haben, ist die Entführung des Patriarchen der schismatischen Armenier, Arwediks. Dieser Patriarch war der Todfeind unserer Religion und der Urheber der grausamen Verfolgung gegen die katholischen Armenier. Die Letzteren brachten es durch vieles Geld dahin, daß er verbannt wurde. Nachdem sie dieses mit Hülfe des Pater Braconnier, eines Jesuiten, der sich in Constantinopel aufhielt, und eines andern Jesuiten, des Pater Terrillon, der in Chios wohnte, bewerkstelligt hatten, machten sie den Plan, um sich seiner ganz zu entledigen, den Chiaour, der ihn an den Ort seiner Verbannung bringen sollte, zu gewinnen, den Patriarchen, durch eine französische Barke auf der Höhe von Chios kapern, nach Frankreich bringen und dort in ein Gefängniß sezzen zu lassen, aus dem er niemals wieder befreit werden könnte. Diese Unternehmung, so unglaublich sie scheint, wurde durch den damaligen Viceconsul zu Chios, Herrn Bonnal, sehr gut ausgeführt. Arwediks kam in Frankreich an, ward anfangs auf die Insel Sainte Marguerite, und von da in die Bastille gebracht, wo er gestorben ist."

„Da seine Anhänger nichts mehr von ihm hörten, griffen

p) Taulès l'homme au masque de fer, pag. 19. Die Memoiren sind, soviel wir wissen, nicht gedruckt, aber in mehreren Abschriften verbreitet. Sie scheinen einen Abdruck zu verdienen. Taulès hat sein Exemplar einem Urenkel Bonnac's, Dangoße, geschenkt.

sie den Chiaour an, welcher ihn geführt hatte, und nachdem ihn der Großvezier hatte foltern lassen, gestand er, daß Arwediks in Chios an Bord einer französischen Barke gebracht worden sey. Man schickte einen Kapidschi Baschi nach Chios, um den Viceconsul zu vernehmen; er vertheidigte sich gut, und obgleich man die Sache zu verschiedenen Malen wieder in Anregung gebracht hat, so ist sie doch ohne Folge geblieben, und scheint durch die Länge der Zeit ganz verwischt zu seyn. Es ist nicht sicher, ob Herr von Feriol gleich anfangs um das Vorhaben, welches gewiß das Werk der von den Jesuiten geleiteten Armenier ist, gewußt habe, aber das ist zuverlässig, daß sie ihm, als die Sache gelungen war, den Rath gaben, sich (sie?) vor den Folgen sicher zu stellen und sich die Ehre zu geben." —

Der Gesandte folgte dem Rath; er meldete dem Könige in einem Schreiben vom 6. Mai 1706, was geschehen war, ohne der Theilnahme der Jesuiten zu gedenken, und bat, den Patriarchen in Frankreich verhaften zu lassen, bis er über das Verbrechen desselben berichtet haben werde. Dieser Bericht scheint in einem zweiten Schreiben vom 1. Juni desselben Jahrs enthalten zu seyn, worin ebenfalls die Jesuiten nicht genannt werden. Arwediks, heißt es daselbst, q) der Tyrann der Lateiner, der unsere Religion an die Türken verkaufte, der in den Kirchen predigte, es sey besser türkisch als römisch werden, dieser armenische Patriarch, der sich allen Arten von Verbrechen und Abscheulichkeiten ergeben hatte, ist endlich, nachdem er abgesetzt und verbannt worden war, in meine Hände gefallen. r) Ich habe ihn nach Frankreich geschickt, damit er dort die Strafe für seine Vergehen empfange. Der Viceconsul zu Chios, Herr Bonnal, hat meine Befehle mit allem möglichen Eifer und Geschick befolgt. Er mußte den Chiaour, der den Auftrag hatte, ihn abzuführen, bestechen und mehrere Intriguen machen, welche

q) Taulès pag. 197.

r) Er war seit 1701 mehrmals abgesetzt und wieder eingesetzt worden je nachdem die Armenier oder die Katholiken Geld gegeben hatten.

gelungen sind, und Arwedikß wird bald, wenn der Capitän, der ihn führt, nicht von den Corsaren genommen wird, in Marseille eintreffen. Es ist wichtig, ihn so eng einzuschließen, daß er nicht in die Türkei schreiben könne; denn die Türken, die ihn schon von mir gefordert haben, würden nicht ermangeln, mir eine böse Geschichte zu machen. Ich habe geglaubt, kein Gott angenehmeres Werk thun, der von ihm verfolgten Religion keinen größern Dienst erweisen zu können, als wenn ich ihn aus diesem Lande entfernte. Seine Gottlosigkeiten verdienen eine gute Pönitenz."

Wie es scheint, war Ludwig XIV. mit dem unbesonnenen Schritte seines Gesandten sehr unzufrieden. Es war vorauszusehen, daß die Pforte Alles aufbieten würde, um sich Klarheit und alsdann die vollste Genugthuung zu verschaffen, und Frankreich, damals (1706) mit fast allen europäischen Mächten im Kampfe, mußte einem neuen Kriege auf jede Weise vorzubeugen suchen. Der Großvezier ließ den Gesandten rufen, und beschuldigte ihn geradezu, er habe den Patriarchen nach Frankreich gebracht, der Großherr wisse es, und sey entschlossen, wenn er nicht ungesäumt Genugthuung erhalte, dem Könige den Krieg zu erklären. Das französische Cabinet gerieth in Verlegenheit. Gestand man die Entführung, so fiel der ganze Zorn der Türken auf die Jesuiten und ihre Missionen, deren Wohl dem Könige und der Frau von Maintenon sehr am Herzen lag; auch der Handel und überhaupt alle Verbindungen mit der Türkei wären auf viele Jahre hinaus gestört worden. Der König ließ daher durch den Marquis von Torcy erklären, das Schicksal des Patriarchen sey ihm völlig unbekannt, er müsse also bedauern, daß er die Wünsche der hohen Pforte nicht erfüllen könne. Dies befriedigte aber den Großvezier keineswegs. Ohne sich auf Erörterungen einzulassen, erklärte er kategorisch, da der Patriarch von Unterthanen des Königs geraubt worden sey, so sey der König verpflichtet, ihn wiederzuschaffen, und der Gesandte hafte dafür. Ludwig wollte um jeden Preis einen Krieg mit der Türkei vermeiden; Marlborough hatte bei Ramillies gesiegt, und Eugen drang in Italien ein. Der Mar-

quis de Torcy mußte daher dem Gesandten melden, es sey dem Könige endlich gelungen, den Aufenthalt des Patriarchen ausfündig zu machen; derselbe werde in der Citadelle von Messina gefangen gehalten, und der König wolle seinen Enkel, den König von Spanien, zu vermögen suchen, daß er ihn ausliefere. Allein auch diese Erklärung hatte nicht die Wirkung, welche man sich davon versprochen hatte; die Forderungen des Großveziers, der das diplomatische Gewebe durchschaute, wurden nur desto nachdrücklicher. Feriol schreibt darüber den 1. September 1706: Der Großherr wollte mich für seine Person verantwortlich machen. Ich habe über zwanzig Briefe an den Großvezier geschrieben. Endlich bin ich mit ihm übereingekommen, daß ich Se. Majestät bitten wollte, dem Könige von Spanien zu schreiben, daß er ihn aus seinem Gefängniß in Messina entlasse, und ihm erlaube, nach Constantinopel zurückzukehren. Ich weiß nicht, ob er noch in Messina ist, ob man ihn in die Gefängnisse des heiligen Officiums, oder nach Frankreich gebracht hat. Es ist für die Ruhe und das Wohl der katholischen Armenier sehr wichtig, daß er nie in diesem Reich erscheine . . . . . . Er hat mehrmals gesagt, er trage seine Schnur bei sich und fürchte den Tod nicht, wenn er vorher alle Katholiken verderben könne." — Der Großvezier scheint die Sache oft in Erinnerung gebracht zu haben, denn in einem zweiten Schreiben vom 16ten desselben Monats heißt es: „Der Großvezier hat mir gesagt, er rechne auf mein Versprechen, daß ich den König bitten wolle, Arwediks vom Könige von Spanien zu fordern und nach Constantinopel zurückzuschicken. Ich habe geantwortet, ich würde mit dem ersten Schiff schreiben und ich zweifelte nicht, daß Arwediks zurückgeschickt würde, wenn der König von Spanien in der Zwischenzeit noch Herr von Neapel und Sicilien sey. Er erwiederte lachend, daran sey nicht zu zweifeln u. s. w. —

Die Jesuiten, sowie die Katholiken überhaupt, fürchteten indeß nichts mehr, als daß der Patriarch nach Constantinopel zurückkehren möchte, und diese Ansicht gewann endlich auch im Cabinet des Königs den Sieg. Torcy schrieb dem Gesandten

(Febr. 1707), in dem Augenblick, wo der König alle ihm zu Gebot stehenden Mittel anwende, um dem Patriarchen seine Freiheit auszuwirken, erhalte er die traurige Nachricht, daß ihn der Allmächtige von dieser Welt abgerufen habe. Dieß setze den freundschaftlichen Absichten des Königs ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg, und es bleibe ihm jetzt nur übrig, sich den unerforschlichen Rathschlüssen der Vorsehung in Demuth zu unterwerfen. Auch diese Erklärung schien den Jesuiten und ihren Freunden noch nicht völlig beruhigend. Die Congregationen des heil. Officiums und der Propaganda wandten sich an den Cardinal de la Tremouille, welcher französischer Gesandter am päbstlichen Hofe war, und baten, zum Heil der katholischen Religion, den Patriarchen entweder an sie auszuliefern, oder doch so streng zu bewachen, daß es ihm schlechterdings unmöglich gemacht werde, je wieder seine Freiheit zu erlangen. s) Hierauf ließ der König (31. Aug. 1708) antworten: Der Patriarch werde nur von einem einzigen Menschen gesehen, der ihm das Essen auftrage, und sich nur durch Zeichen mit ihm verständige; wenn er an Sonn- und Festtagen die Messe höre, bringe man ihn an einen abgesonderten Platz; übrigens solle der Kardinal nicht sagen, daß der Patriarch in Frankreich sey, denn wenn man es in Constantinopel auch vermuthe, so wisse man es doch nicht gewiß; sonst würde der Gesandte, für den man wenig Rücksichten zeige, darunter leiden; vergebens seyen mehrere Armenier nach Malta, Messina, und selbst nach Marseille gereist, um Nachrichten von ihm zu erhalten, und noch in diesem Augenblick werde einer seiner Diener in Marseille erwartet, wo der Gouverneur bereits angewiesen sey, ihn sogleich ins Gefängniß zu werfen. —

Noch im Jahre 1713 wollte die Pforte eine besondere Gesandtschaft nach Frankreich schicken, um die Auslieferung des Patriarchen zu fordern, und nur mit Mühe gelang es dem französischen Gesandten, der den damaligen Patriarchen zu gewinnen wußte, den Großvezier davon abzubringen. t) Seit-

s) Taulès pag. 77 und 199.

t) Man s. das Schreiben des Gesandten vom 1. Aug. 1713. Taulès p. 201.

dem wurde die Sache nach und nach vergessen, und Arwediks ist wahrscheinlich in der Bastille, wohin er ums Jahr 1810 gebracht worden war, gestorben. u)

Da man wußte, daß die Armenier ihrem ehemaligen Patriarchen nachforschten, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß man ihn gezwungen habe, in gewissen Fällen, z. B. wenn er die Messe hörte, eine Maske zu tragen. Das Mittel ist so einfach, daß es wohl öfters angewendet worden ist. Vielleicht giebt es also mehr als einen maskirten Gefangenen. Nimmt man aber an, daß der Gefangene mit der Maske, von dem seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts so viel gesprochen worden ist, der Nämliche sey, von welchem das Journal von Dújonca redet, so hat der Patriarch gewiß keinen Anspruch auf diese Ehre, da der von Dújonca Bezeichnete schon 1703 starb, zu einer Zeit, wo Arwediks zuverlässig noch in Constantinopel lebte. Der Ritter Taulès läßt sich zwar dadurch nicht irre machen, sondern erklärt das feindselige Aktenstück ohne Weiteres für ein Machwerk der Jesuiten, allein wir haben oben gesehen, daß durchaus kein Grund vorhanden ist, an der Aechtheit desselben zu zweifeln. Das Buch des Ritters ist überhaupt ein merkwürdiger Beweis, wohin selbst geistreiche und scharfsinnige Männer sich verirren können, wenn sie bei historischen Untersuchungen von vorgefaßten Meinungen ausgehen. Der maskirte Gefangene trägt einen langen, schwarzen Bart, die Armenier tragen lange, schwarze

---

u) Seine Ankunft in der Bastille fällt zwischen den 20. Nov. 1709 und den 18. Dec. 1710. Es heißt nämlich in den Registern (Bastille dévoil. I. pag. 61): „Le sieur comte de Linanges (Leiningen?) etc. Entré le 20. Nov. 1709.“ — „Un Arménien, patriarche.“ Ohne Datum. Dann: „Un prisonnier important, dont on ne dit pas le nom, et qui a toujours été au secret. Entré le 18. Decembre 1710, par ordre de Phelypeaux.“ Ueber seinen Tod findet sich nichts. Wenn wir recht sehen, so ist der prisonnier important, dont on ne dit pas le nom, kein Anderer als der Patriarch. — Für einen künftigen Biographen Colbert's stehe hier die Notiz, daß er zu denjenigen Ministern gehört, welche die meisten und ungerechtesten Verhaftsbefehle unterzeichnet haben.

Bärte, folglich ist der Gefangene ein Armenier. Er ist krank, der Schmerz preßt ihm Seufzer und Jammertöne aus, diese haben einen fremden Accent, kurz er jammert und seufzt armenisch. Er hat ein Tuch um den Kopf gebunden, das ist Sitte des Orients. Sein Schlafrock ist gelb und schwarz mit goldnen Blumen, und gegen diesen Beweis ist gar nichts einzuwenden, denn solche Schlafröcke trägt man im Morgenlande. v) Schade daß wir nicht wissen, ob er Tabak geraucht hat! —

Wenn es nach so vielen fehlgeschlagenen Versuchen überhaupt noch möglich war, das von allen Eingeweihten so sorgfältig bewahrte Geheimniß zu enthüllen, so konnte es nur durch Benutzung des königlichen Archivs geschehen und hier war der Weg zum Theil vorgezeichnet. Denn man wußte, daß Ludwig XV. der Frau von Pompadour geäußert hatte, der maskirte Gefangene sey der Minister eines italiänischen Fürsten gewesen. Ja schon 1770 hatte ein ehemaliger Hauptmann im Regiment Elsaß, Baron von Heiß, in einem Schreiben an die Herausgeber des Journal encyclopédique über die Verhandlungen mit dem Herzog von Mantua, die wir sogleich mittheilen werden, öffentlich die Vermuthung ausgesprochen, der Unterhändler des Herzogs, Graf Matthioli, sey vielleicht der berühmte Gefangene mit der Maske. Diesen Spuren folgte der fleißige J. Delort, vv) der dabei zugleich vom Glück begünstigt wurde, indem er durch den Grafen von Hauterive, dessen Namen auch wir dankbar nennen wollen, Zugang zu den Archiven erhielt, aus denen er eine große Anzahl officieller Schreiben mittheilt, deren Zeugniß entscheidend ist.

Man weiß, wie sehr Frankreich von jeher bemüht gewesen

---

v) Man glaubt vielleicht, wir übertreiben. Taules sagt wörtlich S. 57: „sa robe de chambre, cette robe jaune et noire à grandes fleurs d'or, qui dans son pays était son habillement ordinaire, est la seule chose probablement, qui lui fût restée du Levant.“

vv) Histoire de l'homme au masque de fer, accompagnée des pièces authentiques et de fac-simile, par J. Delort. Paris 1825.

ist, das Uebergewicht in Italien zu erhalten. Zu diesem Zwecke ward im Jahr 1632 Pignerol in Piemont gekauft und stark befestigt. Da jedoch die Lage der Festung Casale in Montferrat für die französischen Eroberungspläne noch günstiger war, so hatte der französische Gesandte bei der Republik Venedig, Abbé d'Estrades, den Gedanken, ob sich der junge verschwenderische Herzog Ferdinand Carl, der nur seinen Vergnügungen lebte, w) für eine Summe Geld nicht bewegen lasse, die Festung entweder ganz an Frankreich abzutreten, oder doch dieselbe den französischen Truppen zu öffnen. Nur mußte man, weil Montferrat zum deutschen Reiche gehörte, und der vorige Herzog überdem in einem Vertrag mit Östreich sich verpflichtet hatte, keine andere als eine deutsche Garnison in Casale aufzunehmen, die Verhandlungen vor dieser Macht sehr geheim halten, und dieß war schwierig, da die Mutter des Herzogs und ihr Vertrauter, der Mönch Bulgarini, dem östreichischen Interesse ergeben waren. Estrades setzte sich deshalb im October 1677 in Verbindung mit einem Vertrauten des Herzogs, dem Grafen Matthioli, der zuerst Professor der Jurisprudenz in Bologna, später Staatssecretär des vorigen Herzogs gewesen war, und die Verhältnisse der kleinen italiänischen Höfe genau kannte. Da er, obwohl erst 37 Jahr alt, von der Herzogin Mutter in den Geschäften nicht gebraucht wurde, so schien es leicht, den thätigen, ehrgeizigen Mann für Frankreich zu gewinnen. Matthioli gieng sofort in die Anträge des Gesandten ein, und erhielt ohne Schwierigkeit die Zustimmung des Herzogs, der ihm überhaupt, wie Estrades versichert, blindlings vertraute. Es wurde verabredet, daß er im März (1678) nach Versailles gehen sollte, um den Vertrag abzuschließen. Anfangs hatte der französische Hof, so sehr er die Sache wünschte, den Abschluß der Verhandlungen in die Länge zu ziehen gesucht, weil die Geldverlegenheit so groß war, daß z. B. selbst der

w) Estrades urtheilt von ihm — — dans une si grande insensibilité, qu'il ne songeoit qu'à passer sa vie avec des comédiennes ou des femmes publiques. Delort pag. 84.

Gesandte in Venedig zwei Jahre auf seine Besoldung warten mußte, und weil Frankreich ungern in Italien einen neuen Krieg wagen wollte, ehe der niederländische beendigt wäre. Als Frankreich endlich den Abschluß wünschte, da war es Matthioli, der immer neue Hindernisse zu finden wußte. Endlich aber trat er im Herbst die Reise an, und am 8. December ward zu Versailles vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Marquis de Pomponne, und dem Grafen Matthioli im tiefsten Geheimniß folgender Vertrag unterzeichnet: „Der Herzog von Mantua öffnet die Festung Casale den Truppen des Königs; bricht in Italien ein Krieg aus, so erhält der Herzog den Oberbefehl der königlichen Armee; unmittelbar nach Vollziehung des Vertrags wird dem Herzog die Summe von hundert tausend Thalern ausbezahlt.“ Matthioli erhielt als Belohnung für seine Dienste außer einem kostbaren Ringe 400 Dublonen, und der König versprach überdem, sobald der Vertrag ratificirt seyn würde, ein noch bedeutenderes Geschenk hinzuzufügen, seinen Sohn unter die königlichen Pagen aufzunehmen, und seinem Bruder eine einträgliche Pfründe zu geben.

Jetzt schien den Wünschen des französischen Hofs nichts mehr im Wege zu stehen. Matthioli reiste mit ausführlichen Instruktionen von Louvois zu seinem Herrn zurück; der Marquis von Bouflers erhielt das Commando der Truppen, die sich bei Briançon zusammenzogen; der nachher so berühmt gewordene Catinat, damals noch Brigadier, versteckte sich unter dem angenommenen Namen Richemont in Pignerol, wohin viele Kriegsvorräthe gebracht wurden, um von da aus den wichtigsten Theil der Ausführung zu leiten, und der Oberst von Asfeld reiste eben so geheim nach Venedig, um die Ratifikation des Herzogs in Empfang zu nehmen. Das Zusammenziehen der Truppen, so wie die Sendungen an Geld und Kriegsbedarf waren indeß bemerkt worden, und hatten in ganz Italien Aufsehen erregt. Man sagte ganz öffentlich, der König müsse etwas Wichtiges vorhaben, und der Verdacht fiel auf Casale, Genf, Savoyen, besonders aber, und dies meldete auch der venetianische Gesandte Contarini, auf die Republik Genua. Das Gerücht ver-

breitete sich von Tag zu Tag. Schon hatte sich der spanische Gesandte mit dem östreichischen Residenten zum Herzoge von Mantua begeben; sie hatten ihn aufgefordert, sich über das Gerücht von einer bevorstehenden Abtretung der Festung Casale zu erklären, und noch immer war der Vertrag nicht ratificirt; Matthioli lag, wie er vorgab, krank in Padua, und auch nach seiner Genesung wußte er mit unerschöpflicher List immer neue Hindernisse aufzufinden. Endlich kam man überein, die Ratifikationen den 10. März im Dorfe Increa ohnweit Casale auszuwechseln; alsdann sollten die französischen Truppen am 18ten desselben Monats die Festung in Besitz nehmen. Catinat begab sich daher in Begleitung des Gouverneurs der Citadelle von Pignerol und eines anderen Vertrauten zur verabredeten Zeit nach Increa, allein Matthioli erschien nicht, die Bauern griffen zu den Waffen, und Catinat entging kaum der Gefahr, verhaftet oder erschlagen zu werden. Asfeld war auf der Reise von Venedig nach Pignerol im Mailändischen verhaftet worden. Dieß und mehreres Andere zeigte sonnenklar, daß Oestreich und Spanien von den Verhandlungen unterrichtet seyen, und da die Auswechselung der Ratifikation sich immer wieder verzögerte, so fing man an, gegen Matthioli Verdacht zu schöpfen, besonders als man erfuhr, daß er heimlich an mehreren italiänischen Höfen umherreise. Dieser Argwohn ward bald zur Gewißheit. Estrades, damals Gesandter in Turin, erfuhr nämlich von der verwittweten Herzogin von Savoyen, welche im Namen ihres unmündigen Sohnes Victor Amadeus II. die Regierung führte, daß Matthioli schon am 31. December 1678 bei seiner Rückkehr aus Versailles sämmtliche Aktenstücke über die Verhandlungen wegen Casale dem östreichisch gesinnten savoyischen Ministerium für 2000 Livres verkauft hatte. Dieselben Mittheilungen hatte er den Spaniern, den Oestreichern und der Republik Venedig gemacht, die ihn besser bezahlt hatten. Ludwig XIV. gerieth über diesen Betrug in den heftigsten Zorn. Estrades erhielt Befehl, sich des spitzbübischen Italieners auf jede Weise zu bemächtigen, und Louvois war der Ausführung dieses Befehls so gewiß, daß er schon d. 27. April (1679) an Saint Mars

schrieb, er werde einen neuen Gefangenen erhalten, den Niemand sehen, von dem Niemand erfahren dürfe, und den er so hart behandeln müsse, daß derselbe gezwungen werde, seine schlechte Aufführung zu bereuen. Da sich Matthioli gerade in Turin befand, so wäre es leicht gewesen, ihn dort zu verhaften, allein die Herzogin Mutter weigerte sich, dazu ihre Einwilligung zu geben, und man mußte ihn auf das französische Gebiet zu locken suchen. Auch dieß gelang; verblendet vom Glanz des Goldes sah er die Schlinge nicht, die vor seinen Füßen lag. Kaum war er nämlich in Turin angekommen, als er von neuem Geld verlangte, indem er theils zu den vielen Reisen, die er für den König unternommen, theils um die Geliebten des Herzogs zu bestechen, große Summen ausgegeben habe. Estrades, der seit dem Augenblick, wo er ihn verderben wollte, seine Freundlichkeit verdoppelt hatte, erklärte ihm, er selbst habe zwar im Augenblick kein Geld übrig, allein Catinat, der die nach Casale bestimmten Truppen befehlige, habe beträchtliche Summen zu seiner Verfügung, und könne das Geld des Königs nicht nützlicher anwenden, als wenn er einen so treuen Diener dadurch in Stand setze, ferner für den Ruhm des Königs thätig zu seyn; nur könne Catinat jetzt das französische Gebiet nicht ohne Gefahr verlassen, und da die Angelegenheit durch persönliche Unterredung leichter abzumachen sey, so schlage er eine geheime Zusammenkunft auf einem abgelegenen französischen Orte vor. Matthioli ahnte nichts Arges. Am zweiten Mai früh um sechs Uhr trafen sich Estrades und Matthioli in einer Kirche ohnweit Turin und fuhren drauf im Wagen des Gesandten bis in die Nähe der französischen Gränze, von wo sie zu Fuß weiter gingen. Ein Waldbach war angeschwollen und hatte den Steg weggerissen; Matthioli half mit ungeduldigem Eifer die Brücke wiederherstellen, und auf beschwerlichen Bergpfaden gelangten sie an ein einsames Häuschen, wo Catinat mit zwei Offizieren und vier Soldaten sie erwartete. Matthioli ward ohne Widerstand verhaftet und bei dunkler Nacht unbemerkt nach Pignerol gebracht, wo man ihn unter dem Namen Lestang einsperrte. Nun kam es darauf an, sich seiner

geheimen Papiere zu bemächtigen, welche sein Vater in Padua in Verwahrung hatte, und auch dieß gelang. Geschreckt durch die Tortur, womit ihm Catinat drohte, gab er seinem Vater den Auftrag, die Papiere an einen gewissen Giuliani, der in Venedig eine Art Zeitung schrieb, und von der französischen Gesandtschaft als Spion gebraucht ward, x) auszuliefern. Jetzt fand sich, daß der Herzog von Mantua nicht nur den Vertrag nicht ratificirt, sondern nicht einmal in alle Bedingungen desselben gewilligt hatte. y)

Matthioli's Gefangenschaft war sehr hart, denn Louvois hatte ausdrücklich befohlen, ihm Alles, was ihm das Leben angenehm machen könne, zu verweigern, und Saint Mars befolgte das Gebot buchstäblich. z) Er ließ ihm sogar mit Stockprügeln

---

x) Delort pag. 258. Er sollte zur Belohnung eine Stelle als Legationssekretär erhalten, allein Varengeville, Estrades Nachfolger, hielt es doch für unschicklich. C'est un petit gazetier, schreibt er, dans la boutique duquel on écrit des feuillets de nouvelles, parceque l'usage n'est pas ici de les imprimer; il y travaille lui-même aussi bien qu'à copier pour le public, et il est à peu près en cette ville ce que sont à Paris les secrétaires de Saint Innocent. Daß es unschicklich sey, einen Spion als Legationssekretär anzustellen, findet er ebensowenig als sein Vorgänger.

y) Ganz klar ist es nicht, welche Rolle der Herzog gespielt hat. Unbesonnen scheint er anfangs in den Verkauf gewilligt zu haben, als aber die Gesandten von Spanien und Oestreich ihm die Gefahren seines Schrittes zeigten, mag er lange geschwankt haben, bis er endlich (1681) wieder die französische Partei ergriff. Daß er sich seines Ministers angenommen, geht aus der Correspondenz von Louvois u. s. w. nicht hervor. Allein in der Hist. abrégée de l'Europe, Leyden 1687 heißt es: „On parle d'un voyage fait à Vienne par le duc de Mantoue. Quelques politiques croyent que c'est l'affaire qui est arivée à son secrétaire, qui est cause de son voyage, et qu'il a dessein de faire alliance avec l'empereur et le roi d'Espagne.“ Daß der Herzog wegen seiner Verhältnisse zu Frankreich 1708 vom Kaiser feierlich in die Acht erklärt wurde, ist bekannt. Herchenhahn Gesch. Joseph's I. Th. II. S. 578.

z) Delort pag. 233 und 261.

drohen. Wer er sey, wußte Niemand, außer Saint Mars, der im Jahr 1681 nach Exiles und im Frühling 1687 nach den Lerinischen Inseln versetzt wurde. Wir können daher annehmen, daß ihm Matthioli, wenn er noch lebte, dahin gefolgt seyn wird, weil man den richtigen Grundsatz hatte, die Aufsicht über wichtige Staatsgefangene nur den möglich Wenigsten anzuvertrauen. Daß Matthioli mit Saint Mars nach Exiles wanderte, wissen wir bestimmt. Er wird zwar nirgends genannt, es wird nur gesagt, daß ihm die beiden Gefangenen im untern Thurm nach Exiles folgen sollen, allein wir wissen, daß Matthioli mit einem verrückten Jakobiner in diesem Thurme saß, a) und Louvois schreibt den 9. Juni 1681: „Was das Gepäck des Herrn Matthioli betrifft, so lassen Sie dasselbe nur nach Exiles schaffen, um es ihm wiedergeben zu können, im Fall Se. Maj. jemals befehlen sollte, ihn in Freiheit zu setzen.“ b) Von jetzt an aber können wir seiner Spur nicht mehr mit derselben Sicherheit folgen. Wir sehen zwar aus vielen Stellen des von Delort mitgetheilten Briefwechsels, daß Saint Mars nur einen Gefangenen von Exiles mit nach Sainte Marguerite führt; der Andere war entweder freigelassen worden, oder unter Aufsicht des neuen Gouverneurs da geblieben, oder, was am wahrscheinlichsten ist, gestorben; ob aber dieser Eine, welcher unter strengen Vorsichtsmaßregeln von Exiles nach Sainte Marguerite gebracht wurde, der Graf Matthioli oder der Jakobiner gewesen, dafür haben wir nirgends ein Zeugniß gefunden. Auf den ersten Blick scheint es, als dürfe man nicht zweifeln. Wozu, kann man fragen, so außerordentliche Vorsicht bei einem verrückten Jakobiner? Der Gefangene, welchen Saint Mars mit sich nach Sainte Marguerite führte, saß nämlich die ganze Reise hindurch in einem mit Wachstuch bedeckten Wagen, so daß ihn selbst die Soldaten seiner Wache nicht sehen

---

a) Saint Mars schreibt an Louvois den 7. Sept. 1680: Depuis que Monseigneur m'a permis de mettre Matthioli avec le jacobin dans la tour d'en bas.

b) Delort pag. 271.

konnten, und die Art, wie er ungesehen nach den Inseln kommen könne, wird mit solcher Wichtigkeit behandelt, daß mehrere Briefe an Louvois damit angefüllt sind. Wozu dieß mit einem Mönche, der so verrückt ist, daß er, zum Ergötzen von Saint Mars, der freilich oft an langer Weile leiden mochte, in seinem Gefängniß ganz nackt unsinnige Predigten hält? Mit Matthioli scheint der Fall ein ganz anderer zu seyn; seine Verhaftung, wenn sie auch auf französischem Gebiet geschah, war nichtsdestoweniger eine grobe Verletzung des Völkerrechts, und es mußte dem Könige schon wegen der Repressalien, zu welchen sein Verfahren berechtigte, Alles daran zu liegen, es nicht bekannt werden zu lassen. Allein wie viele Ausländer saßen in der Bastille und wahrscheinlich auch in andern Gefängnissen, ohne daß man für nöthig hielt, ihre Namen so geheim zu halten, wiewohl man sie zum Theil auf fremdem Boden ergriffen hatte! Und zweitens wissen wir ja nicht, ob die Verhaftung des Jakobiners nicht ebenfalls eine Verletzung des Völkerrechts war. Wir wissen weder, wer er war, noch weshalb er gefangen saß, wir können also auch nicht beurtheilen, ob es dem Könige nicht ebenso nöthig schien, ihn für immer von aller menschlichen Gesellschaft auszuschließen. Wir müssen es sogar glauben, da er in Pignerol und Exiles ebenso behandelt ward, als Matthioli, und mit ihm lange Zeit im nämlichen Kerker saß, folglich Matthioli's Geheimnisse ebenso gut verrathen konnte, als dieser selbst. Daß diese beiden Gefangenen im Gefängniß Masken getragen, ist nicht wahrscheinlich, denn an den doppelten Thüren ihres Kerkers war ein Verschlag (tambour) angebracht, so daß der Messe lesende Priester sie nicht sehen konnte. Kein Bedienter durfte zu ihnen; ein Offizier, der Einzige, welcher das Geheimniß kannte, wahrscheinlich Rosarges, trug ihnen das Essen auf. War dieser Offizier krank, so mußte natürlich Saint Mars das Truchseßenamt bei ihnen verrichten, und daraus mögen die Nachrichten von dem großen Respekt entstanden seyn, womit man den maskirten Gefangenen behandelt haben soll; denn daß weder Matthioli noch sein Kerkergenosse sich einer ausgezeichnet artigen Behandlung zu erfreuen

hatte, erfahren wir sehr bestimmt. Dem Erstern, ob er gleich Graf ist, wird mit Stockprügeln gedroht, und der Andere scheint sie wirklich empfangen zu haben. c) Ihre Betten sind sehr schlecht; das versichert Saint Mars selbst; und für ihren Unterhalt wurden täglich nur vier Livres vergütet, nicht der sechste Theil von dem, was z. B. Fouquet's Unterhaltung kostete. Übrigens ward auch Matthioli, wie wir aus der Anordnung über sein Gepäck sehen, anfangs nicht zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt. Die Hoffnung, welche der Minister giebt, ist freilich nicht groß, da aber der Herzog von Mantua im Jahr 1681 wirklich Casale an Frankreich abtrat, so konnte dieß allerdings eine Veranlassung geben, dem unglücklichen Matthioli, wenn er nicht etwa auch seinen Fürsten betrogen hatte, und dieser mit der von Ludwig XIV. verfügten Strafe einverstanden war, ein besseres Loos zu bereiten. Dieß scheint indeß nicht geschehen zu seyn. Denn wir haben, wenn auch kein offizielles Aktenstück, doch ein ganz gleichzeitiges und ziemlich glaubwürdiges Zeugniß dafür, daß Matthioli wirklich nach Sainte Marguerite gebracht worden ist. Es findet sich nämlich in der schon angeführten Zeitung vom August 1687, welche unter dem Titel: „**Histoire abrégée de l'Europe**“ in demselben Jahre bei C. Jordan in Leyden erschien, ein Bericht eines Italiäners über Matthioli's Verhaftung und deren Veranlassung, der zwar im Einzelnen manche Unrichtigkeiten enthält, in der Hauptsache aber mit den Aktenstücken übereinstimmt. Am Schlusse dieses Berichts heißt es: „Er (Matthioli) war in Pignerol zu nahe an Italien, und ob er gleich sehr streng bewacht wurde, so fürchtete man doch, die Mauern könnten sprechen. Man entfernte ihn

c) Wir glauben die Stelle bei **Delort, Détention des philosophes I. pag. 255** darauf beziehen zu müssen. Saint Mars hat Scrupel, ob er den Priester prügeln lassen dürfe, weil er gehört habe, daß es bei Strafe der Excommunication verpönt sey. Louvois sucht ihn zu beruhigen. Es sey allerdings wahr, daß man excommunicirt werde, wenn man einen Priester aus Verachtung schlage, allein einen Geistlichen, den man zu bewachen habe und der bösartig sey, dürfe man mit gutem Gewissen prügeln.

daher und führte ihn nach den Inseln Sainte Marguerite, wo er sich unter Aufsicht des Herrn von Saint Mars, welcher Gouverneur derselben ist, gegenwärtig befindet. Diese Nachricht, setzt der Verfasser versichernd hinzu, ist sehr auffallend, aber nichts desto weniger wahr."

Als Saint Mars im Jahr 1698 zum Gouverneur der Bastille ernannt wurde, nahm er seinen Gefangenen auch dahin mit sich. Schon auf der kurzen Reise von Exiles nach Sainte Marguerite war Matthioli krank geworden, weil er in seinem Wagen, der, wie wir wissen, dicht mit Wachstuch verschlossen war, nicht genug Luft gehabt hatte. d) Da er nun seitdem volle eilf Jahre im Kerker gesessen und von der Küste des Mittelmeers bis nach Paris einen dreimal so weiten Weg zurückzulegen hatte, als von Exiles nach Sainte Marguerite, so mußte ihn Saint Mars jetzt auf eine der Gesundheit weniger nachtheilige Art fortzubringen suchen. Dieß führte ihn wahrscheinlich auf den Gedanken, ihn eine leichte Maske tragen zu lassen, die ihn unkenntlich machte, ohne ihn der Berührung der freien Luft zu entziehen und ohne mehr Aufsehen zu erregen, als ein so sonderbar verschlossener Wagen. Leider fehlen uns alle glaubwürdigen Nachrichten über diese Reise, wir wissen aber aus Dûjonca's Tagebuche, daß der Gefangene eine Maske trug, als er am 18. September 1698 in der Bastille ankam, und dieser Gefangene kann nach allen Berichten, gegen welche das einzige, selbst wenn es ächt ist, immer noch schwache Zeugniß des jungen Barbezieux gar nicht in Betracht kommt, kein Anderer gewesen seyn, als der Graf Matthioli, der Minister und Gesandte des Herzogs von Mantua.

---

d) Saint Mars bei Delort pag. 284.

Ueber die neusten
Bereicherungen der Literatur der deutschen Geschichte.

Der Verfasser dieses Aufsatzes weiß sehr wohl, daß eine Anzeige der in demselben erwähnten Bücher viel zu spät kommt, auf eine ausführliche Beurtheilung will er sich aber nicht einlassen; nichtsdestoweniger glaubt er aus manchen Gründen, der deutschen Geschichte einmal ausführlich erwähnen zu müssen. Er versucht daher eine allgemeine Uebersicht der Bemühungen um deutsche Geschichte seit den letzten fünfzehn Jahren zu geben, doch wagt er nicht, auf einmal mit einer Alles umfassenden Uebersicht hervorzutreten; er will jedesmal in einzelnen Abhandlungen eine gewisse Anzahl Werke zusammenfassen, über diese einzelnen Aufsätze das Urtheil anderer Gelehrten zu Rath ziehen, dann alle Aufsätze durchgesehen und in Ordnung gebracht zu einem Ganzen verbinden. Auf Vollständigkeit macht er dabei keinen Anspruch, doch will er versuchen, in jedem einzelnen Aufsatz Werke verschiedener Art zusammenzufassen. Er wird daher in diesem ersten Abschnitt auch eine kurze Bemerkung über Handbücher, Lesebücher, allgemeine für das große Publikum bestimmte Werke vorausschicken. Die Anzeige dieser Gattung von Büchern liegt eigentlich außer unserer Absicht, da sie jedem unserer Leser zugänglich sind, und nach dem Gebrauch, den jeder nach seiner Bildung davon machen kann, beurtheilt werden müssen. Wir gehen daher nach einer kurzen Andeutung einiger vorzüglichen Werke dieser Art zu den Bereicherungen der Quellenkenntniß und Quellenforschung, dann zu Werken, welche Vorarbeiten der Geschichte genannt werden können, über, um am

Schluß noch eines Buchs zu erwähnen, welches Forſchung mit Darſtellung verbindet, und einen wichtigen Zeitraum der deutſchen Geſchichte gründlich und verſtändig behandelt.

Was die ganze deutſche Geſchichte betrifft, ſo hat neulich Herr Hofrath Dahlmann in Göttingen durch ein, eigentlich nur für ſeine Zuhörer beſtimmtes, Schriftchen gewiß den meiſten unſerer Leſer ebenſo viel Vergnügen gemacht, als uns, da wir in demſelben faſt Alles zuſammengeſtellt finden, was überhaupt für deutſche Geſchichte geleiſtet iſt. Die neuſten Leiſtungen ſind überall eingeſchaltet, wodurch der Gelehrte, wenn er ſich die geringe Mühe giebt, das noch Fehlende und künftig Erſcheinende nachzutragen, in den Stand geſetzt wird, ſich immer in Kenntniß der ganzen Literatur zu erhalten. Der Titel des ſechzig Seiten ſtarken Schriftchens iſt: Quellenkunde der deutſchen Geſchichte, nach der Folge der Begebenheiten für eigene Vorträge der deutſchen Geſchichte geordnet von F. C. Dahlmann, Göttingen 1830.

Was die Behandlung der deutſchen Geſchichte für die Jugend und für das Volk angeht, ſo haben wir bekanntlich in der Zeit, wo aus der Unterdrückung ein Widerwille gegen das Fremde, eine Begeiſterung für deutſche Sitte und deutſchen Sinn endlich einmal hervorgegangen war, eine große Anzahl Schriften erhalten, welche die Kenntniß der deutſchen Geſchichte allgemein verbreiten ſollten; dieſe waren aber größtentheils beſſer gemeint als abgefaßt. Die Aufgabe, eine Volks- oder Staatsgeſchichte in ihrem ganzen Zuſammenhange für das ſogenannte leſende Publikum, für die Jugend, für das Volk zu behandeln, iſt ſchwerer, als man gewöhnlich glaubt. Diejenigen, welche ſich die Sache leicht vorſtellen, können an Walter Scott, alſo an einem Schriftſteller, der ein Privilegium hat, diejenigen, welche gern mit Bildern und Empfindungen ſpielen, mit romantiſcher Unterhaltung zu verſorgen, lernen, wie ſchwer und zuweilen ganz unmöglich die Sache iſt. Walter Scott hatte in den Erzählungen eines Großvaters für die Unterhaltung oder, wenn man es ſo haben will, für die Belehrung der Jugend den hiſtoriſchen Stoff vortrefflich benutzt; als er aber neulich die

ganze schottische Geschichte im Zusammenhang zu bearbeiten übernahm oder durch einen Genossen seiner Fabrik übernehmen ließ, scheiterte er völlig, wenn gleich in dem bekannten Gebiet der Landesgeschichte weniger schmählich, als in dem unbekannten der Geschichte Napoleons. Die deutsche Geschichte von Kohlrausch, das einzige Buch dieser Art, das ein entschiedenes Glück unter uns gemacht hat, ist in den späteren Ausgaben von manchen Mängeln gereinigt worden; doch hat es immer noch den Charakter behalten, der an eine Zeit gewaltsamer Aufregung, an den Ton der für den Augenblick berechneten Schriften der letzten Zeiten der Gewaltherrschaft Napoleon's erinnert. Der Patriotismus war damals Mittel, nicht Zweck, die Phantasie war angeregt, Ueberspannung war überall herrschend. Das Romantische, Poetische, Theoretische verdunkelte das Praktische und Gediegene, das Gefühl herrschte, ohne dem Verstande sein Recht zu lassen, und doch scheint uns einseitige Erregung des Gefühls durch historische Unterhaltung, und Kenntniß der Geschichte, die von dieser Seite her kommt, nachtheiliger als Unwissenheit. Wir reden nicht blos von Wissenschaft, sondern vom Leben. Das Volk und die Jugend einer Nation, die seit langer Zeit ohne alles politische Leben ist, wird auf diese Weise durch Irwische in Sümpfe geleitet, statt daß eine kräftige Betrachtung des Lebens, wie es war und ist, den festen Boden zeigen sollte, der im Staatsleben den sichern Pfad giebt. Die Führer unserer Jugend gleichen gar zu oft dem Astrologen der Fabel, der, während er die Sterne deutet, die Grube zu seinen Füßen nicht sieht. Man jagt dem Ueberschwänglichen und Ueberspannten nach und verfehlt darüber das Wahre und Mögliche. Außerdem besteht die deutsche Geschichte eigentlich aus einer unsäglichen Menge kleiner Geschichten von Stämmen, Völkern, Ländern, Fürsten, Städten, wozu die Kaisergeschichte den chronologischen Faden giebt. Wie schwer ist da die Einheit zu bewahren? Wie unfruchtbar für die Jugend ist der Stoff, den das Mittelalter mit allem, was die Formen und Einrichtungen desselben bis zum neunzehnten Jahrhundert Steifes, Widerwärtiges und Langweiliges haben, mit ewigen Berathungen ohne feste

Beschlüsse, mit Versammlungen ohne Einigkeit, Kriegszügen ohne Ruhm, dem darbietet, der die Geschichte in ihrem Zusammenhange, besonders die neuere, darstellen will? Es bleibt nichts übrig, als einzelne Geschichten besonders zu behandeln; auch haben wir bis jetzt noch kein Buch, in welchem die allgemeine Geschichte in der Art behandelt wäre, wie sie nach Möser's Ideal in der Einleitung zur Osnabrück'schen Geschichte behandelt werden kann. Viele haben den Versuch gemacht, Möser's Spuren zu folgen, erreicht hat ihn Keiner. Leichter, als eine Geschichte fürs Volk oder für die Jugend, scheint es, ein Handbuch für Gelehrte zu schreiben; doch dürfen wir unter den vielen Büchern dieser Art nur eins vortrefflich nennen, wenn es gleich leider bis jetzt unvollendet geblieben ist. Dieses Buch ist Wilken's Handbuch der deutschen Geschichte, von dem bis jetzt nur der erste Theil erschienen ist, der bis auf den Anfang des zwölften Jahrhunderts geht; die Beendigung seines großen Werks über die Kreuzzüge hat den Verfasser gehindert, den zweiten Theil auszuarbeiten. Bei Gelegenheit des Versprechens, sein Handbuch bis auf die neueren Zeiten fortzuführen, hat, wie wir hören, Herr Wilken geäußert, daß er auch den ersten Theil umarbeiten wolle, wir würden ihn aber bitten, dabei sehr vorsichtig zu verfahren, weil gewiß jeder, der das Buch gebraucht hat, höchst ungern etwas davon vermissen würde, und eine größere Ausführlichkeit wäre schwerlich wünschenswerth, es wäre im Gegentheil sehr passend, wenn die Fortsetzung dieselbe fruchtbare Kürze behielte.

Unter den ausführlichen für das größere Publikum bestimmten Werken nennen wir billig zuerst C. A. Menzel in Breslau und Luden in Jena. Der Eine wollte ein unterrichtendes und allgemein lesbares Werk, ohne Anspruch auf Forschung oder Tiefe, der Andere eine Nationalgeschichte in Livius Manier liefern. Wir reden hier nur von der ältern deutschen Geschichte von Menzel von der frühsten Zeit bis auf Maximilian, die von 1815 — 23 in acht Quartbänden in Breslau erschienen ist. Wir können dieses Buchs, ungeachtet die ersten Abtheilungen viel zu wünschen übrig lassen, mit Ehren gedenken;

wollen aber von der neuern Geschichte der Deutschen von der Reformation bis auf die Bundesakte lieber schweigen, um nicht unsern Unwillen gegen einen Protestanten auszusprechen, der auf eine unwürdige Weise das Große und Edle herabzieht. Verzeihen wir ihm doch gern, daß er in seiner offiziell empfohlenen Geschichte unserer Zeit seit Friedrich dem Großen eine Sophistik gebraucht, welche Männern von entgegengesetzten Grundsätzen Vorwand und Anlaß geben wird, das anzugreifen, was er zu vertheidigen meint! Was die erwähnte ältere deutsche Geschichte angeht, so reden wir von Breite und Ausführlichkeit der Abschnitte über Sitten, Gesetze, Gerichten, Einrichtungen in einem Buche dieser Art nicht; auch nicht vom Mangelhaften oder Ungründlichen der ersten Theile, weil der Verfasser ein bestimmtes Publikum im Auge hatte, über dessen Ansprüche und Bedürfnisse wir nicht zu entscheiden wagen. Herr Menzel sucht vielen Dingen, die sich von einem andern Standpunkte aus ganz anders beurtheilen lassen, eine vortheilhafte Seite abzugewinnen, doch mißbraucht er seine Fähigkeiten und seine Gewandtheit im Ausdruck nicht so auffallend, als in der neuern deutschen oder in der vom preußischen Ministerium den Schulen des Landes empfohlenen neuern allgemeinen Geschichte. Will man das obengenannte Buch und den Gewinn, der unserer Literatur dadurch zufließt, richtig schätzen, so muß man sich erinnern, daß weder Schmidt's noch Heinrich's Geschichte sich von Anfang bis zu Ende durchlesen lassen, daß dagegen Herr Menzel es sich angelegen seyn läßt, den Faden nicht fallen zu lassen, wenn er ihn einmal aufgehoben hat, und daß er den Ungelehrten und der Jugend durchaus verständlich zu bleiben sucht. Sein Vortrag ist natürlich und klar, ohne Kindlichkeit oder declamatorische Volksthümlichkeit. Herr Luden hat sich ein höheres Ziel gesetzt; sein Plan war, ein Nationalwerk zu liefern, ein Buch, das neben Xenophon und Livius genannt werden und der Nation in künftigen Zeiten Ehre machen sollte. Der Verfasser war unstreitig derjenige unter unsern Gelehrten, der sich zur Ausführung eines solchen Werks am besten eignete; es spornte ihn ein edler und lebhaf-

ter Ehrgeiz; es fehlte ihm weder an dem nöthigen Talent noch an Kenntnissen, nur wäre zu wünschen gewesen, daß die Handschrift einige Jahre liegen geblieben wäre, daß sich Herr Luden die Zeit gegönnt hätte, manche Urtheile und manche rednerische Wendungen einer reifern Erwägung zu unterwerfen, besonders da die Zeit der ersten Abfassung des Werks der ruhigen Prüfung offenbar nicht günstig war. Eine Behandlung der deutschen Geschichte in einer Reihe von zwölf und mehr starken Bänden und in einem so ausführlichen und zierlichen Vortrage setzt eine lange fortgesetzte ruhige Prüfung des Einzelnen, worauf es am Ende allein ankommt, nothwendig voraus; diese ruhige Prüfung erfordert die Reihe vieler Jahre und ist nicht möglich, ehe wir vollständige und genaue Geschichten der einzelnen Staaten und Städte haben. Wir haben freilich einzelne Specialgeschichten, die nicht ganz unbefriedigend sind, mehrentheils ist aber der Fleiß und die Genauigkeit der Verfasser mehr zu loben, als ihr Geist oder ihre Grundsätze, ihr Gemüth und ihre Philosophie. Spittler hat Manches blos angedeutet, Manches ganz übergangen, die neueren Zeiten aber gar nicht berührt, und doch ist Spittler der Einzige, der ganz den richtigen Takt mit der Erkenntniß des Bedürfnisses und der nöthigen Gelehrsamkeit verbindet. Herr Luden schrieb sein Buch in einer bewegten Zeit, er muß daher oft vom Wunsche, unter prosaischen Verhältnissen einer prosaischen Zeit Begeisterung und patriotischen Sinn anzufachen, über die Gränzen der Wahrheit und selbst der Wahrscheinlichkeit fortgerissen werden. Sollte indessen Herrn Luden's Werk auch nicht in jeder Rücksicht gelungen genannt werden können, so war es doch ehrenvoll für ihn und für die Nation, daß er ein so großes Unternehmen mit solcher Beharrlichkeit und soviel Selbstvertrauen durchzuführen wagte. Hrn. Ludens Zweck, wie sein Vortrag, erinnert an Livius, nur haben freilich beide Geschichtschreiber einen ganz verschiedenen Stoff und ein ganz verschiedenes Publikum. Der Römer hat alte Sagen und Poesien, hat die Dichter, die Religion und den Glauben des Volks für sich, der deutsche Geschichtschreiber muß seine Nachrichten über die älteste Geschichte

seines Volks aus lateinischen und griechischen Quellen schöpfen, er hat keine Sage, keine Nationalgeschichte; im Mittelalter muß er aus Mönchschroniken, aus Geschichten, die halb im Bibelstyl, halb in der Sprache der alten Classiker abgefaßt sind, seinen höchst einförmigen Stoff entlehnen. Livius erzählt, wie Rom aus einer unbedeutenden Colonie von Alba Longa durch Einsicht, Tapferkeit, Standhaftigkeit seiner Regierung, durch Freiheit seiner Bürger weltherrschender Staat ward, der Geschichtschreiber der deutschen Nation berichtet der Merowinger Gräuel, der Karolinger Schwäche, der späteren Kaiser geistliche Händel, der Ritter Raubsucht, der Fürsten Uneinigkeit und Ländergier, geistliche Händel und bürgerliche Spaltungen, die man schwer begreift, und an denen man kaum einen Antheil nimmt. Ebenso verschieden als der Stoff ist auch das Publikum. Der Römer rechnet auf Leser, die an gerichtliche Reden, an Staatsberedsamkeit gewöhnt, jedem großen Worte, das zum Ruhme des Vaterlandes gesagt wird, gern ihr Ohr leihen; der deutsche Schriftsteller darf seinen Ruhm nur von dem ruhigen, forschenden, nach Genauigkeit und strenger Wahrheit fragenden Publikum erwarten. Die Jugend und die Menge wird vielleicht zuweilen durch Beredsamkeit fortgerissen, diejenigen aber, deren Beifall, wenn er gleich nicht in Zeitungen und Journalen verkündet wird, doch am Ende allein entscheidet, sind so oft durch falsche Begeisterung irre geleitet worden, daß sie schwer fortgerissen werden, eben darum aber desto standhafter in ihren Urtheilen und Meinungen sind. Wir wollen uns übrigens nicht damit aufhalten, die Vorwürfe anzuführen, die dem Verfasser in Rücksicht der Ausführlichkeit, der rednerischen Form des Vortrags und anderer Dinge gemacht sind, eine Nationalgeschichte kann nur nach dem Sinn und dem eigenthümlichen Talent des Verfassers, nicht nach den Regeln der Kunst oder den Vorschriften der Schule entworfen und vollendet werden, und es entscheidet darüber nicht das Urtheil des Kunstrichters, sondern das gesammte Volk, der Erfolg, besonders die Nachwelt. Der Gelehrte und Kritiker könnte über ein Werk dieser Art ganz schweigen, wenn er nicht aufmerksam machen müßte, wie nöthig

es sey, daß man sorgfältig Acht gebe, den rhetorischen und darstellenden Theil nicht mit dem historischen zu verwechseln. Herr Luden will begeistern, er will edeln Sinn und patriotische Vorsätze durch die Bewunderung der Gesinnungen und Thaten der Vorfahren hervorbringen oder befördern, er muß daher oft bestimmt und entscheidend urtheilen, wo die Quellen schwerlich zu einem solchen Urtheile berechtigen, er muß die Quellen nach seinen Ansichten und zu Gunsten seines Zwecks deuten; das ist patriotisch und oft philosophisch; kritisch ist es nicht. Man muß deshalb auch die Noten, welche Herr Luden seinem Text angehängt hat, anders beurtheilen, als man Noten zu einem gelehrten Werk zu beurtheilen pflegt. Der kritische Geschichtschreiber pflegt in den Noten theils den Text zu ergänzen, theils das Einzelne näher, als im Text geschehen konnte, darzuthun, theils die Abweichungen und Unzuverlässigkeiten der Originalberichte anzugeben, um den Leser in den Stand zu setzen, mit eigenem Urtheile über den Vortrag im Text zu entscheiden. Anders ist es mit den Noten zu einem Werke, wie diese deutsche Geschichte. Hier soll blos nachgewiesen werden, daß der Verfasser seine Beredsamkeit nicht gebraucht, wie Voltaire seinen Witz, sondern daß die Spuren des Wegs, den er wandelt, in den Quellen aufgefunden werden können, daß seine Behauptungen, wenn sie auch nicht ausdrücklich in den Quellen enthalten sind, doch durch eine geistreiche Deutung daraus hergeleitet werden können. Viele werden daher ein Werk dieser Art mit Vergnügen lesen; sie werden sich der Ansichten und Bemerkungen des Verfassers freuen, wenn gleich die eigne Ansicht der Quellen auf ein ganz verschiedenes Urtheil leiten sollte. Die kritischen Forscher und die große Masse der Leser bilden ein ganz verschiedenes Publikum. Uebrigens hat Deutschland der steifen und corpulenten Staats-, Rechts- und Reichsgeschichten, der mit Citaten, Deductionen und barbarischem Latein und Deutsch reichlich versehenen, gründlichen und quellenmäßigen, aber höchst langweiligen Geschichten und der Sammlungen dürrer Thatsachen genug, es war daher an der Zeit, daß einmal ein Versuch gemacht ward, die Nationalgeschichte in einer andern Art zu schreiben. Wir

glauben Herrn Luden's Absicht und die Darstellung der Geschichte, deren er sich zu dieser Absicht bedient, nicht besser ins Licht setzen zu können, als wenn wir eine Stelle aus dem zweiten Theil, wo er sich über den Zweck der Geschichte überhaupt erklärt, wörtlich einrücken. Herr Luden redet an dieser Stelle freilich weder von sich, noch von der deutschen Geschichte, er spricht aber, wenn er vom Verfall der historischen Kunst in den letzten Zeiten des römischen Staats redet, sehr geistreich aus, welche Art der Behandlung den Namen Geschichte verdiene, wodurch sie sich von der dürren Sammlung von Notizen und Merkwürdigkeiten, welche den Neugierigen fesseln können, unterscheidet. Die Stelle findet sich im zweiten Theil S. 329, und wenn es vielleicht andere Stellen in dem Buche giebt, wo sich der Verfasser höher hebt, so finden sich doch wenige, wo uns auf gleiche Weise die Wahrheit des Inhalts und das Gediegene der Einkleidung erfreut. Er spricht von den Ursachen, warum die Quellen der Geschichte der römischen Kaiser seit Constantin so dürftig fließen, warum endlich unter Theodosius die Geschichte ganz verstummt. Für die Geschichte, heißt es, gab es keine Aufmunterung, keine Freunde und keine Theilnahme. Grammatiker, Rhetoren fanden außer den Schriftstellern der christlichen Kirche einen bereiteten Boden. Denn das Klauben an den Worten, das Spiel mit den Sylben, die Künsteleien mit Redensarten, das Aehrensammeln und Blumenlesen brachte Niemanden Gefahr und Vielen Gewinn. Von den großen Grundsätzen hingegen über Leben und Handeln, über Ehre und Schande, über des Menschen Zweck und Bestimmung, wie sie in den Schicksalen der Menschen und Völker liegen, und aus den Geschichten der Menschen und Völker hervorspringen, mochte Niemand hören. Und wie hätte sich auch in der Zeit anscheinender Auflösung ein Mann bilden können, der nur den Gedanken gewagt hätte, solche ungeheure Ereignisse in ihrem Ursprung, ihrem Zusammenhange, ihren Folgen darzustellen? Wo war eine Höhe zu finden, von welcher herab eine Bewegung überblickt werden mochte, die sich von den Hochgebirgen Asiens erstreckte bis zu Schottlands Mauer, bis zu Lusitaniens Küste,

bis dahin, wo der Atlas die bewohnte Welt begränzte? Die Geschichte verliert ihren Boden, wo nur Unstetigkeit ist, Erschütterung ohne Halt, Bewegung ohne Ziel. Ihren Kreis bilden Geist und Verstand; wo sich nur ein wildes Drängen und Schieben zeigt, versagt ihr Griffel."

Wir könnten nun unmittelbar zu den gelehrten Arbeiten und zu den Quellensammlungen übergehen, wenn wir nicht noch einer dritten deutschen Geschichte erwähnen müßten, deren Verfasser einen ausgezeichneten Platz unter den Forschern einnimmt. Dieses Werk ist Pfister's deutsche Geschichte, von der wir bisher zwei Bände erhalten haben, welche die Geschichte bis auf die Zeiten der Habsburger fortführen. Wir erwarteten in diesem Werke eine deutsche Geschichte in drei Bänden zu erhalten, die uns in einem kurzen, zusammenhängenden, lesbaren Vortrage Alles sagte, was wir bei Schmidt und Heinrich zu suchen pflegen; das Werk zieht sich aber in die Länge und ist weder Handbuch noch Lesebuch. Der eigentliche Zweck läßt sich nach den zwei bisher erschienenen Bänden schwer angeben, denn ein Handbuch soll es nicht seyn, und zu einem Lesebuche ist der Vortrag zu trocken, die Masse der Einzelnheiten zu dicht zusammengedrängt. Die Absicht, eine Periode, die von mehreren würdigen Gelehrten in einzelnen und eigenen Werken ganz oder doch theilweise behandelt ist, gelehrt und kritisch zu behandeln, kann man dem Verfasser auch nicht zutrauen, denn er verweiset selbst auf die Werke von Stenzel, Raumer und Anderen, die nicht viel ausführlicher sind, als sein Buch, die man neben demselben nicht entbehren kann, die sich aber besser lesen lassen. Wir machen diese Bemerkung nur, weil wir von Hrn. Pfister's Arbeit die allergrößten Erwartungen hegten, da er bekanntlich Verfasser einer sehr guten Geschichte von Schwaben ist und durch seinen Auszug aus diesem Werk, oder durch die Übersicht der Geschichte von Schwaben bewiesen hat, daß er den Forscher durch Winke zu leiten versteht, während er nur den Anfänger oder Liebhaber zu belehren scheint. Eine solche Uebersicht der ganzen deutschen Geschichte hatten wir erwartet, wir erhalten aber nur ein fleißig und treu verfertigtes

Buch ohne alle Eigenthümlichkeit, ohne innere Verbindung, ohne Leben und Bewegung; keine tiefere Betrachtung, kein großer Gedanke bringt Licht und Geist in die zusammengereihten Thatsachen. Es würde höchst unbillig seyn, wenn man behaupten wollte, daß diese in der gewöhnlichen Weise treu und fleißig zusammengetragene Masse von Thatsachen nicht ein Publikum finden würde, diese Klasse von Lesern könnte sich aber aus Heinrich und Schmidt oder Raumer ebensogut belehren. Ein solches Publikum sucht nur Nachweisungen und Nachrichten, diese finden sich hier reichlich; Eigenthümlichkeit der Lebensansicht, Kraft der Entwickelung, Tiefe des Blicks, Begeisterumg für eine Idee sucht man vergeblich; man sieht nur Arbeit und Mühe und geht von einer Begebenheit zur andern über, ohne die innere Verbindung zu erkennen. Pfister und Luden stehen sich in einer Beziehung geradezu entgegen; der Eine scheint auf Vortrag und Einkleidung oft etwas zu ängstlich bedacht, der Andere befriedigt uns durch seinen Ausdruck, seine Sprache, seine Gedanken oft gerade dann am wenigsten, wenn er am deutlichsten merken läßt, daß er darauf bedacht seyn will. Wir haben übrigens schon oben angedeutet, daß wir nur unsere Meinung, das Urtheil eines Einzelnen, andeuten, nicht aber eine vollständige Beurtheilung der angeführten Bücher geben wollten, weil diese nicht vom Gelehrten, sondern nur von denen, für welche sie bestimmt sind, richtig gewürdigt werden können. Wir gehen gegenwärtig zu einer ganz andern Klasse historischer Arbeiten über, und reden zuerst von der Frucht der Bemühungen der zur Bekanntmachung der Quellen der deutschen Geschichte gestifteten Gesellschaft.

Der Erfolg der patriotischen, leider anfangs zu laut angekündigten Unternehmung schien eine Zeitlang sehr zweifelhaft, weil der Köpfe zu viele, die Leitung zu unbestimmt, die Anerbietungen zur Theilnahme zu zahlreich waren, und man nicht recht einsah, wie diese zahlreichen Mitarbeiter, durch Aemter und schriftstellerische Unternehmungen sehr beschäftigt, bei einem so mühsamen und schwierigen Geschäft, als die Vergleichung der Handschriften ist, Helfer oder Handlanger werden könnten.

Man dachte an Dom Bouquet und seine Benedictiner, an Muratori und seine Gehülfen, die durchaus nichts anders zu thun hatten, und dabei unter der obern Leitung eines Gelehrten standen, der die Hauptarbeit übernahm. Der Staatsminister, Freiherr vom Stein, ein sehr gründlicher Gelehrter und vortrefflicher Geschichtskenner, stand freilich an der Spitze des deutschen Unternehmens, es schien aber anfangs, als wenn er auch in einer gelehrten Angelegenheit von demselben Schicksal verfolgt würde, welches diesem edeln und verdienten Staatsmann oft im Laufe seines öffentlichen Lebens feindlich gewesen war, daß er nämlich Werkzeuge gebrauchen mußte, die seinen edeln Absichten nicht entsprachen. Wir wollen die frühere Geschichte der Gesellschaft nicht weiter erwähnen, weil, seitdem Herr Archivrath und Bibliothekar Pertz in Hannover an der Spitze steht, die Unternehmung ein anderes Ansehn als vorher gewonnen hat; Ref. bemerkt daher nur, daß ihm während seines Aufenthalts in Paris auf der Bibliothek sonderbare Anekdoten über die Vergleichung der Handschriften zu Ohren kamen. Unter der Leitung des gegenwärtigen Herausgebers und nach der in den beiden ersten Bänden gegebenen Probe sind alle Bedenklichkeiten beseitigt, und unsere Nation hat alle Ursache, auf die Art der Ausführung des Nationalunternehmens stolz zu seyn. Herr Pertz hatte sich schon durch seine Geschichte der fränkischen Hausmeier als einen Kenner und Forscher der vaterländischen Geschichte bewiesen; er vereinigt mit allen zum Herausgeber historischer Schriften und Urkunden nöthigen Kenntnissen und Anlagen richtigen Takt und Geschäftsgewandtheit, er wird also die verschiedenen Ansichten und Fähigkeiten der Mitarbeiter und den Fleiß der Handlanger auf den rechten Punkt zu leiten verstehen. Man darf sich daher versprechen, daß er das große Werk, dessen Leitung er in seinen besten Jahren übernommen hat, rühmlich zu Ende bringen werde. Die zwei ersten Bände der Sammlung, welche vor uns liegen, a) enthalten die

a) Monumenta Germaniae historica. Inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum quingentesimum, auspi-

Chroniken des achten und neunten Jahrhunderts, die Bände der Sammlung der deutschen Geschichten werden daher nicht in einer Reihe neben der Sammlung der Schriftsteller der französischen Geschichte, welche Dom Bouquet und seine Benedictiner besorgt haben, fortlaufen. Dieß ist unbequem, weil die Geschichte der Deutschen diesseit und jenseit des Rheins nicht getrennt werden kann; dafür aber werden in diesen Bänden die Schriftsteller nicht wie in der französischen Sammlung nach Jahrhunderten in Stücke gerissen, sondern ganz mitgetheilt. Unbequem bleibt es immer, daß mit dem achten Jahrhundert angefangen wird, weil die Zahl der Bände auf diese Weise nicht anzeigt, wie weit das Werk gediehen, wo es stehen geblieben ist, oder in welchem Bande gewisse Schriftsteller zu suchen sind. Die Abtheilung nach Jahrhunderten ist freilich ganz unpassend; wir würden Muratori's Methode vorziehen. Dieß ist indessen Nebensache; kritische Sorgfalt, historische Genauigkeit, kurze Noten, damit man nicht jeden Augenblick ein Glossarium, ein historisches oder geographisches Register u. s. w. aufschlagen darf, Vollständigkeit der in die Sammlung aufgenommenen Stücke ist die Hauptsache.

Ehe wir durch Aufzählung der einzelnen in diesen beiden Theilen enthaltenen Chroniken und Lebensbeschreibungen unsere Leser mit dem Inhalt näher bekannt machen, wollen wir zuerst andeuten, auf welche Weise die verschiedenen Nationen von Europa durch vollständige Sammlung ihrer historischen Schriften und Urkunden den Geschichtforschern und Geschichtschreibern ihr Geschäft erleichtert haben, um dadurch anschaulich zu machen, in welchem Verhältniß die deutsche Sammlung zu den übrigen steht, und zugleich wie ehrenvoll es für unsere Nation seyn muß, wenn das Unternehmen auf dieselbe Weise, wie es begonnen ist, durchgeführt wird. Die bloße Andeutung dessen, was für die Geschichte des Mittelalters in den übrigen Län-

---

ciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit G. H. Pertz. Vol. I. Hannoverae impensis bibliopolii Hahniani 1826. Vol. II. 1829. fol.

dern Europa's geschehen ist, wird zugleich zeigen, wie schwierig die Ausführung des Plans in der ungeheuern Ausdehnung ist, vermöge deren die Sammlung Diplome, Urkunden und andere historische Stücke neben den Chroniken, Geschichten, Biographien u. s. w. in sich begreifen soll. Wir beginnen mit den Dänen, die bekanntlich neben den Franzosen für ihre Geschichte, welche die Geschichte des ganzen Nordens begreift, am meisten gethan haben. Wir verdanken dieser Nation, außer der Heimskringla oder der poetischen Geschichte von Norwegen, den Druck und die Uebersetzung der Sagas, kurz aller zahlreichen isländischen poetischen und historischen Ueberreste der älteren Zeit, wir verdanken ihr die ersten kritischen Ausgaben angelsächsischer Gedichte, und Bröndstedt ging den Franzosen voran, als die Rede davon war, den Rol ans Licht zu ziehen. Des Dänen Vorgang hat die Bekanntmachung des ganzen Rol durch die Franzosen veranlaßt, die jetzt auch den Brut herausgeben wollen. Die Sammlung der scriptorum rerum Danicarum von Suhm und Langenbeck ist in Rücksicht auf kritische Sorgfalt und historische Genauigkeit unvergleichlich, sie begreift aber nur das frühere Mittelalter, beschränkt sich auf historische Schriften und schließt die Documente aus. Dieser Mangel wird freilich in Beziehung auf die dänische Geschichte dadurch weniger fühlbar, daß man Suhm's größere dänische Geschichte als durchaus diplomatisch ansehen kann, aber auch diese rückt langsam fort und ist von dem Ziel, welches der deutschen Sammlung gesteckt ist, noch um zwei Jahrhunderte entfernt. Die Schweden haben neulich ebenfalls angefangen, eine vollständige Sammlung der Quellen ihrer alten Geschichte herauszugeben, das Unternehmen scheint aber sehr langsam vorwärts zu schreiten, obgleich der Reichthum der Materialien nicht sehr groß ist, denn das Meiste geht die dänische und norwegische Geschichte näher an, als die schwedische. Die reichen Engländer, die jede Klatscherei, jede Curiositätensammlung, jede Lebensgeschichte höchst unbedeutender Menschen, Hofgeschichten, Moden, Beschreibungen von Festen und Aufzügen, Kleinigkeitskrämerei und Spießbürgerei, kurz alles, was sich dem großen Publikum oder den Fashiona-

bles gut verkaufen läßt, drucken lassen, haben noch gar nicht einmal daran gedacht, die sämmtlichen Schriftsteller des Mittelalters in eine Sammlung zu vereinigen. Wenn die Engländer aber auch daran dächten, die Scriptores medii aevi zu sammeln, so würden sie bei dem Zustande ihrer Schulen und Universitäten, wie er aus den für die Schule von Eton bekannt gemachten Lehr- und Lesebüchern hervorgeht, schwerlich im Stande seyn, einen Mann aufzutreiben, der ein solches Unternehmen mit Geduld, anhaltendem Fleiße und kritischer Genauigkeit durchführte. aa) Die Schriften über die englische Geschichte sind in sechs Sammlungen zerstreut, wie bis dahin auch die Schriften über die deutsche Geschichte zerstreut waren. Unter diesen Sammlungen sind die von Twysden und Selden nebst denen von Sparke und Gale die bedeutendsten; Fell's Scriptores können als zweiter Theil von Gale angesehen werden. Alle diese Ausgaben sind so wenig kritisch, als unser Pistorius oder Freher; auch die Sammlung von Hearne ist nicht kritisch, und die von Bertram 1757 in Copenhagen herausgegebenen Schriftsteller b) sind, soviel wir wissen, nicht einmal in England nachgedruckt, obgleich sie einzeln vorhanden sind (wenn wir nicht irren). Die angelsächsischen Reste sind aber zuerst von den Dänen, dann einzeln und zerstreut von den Engländern herausgegeben worden. **) Erst in den neusten

---

aa) Wir nehmen Herrn Palgrave aus, der neulich ein Werk in zwei Quartbänden angekündigt hat, welches den Forderungen der Wissenschaft entsprechen wird. **Rise and progress of the English commonwealth from the first settlement of the Anglo-Saxons. With an appendix of records and documents, hitherto unpublished, illustrating the history of the civil and criminal jurisprudence of England.**

b) **Richardus Corinensis, Gildas Badonicus, Henricus Banchorensis.**

**) Die von O'Donel in Buckingham auf des Herzogs von Buckingham Kosten herausgegebenen, nicht im Buchhandel zu habenden irländischen Chroniken und ihre Uebersetzung entsprechen keiner wissenschaftlichen Forderung, das wird ein Gelehrter auf den ersten Blick erkennen.

Zeiten haben nicht blos Turner sondern auch Andere die Wichtigkeit wallisischer und angelsächsischer historischen Reste richtig gewürdigt; alles in eine Sammlung zu vereinigen und dadurch das Studium zu erleichtern, hat Keiner unternommen. Das Doomsdaybook, die Documentensammlung von Rymer, und einige Aktenstücke sind freilich mit der gewöhnlichen englischen unnützen und lästigen Pracht neu herausgegeben worden, allein der innere Gehalt entspricht dem Glanz des Aeußern durchaus nicht. Wie wenig man in England besorgt ist, die Quellen der Geschichte, welche nicht dem großen Publikum sondern nur dem denkenden Forscher nützlich seyn können, zu sammeln und zu ordnen, sieht man schon daraus, daß man nicht einmal daran gedacht hat, die zahlreichen ihre Revolution betreffenden Schriften, oder auch nur die Denkwürdigkeiten in einer Sammlung zu vereinigen; denn die neuste Sammlung, die wir angekündigt gesehen haben, ist, soviel wir wissen, eine bloße Buchhändlerspekulation. Die kostbare Sammlung der Parlamentsverhandlungen beweist am besten, welchen Begriff die erwerbfleißigen, reisenden und spekulirenden Insulaner von wissenschaftlicher Genauigkeit in geschichtlichen Ueberlieferungen und Forschungen haben. An Wahrheit und Treue ist gar nicht zu denken, das geht aus den Parlamentsverhandlungen über die Bekanntmachungen derselben hervor. bb) Eine Anzahl der Herren schickt unter dem Vorwand der Durchsicht des Drucks eine sorgfältig gearbeitete Rede, welche nie gehalten worden, zum Einrücken ein; Andere lassen vom Herausgeber der Sammlung, der als Fabrikant in dieser Gattung großen Ruf hat, Reden verfertigen, keine einzige erscheint so wie sie gehalten worden. Die Zeitun-

bb) Der gelehrteste Geschichtforscher und Geschichtschreiber Deutschlands, Niebuhr, ist nicht meiner Meinung. Er meint, die verschiedenen Zeitungen stimmten doch in der Anführung derselben Reden ziemlich überein, sie gäben also ziemlich getreu wieder. Ich meine nur quod ad res, nicht quod ad verba. Auch hält Niebuhr mehr vom neuen Rymer und von den Leistungen der Engländer überhaupt als ich. Ich halte es für billig, das Resultat einer mündlichen Unterhaltung hier anzugeben, um nicht ungerecht zu seyn.

gen verfahren auf eben diese Weise. Brougham sagte, als er im Parlament von der kostbaren Sammlung der Parlamentsverhandlungen sprach, unter andern, wer nach den dort vorkommenden Reden und aus ihrem Inhalt urtheile, der werde glauben, daß manche Mitglieder, von denen man kaum etwas wisse, sehr beredt seyen und den Hauptantheil an den Arbeiten des Hauses hätten. Peel gesteht ebenfalls öffentlich im Parlament ein, daß er und seine Collegen den Redactoren jener Sammlungen, sowie den Verfertigern der Parlamentsreden in den Zeitungen dafür verbindlich seyn müßten, daß sie ihren Reden und Vorschlägen die Form gäben, welche das Publikum fordere. Einige Redner haben sich freilich mitunter zu beklagen; Herr Sadler und einige Andere sahen sich aber sehr in ihrer Erwartung betrogen, als sie selbst ihre Reden drucken ließen, wie sie sie gehalten hatten, man las die Zeitungsschreiber lieber und fand ihren Vortrag angenehmer. Nicht einmal die Selbstbiographie Jakob's II. ist diplomatisch genau aus den vom Könige gekauften Stuartschen Papieren bekannt gemacht, obgleich es den Anschein hat, als wenn dies geschehen wäre; auch hatte es nach dem Willen des verstorbenen Königs, der indessen das Buch wahrscheinlich nie angesehen hat, geschehen sollen.

Die Franzosen und Italiäner haben für die Quellen der Geschichte des Mittelalters und für diplomatische und kritische Genauigkeit der historischen Sammlungen derselben weit mehr geleistet als die Engländer. Muratori's Sammlung der italiänischen Schriftsteller über die Geschichte des Mittelalters c) ist bekanntlich die vollständigste, die wir haben, und, wie die deutsche, nicht durch die Regierung, sondern durch Unterstützung patriotischer Privatpersonen zum Druck befördert; doch sind auch dieser Sammlung keine Urkunden beigefügt, wie sie der deutschen beigefügt werden sollen. Der Herausgeber der italiänischen Sammlung hatte freilich in seinen antiquitatibus Italicis

c) Corpus Mediolanense seu rerum Italicarum scriptores ab a. C. 500 — 1500 ed. cura L. A. Muratorii 1723 — 51. 28 Voll. fol.

und in den annali d'Italia eine bedeutende Anzahl Urkunden ganz oder stellenweise mitgetheilt, und dadurch das Fehlende ergänzt. Diese annali d'Italia verdienen hier einer besondern Erwähnung, weil dem kritischen Forscher deutscher Geschichte dieses gründliche Werk, neben Mascov's Commentarien, beim genauen und kritischen Studium der deutschen Geschichte ganz unentbehrlich ist, besonders wenn er Baudis Noten zur deutschen Uebersetzung der Annalen so zu benutzen versteht, wie sie benutzt zu werden verdienen. Wir erwähnen hier, wo von Verdiensten deutscher Gelehrten um deutsche Geschichte die Rede ist, Baudis um so mehr, als wir seinen Fleiß und seinen Scharfsinn bei der Untersuchung der Urkunden und Diplome nicht nach Verdienst anerkannt sehen, und doch ist es leichter, seinen Fleiß zu benutzen, als Häberlin's oder Senkenberg's Gelehrsamkeit. Uebrigens sind bekanntlich die Scriptores rerum Italicarum von Muratori keineswegs mit der kritischen Genauigkeit oder mit Vergleichung der sämmtlichen vorhandenen Handschriften herausgegeben, welche der deutsche Herausgeber beabsichtigt, und in den vorliegenden beiden ersten Theilen angewendet hat. Dasselbe gilt von den beiden französischen Sammlungen, der älteren von Dû Chesne, und der neueren von Dom Bouquet und seinen Benediktinern. Beide Sammlungen begreifen übrigens nur einen Theil des Mittelalters, denn sie gehen nur bis auf die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Um diese Zeit fing man in Frankreich an, Geschichte in der Landessprache zu schreiben, und bekanntlich hat Büchon neulich eine Sammlung aller Schriftsteller über Geschichte des späteren Mittelalters, die sich der Landessprache bedient haben, veranstaltet. Diese Sammlung der Chroniques von Büchon wird die Lücke zwischen den Mémoires, die mit dem sechzehnten Jahrhundert beginnen, und den lateinischen Geschichten, die mit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts nach und nach aufhören, ausfüllen; Schade, daß der Abdruck derselben nicht diplomatisch und kritisch genau genannt werden kann! Was die lateinischen Geschichten angeht, so kann man von der Sammlung des Dû Chesne nichts anderes sagen, als daß sie der Zeit eines Balûze, Valois, Dû

Fresne, Du Cange, Beaumanoir und anderer um Geschichte und Recht des Mittelalters unsterblich verdienten Franzosen würdig war. Die Grundsätze der strengsten Kritik sind freilich bei der Herausgabe der in den vier Foliobänden enthaltenen Stücke nicht befolgt worden. Es blieb Dom Bouquet und seinen Benediktinern vorbehalten, die Handschriften zu vergleichen, den Text durch Noten zu erläutern, und für correcten Abdruck Sorge zu tragen. In dieser Beziehung haben die Benediktiner ein Muster gegeben, und den deutschen Herausgebern ist, wie auch Herr Pertz dankbar anerkennt, nur die Nachlese übrig geblieben. Aber selbst Dom Bouquet und seine Benediktiner haben keine genaue kritische Ausgabe liefern wollen, wie sie die deutsche Sammlung nach den in den beiden ersten Bänden abgedruckten Stücken zu urtheilen, enthalten soll. Eine große Unbequemlichkeit und Unvollkommenheit der französischen Sammlung ist überdieß das Zerrissene, Zerstückelte, Zerstreute der Theile eines und desselben Schriftstellers und der beigefügten Briefe und Documente, welche durch die Abtheilung nach Jahrhunderten und nach Regierungen herbeigeführt ward. Was die Ausgabe der französischen Chroniken angeht, so war theils Herr Buchon, als er die Herausgabe übernahm, noch zu jung und unerfahren, um der Sache gewachsen zu seyn, theils war das Unternehmen gleich anfangs eine Buchhändler-Spekulation, welche nicht nach wissenschaftlichen Grundsätzen, sondern nach Handels-Rücksichten, nach dem Geschmack der Käufer und der Liebhaber eingerichtet werden mußte. Diese Accommodation betrifft indessen nur die Form, die Sprache, den Ausdruck, in welcher Rücksicht besonders Froissart durch die ganz willkührliche Aenderung der Sprache sehr mißhandelt ist; der Inhalt hat dadurch nicht gelitten. Der Text von Froissart's Chronik findet sich hier vollständiger, als an irgend einem andern Orte, und der Herausgeber hat alle Fortsetzungen und Ergänzungen sorgfältig gesammelt. Dasselbe ist bei andern Chroniken geschehen und es sind manche anziehende Stücke aus den Handschriften der Pariser Bibliotheken gezogen; unter diese rechnen wir besonders die Uebersetzung der neugriechischen Chronik, welche

die Schicksale der französischen Dynasten in Griechenland berichtet. In dieser Art hatte bisher Niemand die deutschen Chroniken zu sammeln unternommen, wir freuen uns daher, weiter unten eine Stelle nachweisen zu können, wo Herr Pertz den in deutscher Sprache geschriebenen Chroniken einen besondern Theil seines Werks zu widmen verspricht. Diese deutschen Chroniken sind für die frühere Zeit allerdings sehr unbedeutend, allein seit Königshofen haben wir aus den Zeiten der Meistersänger einige Chroniken, die sorgfältige Beachtung verdienen, wenn schon kein Froissart unter ihnen ist. An Büchon's Sammlung der Chroniken reiht sich die der Mémoires an, deren wir noch mit einem Worte gedenken müssen. Diesen Quellen französischer Geschichte kann die deutsche nichts gegenüberstellen, weil diese um so dürftiger wird, je näher man der neuern Zeit kommt. Die Reihe dieser Mémoires beginnt bekanntlich mit Comines und der Christine von Pisa, sie laufen dann durch die ganze Geschichte fort, bis sie unter Ludwig XIV. und XV. eine ganze Bibliothek bilden, und sich an die Sammlung der zu ganzen Reihen von Bänden angewachsenen Denkwürdigkeiten der Revolution anschließen. Daß diese ganze Art Geschichte unzuverlässig ist, daß großen Theils diese Mémoires apokryphisch sind, schadet dem wissenschaftlichen Gebrauch nur wenig, weil der Historiker wissen muß, wie er jedes Material gebrauchen und welchen Unterricht er aus jeder besondern Quelle schöpfen kann. Die erste Ausgabe der Sammlung der sämmtlichen Mémoires, welche in Frankreich veranstaltet ward, war weder mit Fleiß noch mit kritischer Sorgfalt gemacht, für die neue Ausgabe hatte sich Herr von Monmerqué, Rath am Pariser Apellationsgericht, mit Herrn Petitot verbunden, wodurch das Werk sehr gewonnen hat. Herr von Monmerqué beschäftigt sich aus Liebhaberei mit dem Studium alter Urkunden, von denen er eine kostbare Sammlung zusammengebracht hat, mit Handschriften, alt französischer Sprache und Literatur; er kennt die Schätze der Bibliotheken der Hauptstadt, besonders der Bibliothek de l'Arsenal und der königlichen, sehr genau, ist Mitglied der Gesellschaft, die auf ihre Kosten merkwürdige und seltene Schrif-

ten des Mittelalters in wenigen Exemplaren kostbar drucken läßt, (société des bibliomanes) und hatte bei der Ausgabe der lettres de Madame de Sevigné bewiesen, daß ihm auch das Kleinste nicht entgehe. Er hat die größte kritische Sorgfalt auf die neue Ausgabe gewendet. Es wird freilich bei diesen Mémoires, sowie bei den Chroniken der vor uns liegenden Sammlung der Chroniken und Legenden, welche die deutsche Geschichte angehen, viele Mühe, viele Gelehrsamkeit verloren oder schlecht angewendet. Dieser Einwurf gegen eine ängstlich genaue Kritik verdient eine Beantwortung, die uns Gelegenheit geben wird, nach einer langen Abschweifung auf die Arbeit des Herrn Pertz und seiner Mitarbeiter zurückzukommen. Wir wollen es andern überlassen, die auf die kritische Ausgabe der Mémoires verwendete Mühe zu rechtfertigen, und reden nur von der deutschen Sammlung. Wir finden in diesen beiden ersten Bänden unbedeutende Chroniken und Legenden mit derselben Sorgfalt behandelt, die man sonst nur den kostbaren Resten des Alterthums zu widmen pflegt; wir sehen eine sehr große Zahl abweichender Lesarten unter dem Text, wir bemerken, daß offenbar hie und da zuviel Mühe angewendet ist, daß der abweichenden Lesarten zuviel sind; die Frage über den Nutzen einer so mühsamen und kostspieligen Arbeit wird daher nicht überflüssig seyn. Um die Nothwendigkeit einer genauen Vergleichung der einzelnen Chroniken unter einander und der verschiedenen Abschriften derselben einzusehen, muß man zuerst die Entstehung der Chroniken und die Art, wie man mit dem Abschreiben verfuhr, kennen. Die meisten Chroniken sind ungefähr wie unsere Zeitungen anzusehen, von denen die Eine die Andere, ohne ihre Quelle zu nennen, wörtlich ausschreibt, oder den Styl ein wenig verändert, rhetorische Floskeln einmischt oder Redensarten eines classischen Schriftstellers, den der schreibende Mönch gerade gelesen hat, anwendet; mitunter wird aus einer andern Chronik eine Nachricht eingeschoben, oder der Bericht um einige Jahre weiter fortgeführt. c) Man muß daher jede Chronik Zeile für

---

c) Man vergleiche mit dem, was wir hier bemerken, die Einleitung,

Zeile vergleichen, um zu bemerken, wo eine Nachricht eingeschoben ist, wo eine Fortsetzung anfängt, wo die abweichenden Lesarten des Textes eine verschiedene Art des Berichts, oder ein eignes Urtheil des schreibenden oder abschreibenden Geistlichen errathen lassen. Wenn diese Vergleichung einmal mit dem größten Fleiß, mit diplomatischer Genauigkeit angestellt ist, wenn man in den Einleitungen und Noten zu den Chroniken die nöthigen Nachweisungen ganz vollständig zu finden hoffen darf, dann ist dem künftigen Forscher die mühseligste Arbeit erspart, er weiß, der fleißige Herausgeber der Quelle hat mehr geleistet, als er, auf ganz andere Dinge bedacht, je leisten könnte, er kann seine Arbeit darauf gründen. In dieser Beziehung hat weder Muratori noch irgend ein anderer Herausgeber der Quellen der mittleren Geschichte etwas Bedeutendes gethan. Dom Bouquet, Leboeuf und die Benediktiner als Herausgeber der französischen Schriftsteller und Annalen haben die Bahn gebrochen; Herr Pertz und seine Mitarbeiter sind ihrer Spur gefolgt, und haben Alles geleistet, was man in dieser Art erwarten kann; über zuviel soll Niemand hadern. Wir wollen die Sache selbst, worauf es ankommt, und das Bedürfniß zuerst noch einmal andeuten, dann die Art der Leistungen aus den vor uns liegenden beiden Bänden der Sammlung erläutern.

Die zahlreichen Chroniken des Mittelalters lassen sich, wie die Handschriften der alten Schriftsteller, auf eine gewisse Anzahl zurückführen, deren Text den übrigen zu Grunde liegt, so daß man, um uns des Ausdrucks der Herausgeber des N. T. zu bedienen, gewisse Chroniken durch Familien anderer hindurch führen kann. Gleich vorn herein im ersten Bande der von Herrn Pertz herausgegebenen Chroniken wird dieses in der Einleitung, welche Hr. Ildephonsus von Arx seiner Ausgabe

---

welche Herr Stenzel der ersten Abhandlung des zweiten Theils seiner Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern voranschickt. Der Aufsatz ist überschrieben: Zur Kritik der Quellen der Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern.

des Hepidanus oder der größeren Chronik von St. Gallen vorausgeschickt hat, an einem besonderen Beispiele einleuchtend gemacht. Herr von Arx führt mit Recht zuerst die ganze ältere Geschichte der früheren Zeit des Mittelalters, wie sie in Klöstern gelehrt ward, auf Hieronymus Bearbeitung des Eusebius zurück und zeigt alsdann, wie jede im allemannischen Lande geschriebene Chronik, welche er untersucht hat, von irgend einer früheren, die man in allen wiederfindet, abzuleiten sey. Eine Hauptquelle für die frühere Geschichte, aus welcher die allemannischen Annalen schöpfen, sind die sogenannten **gesta Francorum**. Diese Quelle weiset Herr von Arx auch im Hepidanus oder den Annalen von St. Gallen nach. Was nicht daraus abgeleitet oder im Einzelnen nachgewiesen werden kann, zerlegt er in verschiedene Bestandtheile und sucht die Zeit des Ursprungs der einzelnen Theile aufzufinden. Auf diese Weise lernt man, welcher Theil der Chronik vollständiger anderswo gesucht werden muß, welcher als Zeitgeschichte von einem Zeitgenossen verfaßt angesehen werden kann. Herr von Arx hat die Untersuchung sehr genau durchgeführt, und aus ganz untrüglichen Merkmalen dargethan, daß auf dem Grunde einer zuerst wörtlich abgeschriebenen, dann zu verschiedenen Zeiten fortgesetzten Chronik eine ganze Anzahl anderer verfertigt sind, die nicht, wie Goldast glaubte, einen einzigen Hepidanus, sondern eine Anzahl verschiedener Mönche zu Verfassern haben. Aehnliche Resultate der Untersuchungen des Herrn Pertz über die **Annales Laurissenses** und die **Annales Einhardi**, über ihre Quellen und besonders über ihr Verhältniß zu einander, findet man weiter unten. Dieselben Untersuchungen führt er später bei den Metzer Annalen durch, welche bekanntlich neben den beiden andern obengenannten Jahrbüchern zu den wichtigsten historischen Urkunden der Karolingischen Zeit gehören. In der Einleitung zu diesen Metzer Annalen bleibt Hr. Pertz nicht bei dem stehen, was schon du Chesne bemerkt hatte, sondern er giebt uns eine neue treffliche Charakteristik eines Annalisten, der sich nicht wenig auf seine Rhetorik einbildet, und weiset zugleich die einzelnen Stücke, aus denen er seine Chronik zusammensetzt und ihren Ursprung

ganz genau nach. Da man an dem Beispiel dieser berühmten Annalen am besten sehen kann, wie nachlässig die Verfertiger der Jahrbücher mit ihren Quellen umzugehen pflegten, so erkennt man aus dieser Untersuchung den Nutzen der sorgfältigen und bis ins Kleinste fortgesetzten Vergleichung aller Chroniken und aller Abschriften derselben am deutlichsten. Gelegentlich ergiebt sich, daß die Abfassung der sogenannten Metzer Annalen in der gegenwärtigen Gestalt in das Ende des zehnten oder in den Anfang des eilften Jahrhunderts zu setzen ist, daß also das Zeugniß derselben für frühere Begebenheiten nicht von großem Gewicht seyn kann. Den Nutzen der auf solche ganz offenbar zusammengestückelte Chroniken verwendeten Arbeit, die Wichtigkeit der Prüfung der einzelnen Theile derselben, beweiset uns Herr Pertz dadurch, daß er auch in diesen Metzer Annalen eine Stelle nachweiset, die aus keiner uns bekannten Zeitgeschichte entlehnt ist, für deren Inhalt daher der Metzer Annalist allein, solange wir seine Quelle nicht kennen, selbstständiger Zeuge bleibt. Bei den sogenannten Fuldaer Annalen sind die Untersuchungen und das Resultat derselben noch wichtiger, weil diese Jahrbücher sich vorzugsweise mit den Angelegenheiten des rechten Rheinufers, wie die von St. Bertin mit den französischen, beschäftigen. Herr Pertz theilt die Fuldaer Chronik in verschiedene Abschnitte, und charakterisirt die beiden ersten besonders, da die Verfasser derselben, Enhard und Rudolf, uns bekannt sind. Er läßt es beim dritten Abschnitt mit Recht unentschieden, ob Meginhard, ein Schüler Rudolf's, Verfasser sey; denn wenn man dieses auch annähme, so wäre doch dadurch wenig gewonnen. Den fünften Abschnitt glaubt er einem Baier zuschreiben zu können, es ließe sich aber Manches gegen seine Gründe einwenden. Dergleichen Dinge lassen sich nie so beweisen, daß nicht Einwendungen könnten gemacht werden. Da wir unten den Inhalt der beiden Bände genauer angeben wollen, so übergehen wir hier die Untersuchungen über die Annalen von St. Bertin, welche Hrn. Pertz nicht angehören, um von Regino von Prüm zu reden, wo die genauere Prüfung dem deutschen Herausgeber vorbehalten geblieben war. Diese Chronik wurde bekanntlich in

die Sammlung der Benediktiner nicht aufgenommen, weil man sie wörtlich in den Metzer Annalen wieder findet. Herr Pertz bezeichnet die Nachrichten, welche Regino wörtlich benutzt hat; er beweiset, daß er nur in Beziehung auf die Geschichte der letzten Jahre des neunten und des Anfangs vom zehnten Jahrhundert Aufmerksamkeit verdient, und daß man diese letztern Nachrichten nicht, wie die Benediktiner gethan haben, mit den Compilationen der Metzer Chronik verwechseln darf, sondern daß sie einer besondern Aufmerksamkeit werth sind; zugleich nennt Herr Pertz die Chroniken, die das Ihrige aus Regino entlehnt haben. Diese wenigen Beispiele mögen hinreichen, um diejenigen unserer Leser, die von dem Mühsamen und Verdienstlichen einer Herausgabe dürftiger Chroniken des Mittelalters keine Vorstellung haben, zu überzeugen, daß noch mehr als bloßer Fleiß dazu gehört, diese Arbeit glücklich zu vollenden, und daß eine kritische Ausgabe schlechter Schriftsteller den Umständen nach sehr verdienstlich seyn kann.

Wir gehen jetzt zu der näheren Anzeige des Inhalts über. In der Vorrede des ersten Bandes giebt der Herausgeber einen Ueberblick alles dessen, was seit 1814 von der Gesellschaft für die Herausgabe der deutschen Geschichtschreiber des Mittelalters oder auf ihre Veranlassung geschehen ist. Der Bericht ist treu und einfach, weder im Ton der Buchhändleranzeigen und der lobpreisenden Recensionen noch auch kritisch abgefaßt. Das Erste hat der Verf. mit Recht als unwürdig verschmäht, das Zweite wäre in seinem Werke und aus seinem Munde unpassend gewesen. Wir wollen diesen Punkt ganz übergehen. Auf diese Vorrede folgen Bemerkungen über Entstehung und Beschaffenheit der ältern Chroniken, wo Herr Pertz sehr verständig eine Untersuchung über die Runen und über die mögliche älteste deutsche Geschichte ablehnt, um sich blos an die wirkliche zu halten. Er läßt es dahin gestellt, was man von den vielbesprochenen Schriftzeichen des Nordens halten will, es sey indessen ausgemacht, daß keine einzige historische Nachricht durch sie auf unsere Zeiten gekommen sey. Der Anfang lateinischer Jahrbücher wird mit Recht in das Ende des siebenten und in

den Anfang des achten Jahrhunderts gesetzt. Hier kann es dem denkenden Forscher unmöglich entgehen, wie unpassend es ist, daß die Sammlung mit dem achten und neunten Jahrhundert beginnt, statt uns von der ersten Entstehung der Chroniken an, von Eusebius, Prosper, Isidor, Beda zu den deutschen herüberzuführen, und durch die Ordnung der historischen Schriften auf ihre Entstehung und ihren Zusammenhang zu leiten. Der Herausgeber hat daher auch die Anordnung der Chroniken nach ihrem innern Zusammenhange, oder nach Art ihrer Entstehung und Zusammensetzung verschmäht, er hat eine Anordnung nach den Gegenden, in welchen sie verfaßt sind, vorgezogen. Er sagt, er beginne mit den belgischen (Annales St. Amandi, Tiliani, Laubacenses, Petaviani), lasse dann die allemannischen, austrasischen, ripuarischen, dann die in Frankreich und Italien geschriebenen folgen. Dieser Anordnung gemäß findet man pag. 1 — 122 die ganze Reihe kleiner Chroniken, die mit einer Sorgfalt behandelt sind, welche wir verschwendet nennen würden, wenn nicht dadurch den Mitarbeitern ein Muster gegeben wäre, an dem sie lernen sollen, was man von ihnen erwartet. Nützlicher ist der Fleiß auf die Annales Einhardi und Laurissenses, die pag. 122 beginnen, angewendet; denn, so wichtig diese beiden historischen Stücke auch sind, so wird man doch aus der Notiz der vom Herausgeber gebrauchten Handschriften, wie aus dem Text selbst erkennen, daß wir hier die erste vollständige und kritische Ausgabe dieser Chroniken erhalten. Man kann aus der Nachricht, die Hr. Pertz von der Art giebt, wie Canisius mit dem Text umgegangen ist, das Bedürfniß und den Nutzen der sorgfältigen Vergleichung der Handschriften, von welcher Hr. Pertz Rechenschaft giebt, einsehen lernen. Die Angabe der abweichenden Lesarten hätte indessen auch hier, ohne daß dabei etwas wäre verloren worden, kürzer seyn können; die Noten dagegen, welche überall, wo es nöthig oder auch nur passend war, beigefügt sind, lassen nichts zu wünschen übrig. Diese Noten sind kurz, bestimmt, genau, enthalten keine gelegentlichen Untersuchungen und Abschweifungen, sondern nur geographische oder historische Belehrungen, welche nie den Text in

einer Fluth von Bemerkungen ertränken. Viele dieser Noten sind freilich zum Theil von den französischen Herausgebern entlehnt, sie sind aber überall berichtigt, und durchweg aus den eignen Forschungen des deutschen Herausgebers ergänzt. Der **Poëta Saxo** bedurfte der kritischen Hülfe schon viel weniger, weil wir fünf Ausgaben davon haben, unter denen die bei Leibnitz und die in der Sammlung der französischen Geschichtschreiber der kritischen Genauigkeit so nahe kommen, als man bei einem Schriftsteller dieser Art erwarten kann, besonders da dieser Versmacher weder als Dichter, noch als Geschichtschreiber von einiger Bedeutung ist. Die Nachrichten, die er giebt, kann man sämmtlich besser unmittelbar aus den von ihm benutzten Quellen schöpfen. Das **Chronicon Moissacense** hat kritisch wenig gewonnen, denn, was Hr. Pertz von Du Chesne und Dom Bouquet entlehnt, hat für uns den größern Werth, die Arbeit des Dr. Färber ist von der Art, daß gar kein Vertrauen darauf gesetzt werden kann. Ueber die Behandlung der **Annales Mettenses** und **Fuldenses** haben wir oben schon das Nöthige bemerkt und fügen nur hier noch hinzu, daß wir von den Annalen von Fulda (deren letzten Abschnitt Hr. Pertz pag. 340 einem Baiern zuschreibt) einen ganz neuen Text erhalten. Wenn der Herausgeber bei dieser Gelegenheit von der Struveschen Ausgabe der von Freher vorher herausgegebenen Schriftsteller redet, so mag er in Beziehung auf den Text Recht haben, die Noten und Marginalien von Struve scheint er aber zu gering anzuschlagen. Es ist wahr, man findet dort viel Bekanntes und Abgedroschenes, man trifft selten eine neue oder besonders geistreiche Bemerkung; allein man findet sehr viele nützliche Andeutungen und diese ersparen dem, der nicht gerade aus dem Studium der Chroniken ein besonderes Geschäft gemacht hat, vieles Nachsuchen. Das sieht man am deutlichsten bei **Godofredus Monachus**. Wissenschaftlich sind die vortrefflichen Noten, welche Hr. Pertz beigefügt hat, allerdings denjenigen vorzuziehen, durch welche Struve Anfänger belehren will. In Hrn. Pertz Noten stoßen wir zufällig beim Jahre 882 auf eine Bemerkung, gegen welche wir eine Erinnerung machen wollen, weil man in un-

sern Zeiten oft gar zu geneigt ist, auf eine Hypothese eine andere, oder auf eine Erklärung, welche wahr seyn kann und auch nicht, einen historischen Bericht zu bauen. Es heißt dort: er reisete per Angros, Harudos, Suabos, Hohsingos, dazu sagt Hr. Pertz, diese Stelle beweise, daß man damals noch jeden Gau als einen besondern Stamm (pro singulari gente) angesehen habe. Wir würden daraus nichts anders folgern, als daß der Verfasser der Chronik Sprache und Styl nicht in seiner Gewalt habe, und Zierlichkeit suche, wo er sie finden könne. Möglich wäre es zwar, daß Hr. Pertz Recht hätte, dadurch wird indessen historisch nichts gewonnen. Die Annales Bertiniani waren von den französischen Herausgebern mit solcher Sorgfalt durchgesehen und verglichen worden, daß dem deutschen Herausgeber wenig zu thun übrig blieb. Bekanntlich hat der Abbé Leboeuf über die Latinität und den Inhalt dieser Jahrbücher vortrefflich gehandelt, und Hr. Pertz hat die Arbeit desselben benutzt, er ist aber in den Noten nicht bei dem stehen geblieben, was dieser treffliche Gelehrte geleistet hatte, sondern hat eigene, sehr schätzbare Bemerkungen beigefügt. Den Text dieser Chronik hatte Muratori in der Ausgabe der italiänischen Geschichtschreiber des Mittelalters ohne Veränderung oder neue Vergleichung der Handschriften nach der nicht sehr correcten Ausgabe von Du Chesne wieder abdrucken lassen, Dom Bouquet und seine Benediktiner hatten ihn wesentlich verbessert; Hr. Pertz hat auch diesen neuen Text noch an sehr vielen Stellen berichtigt. Diese Berichtigung sowie die Noten machen dem deutschen Herausgeber um so mehr Ehre, je bedeutender die Männer sind, die sich damit beschäftigt hatten, Valois, Leboeuf, Dom Bouquet. Unmittelbar darauf folgt ein Chronicon Nortmannorum, das aus andern abgeschrieben ist. Dieß konnte nach den Bemühungen von Du Chesne und Dom Bouquet nicht mehr viel gewinnen; doch giebt Hr. Pertz unter dem Text die Stellen an, die aus den Bertinianischen und Vedastinischen Jahrbüchern entlehnt sind. Mit Regino von Prüm hat, wie wir schon oben bemerkten, der deutsche Herausgeber sich besondere Mühe gegeben und den Text mit einer sehr großen Aufmerk-

samkeit behandelt, weil man ihn bisher, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, sehr vernachlässigt hatte. Diese Aufzählung der in dem ersten Theile der Sammlung enthaltenen wichtigern Stücke wird unsern Lesern zeigen, daß keine neuen und unbekannten Beiträge zur Geschichte der Karolinger in diesem ersten Theile enthalten sind; wir erwarteten aber dieß auch keineswegs, besonders darum nicht, weil gerade diese Periode die Forscher am meisten beschäftigt hat. Nichtsdestoweniger giebt der zweite Band Versprechungen, welche auch in Beziehung auf Neuheit große Erwartungen erregen, auch enthält derselbe wirklich schon einige neue Stücke. Hr. Pertz verspricht im Vorbericht als Frucht seiner Reise einen vollständigen Luitprand, statt des verdorbenen und verstümmelten bei Muratori; das wäre allein schon hinreichender Gewinn; er verspricht aber neben diesem nicht nur eine Ausgabe des ältesten Salischen Gesetzes, sondern auch ganz neue Capitularien und Urkunden, und ungedruckte Briefe Alcuin's und Eginhard's. Diesen zweiten Band eröffnet das von Ildefonsus von Arx herausgegebene ältere Leben des h. Gallus, das bisher noch in keiner Sammlung angetroffen ward. Hr. von Arx hat diesem Leben des h. Gallus eine Einleitung vorgesetzt, die uns über das Verhältniß dieser älteren Lebensgeschichte zu der von Walafried Strabo verfaßten rhetorischen und zu den in Verse gebrachten Lobreden des Heiligen belehrt. Wie wichtig der h. Gallus und sein Kloster für die Bildung unserer Nation sind, weiß jeder, der oberflächlich mit der Geschichte des siebenten und achten Jahrhunderts bekannt ist, und bis jetzt kannte man das Leben des Heiligen nur aus der von Walafried Strabo überarbeiteten Lebensgeschichte, außer daß Goldast an vielen Stellen Auszüge aus Walfried's Original beigefügt hatte. Die Vergleichung dieses Originals mit der Ueberarbeitung in Beziehung auf geistliche, besonders historische Schriftstellerei, ihre Entstehung und die Art, wie in den Mönchsschulen Anleitung dazu gegeben ward, könnte anziehend genug werden, es ist aber hier der Ort nicht, sie anzustellen. Die Noten sind hier, wie überall, vortrefflich, weil sie nur das enthalten, was zum Verständniß des Schriftstellers durch-

aus unentbehrlich ist. Die Continuatio Gozberti Diaconi (p. 23) hatte schon Goldast correct abdrucken lassen; dagegen erhalten wir die weiter unten folgenden Casus St. Galli von Ratpert in einer neuen Gestalt, weil Hr. von Arx, der Herausgeber aller Stücke, welche St. Gallen angehen, die Fehler des Goldastschen Abdrucks, aus dem bis dahin alle andere genommen waren, nach den Handschriften verbessert hat. Hr. Pertz hat diese Arbeit mit der größten Genauigkeit durchgesehen, und hie und da zu den Anmerkungen des Hrn. von Arx Berichtigungen und Zusätze hinzugefügt. Wir wollen nur auf eine einzige Stelle aufmerksam machen, weil gar leicht aus der Erklärung eines lateinischen Ausdrucks eine historische Folgerung gezogen werden könnte, die wir nicht zugeben würden. Es wird von den Gaben des Abt Salomo (in des Ekkehardi IV. casibus St. Galli) geredet, und der Schriftsteller bemerkt, Salomo sey gewesen: metro primus et coram regibus plerumque pro ludicro cum aliis certator. Zu dieser Stelle bemerkt Hr. von Arx, daß er hier ein Beispiel der Wettgesänge der Minnesänger der späteren Jahrhunderte zu finden glaube. Wir erinnern dagegen zweierlei, zuerst, daß wir den Ursprung des Wettgesangs der Minnesänger und die Zeit der Entstehung ganz bestimmt angeben können, und daß dieß ein Rittergesang, nicht, wie hier, ein Gesang kaiserlicher Poeten war. Zweitens, daß Ekkehard offenbar das, was unter den Ottonen Sitte war, auf die Zeiten Karl's des Dicken, Arnulph's und Konrad's des Ersten, unter deren Regierung Salomo lebte, zurückführt. Diese historischen Nachrichten von St. Gallen beschließt Hr. Pertz p. 183 mit einem Versprechen, das wir unsern Lesern mittheilen wollen, weil sie gewiß, wie wir, die Erfüllung desselben begierig erwarten. Es heißt nämlich dort am Schlusse der Casus St. Galli Conradi de Fabaria, der Herausgeber habe des Christian Küchenmeister Fortsetzung der Geschichte von St. Gallen den übrigen Geschichten dieses Stifts nicht beigefügt, weil er sie in einem besondern Bande zugleich mit andern deutsch geschriebenen Chroniken herauszugeben gedenke. Das war es, was uns bisher besonders gefehlt hat, denn von lateinischen Chroniken

hatten wir viele Sammlungen, von deutschen keine. Wir enthalten uns der Aufzählung aller in diesem zweiten Bande enthaltenen Stücke um so mehr, als wir, um unsern Lesern die Verdienste, welche sich der Herausgeber durch kritische Behandlung des Textes um die Annales Vedastinos, um des Paul Warnefried liber de episcopis Metensibus, um die gesta abbatum Fontanellensium und um des Ado Chronik erworben hat, begreiflich zu machen, in eine Untersuchung über die Beschaffenheit des Textes und über die einzelnen Lesarten eingehen müßten, welche Niemand hier zu finden erwarten wird. Die Leben der Heiligen, des Bonifacius, Sturm, Willehad und Luidger, hätten wir lieber an einer Stelle vorn oder hinten mit den übrigen Lebensbeschreibungen verbunden angetroffen, bemerken müssen wir indessen, daß Bonifacius Leben in einem wesentlich verbesserten Text erscheint. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen, die Wichtigkeit der Verbesserung einzelner Lesarten in Schriftstellern, deren Worte und Redensarten am allerwenigsten verdienen, auf der Goldwage gewogen zu werden, an einem einzelnen Beispiele anschaulich zu machen. Lambecius gedenkt eines Gebrauchs der ältesten deutschen Kirche, die Leichname der Verstorbenen zu beräuchern; fragt man nach dem Grunde, so wird man auf eine Stelle im Leben des h. Anskarius verwiesen, weil dort gelesen ward, corpore ex more thurato. Hr. Dahlmann in der neuen Ausgabe dieses Lebens, das sich in diesem Bande der Sammlung befindet, beweiset (II. pag. 724), daß man lesen müsse, curato, wodurch der ganze vorgebliche Gebrauch wegfällt. Nichtsdestoweniger scheint uns bei Eginhard's Leben Karl's des Großen einiger Luxus in der Anführung der Abweichungen der Lesarten zu herrschen, vielleicht weil wir von diesem berühmten Büchlein soviele Ausgaben und Handschriften haben; dieß scheint uns, wie jeder andere Luxus, höchst lästig, weil ein an und für sich schwieriges und umständliches Unternehmen durch übertriebene Aengstlichkeit leicht ganz unausführbar könnte gemacht werden. Neu ist die dem Nithard angehängte Translatio St. Alexandri, die zwar schon Scheidt hatte drucken lassen, die aber hier aus der Handschrift

neu abgedruckt ist. Das Leben des h. Anscharius, welches man in diesem Bande findet, hat Hr. Hofrath Dahlmann in Göttingen herausgegeben, und zu diesem Ende eine mühsame Vergleichung der Ausgaben angestellt, ob er gleich keine Ausgabe, sondern eine Handschrift zu Grunde gelegt und andere Handschriften damit verglichen hat. Daß sich Hr. Dahlmann in seinen Noten in denselben engen Grenzen gehalten hat, die sich der Herausgeber überall gesetzt hatte, ist zwar planmäßig und consequent, wir hätten indessen von einem so gründlichen Kenner der nordischen Geschichte manche gelegentliche Bemerkung erwartet, die sich nirgends besser hätte anbringen lassen, als gerade hier. Dagegen glauben wir, daß des Herausgebers Mühe an des Monachi San Gallensis vita Caroli Magni durchaus verschwendet worden. Diese Schrift hatte einen solchen Fleiß nicht verdient; ein correcter Abdruck mit einer geringen Anzahl abweichender Lesarten wäre für jeden Gebrauch, der jemals davon wird gemacht werden können, hinreichend gewesen. Wir glauben hier abbrechen zu dürfen, da wir deutlich gezeigt haben, daß der Anfang der Ausführung des großen Unternehmens der Bekanntmachung der historischen Quellen unserer Geschichte auf eine unserer Nation und des blühenden Zustands der historischen, kritischen und philosophischen Wissenschaft unter uns würdige Art gemacht ist.

Zwei andere Bücher, welche zwar die politische Geschichte nicht angehen, dagegen über die Bildung und die inneren und äußeren Verhältnisse unseres Volks in den ältesten Zeiten viel Licht geben, verdienen zunächst erwähnt zu werden, weil auch diese nur Materialien für die Geschichte, keine eigentliche Geschichte enthalten, und sich gleichwohl als geistreiche Arbeiten denkender Männer empfehlen. Wir meinen die deutsche Heldensage von Wilhelm Grimm und die deutschen Rechtsalterthümer von Jakob Grimm. d) Eine Anzeige dieser beiden für die deutsche Geschichte höchst wichtigen Werke wird hier am rechten Orte seyn, eine Beurtheilung der-

---

d) Beide in Göttingen, das Eine 1828, das Andere 1829 erschienen.

selben wird man von dem Verfasser dieses Aufsatzes nicht erwarten, weil es eine große Anmaßung verrathen würde, wenn er sich zur Beurtheilung derselben fähig hielte, da er weder Rechtsgelehrter noch Sprachforscher ist.

Die Rechtsalterthümer enthalten, wie die deutsche Grammatik desselben Verfassers, einen Schatz von Gelehrsamkeit, auf den unsere Nation stolz seyn kann, und die den Namen des Verfassers neben dem eines Balûze, Du Fresne, Du Cange und ähnlichen verewigen wird; nur wäre zu wünschen, daß Hr. Jakob Grimm die Benutzung seiner Schriften dem Geschichtsforscher mehr erleichtert hätte, als in der Grammatik und in den Rechtsalterthümern geschehen ist. Wir dürfen über diesen Punkt kein Wort verlieren, weil ein einziger Blick auf die Rechtsalterthümer selbst jeden Leser, der nicht etwa eigentlicher Gelehrter oder Liebhaber ist, davon überzeugen wird. Wir glauben allerdings, daß die Wissenschaft ihre Rechte hat, daß dergleichen Bücher für Wenige, nicht aber für das große Publikum geschrieben werden, es ist indessen immer zu bedauern, daß gewöhnlich nicht die Meister selbst, sondern um Taglohn arbeitende Stümper oder Schwätzer solche Werke gemeinnützlich zu machen suchen, wodurch oft die gröbsten Mißverständnisse und immer arge Mißbräuche veranlaßt werden. Hr. Grimm hätte nach unserm Urtheil sowohl in der Grammatik als in den Rechtsalterthümern das Material sehr gut von den Resultaten seiner Forschungen scheiden, einen kurzen und klaren Ueberblick der Letztern vorausschicken und dabei in Anmerkungen auf die in einem zweiten Theile gesammelten und wissenschaftlich geordneten Beweisstücke und Ausführungen des Einzelnen verweisen können. Wir wollen uns indessen hier nicht damit aufhalten, anzugeben, was hätte geschehen können oder sollen, sondern verweilen lieber bei dem, was geschehen ist. Eine Bedenklichkeit haben wir übrigens bei dem Gebrauch dieses Buchs auf unsern Universitäten. Wenn die Rechtsgelehrten, die schon mit dem Ballast römischer Rechtsalterthümer befrachtet werden, auch noch die Masse der deutschen zu tragen bekommen, werden sie dann nicht vollends zu Gedächtnißmännern und zu Schreibma-

schinen gemacht? Der wievielste unter den Lehrern des deutschen, ganz untergegangenen, Rechts hat Fähigkeit und Kenntnisse, um, wie Hr. Grimm S. 16 sagt, durch das Recht die Geschichte, und die Geschichte aus dem Recht zu erläutern? Dazu gehört mehr, als ein Heft über Rechtsalterthümer nach Grimm zu dictiren, dazu gehört eine todte und eine lebendige Erkenntniß der Geschichte, und wie selten besitzen die, welche dergleichen hören und lehren, nur die Eine oder die Andere, geschweige denn beide? Ob die langsam heranrückende Reformation unserer Rechtsverfassung, von der der Verfasser S. 17 u. 18 redet, durch die Hauptrolle, die er der Geschichte des deutschen Rechts in ihrem weitesten Umfange dabei zutheilt, nicht in die Form eines Reichskammergerichtsprozesses gebracht werde, den ein Procurator nach dem andern seinem Sohne als Erbgut vermachte, überlassen wir, nur auf die Geschichte bedacht, den Juristen zur Ueberlegung, und der Zeit und dem Volk, das sich um die Gelehrten wenig bekümmert, zur Entscheidung. Die Einleitung, besonders das erste Kapitel, Formen, scheint uns näher mit der Sprachlehre, als mit der Rechtslehre zusammenzuhängen. Gleich vorn herein gehört das Meiste, was Hr. Grimm unter der Aufschrift Alliteration und Tautologie anführt, durchaus nicht dem deutschen Alterthum allein an, sondern ist aus der Rhetorik des spätern lateinischen Reichs abzuleiten, welche durch die Geistlichen zu dem Theil der Nation überging, der im Mittelalter in Kirche und Staat das Wort und die Feder führte. Vieles ist freilich auch den nordischen Sprachen besonders eigen; doch ist ohne genaue Scheidung der historische und kritische Gebrauch der Stellen sehr gefährlich. Das zweite Kapitel, Formeln, beginnt ebenfalls blos grammatisch, und erst S. 39 Nr. 7 kommt Hr. Grimm auf Rechtsformeln, also auf einen Punkt, der historische Bedeutung hat. Er beginnt mit den Formeln der Verbannung und Verfehmung, schiebt einen Artikel über Formeln von Grund und Boden ein, und giebt dann erst die der Einweisung in Grundherrschaft und Gerichtsbarkeit. Wir würden die letzten Formeln genauer untersucht, chronologisch geordnet und in Ver-

bindung mit Nr. 7 und Nr. 14, welche letztere Nummer die Eidesformeln enthält, vorangestellt haben, weil sie uns in Verbindung mit Nr. 13 (Formeln der drei Hauptnöthe, in welchen die Mutter des unmündigen Kindes Erbe verkaufen darf) die größte historische Bedeutung zu haben scheinen. Der nächste Abschnitt, Maaße, enthält höchst anziehende und sonderbare Gebräuche, doch scheint uns Hr. Grimm in den Anmerkungen zu diesem Abschnitt S. 63 — 68 in den Folgerungen zu weit zu gehen und besonders S. 67 — 68 von seiner Belesenheit Mißbrauch zu machen. Vieles scheint auf den ersten Blick ähnlich, was näher betrachtet sehr ungleich ist. Unsere Sprachforscher und unsere Mythologen führen uns gar zu gern nach Indien und Persien, und üben unsere Phantasie und unsern Scharfsinn, wo uns einfache und einfältige historische Erkenntniß lieber wäre. Dieses gilt nicht blos von diesem einzigen Abschnitt, es kehrt S. 86 und S. 89 wieder, und stört uns unangenehm in der Auffassung der vielen über die Maaße unter den Buchstaben A — U zusammengetragenen Fälle. Es scheint uns, als wenn man höchst einfache Sachen durch die Art sie vorzutragen verwickelter machte, als sie in der That sind. Nach einer ganzen Reihe angeführter Stellen und angedeuteter Vermuthungen stößt uns die Schlußbemerkung zum dritten Kapitel S. 108 — 109 endlich völlig ins Dunkle und Weite, weil der Verf. selbst einräumt, daß Alles, was er angeführt hat, weder praktisch war, noch Ursitte genannt werden könne. Warum sagt Hr. Grimm nicht einfach, daß ein Kind redet und zählt und mißt wie ein Kind, ein Bauer wie ein Bauer, ein Hirt wie ein Hirt und so fort mit allen Ständen, solange sich das Leben nicht entwickelt hat? Dasselbe gilt vom vierten Kapitel, wo von den Symbolen die Rede ist. Unter der Rubrik Gras, Halm, Ast, Stab, Ohr, Hut, Mantel, Fahne, Schwert u. s. w. findet man Alles gesammelt, was sich irgend auf die Gebräuche beziehen kann, wo diese Dinge als Symbole oder auch sonst vorkommen. Das Römische und Griechische hätte aber Hr. Grimm ersparen können, es scheint uns, man kann selbst des Guten zuviel thun, wie z. B. S. 193 geschehen ist. Wir be-

merken dieses, weil wir zwischen der Sammlung des Verfassers und den Folgerungen, die er andeutet, gern um so sorgfältiger unterscheiden möchten, als Mancher unter uns auf die ungeheure Gelehrsamkeit dieses Buchs eine ganze Reihe historischer Sätze und neuer und unerhörter Verbindungen des Indischen, Persischen, Pelasgischen, Tuscischen, Griechischen und Lateinischen bauen könnte. So sind wir z. B. mit den ersten Nummern der Schlußbemerkungen zum vierten Kapitel durchaus nicht einverstanden, am allerwenigsten mit Nr. 3 S. 200, wo eine sehr große Bedeutung gelegt wird auf den Zusammenhang der deutschen Symbole mit griechischen und römischen, der chrenecrud mit der herba pura, des angebrannten Stocks mit der hasta praeusta, des Ohrenziehens mit dem aures vellere, des chattischen Rings mit der mazedonischen Binde. Wenn man so verfahren darf, so kann man leicht Alles beweisen, denn es müßte ganz sonderbar seyn, wenn man nicht überall dergleichen zufällige Aehnlichkeiten auftreiben sollte. So macht man es jetzt auch mit den Sprachen und mit der Mythologie. Hr. Grimm selbst schließt zuerst daraus „auf die gleiche Verwandtschaft ähnlicher Formeln und Maaße“; das scheint uns lobenswerth und nothwendig, weil es nichts weiter ist, als eine Erscheinung des Menschlichen in den Sitten und Gebräuchen unter denselben Formen in den verschiedensten Gegenden und unter den verschiedensten Nationen; das ist aber dem Verfasser nicht genug, er folgert daraus auch die gleiche Verwandtschaft einzelner Formen und Maaße, — auch das möchte allenfalls noch gelten. — Er folgert aber auch endlich daraus die Familienähnlichkeit deutscher Sprache mit denen des Alterthums überhaupt. Das ist uns zu stark. Ebensowenig können wir ihm Nr. 4 folgen, wo von diesem Allereinfachsten, dem Naturzustande Angemessenen eine dunkle, gelehrte Erklärung gegeben wird; dagegen finden wir vortreffliche Belehrungen in dem, was Nr. 9 S. 202 — 207 von den erläuternden Bildern, die sich in den Handschriften des Sachsenspiegels finden, und von ihrem Gebrauch gesagt wird. Was von den Zahlen am Schluß der Einleitung vorkommt, scheint uns sonderbar. Es hat uns am wenigsten

gefallen; doch kann es seyn, daß wir es nicht recht verstanden haben. Wenn alsdann das erste Buch mit den gesammelten Stellen beginnt, die sich auf Stand, Herrschende, Knechte u. s. w. beziehen, so empfindet man sehr peinlich, daß die Stellen ohne alle chronologische Ordnung gegeben sind, da sich die Verhältnisse doch in jedem Jahrhundert, oft sogar in jedem Vierteljahrhundert sehr wesentlich veränderten. In dem ersten Kapitel, wo von den Königen die Rede ist, haben wir nichts Neues gefunden und fürchten sogar, daß die Vermischung des Früheren und Späteren, des ursprünglich Vorhandenen und später Eingeführten der historischen Benutzung nachtheilig seyn möchte; für das Recht scheint wenig dort zu holen. Im zweiten Kapitel vom Adel wagt der Verfasser nicht zu entscheiden, ob alle deutschen Völkerstämme einem vom Stande der Freien unterschiedenen Adel anerkannt hätten. Bei den Friesen hätte er dieß doch wohl mit Bestimmtheit verneinen können, dd) sowie unter diesen in ihren ersten und ursprünglichen Verhältnissen auch der Unterschied von Freien und Unfreien nicht einmal angetroffen wird. Dadurch wird der Satz des Hrn. Grimm bestätigt, da die Friesen weder Priester noch Könige hatten. Hr. Grimm sagt nämlich, wo es Könige und Priester gab, sey eine Sonderung in Edle und blos Freie höchst wahrscheinlich, die Wahl und Erblichkeit des Königs, die Natur jeder priesterlichen Einrichtung bringe dieß mit sich. (S. 267). Der Artikel vom höheren Weergeld des Edeln S. 272 — 74 scheint uns etwas kurz gefaßt, doch wird man die Notizen gern beisammen sehen, besonders da Hr. Grimm die Angaben kritisch prüft. Weit besser, als das Kapitel vom Adel, hat uns das dritte Kapitel gefallen, welches überschrieben ist: der Freie. Jeder Freund der Geschichte, nicht blos der Forscher,

dd) Ein Freund bemerkt uns, daß die lex Frisonum Karl's des Großen gerade die allerbestimmteste über diese Verhältnisse sey und die drei Stufen am sorgfältigsten unterscheide. Ganz natürlich, dem Unterworfenen ward bis tief ins Mittelalter der Adel aufgedrungen, die Freien kannten ihn nicht.

wird erfreut seyn, hier alle Stellen über die verschiedenen Verhältnisse der Staatsbürger des Mittelalters unter einander beisammen zu finden, er wird sich durch die Masse nicht irre machen lassen, sondern das, was er braucht, herauszulesen verstehen. Mit Vergnügen wird man Grimm als Sprachgelehrten, der nach Vergleichung der Rechtsgelehrten mit Kenntniß der Sache urtheilt, über die Benennungen **arimanni** und **rachinburgii** vernehmen. (S. 292 — 294). An dieser Stelle wird zugleich vom Heerbann, wie im Folgenden vom Aufgebot und Nr. 10 von andern Diensten und von Abgaben gehandelt. Bei der Gelegenheit, wo der Verf. der Ausnahmen von der Regel, daß im Alterthum kein freier Deutscher der Steuer unterworfen war, gedenkt, erwähnt er mit einigem Bedenken der Kopfsteuer, die Odin in Schweden eingeführt haben soll, und ganz bestimmt des Klipskilds, den die freien Friesen sollen entrichtet haben. Eine dergleichen Abgabe ward von den Friesen entrichtet: denn auch das Asegabuch erwähnt ihrer, allein die abentheuerliche Einrichtung dieser Abgabe, welche man S. 77 beschrieben findet, glauben wir ganz dreist wie die Odinssteuer in der Ynglinga Saga eine Erfindung der Skalden nennen zu können. Das vierte Kapitel, **Knecht** überschrieben, enthält die wahre Charakteristik des Mittelalters; es zeigt uns einen Zustand, der in unserer Zeit immer mehr verschwindet, eine unendliche Trennung des Menschen vom Menschen, in Namen, Gesetzen, Gebräuchen. Hr. Grimm, der ein größerer Bewunderer des Mittelalters ist, als der Verfasser dieses Aufsatzes, beginnt das Kapitel mit einem unten folgenden Satz, der auf sechs und neunzig Seiten durchgeführt wird. Auf diesen Seiten wird man gesammelt finden, für wen das Mittelalter golden, für wen es eisern genannt werden muß, man wird unter den mannigfaltigsten Rubriken lesen, wie erfindsam man an Demüthigungen, an Erpressungen, an Beschränkungen für diejenigen war, die man einmal ihrer Freiheit beraubt hatte. Der oben erwähnte Satz ist folgender: „Die Unfreiheit ist doppelter Art, eine härtere und mildere, jene kann man Leibeigenschaft nennen, diese Hörigkeit, also etwa **Knechte** von Liten

unterscheiden. Weil aber die deutsche Knechtschaft selten oder nie als strenge durchgängige Sclaverei erscheint und blos eine Reihe vielfach gefärbter Abhängigkeitsverhältnisse vorliegt, deren Namen und Begriffe in einander überspielen, so würde die Untersuchung unter der Schärfe solcher Trennungen leiden." Uebrigens ist dieses ganze Kapitel hoffentlich für die Geschichte, die Erkenntniß eines Lebens und eines Gesetzes, das glücklicher Weise nicht mehr gilt, wichtiger als für das Recht, das doch wohl endlich einmal ein gleiches für alle werden wird. Man lese nur den ersten Artikel dieses Kapitels, Benennungen, um die Herabwürdigung der Menschheit unter dem Feudalgesetz einem Montesquieu, einem Savigny und sehr vielen andern gelehrten Männern zum Trotz mit seinem natürlichen unbefangenen Verstande zu begreifen. Der Orient, wo die Sclaverei zu Hause ist, kennt so etwas gar nicht. Die Alten hatten doch nur einige wenige Abstufungen, den servus und servus publicus, den libertus und libertinus, hier ist aber in den Unterscheidungen kein Ende, und das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert, also die Zeit, wo in Italien die Freiheit wieder geboren ward und der Mensch seine verlornen Rechte wieder erlangte, vollendete, wie die Urkunden bei Kindlinger beweisen, in Deutschland das System der Hierarchie jeder Art durch die einzelnen Bestimmungen über die Hörigkeit. Wenn der Verfasser von den Gründen der Unfreiheit redet (S. 320 fgd.), giebt er zugleich die nöthigen Nachrichten über den verschiedenen Zustand der unterdrückten Einwohner der von den Barbaren besetzten Länder. Der Römer mußte dem Gothen und Burgunder, heißt es, einen Theil des Grundeigenthums abtreten, das Uebrige behielt er als freier Mann und hieß Gast. Daß auch der Römer im fränkischen Reich, wo nicht einmal sortes statt fanden, frei blieb, beweiset die Fortdauer der römischen Verfassung und das Wergeld des Römers im salischen Gesetz. Dabei verweiset Hr. Grimm auf die bekannten Abhandlungen von Sartorius in den Göttinger Societätsabhandlungen. Im fünften Kapitel folgt der Fremde. Unter dieser Rubrik findet man Sitten aller rohen, aber dabei unverdorbenen Völker. Miß-

trauen und Gastfreundschaft, Unsicherheit für Reisende, welche sich nicht vom gebahnten Wege entfernen dürfen und im Walde ins Horn blasen müssen, wenn sie nicht für Diebe gehalten seyn wollen, verbunden mit der Erlaubniß für den Reisenden, sein Pferd am Wege zu weiden und für sich selbst die nöthige Nahrung zu nehmen, wo er sie findet, dann das Gastgericht oder Nothgericht, wenn er zu klagen hat. Alles dieses deutet auf denselben Zustand der Gesellschaft, auf dieselben Anfänge der Civilisation, die wir im Homer finden. Eine chronologische Ordnung der gesammelten Stellen würde auch in diesem Kapitel, wie in den übrigen, für den Historiker, der die einzelnen Züge zur Darstellung des Lebens in den verschiedenen Zeitperioden gebrauchen wollte, sehr erwünscht gewesen seyn. Wie wenig dieß aber berücksichtigt ist, wird man daraus sehen, daß Nr. 5 alle Bestimmungen über das Verhältniß der Reisenden S. 400 — 402 aufgezählt sind, und endlich mit dem Satz geschlossen wird: Die älteste Verordnung, wonach der iter agens Feuer anmachen, sein Pferd füttern, und Zweige abhauen darf, ist Lex Visigoth. VIII. 2. etc. Das zweite Buch, überschrieben Haushalt, beginnt mit dem Verhältniß des weiblichen zum männlichen Geschlecht. Hier ist es wieder sehr unangenehm, daß Hr. Grimm blos als Sammler auftritt und die Stellen weder chronologisch ordnet, noch über ihren Inhalt durch Einleitung und Erklärung Licht verbreitet. Er beginnt mit dem Satz: „in vielen Stücken gilt das Weib weniger als der Mann, zuweilen hat es auch größere Gunst.“ Dieß hätte sich ohne Zweifel viel bestimmter fassen lassen, denn es scheint uns nicht unmöglich, durch eine chronologische Folge von Stellen deutlich zu machen, wie sich das älteste Recht der Weiber, wie es aus Tacitus hervorgeht, zu den späteren Bestimmungen der Gesetze verhalte. Man darf nur die in den Rechtsalterthümern (S. 404 — 406) angeführten Bestimmungen als die früheren gelten lassen, die spätern damit vergleichen und man wird die Veränderung im Zustand und in den Verhältnissen der beiden Geschlechter aus den Veränderungen in den Verhältnissen des dritten Standes zum Ritterstande herleiten können. Die Fragen, die

Hr. Grimm S. 406 aufwirft, würden wir aus der Voraussezzung beantworten, daß beim Adel das weibliche Geschlecht immer in dem Verhältniß blieb, in dem es gewesen war, dagegen beim Bürger- und Bauernstande der erwerbende und arbeitende Theil später als der vorzüglichere angesehen wurde. So würden wir erklären, was S. 403 — 404 von der geringeren Schätzung der Weiber gesagt wird. Viel trug indessen auch bei, daß das alte Recht der Weiber mit der alten Religion zusammenhing, daß ihre Vorrechte also geschmälert wurden, sobald die jüdischen Bücher, welche dem weiblichen Geschlecht eine ganz andere Stelle in der Gesellschaft anwiesen, als die ältere deutsche Religion und Poesie ihnen angewiesen hatte, nach und nach in die Volksliteratur übergingen und aus ihnen die Begriffe gebildet wurden. Wir würden gern fortfahren, auch über die folgenden Hauptstücke dieses Buchs vom Recht der Personen genauen Bericht zu geben, wenn wir nicht fürchteten, in das Gebiet der Rechtsgelehrten zu gerathen. Diese Hauptstücke handeln nämlich von der Ehe, von der väterlichen Gewalt, vom Erbrecht, von den Alten. Alle diese und noch mehr die folgenden Abschnitte über Eigenthum, Verbrechen, Recht und Gericht, so wichtig sie für die Geschichte der Sitten, Gebräuche, Einrichtungen des Mittelalters sind, lassen sich nur dann richtig würdigen, wenn man Alles, was in unsern Tagen über diese Punkte von den Rechtsgelehrten vorgetragen ist, vergleichen kann. Wir überlassen dieß Geschäft den zahlreichen Freunden und Bearbeitern des deutschen Rechts, und bemerken nur, daß man wohl thun wird, wenn man neben dem, was Hr. Grimm über Gericht und Recht gesammelt hat, die beiden gelehrten Beantwortungen der bairischen Preisfrage über das deutsche Gerichtsverfahren vergleicht.

Noch kürzer als über die deutschen Rechtsalterthümer von Jakob Grimm müssen wir uns über Wilhelm Grimm's deutsche Heldensage fassen, weil wir mit ihm über die Methode der Behandlung und über die Ansicht der deutschen Dichtung und ihrer Geschichte nicht einverstanden sind, seinen Fleiß, seine Genauigkeit, seinen patriotischen Eifer darum aber

nicht weniger ehren. Wir glauben gern, daß wir, wenn wir mit den S. 1 — 332 angeführten Gedichten und Geschichten so bekannt wären, als Hr. Grimm, ganz anders urtheilen würden, als wir jetzt, von einer unvollständigen Kenntniß ausgehend, thun können. Wir hätten gewünscht, daß uns Hr. Grimm am Faden einer historischen Untersuchung durch die Reihe der Gedichte durchgeführt und das Skandinavische vom Deutschen ganz getrennt, dagegen bei der Untersuchung eine genaue chronologische Ordnung beobachtet hätte. Immerhin hätte er mit Jornandes beginnen mögen, wiewohl es vielleicht besser gewesen wäre, mit dem Gedicht von Hildebrand und Hadebrad und andern zu beginnen, die keine Spur der Bekanntschaft mit dem Gesange der Trouvères etc. enthalten. Eine Untersuchung über die Elemente der altfranzösischen erzählenden Gedichte und deren Verhältniß zu den spätern deutschen Dichtungen hätte nothwendig folgen müssen. Die ganze erste Abtheilung des Buchs von S. 1 — 332 enthält unter dem Titel Zeugnisse in hundert und zwei und siebenzig kleinen und größern, nicht zusammenhängenden Abschnitten vortreffliche Nachrichten über deutsche Dichtungen und über die Form, welche eine und dieselbe Geschichte durch verschiedene Dichter oder Erzähler erhalten hat. Man muß die Unbefangenheit loben, mit welcher der Verfasser, obgleich er von der Vortrefflichkeit aller dieser unvollkommenen Dichtungen eingenommen ist, die Sache giebt, wie er sie findet. Der Styl, die mystische Art zu reden, das Feierliche, Bedeutende, Unklare scheint hie und da an Görres und seine Schule, an die Philosophen und Theologen zu erinnern, die jeden, der nicht phantasirt wie sie, der Beschränktheit anklagen, und wenn er nicht an Wunder und Legenden glaubt, ihm allen höhern Sinn, alle Poesie des Lebens absprechen; der ganze Inhalt ist aber ächt historisch. Man findet hier mehr wahre Belehrung über die Gedichte des Mittelalters, ihre Manier und ihren Inhalt, als in einer ganzen Anzahl der gewöhnlichen Handbücher und Lehrbücher. Auf den Einfluß der französischen Dichtkunst auf die deutsche poetische Erzählung kommt der Verf. erst §. 30 S. 42, wir gestehen aber, daß uns die Art, wie er die fran-

zösischen Gedichte gebraucht, durchaus nicht genügt hat, und daß es uns wundert, daß Ogier, die chevaliers au cisne und Fierabras ganz allein seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Aber, wie gesagt, der Verf. wollte nur durch Chroniken, Geschichten, Gedichte des Mittelalters gewisse Namen und Sagen, welche in verschiedenen Formen wiederkehren, durchführen, nicht aber untersuchen, wo die deutsche Dichtung anfange und die fremde aufhöre, eine Untersuchung, die ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten hat. Die Stellen der Schriftsteller sind hier freilich überall chronologisch geordnet, und dadurch haben die französischen Gedichte den ihnen angewiesenen Platz erhalten, man lernt aber wenig dabei, wenn man weiß, daß dieser oder jener Name, diese oder jene Sage in einer Chronik oder einem Gedicht wiederkehrt. Die Fortdauer, das Fortleben der alten Dichtungen wird aus zwölf Beispielen verschiedener Zeiten ebenso deutlich als aus hundert. Wir hätten lieber eine Untersuchung über das Verhältniß der deutschen Dichterfabel zur brittischen, arabischen, west- und nordfranzösischen gelesen, da von den Letztern die deutschen Dichter so vieles hernahmen, und, durch die Gesänge von Arthur, von Rol und von Karl dem Großen angeregt, auch die alten Helden der Gothen und den Attila aus der Sage und aus den lateinischen in den Klosterschulen gebrauchten Chroniken hervorholten und neu unter das Volk brachten. Der Verfasser konnte die Wichtigkeit der Untersuchung der troubadours und trouvères um so weniger übersehen, da er S. 65 die Spuren des Einflusses der französischen Dichtung auf die Niebelungen Noth nachgewiesen hat. Diese wenigen Bemerkungen werden hinreichen, um unsere Leser aufmerksam zu machen auf den Inhalt der ersten und größeren Hälfte dieses gelehrten Buchs, unsere Erinnerungen und Einwürfe sind zu unbedeutend, als daß wir glaubten, sie könnten dem Verf., der von einem ganz andern Gesichtspunkt ausgeht, als wir, unangenehm seyn; wir gehen zum zweiten Abschnitt über, der S. 337 beginnt, und überschrieben ist: Ursprung und Fortbildung der deutschen Heldensage. Wenn der Verfasser hier gleich durch die Art,

wie er, voll Enthusiasmus für die deutschen Gedichte, die kaum hie und da ein Forscher und Freund des Alterthums unter den Deutschen lieset, vom Homer redet, aus dem alle Bildung und aller Gesang der Römer und aller neuern Völker stammt, den jeder Gebildete kennen muß, so weit die europäische Cultur in allen Welttheilen sich erstreckt, uns oft ein Lächeln entlockt, so überläßt er sich doch nicht, wie viele der neusten Forscher des Uralterthums, gänzlich seiner Phantasie. Er selbst sagt, er wolle nicht mit dem glänzenden Schwerte eines sinnreichen Einfalls auf den Knoten loshauen und sey daher weit entfernt, den Siegfried und Dietrich der deutschen Sage zu einer und derselben Person zu machen, oder gar diese mysticirte Doppelperson für den Baldur der nordischen Mythologie und den Sonnengott der griechischen zu erklären. Dürfen wir in einer sehr schwer zu entscheidenden Sache, bei einer unvollkommenen Bekanntschaft mit den Gedichten, auf deren genaue Kenntniß hier Alles ankommt, eine Meinung äußern, so scheint uns die Untersuchung des Verfassers dadurch zu sehr beengt, daß er nur von deutschen Gedichten handelt. Ohne die ganze Volksdichtung und Ritterpoesie des Mittelalters zu umfassen, scheint es uns nicht möglich, auf ein befriedigendes Resultat zu kommen. Der Verf. sagt S. 337: Eine Uebersicht sämmtlicher Sagen unseres Fabelkreises, wie sie sich in den erhaltenen Werken darstellen, muß ich mit Andeutung ihres Inhalts vorangehen lassen. Ich benutze dabei die nordischen Denkmäler, (über deren Verhältniß zur deutschen Quelle ich mich oben hinreichend erklärt habe) und die Vilk. Saga nur da, wo sich kein entsprechendes deutsches Gedicht vorfindet.“ Wir haben schon vorher bemerkt, daß uns die Geschichte der nordischen Poesie und Mythologie zu zweifelhaft scheint, als daß wir einen historischen Gebrauch davon machen könnten; dieß ist indessen unbedeutender, als daß er den Einfluß der französischen Dichter zu wenig beachtet. Der Verfasser giebt S. 337 — 342 unter Nr. 1 — 14 einen Ueberblick dessen, was er deutsche Gegenstände des Gesangs nennt; wir würden nur Nr. 1 — 6 als aus dem Deutschen allein herzuleitende und zu erklärende Stücke gelten lassen; da-

gegen müssen Nr. 6 — 13 mit Hülfe der altfranzösischen Dichtungen erklärt werden; über Nr. 14 (Gudrun) wagen wir nicht zu urtheilen. Die Gegenstände der ersten sechs Nummern sind, 1 und 2 Siegfried, 3 Dieterich und Ermenrich, 4 Etzel, 5 Leben der vorzüglichsten Helden Dieterichs. In den folgenden Abtheilungen reicht man mit dem Deutschen nicht aus, denn wenn gleich die Namen oft deutsch sind, so führen uns doch die Zauberer, Zwerge, Riesen, der Name der Araber, die Erwähnung Syriens und die lateinischen und griechischen Benennungen auf die sogenannte gemischte Gattung der Trouvères. Unangenehm war es uns auch hier wieder auf den Styl zu treffen, der lange in unsern philosophischen Schulen geherrscht hat, dessen ungeachtet aber unklar und anstößig ist. Z. B. S. 342 Nr. 3 heißt es: Die ältesten Denkmäler verrathen eine Neigung zu historischer Anlehnung und zu geographischen Bestimmungen. Oder S. 346 Nr. 4. „Es erfolgt aus der Berührung ursprünglich unabhängiger Sagen, die zufällig seyn, aber auch aus einem natürlichen Trieb des Epos (kann und darf man sich so ausdrücken?) nach Zusammenhang hervorgehen kann, eine Anknüpfung, die manchmal blos äußerlich ist, manchmal in eine Verschmelzung übergeht, wobei die verschiedenartigen Theile so in einander wachsen, daß bis zu den ersten Grundzügen hin die Veränderung eindringt." Dieser Ton, der von S. 335 — 395 in den allgemeinen Sätzen zuweilen wiederkehrt, ist indessen nicht der herrschende; Hr. Grimm verfährt und redet nachher ganz ruhig und besonnen. Er zerlegt die Elemente der verschiedenen Sagen und Dichtungen deutscher und nordischer Heldenpoesie ganz vortrefflich, wenn er gleich zuweilen etwas findet, was wir nicht finden können. So will er §. 6. S. 356 Tyroler Sagen finden, wo wir nur Spuren der weit verbreiteten romanischen Dichtung sehen. Alles, was S. 388 — 394 vorkommt, scheint uns aus der Geschichte des frühsten Gesangs in romanischer Sprache zu erklären, wie Warton in der history of ancient english poetry gethan hat. Warton geht zu weit, seine Gelehrsamkeit, Citate u. s. w. sind zu unkritisch und unphilosophisch; Hr. Grimm beschränkt sich zu

sehr. Was §. 10. S. 364 vom poetischen Werth der einzelnen deutschen Gedichte gesagt wird, kann den Unbefangenen schwerlich befriedigen, da Hr. Grimm offenbar zu befangen ist. Diesem Paragraphen, wie dem ganzen Buche, liegt nämlich der Gedanke zum Grunde, daß in einer vorhistorischen Zeit die germanischen Stämme eine eigene Poesie und eine eigene Cultur gehabt hätten, und daß man die älteren Dichtungen von denen der spätern Zeit ohne Analyse der erzählenden Dichter der britischen, normännischen, französischen, provenzalischen Schule unterscheiden könne. Auf diesem Grundsatze ist das ganze Buch gegründet, und am angeführten Orte folgert Hr. Grimm aus diesem Satze Alles, was zum Lobe einer Anzahl deutscher Gedichte und Dichtungen gesagt wird. Wir können uns von der Richtigkeit dieser Vermuthung nicht überzeugen, müssen daher unsern Lesern überlassen, die Beweise des Satzes und die Ausführung desselben beim Verfasser nachzulesen. Besser können wir zu unserm Gebrauche anwenden und Andern anempfehlen, was S. 373 §. 11 gesagt wird über das Verhältniß der Sage zum Gesange, sowie über das Verhältniß der Sänger untereinander und zum Volke. In diesem Stücke sowie in der ganzen ersten Abtheilung des Buchs und in sehr vielen Abschnitten der zweiten Abtheilung findet sich keine Spur von der Sonderbarkeit des Ausdrucks und von dem dunkeln systematischen Ton, der uns an den Stellen befrembet hat, wo eine ästhetische Beurtheilung gegeben wird. Die kurzen Andeutungen des Verfassers lassen sich vortrefflich benutzen, um das Leben einer sonst rohen und blutigen Zeit von der bessern Seite kennen zu lernen, oder die Beschaffenheit der Volksbildung und Literatur deutlich zu machen. Zu bedauern ist, daß hier, wie in den Rechtsalterthümern von Jakob Grimm, die Stellen nicht nach der Zeitordnung aufgeführt sind, und auf die Veränderung der Verhältnisse im Laufe der Zeit keine Rücksicht genommen ist. Die Dichter und Sänger standen auf eine ganz andere Weise in Achtung, hatten ein ganz anderes Verhältniß zum Regenten zur Zeit der Ottonen, unter den Hohenstauffen und zur Zeit des Interregnums. Was daher von der Zeit der Ottonen gilt,

paßt so wenig für die Zeiten Heinrich's VI., als das, was unter Joseph I. Gebrauch oder Geschmack war, für die Zeiten Joseph's II. Hr. Grimm scheint freilich §. 12. S. 379 nachholen zu wollen, was wir vorher vermißten, denn er sagt, er wolle gedenken des Verhältnisses, in welchem das Epos zur jedesmaligen Bildung der Zeit gestanden habe, die Ausführung ist aber in Vergleichung mit dem übrigen Inhalt des Buchs zu dürftig. Eine einzige Seite enthält die Angabe über die Verhältnisse der Dichter und Sänger von den Zeiten der Gothen bis auf das vierzehnte Jahrhundert. Was läßt sich da sagen? Unter den Ottonen wie unter Karl dem Großen bestand ein ganz eigenes Verhältniß zwischen den Hofdichtern in lateinischer Sprache und den deutschen Dichtern; auch hatten die zahlreichen Sänger romanischer Zunge im Gefolge der deutschen Kaiser seit Friedrich I. einen nicht unbedeutenden Einfluß auf deutsche Dichtkunst. Schon unter Heinrich VI. sanken die Sänger in der Achtung und wurden mit Gauklern und Bettlern in eine Klasse gesetzt, wenn bei Hochzeiten und andern Feierlichkeiten diejenigen herbeiströmten, welche die Freigebigkeit der Fürsten und Ritterschaft in Anspruch nahmen. e) Was der Verfasser §. 13. und 14. sagt, scheint uns von einerlei Art und Gehalt mit dem, was er §. 10. gesagt hatte; wir gehen darauf nicht näher ein, weil es genau mit dem ganzen System des Verfassers zusammenhängt, das man von ihm und aus seinen eignen Worten kennen lernen muß. Sehr zweckmäßig ist es, daß sowohl den Rechtsalterthümern als der deutschen Heldensage ein sehr brauchbares Register angehängt ist, weil demjenigen, der die in diesen Büchern aufgehäuften Schätze bei allgemeinen Arbeiten oder zu speciellen Forschungen benutzen will, die Mühe ungemein erleichtert wird.

Neben diesen beiden Büchern scheinen uns die beiden neusten Arbeiten des Hrn. von Wersebe den nächsten Platz zu verdienen, das Eine über Völker und Völkerbündnisse

---

e) Man vergleiche darüber Stenzel Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern. 1r Th. S. 94.

des alten Deutschlands (Hannover 1826 4to.), das Andere über die Gaue zwischen Elbe, Saale und Unstrut, Weser und Werra (Hannover 1829, 4to.). Die Geographie der nordwestlichen Theile von Deutschland hat durch die letzte Schrift ungemein gewonnen, der Inhalt derselben ist aus Urkunden unmittelbar gezogen, die Arbeit von einem Manne ausgeführt, der aus Liebe zur Sache, nicht um irgend eine Hypothese durchzuführen, die Quellen unbefangen studierte, und die vortreffliche Müllersche Karte sorgfältig zu Rath zog, obgleich er die Gegenden, von denen gehandelt wird, aus eigener Ansicht, nicht blos aus Büchern kennt. Patriotismus und wissenschaftlicher Eifer allein konnten ihn bewegen, seine Muße mit anhaltendem Fleiße den trockensten Untersuchungen und dem Studium der Güterregister der Klöster und dergleichen zu widmen. Das Resultat solcher Untersuchungen kann nicht unterhaltend seyn, es ist aber belehrend, und der Verfasser verdient von den Wenigen, die das Verdienst gelehrter Forschung richtig zu schätzen wissen, doppelten Dank für seine Arbeit, weil er, weit entfernt, ein großes Publikum oder einen Vortheil zu hoffen, einen Theil der Druckkosten derselben übernommen hat. Bekanntlich liegt allen Untersuchungen über die Gaue Deutschlands im Mittelalter das Chronicon Gotwicense und die dort gegebene große Karte zum Grunde; auch Hr. Wersebe läugnet nicht, daß er das genannte Buch und die beigefügte Karte für seine Arbeit benutzt habe, findet es aber in Beziehung auf die Gaue zwischen Weser und Elbe mangelhaft, was bei einer ausführlichen, ganz Deutschland umfassenden Arbeit sehr begreiflich ist. Das Chronicon Gotwicense, sagt er, hat blos deshalb bei dem vielen vom Verfasser angewandten Fleiße nur so wenig in Ansehung der vorliegenden Gaue geleistet, weil demselben sowohl die von dem Pastor Falcke herausgegebenen Corveyischen Traditionen in Verbindung mit dem hinzugefügten Güterverzeichnisse, als dessen Verfasser der Abt Saracho angegeben wird, als die Forschungen des Consistorialraths Grupen nicht bekannt gewesen sind.“ Auf welche Weise Hr. von Wersebe die Traditionen von Corvey und die von Schannat herausgegebenen traditiones Ful-

denses, sowie Grupen und alle übrigen Quellen und Hülfsmittel zur genauen Beschreibung der auf dem Titel seines Buchs genannten Gegenden von Deutschland und zur Berichtigung des Chronicon Gotwicense und seiner übrigen Vorgänger angewendet habe, können wir hier nicht darlegen; denn wir dürfen in einem Aufsatze, der nicht blos für Forscher, sondern auch für denkende Freunde der Geschichte bestimmt ist, auf die Untersuchung des Inhalts eines gelehrten Werks von zweihundert und neunzig Quartseiten nicht eingehen. Wir wollen deshalb von dem Einzelnen nicht reden, sondern uns darauf beschränken, anzudeuten, daß diese Schrift nicht blos, wie es das Ansehen haben könnte, für die Klasse von Lesern bestimmt ist, welche entweder an den Alterthümern einer besondern Gegend vorzugsweise Antheil nehmen, oder das Wesen der Geschichte in der Kenntniß von Namen, Kriegen, Trümmern und deren Legenden suchen, oder das Studium derselben in den kleinsten Untersuchungen über Dörfer, Städte und Schlösser der Heimath setzen, sondern daß auch für die allgemeine Geschichte davon Gebrauch gemacht werden kann. Wir bedauern, daß der Schrift kein Register angehängt ist, doch findet man eine Karte beigefügt, und für die Benutzung der gesammelten geographischen und topographischen Nachrichten ist durch die Abtheilung nach Bisthümern gesorgt. Der Verfasser stützt sich bei der Vertheilung der Gaue nach Bisthümern darauf, daß man als ausgemacht annehmen könne, daß die Eintheilung der geistlichen Diöcesen sich nach der der weltlichen Gebiete gerichtet habe, und daß demnach ursprünglich kein Gau unter mehrere Bisthümer vertheilt gewesen sey. Der erste Abschnitt der Schrift handelt von den Gauen des mainzisch-sächsischen Sprengels, dann folgen die Gaue des mainzisch-thüringischen Sprengels, dann die des hildesheimischen, des paderbornischen und mindenschen, dann die des verdenschen; die des bremischen machen den Schluß. Gleich vorn S. 10 bis 16, wo vom Gau Logen die Rede ist, werden wir auf einen für die allgemeine deutsche Geschichte wichtigen Punkt geführt, auf die Geschichte der kaiserlichen Pfalz Grona bei Göttingen, welche schon im dreizehnten Jahrhundert ver-

schwunden war, ob sie gleich noch im Sachsenspiegel als eine der fünf sächsischen Pfalzen genannt wird. In den neuern Zeiten ist zwischen den hannöverischen Geschichtforschern über die Lage dieser Pfalz und über die Aechtheit der Urkunden, auf welche sich die Angabe der Lage derselben in der Nähe von Göttingen stützt, ein gelehrter Streit entstanden; Hr. von Wersebe prüft daher die Gründe für die gewöhnliche Meinung mit Beziehung auf den erwähnten Streit genau und unparteiisch. Er giebt zu, daß zwei Urkunden aus Otto's I. Zeit offenbar untergeschoben sind, doch beweiset er aus dem Zusammenhang der Geschichte, daß der Reichspalast Grona, der in der Ge-Geschichte Konrad's I. erwähnt wird, nirgends als in der Gegend von Göttingen gesucht werden könne. Bei Gelegenheit des Gaues Engilin kommt der Verfasser ebenfalls auf einen, für die allgemeine Geschichte bedeutenden Punkt, auf die ursprünglichen Wohnsitze der Anglier und Weriner. Wir verweisen unsere Leser auf des Verfassers eigene Worte S. 69 — 71, weil eine genaue Prüfung seiner Meinung von der Untersuchung über die Wohnsitze und Namen verschiedener anderer deutschen Völkschaften nicht zu trennen ist, er auch selbst die Sache in seinem Werk über die Völker und Völkerbündnisse der Deutschen weiter ausgeführt hat. Er sagt am angeführten Orte, der Gau Engilin sey ihm besonders deshalb merkwürdig, weil er ihn für das Vaterland derjenigen Anglier halte, denen Karl der Große nebst den Werinern (an der Werra) ein eignes Gesetzbuch verliehen hat. S. 93 finden wir eine Bemerkung über das Verschwinden der Gau-Verfassung, die wir hier mittheilen wollen, weil sie vielleicht in der Masse bloßer Lokal-Notizen der Aufmerksamkeit entschlüpfen könnte. Es heißt dort: „ohnehin kam damals die Gau-Verfassung schon ganz in Unordnung; als derselbe Kaiser im Jahre 1086 das gleichfalls in diesem Theile des Suevengaues belegene Sandersleben seinem Lieblinge, dem Bischofe Huzmann von Speyer, für sein Bisthum zuwandte, wußte man weder einen Gau noch einen Gaugrafen zu benennen, sondern ließ die Namen derselben in der Urkunde offen." Damit muß man verbinden, was Seite 159 über die Gaugra-

sen des pagus Gudingo vorkommt. Die Beschreibung der Gaue, welche das Harzgebirge oder einen Theil desselben in sich begreifen, führt eine Anzahl Bemerkungen herbei, welche für die Geschichte der Bearbeitung der Bergwerke und der damit zusammenhängenden Ausbreitung der Bevölkerung in unfreundlichen und unwirthlichen Gegenden unsers Vaterlandes bedeutend sind. Bei der Aufzählung der Gaue der Verdenschen Diöcese gründet sich, was S. 252 — 55 von den slawischen Distrikten gesagt wird, auf folgenden Satz, der den Bemerkungen über diese Gaue Bedeutung giebt: Auch eine Gegend, heißt es dort, am linken Ufer der Elbe im südöstlichen Theile des Fürstenthums Lüneburg werde von einer wendischen Völkerschaft bewohnt, welche sich noch jetzt durch Ueberreste wendischer Sprache, Sitten und Gebräuche von den benachbarten unterscheide. Dann findet man über diesen Punkt so wie überall in dem Buche zu kurzer Uebersicht vereinigt, was man zerstreut und einzeln mühsam suchen müßte. Man wird überall auf neuere Ortsbeschreibung, auf spezielle Schriften über einzelne Orte, Herrschaften, Dynasten u. s. w. geführt, die man entweder übersehen oder doch mit viel mehr Schwierigkeit einzeln benutzt haben würde. Am anziehendsten sind uns die Untersuchungen über die B r e m i s c h e Diöces gewesen. Im pagus Wigmodi, sagt der Verfasser, war im Geistlichen Bremen der Hauptort, (das ist bekannt genug), er fügt aber hinzu, im Weltlichen Lesum (Liastmona), das war uns weniger bekannt, sowie überhaupt in diesem Abschnitt über die allmählige Ausbreitung des Anbaus und der Pfaffen- und Ritterherrschaft in den Gegenden, wo das Volk vorher die größte Freiheit genoß, anziehende Nachrichten gegeben werden. Die von Hrn. von Wersebe gegebenen gelehrten Notizen erhalten dadurch einen großen Vorzug vor den Sammlungen der Brüder Grimm, daß er genau die Zeitordnung beobachtet, und uns auf diese Weise die Einsicht der allmähligen Ausbreitung der Civilisation erleichtert. Beispiele für allgemeine Erfahrungen findet man gelegentlich. So z. B. geht aus der von Schaten beigebrachten Urkunde Ludwig's des Frommen, welche den Bestimmungen über die Versorgung der

Mönche von Corvey mit frischen Fischen zu Grunde liegt (S. 258), deutlich hervor, wie nachtheilig die gutmüthige Frömmigkeit des schwachen Kaisers der kaum entstandenen Civilisation im ganzen Reiche, von den Alpen und Pyrenäen bis zur Nordsee, ward. Es heißt nämlich S. 258: Es sollen sich in der villa Luisci in pago Wimodia zu Folge des registri Sarachonis, zwei und dreißig Familien befunden haben, die dazu verpflichtet gewesen, in dem benachbarten Walde Bäume zu fällen, Pfähle zuzuspitzen, Hocwares (hohe Waren oder Vorrichtungen zum Fischfange) zu errichten und so die Fischerei in der Weser im Stande zu erhalten, dem dortigen villico aber soll es obgelegen haben, die Fische mit den monatlich die Weser hinauf gehenden Schiffen nach Corvey für die Tafel der fratrum zu spediren." Die bremischen Marschdistrikte zählt Hr. von Wersebe mit Recht, gegen das Chronicon Gotwicense, den Gauen nicht bei. Er sagt, das Land Kehdingen, das Land Hadeln und Wursten werden nirgends als pagi erwähnt. Wir erklären uns diesen Umstand, sowie die Erhaltung der Demokratie in den erwähnten Gegenden, auf folgende Weise: Die mit dem allgemeinen Namen Friesen bezeichneten, durch ihre demokratische Verfassung von allen andern Stämmen, unter denen Sclaverei oder Leibeigenschaft statt fand, unterschiedenen Stämme deutscher Nation verbreiteten sich im achten und neunten Jahrhundert über alle Marschländer der ganzen Küste bis nach Schleswig; später drängten sich aber auf der Geest andere Stämme, später auch die Ritterschaft, zwischen diese freien Stämme hinein und trennten den Zusammenhang derselben. In ihrer Marsch bewahrten die Stämme ihre Sitten und ihre Freiheit. Diese Behauptung läßt sich leicht beweisen, doch tragen wir sie nur als eine Vermuthung vor, welche durch die Angaben des Hrn. von Wersebe und durch das Resultat seiner Untersuchungen bestätigt wird. Wir wollen aus dem, was Hr. von Wersebe S. 273 über die Marsch-Distrikte angeführt hat, nur zwei Sätze ausheben: „Das Land Hadeln, sagt der Verf. an einer Stelle, wird von einigen fränkischen Annalisten bei Gelegenheit des Zugs, den Karl der Große im Jahr 797 in die dortige Ge-

gend gemacht hat, genannt, jedoch wird blos der Name **Haduloa**, ohne das Beiwort **pagus** angegeben; wogegen eben diese Annalisten an andern Stellen von den **pagis Wigmodia**, **Bardanga** u. s. w. reden. Von den übrigen Marschländern findet man vor dem dreizehnten Jahrhundert nicht einmal den Namen in Chroniken und Urkunden. Etwas weiter unten fügt er hinzu: Wahrscheinlich haben diese kleinen Marschländer ebensowenig eigene Gaue, als Stücke anderer Gaue ausgemacht, sondern jedes für sich solange eine Unabhängigkeit behauptet, bis sie der Uebermacht der bremischen Erzbischöfe haben weichen müssen, denen sich gleichwohl die Hadeler und Wührdener dadurch entzogen, daß jene den Herzögen von Sachsen-Lauenburg, diese den Grafen von Oldenburg sich unterworfen haben. Noch etwas weiter unten beweiset Hr. von Wersebe, daß sich Adam von Bremen geirrt habe, wenn er den Grafen von Lessum eine Herrschaft über das Land Hadeln zutheilt. Die Abhandlung schließt mit einigen Bemerkungen über Namen und Bedeutung der Namen, über Gaue und Gaugrafen.

Das zweite Werk desselben Verfassers, die Schrift über die Völker und Völkerbündnisse des alten Deutschlands, ist nicht blos wie das Vorhererwähnte zum Nachschlagen und zur gelehrten Benutzung, sondern zu allgemeinerem Gebrauche bestimmt, weshalb die einzelnen Untersuchungen mehrentheils in die Noten verwiesen sind. Wir wagen nicht, wenn auch hier der Ort dazu wäre, dem Verfasser bei der schwierigen Untersuchung über die Geschichte der Stämme und Völker des alten Germaniens zu folgen und seine Resultate zu prüfen, weil es uns ebenso schwierig scheint, den Zusammenhang und das Verhältniß der deutschen Stämme, als die Zahl, den Zusammenhang und die Sitze der arabischen Beduinenstämme anzugeben. Man vergleiche über die Letztern einmal Burckhardt, und wo hätten wir einen Burckhardt über die Germanen? Diese waren freilich keine Beduinen, sie wurden aber durch Krieg und Völkerwanderung oft viel weiter aus ihren ursprünglichen Sitzen getrieben, als die Beduinen durch ihre Raubsucht geführt werden. Im Einzelnen würden wir vielleicht oft mit

Hrn. von Wersebe verschiedener Meinung seyn, weil die ältere Geschichte der Deutschen weiten Spielraum für Vermuthungen bietet, im Allgemeinen wissen wir kein neueres Buch über die älteste Geschichte unserer Nation, wenn wir Möser's Einleitung in die Osnabrück'sche Geschichte ausnehmen, welches ruhiger und verständiger abgefaßt wäre. Wir bleiben hier durchaus auf historischem Boden; Hr. von Wersebe begnügt sich, die Stellen der Alten zu deuten, ohne uns in ein Labyrinth von eignen Hypothesen und Etymologien zu verwickeln. Er nimmt den Faden der Untersuchung erst dort auf, wo historischer Boden ist, und führt uns nicht nach Persien oder Scandinavien, in die Ursitze der Völker Deutschlands und zu ihrer Urkultur und Ursprache, sondern verfährt praktisch, d. h. er sucht aus den römischen Schriftstellern zu entwickeln, in welchem Zustand sich die Völkerstämme unserer Nation zu der Zeit und seit der Zeit befanden, daß sie mit den Römern in Verbindung gekommen waren. Er beginnt daher auch mit einem Kapitel, welches er Eintheilung und geschichtliche Entwickelung der Verhältnisse zwischen den Römern und Deutschen seit dem Eindringen der erstern in Deutschland überschrieben hat, und geht dann im zweiten Kapitel zu einer Untersuchung über die Benennung und geographische Bezeichnung der nicht-suevischen Völkerschaften Deutschlands über. In diesem Kapitel, wo der Text nur einen sehr kleinen Raum einnimmt, findet man unter der bescheidenen Form von Noten von Nr. 48 bis 126 eine große Anzahl Forschungen über die Kriege der Römer und Deutschen, über die Wohnsitze der Völkerschaften, und besonders viele Erklärungen einzelner Stellen der alten Schriftsteller, welche der Deutschen erwähnen. Jeder Forscher alter Geschichte und Geographie pflegt sich ein eignes System zu bilden, es ist daher nicht zu erwarten, daß die Resultate des Verfassers allgemein angenommen werden, man wird ihm aber auch, wenn man nicht seiner Meinung ist, Dank wissen, daß er alle Schriftsteller von Mascov bis auf die neuste Zeit aufs neue geprüft und die Elemente der Untersuchungen, die Stellen der Schriftsteller und ihrer Erklärer so zusammengestellt hat, daß man Alles leicht

übersehen und aus den Aktenstücken und Beweisen selbst urtheilen kann. Es befremdete uns freilich, des General von Hammerstein Sagen von Fallrum angeführt zu sehen, wie wir indessen genauer zusahen, fanden wir, daß nur von der Erklärung des Ausdrucks silva caesia die Rede sey, nicht aber von den Sagen und der aus einer Mystifikation der Bauern durch den Amtmann und des Generals durch einen Bauern hervorgegangenen Beschreibung der Hermannsschlacht. Die Untersuchungen über die Völkerbündnisse der Sachsen, Franken, Allemannen haben uns am meisten befriedigt, weniger das vierte Kapitel über Benennung und geographische Bezeichnung der suevischen Völker, wo nothwendiger Weise sehr vielen Wahrscheinlichkeiten und Vermuthungen Raum gegeben werden mußte. Es war uns sehr erfreulich, von einem gelehrten Forscher, wie der Verfasser ist, einen Gedanken durchgeführt zu sehen, der uns längst sehr eingeleuchtet hatte: daß nämlich bei der ewigen stets wiederholten Untersuchung über die einzelnen Stämme und ihre Wohnsitze, bei dem lächerlichen Gezänk eines engherzigen Patriotismus, der an einem kleinen Raum klebt, ohne die Nation zu umfassen, nie etwas heraus kommen werde, da offenbar die verschiedenen Stämme und Völkerschaften unter einem allgemeinen Namen verschwinden oder wiederhervorkommen, je nachdem ein gewisser Bund mächtiger oder schwächer wird. Die Verbindung der Allemannen, der Franken, der Sachsen, der Baiern würde diesem Grundsätz zufolge den historischen Faden gegeben haben, die Geschichte Deutschlands, so weit sie nicht der römischen Geschichte angehört, vollständig in den vier ersten Kapiteln abzuhandeln, allein Hr. von Wersebe hat eine andere Ordnung vorgezogen, er handelt in einem fünften Abschnitt von Rhätien, von den Burgundern, den Baiern, den Schwaben besonders. Wie die Friesen im Norden, so scheinen uns die Burgunder im Süden ein Stamm gewesen zu seyn; die Baiern waren anerkannt aus mehreren Stämmen eines Ursprungs zusammengesetzt, dagegen gehörten zum Franken-, Sachsen-, Allemannenbunde zur Zeit ihrer höchsten Macht viele Völkerschaften, die nicht desselben Stammes waren. Man wird die Un-

tersuchungen des Hrn. von Wersebe, deren Resultat der Text giebt, deren Gang man aber in den Noten findet, so wie die Beweisstellen und Meinungen Anderer, mit Antheil lesen, wenn man auch nicht überall damit übereinstimmt. Er verfährt nach der alten und guten Weise, er setzt uns in Kenntniß der Akten und überläßt es uns, aus seinen Vordersätzen einen andern Schluß zu ziehen, als er gethan hat. Was Baiern angeht, so ist bekanntlich Hr. von Pallhausen, Verfasser einer Urgeschichte von Baiern, mit dem Ritter von Lang in einen Streit gerathen, wobei es besonders auf die Ausdehnung oder gar auf die Existenz der Nordgaus ankommt; die Akten dieses Streits hat Hr. von Wersebe in diesem fünften Kapitel aufs neue durchforscht, um einen schiedsrichterlichen Ausspruch thun zu können. Von S. 292 — 302 findet man nur wenige Zeilen Text, die Noten füllen den größten Raum der Blätter und sie enthalten eine gründliche Untersuchung über den Nordgau und über die Ausdehnung der Gränzen von Baiern im Mittelalter. Das ganze sechste Kapitel besteht aus einzelnen Untersuchungen über die ältere Geschichte gewisser deutscher Völkerstämme, seit sie den Römern bekannt wurden und so weit sie ihnen bekannt wurden. Dieses Kapitel nennt Hr. von Wersebe mit Recht einen dreifachen Anhang; denn er handelt darin zuerst von den Völkern deutscher Abkunft in Gallien, an der linken Seite des Rheins; dann von den Ingävonen, Istävonen, Hermionen diesseit des Rheins und endlich von den abweichenden Angaben des Strabo und Ptolemäus und ihrer, von ihm bezweifelten, Glaubwürdigkeit.

Wir gehen nun zu einem Werke über, dessen erster Theil Darstellung mit gelehrter Forschung verbindet, dessen zweiter Band aber ganz gelehrten Untersuchungen bestimmt ist. Wir meinen Stenzel's Geschichte der fränkischen Kaiser.**) Wir wollten anfangs dieses Buch in Verbindung mit Raumer's Geschichte der Hohenstaufen und mit ste-

**) Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern von G. A. H. Stenzel. Leipzig, Tauchnitz. 8. 1r Bd. 765 S. 2r Bd. 344 S.

tem Rückblick auf diese anzeigen, da aber dieser Aufsatz schon sehr lang geworden ist, so versparen wir den Bericht über Raumer's Hohenstaufen auf eine andere Gelegenheit; doch können wir die Erwähnung des Raumer'schen Werks nicht ganz vermeiden, weil Hr. Stenzel so oft besondere Rücksicht darauf nimmt, und einen Abschnitt des zweiten Theils der Kritik gewisser Behauptungen des Hrn. von Raumer gewidmet hat. Die bescheidene Absicht des Verfassers war nicht auf glänzende Darstellung, nicht auf philosophische Construktion der Geschichte gerichtet, sondern auf eine getreue Untersuchung und Erzählung des Einzelnen, auf Kritik und verständige Benutzung der Quellen, und diese Absicht hat er vollständig erreicht. Treue und Genauigkeit sind die größten Vorzüge dieses gelehrten und verständigen Buchs. Es hätte vielleicht hie und da vieles Einzelne übergangen, durch den Vortrag Licht über das Allgemeine verbreitet und dem gewöhnlichen Leser, der zu ermüden pflegt, wenn man ihm zu viel Ausdauer zumuthet, das Lesen erleichtert werden können; dann enthielte aber das Buch nicht, was es jetzt enthält, einen vollständigen, unmittelbar aus den Quellen geschöpften Vortrag über die Ereignisse und den Zustand Deutschlands unter der Regierung Konrad's II., Heinrich's III., IV. und V., auf den man Jeden, der sich über das Leben eines dieser Kaiser unterrichten will, verweisen kann. Zum Lesebuch für das größere Publikum eignet sich dieses Werk nicht, dagegen ist es zum Lehrbuch für Gebildete, die ein Studium aus der Geschichte machen wollen, vortrefflich. Vom Gebrauche der Quellen und Hülfsmitteln kann man nicht rühmlich genug reden, und man wird oft eher geneigt seyn, ihn gar zu aufmerksam auf Nebendinge und auf Reden und Wortkram der Annalisten, als leichtfertig und nachlässig zu nennen. So z. B. heißt es Seite 12: „Der Erzbischof Aribo sprach Konrad II. von den königlichen Pflichten, forderte ihn auf, Gerechtigkeit und Frieden walten zu lassen im Lande, Kirche und Geistlichkeit zu vertheidigen, Wittwen und Waisen zu schützen u. s. w." Mit derselben Ausführlichkeit, wie hier der Auszug aus der Predigt gegeben wird, ist nachher die ganze Scene geschildert.

Bei dieser ängstlichen Genauigkeit konnten dem Verf. die Irrthümer seiner Vorgänger nicht entgehen; auch der Verf. dieser Anzeige mußte in einem Werke von so großem Umfange, wie die Weltgeschichte war, einem Forscher manchmal Gelegenheit geben, ihn zu berichtigen, und er freut sich immer, wenn dieses auf die Art geschieht, wie es Hr. Stenzel gethan hat. Wenn wir in der Erzählung der Begebenheiten hie und da weniger Kunst und mehr natürliches Leben, in der Zeichnung der Charaktere und der Darstellung menschlicher Verhältnisse und Handlungen mehr aus eigner Erfahrung und aus dem Leben fließende Wärme und Innigkeit wünschen könnten, so enthält dagegen das Buch über die bürgerlichen Verhältnisse und den Staat, über Kunst und Literatur, über Kirche und Geistlichkeit des Mittelalters einen sehr reichen Vorrath trefflicher Nachrichten, die sich um so angenehmer lesen lassen, je einfacher und anspruchsloser sie vorgetragen werden. Diese Nachrichten sind nicht, wie bei Heinrich oder Schmidt, auf einen Haufen geworfen und ohne Verbindung zusammengestellt, sondern mit der Geschichte der Begebenheiten verflochten und in den Vortrag verwebt. Man wird nicht erwarten, daß der Verf. Partei nehme, da er ausdrücklich erklärt, daß er sich streng an seine Quellen halten wolle, und das Pragmatisiren von sich ablehnt. Um unsern Lesern deutlicher zu machen, wie wir dies verstehen, wählen wir aus den fünf Büchern, in welche das Werk nach den fünf Regierungen, die darin abgehandelt werden, zerfällt, solche Stücke aus, die uns besonders angezogen haben. Gleich vorn herein findet sich ein ausführlicher Artikel über das Lehnwesen S. 56 — 58, wo sich vielleicht Hr. Stenzel etwas kürzer hätte fassen und das Nähere den Rechtsgeschichten überlassen können. Ganz zur Sache gehörend ist dagegen, was S. 88 und folg. vom Gottesfrieden, dessen Veranlassung und Geschichte vorkommt. Sehr schätzbar sind die Nachrichten S. 131 — 142 des ersten Theils über Kunst, Literatur und Wissenschaft zur Zeit Heinrich's III. Man ist überrascht, das Zerstreute in einem so kleinen Raum beisammen zu finden. Der aufmerksame Leser, wie der gelehrte Forscher, findet in dieser Stelle Alles angedeutet,

was in Beziehung auf Wissenschaft und Gelehrsamkeit dieses Zeitraums seiner besondern Aufmerksamkeit würdig seyn kann. Er findet nicht etwa unbestimmte und allgemeine Redensarten, Worte, die dem Unwissenden vielsagend scheinen, dem Gelehrten lächerlich sind, sondern einzelne Thatsachen, Nachrichten, deren Quelle ihm unmittelbar angezeigt wird. Daß Abschnitte über die Religion des Mittelalters, über Kirche und kirchliche Verhältnisse, über das Verhältniß des Staats zur Kirche durch das ganze Buch fortlaufen, wird man schon daraus schließen, weil es eine Periode behandelt, wo der ganze Staat in die Kirche hineingedrängt, oder vielmehr die Kirche in einen ägyptischen Staat umgewandelt werden soll. Der Abschnitt vom Ursprung der Städte S. 170 — 186, so belehrend er ist, scheint uns gleichwohl für ein erzählendes Werk, das nur gelegentlich, nie absichtlich in den wissenschaftlich lehrenden Ton fallen darf, etwas zu ausführlich gerathen. Da diese Gegenstände in unsern deutschen Rechtsgeschichten ausführlich behandelt zu werden pflegen, so scheint es uns, als wenn der allgemeine Geschichtschreiber, der nicht Rechtsgelehrter ist, sich mit einem kurzen der Erzählung einzuverleibenden Resultat begnügen könne. Der Schluß des ersten Bandes, das ganze siebente Hauptstück, von S. 723 — 765 ist der Verfassung und den Einrichtungen Deutschlands, wie sie zur Zeit Heinrich's V. bestanden, gewidmet. Neue Aufschlüsse über eine Geschichte, die von den gelehrtesten und scharfsinnigsten Männern so sehr behandelt worden ist, wird man nicht erwarten, der Verfasser hat dagegen, was Eichhorn und Andere angedeutet hatten, aus den Quellen weiter ausgeführt und erläutert, was sie ausgeführt, kurz zusammendrängt und durch besondere Belege dargethan, und besonders die Irrthümer seiner Vorgänger im Einzelnen sorgfältig berichtigt. In dem letzten Hauptstück war uns besonders anziehend, was S. 730 — 31 von den Reichseinkünften und was 742 — 43 von den Reichthümern der Geistlichkeit bemerkt wird. Die Sprache und der Vortrag des Verfassers sind im Ganzen einfach und natürlich, durchaus klar, nirgends spielend, declamirend und rhetorisch, poetisch und mystisch; doch erkennt man überall die

Mühe, die er anwendet, etwas Feierliches oder Alterthümliches, oder Classisches in den Vortrag, in die Ansicht, in das Urtheil zu bringen. Das mißfällt uns; wir möchten ihn lieber selbst in seiner eigenen Sprache hören; denn es ist ein ganz vergebliches Bestreben, die Vergangenheit darstellen zu wollen, wie sie war, sie wird sich nie anders darstellen lassen, als wie sie dem Schriftsteller erscheint. Je kräftiger und eigenthümlicher dieser ist, desto mehr spricht uns die Geschichte an. Der Forscher muß dieselbe Geschichte nur darum in hundert Büchern lesen, damit er aus den verschiedenen Bildern sich selbst eins entwerfe. Würde eine gewisse Darstellung, eine Methode, ein Styl herrschend, dann wäre bald überall nur eine Ansicht geltend. Uebrigens will der Verfasser dieser Anzeige weder die Zeit noch Hrn. Stenzel tadeln, er will nur seine Meinung andeuten und durch einige Beispiele erläutern, selbst auf die Gefahr hin, daß sehr wenige seiner Leser seiner Meinung seyn möchten. Es handelt sich hier von Mode und Zeitgeschmack, der durch ganz andere Werke als durch wissenschaftliche verbreitet und erhalten wird, und durch Reden ebensowenig bekämpft werden kann, als der Zeitgeist, mit dem er in genauer Verbindung steht. Johannes von Müller in der Schweizergeschichte gab zuerst den Ton an; seine Sprache war offenbar gekünstelt und gesucht, man glaubte zuweilen eine Uebersetzung aus einer der beiden alten Sprachen zu lesen, oder Wendungen zu erkennen, die aus Chroniken oder andern Schriften früherer Jahrhunderte entlehnt wären. Um dieselbe Zeit führten Kant, noch mehr aber Fichte und Schelling, wie die zahlreichen Übersetzer der Alten, die mit dem Inhalt der Werke der Alten auch die Form derselben deutsch wiedergeben wollten, unzählige neue Wendungen und Formen in unsern historischen Vortrag ein. So sonderbar es auch seyn mag, in einem historischen Werk, wo man Einfalt und Wahrheit sucht, Kunst und Poesie anzutreffen, so wird man denen, welche, wie Schiller, für Poesie und Kunst geboren sind, denen Kunst zur andern Natur geworden ist, über ihre poetische Ansicht der Vergangenheit und ihre eigenthümliche Art sich auszudrücken, keine Vorwürfe machen; wo

man aber die Mühe wahrnimmt, wo die Kunst, so vollendet sie seyn mag, zur Künstelei wird, da vernehmen wir die frische Natur, das gesunde Urtheil des unverbildeten Menschenverstandes und seine einfache Sprache weit lieber. Wir wollen nur einige Beispiele andeuten und auch diese nur für diejenigen, welche geneigt sind, uns zu verstehen. Johann von Müller's Schweizergeschichte würde Nichts verlieren, wenn alle die Stellen ausgetilgt würden, wo man dem Verfasser anmerkt, daß er alle Seiten zugleich fassen, daß er, auf Alles bedacht und überall glänzend, eine Lebensweisheit lehrt, wie sie an Höfen zu herrschen pflegt, daß er Verwunderung und Erstaunen zu erregen trachtet und mehr die große Welt in ihrer Weise bestärkt, als den Weltbürger belehrt, daß er Tucydides und Tacitus durch Fremdartigkeit der Einkleidung nachzuahmen glaubt. Wir hörten den Deutschen lieber in gewöhnlichem Deutsch ohne alterthümliche Formen zu seinen Zeitgenossen verständlich und wahr, als sophistisch gekünstelt und auf den Effekt berechnet reden. Manso's Geschichte des preußischen Staats gewinnt durch die, wenn man die Quellen bedenkt, aus denen er schöpft, oft sehr komische Feierlichkeit des Tons und den künstlichen Styl höchstens bei den Philologen, die beurtheilen können, welche Kunst der Verf. auf den Bau der Perioden, auf Wahl der Wendungen und Sentenzen anwenden mußte. Wir fühlen uns unbehaglich, wenn wir die Begebenheiten der neusten Zeit, wenn wir gewöhnliche oder von andern Schriftstellern entlehnte Gedanken in einem künstlichen Styl vorgetragen lesen, der uns jeden Augenblick an irgend eine Stelle der Alten erinnert, so daß wir eine Uebersetzung aus dem Griechischen oder Lateinischen zu lesen glauben. Hr. Ranke, dessen erstes Buch, die germanischen und romanischen Stämme, ebenfalls in dem sonderbaren Deutsch und in der auf Stelzen einhergehenden Sprache der Müller nachahmenden Schriftsteller geschrieben war, scheint sich nachher besonnen zu haben, denn seine letzten Schriften sind in einem natürlichen Styl abgefaßt. Die Sprache der Geschichte der germanischen und romanischen Stämme war dem Verf. dieser Anzeigen so widrig, daß er sich lange nicht entschließen

konnte, das Buch zu lesen. Hr. Stenzel ist von dieser Affektation frei. Er schreibt im Ganzen sehr einfach, verständig und verständlich; von Mystik, Alterthümlichkeit, Spiel mit philosophischen Begriffen oder den in gewissen Gesellschaften beliebten Faseleien oder Wortkram ist keine Spur; doch huldigt er dem Zeitgeschmack hie und da im Urtheil und im Styl, oder glaubt, um uns des Ausdrucks zu bedienen, der Farbe seines Styls und Vortrags von Zeit zu Zeit einen Drucker geben zu müssen. Er hätte nach unserer Meinung seine Sprache um so weniger schrauben sollen, da die Damen und Phantasten sein Buch nicht lesen werden, weil es durchaus ernst ist, und die Philosophen es nicht zu lesen brauchen, weil sie bekanntlich die Geschichte construiren, wie die Welt — — — — aus ihren eigenen Ideen. Wir wollen einige Stellen aus dem ersten Theile der Geschichte der fränkischen Kaiser anführen, wo uns der Verf., dem Styl zu Gefallen, Dinge zu sagen scheint, die er sonst nicht gesagt hätte. So soll z. B. Konrad's II. Wahl beschrieben werden. Der Verfasser, der bis S. 10 ruhig und lehrend berichtet hat, geht auf dieser Seite in den feierlichen Ton über, und fährt in diesem Tone fort, bis es S. 12 heißt: „So brach nun der Erwählte mit den Fürsten auf zu dem nahen Mainz. Voller Freude, jauchzend und singend, an beiden Ufern des Rheins hin, folgten die versammelten Völker und kamen in die Stadt, wo der Erzbischof Aribo im hohen Dom schon bereit stand zur Weihe. Als nun der feierliche Zug in die Kirche begonnen hatte, so erschienen vor dem Erwählten drei Leute niederen Standes mit besonderen Klagen. Da erinnerten ihn einige Fürsten, er möge die Weihe und den Gottesdienst nicht verzögern; aber der König sprach, als Statthalter Christi die Bischöfe anblickend.“ -- Die Rede des Kaisers wollen wir auslassen, wir sehen nicht ein, warum wir in unsern neuen Geschichten des Mittelalters auch noch die Rhetorik der Schule des Mittelalters in Uebersetzungen oder Nachahmungen wiederfinden müssen — — — — „Auf der Stelle, fährt Hr. Stenzel in seiner eigenen Person fort, hörte er jener Leute Klagen an und sprach ihnen Recht. Weiter fortgeschrit-

ten (?), trat ihn ein Anderer an und klagte, schuldlos aus dem Vaterlande vertrieben zu seyn" u. s. w. An einer andern Stelle S. 115, wo Heinrich III. die Römer zwingt, aus seiner Hand Suidger von Bamberg als Pabst zu nehmen, gegen den sie sich gleich darauf erheben, malt uns Hr. Stenzel die Scene mit den Worten der Chronik folgendermaßen: Hierauf baten Alle, er möge nach seiner Weisheit mit Gottes Hülfe solche Päbste wählen, durch deren reine Lehre die Krankheit der Kirche geheilt und die verdorbene Welt zum Heile geführt werde, und schworen ihm: nie ohne seine Erlaubniß sich die Wahl eines Pabstes anzumaßen. Nun erhoben sich Alle auf Befehl des Königs, sangen heilige Litaneien, dann ergriff der König mit seiner Hand (womit konnte er ihn sonst ergreifen?) den Bischof Suidger von Bamberg und ließ ihn auf den päbstlichen Stuhl setzen, so sehr dieser widerstrebte u. s. w. Ferner das Urtheil über Peter Damiani, der allerdings in den classischen Schriften mag belesen gewesen seyn, dessen stumpfen und blinden Aberglauben aber, dessen Unvernunft und Albernheit jeder seiner Briefe, jede Seite seiner Schriften zeigt. Wer wird je blinden Aberglauben mit Frömmigkeit verwechseln? Wie schön klingt es aber, wenn es S. 279 heißt: „Dieß ist der Riesenplan Hildebrand's, den man Gregor nannte. Jene einfachen, streng frommen Männer von bessern Herzen als hellem Geiste, welche, wie Peter Damiani, nur das religiöse Wohl der Menschen durch Reinheit und Unabhängigkeit der Kirche von aller weltlichen Macht begründen wollten, verstanden das unruhige, gewaltsame, auf weltliche Zwecke gerichtete, mit weltlichen Mitteln verfolgte Treiben Hildebrand's nicht, der sie mit sich fortriß, vorwärts stieß, und immer weiter ging, als sie gehen wollten (???). Peter Damiani, ein übrigens selbst in den classischen Schriften des Alterthums belesener und sehr gelehrter Mann, der aber dennoch einen wahren Mönch für das vollkommenste Wesen ansah, dem ein mittelmäßiger Mönch sich noch gegen die Laien, wie unreines Gold zum Erze verhielt u. s. w." Wir wollen zum Schluß nur noch eine Stelle beifügen, wo ebenfalls, dem

Styl zu gefallen, Manches gesagt wird, das sich in einem Ritterroman besser ausnehmen würde, als in einem sonst gelehrten Buch, welches lehren, nicht malen soll. In der langen Schilderung von Heinrich IV., worin Hr. Stenzel am Ende des vierten Buchs das Resultat seiner Erzählung zusammenfaßt, heißt es unter andern S. 608 — 9: „Im Rathe ungemein scharfsinnig, daß er, wenn die Fürsten zweifelhaft waren, nachdem er Aller Urtheil ruhig angehört hatte, den Knoten lösste, wie durch Eingebung höherer Weisheit. So mild, so gütig und gleich gegen seine Freunde, sah man ihn sich mit schreckenerregender Würde erheben im Zorne, denn er ragte groß über Alle in männlicher Schönheit hervor, sein Auge blitzte durchbohrend die Brust dessen, auf den es fiel und wie das Innerste der Gedanken durchforschend." Um nicht ungerecht gegen den Verfasser zu seyn, müssen wir indessen gestehen, daß seine Erzählung im Ganzen unparteiisch und treu ist, daß er besonders die Geschichte Heinrich's IV. und Gregor's VII. auf eine solche Weise behandelt, daß man aus den unparteiisch geprüften Thatsachen selbst urtheilen kann und nicht etwa nur durch einseitige Berichte zu einseitigen Urtheilen geführt wird. Wir halten für Pflicht, nachdem wir oben einige Stellen angeführt haben, wo uns die Manier verfehlt und das Urtheil befangen scheint, auch eine längere Stelle hier abzuschreiben, wo wir den Styl wie die Sache selbst vortrefflich finden. Aus dieser Stelle werden unsere Leser sehen, daß das Gezierte und Gekünstelte nur als Ausnahme vorkommt, und daß der Verf. sich ein eigenes Urtheil über Menschen und Begebenheiten gebildet hat. Er schließt nämlich in der Geschichte Heinrich's IV., nachdem er sie bis zu dem Augenblick geführt hat, wo Heinrich am Ende des Jahrs 1075 die übrigen deutschen Stämme gegen die Sachsen in die Waffen gebracht hat, das achte Hauptstück des dritten Buchs mit folgender Schilderung (S. 342 — 343): „So hatte der König Alles und weit mehr erreicht, als unter diesen Umständen zu hoffen war. Die Gewandtheit, mit der sich Heinrich aus seiner unglücklichen Lage im Anfange des Kriegs zog, die Schlauheit, mit welcher er die Anschläge

seiner Gegner vernichtete, die Interessen seiner Feinde trennte, einige gewann, andere schreckte und endlich die heftigsten völlig unterwarf, die Thätigkeit, die er bei der Rüstung, die Einsicht, die er bei der Anordnung des Kriegs, der Muth, den er in der Schlacht, die Standhaftigkeit, die er in der Verfolgung seiner Absichten gegen die Sachsen zeigte, bewiesen die ungewöhnlichen Fähigkeiten eines Mannes, dem, wie fast allen seinen Nachfolgern im Mittelalter, nur eine edle Idee als Grundlage seines Lebens fehlte, um Wohlthäter seiner Zeit und eine Zierde der Könige zu werden. Er hatte die Menschen zu früh von der bösen und schwachen Seite kennen gelernt, um sie nicht größtentheils zu verachten. Von Jugend auf umgeben mit niedrigen Leidenschaften, der Herrschsucht und der Habgier, schon so früh, dann fortwährend, durch Verrath bedroht und dessen Opfer, mußte er mißtrauisch werden und ihm der Werth der Macht als das Höchste erscheinen, was es im Leben gab. Wie mußte er sich jetzt fühlen, jetzt nach gewonnener Schlacht, nachdem er im fünf und zwanzigsten Jahre seines Lebens die stolzen Sachsen gezwungen hatte, ihren Nacken öffentlich vor ihm zu beugen? So schritt er immer übermüthiger, gewaltsamer durch das Leben, schonte nichts, weil er nichts fürchtete, weil er nur Herrschaft wollte. Der verwegene junge Mann, der sich nie größer, nie reicher an Hülfsmitteln zeigte, als im Unglücke, scheiterte an der Klippe des Glücks, um von seiner Höhe durch die Macht einer Idee herabgeschleudert zu werden. — Die letzte, wie die unmittelbar nachher folgenden Zeilen, die wir weglassen, sind nicht in demselben reinen Geschmack geschrieben, wie das Uebrige der angeführten Stelle. Gegen Heinrich V. scheint Hr. Stenzel dem Verfasser dieses Aufsatzes, der den Charakter dieses Regenten, als er seine Weltgeschichte schrieb, noch nicht richtig beurtheilte, ungerecht zu seyn. Man muß sich sehr in Acht nehmen, wenn man Heinrich's Regierung darstellen will, daß man nicht, ohne es zu wissen und zu wollen, die moralische Seite mit der politischen verwechsele. Man muß wohl unterscheiden, was Heinrich V. aus eigenem Antrieb that, und was von den Leuten geschah, die ihn als Werkzeug gebrauchen

wollten. Niemals wurden die römischen Cabalen besser gegen ihre eigenen Urheber gerichtet und nie wurden die großen Herren in ihren Planen, dem Kaiser das Schutzrecht über das gedrückte Volk zu beschränken oder ganz zu entreißen, vollständiger getäuscht. Wir glauben nicht, daß hier der Ort ist, unsere Ansicht durchzuführen, dieß ist auch um so weniger nöthig, da Hr. Stenzel in seiner ausführlichen Erzählung der einzelnen Geschichten und auch in der Zeichnung, die er von Heinrich's Charakter entwirft, alle Punkte angedeutet hat, die wir dabei ins Auge fassen würden, da seine Erzählung sehr genau und sehr umständlich ist. Wir glauben übrigens Zweck und Methode des Verfassers der Geschichte der fränkischen Kaiser und den Charakter der Erzählung, der durch den ganzen ersten Theil durchgeht, nicht besser und nicht unparteiischer als mit Hrn. Stenzel's eigenen Worten schildern zu können. Er sagt 2r Th. S. 6: „Es kam dabei dem Verfasser weit weniger darauf an, ob gerade seine Beurtheilung der Ereignisse die richtige wäre, so wichtig ihm dieß auch ist, als besonders darauf, mit scharfer Sichtung der verschiedenen Nachrichten und Sonderung des Glaubwürdigen oder Wahren, von dem Unwahrscheinlichen oder erweislich Falschen, das zu geben, was wir aus dieser Zeit durch sichere Quellen wissen können. — — — — — Wohl hätte ich weit mehr durch Vermuthungen ergänzen können, als ich that. Wo es geschah, gab ich sowohl diese, als meine Urtheile, immer nur als solche, nie als Geschichte, weil ich nicht genial genug bin, um, was mir möglich zu seyn schien, für wirklich auszugeben. Daher sieht man in dieser Geschichte fast überall nur sehr ungleiche Bruchstücke, oft nur Umrisse, einzelne Theile, mehr oder weniger ausgeführt, die Farben hier bestimmter, dort ungewisser aufgetragen, Alles, wie es die Zeit auf uns gebracht hat. — — — Ich wußte nicht vorher, was und wie ich etwas darstellen wollte, und suchte nachher die Beweise dazu, sondern ich lernte das Geschehene kennen, prüfte und beschrieb es treu, wie ich es fand."

Der zweite Theil ist ausschließlich für Gelehrte und Forscher bestimmt, und kann daher nur von einem Manne vom

Fach gehörig gewürdigt werden. Der Verfasser dieser Anzeige wird sich indessen, der Bestimmung seines Aufsatzes eingedenk, darauf beschränken, den Inhalt und die Bedeutung der verschiedenen Abschnitte im Allgemeinen zu bezeichnen. Der erste Abschnitt S. 1 — 112 ist ganz der Kritik der Quellen der Geschichte des im ersten Theil abgehandelten Zeitraums gewidmet. Die ersten Seiten dieses Abschnitts (S. 1 — 40) enthalten allgemeine Bemerkungen; theils über historische Kritik überhaupt, theils über die der Chroniken und Geschichten des Mittelalters insbesondere. So richtig und zum Theil vortrefflich Alles ist, was Hr. Stenzel hier vorträgt, so glauben wir doch, daß es in einem Werke der Art, wie die Geschichte der fränkischen Kaiser, welches studirt werden muß, passender ist, das, was sich auf die Kritik bezieht, gelegentlich in den Noten bei den einzelnen Anlässen vorzutragen, als es in besondern Nachträgen und Abhandlungen von dem Hauptwerk zu trennen. Die Theorie der historischen Kritik wird ja unter uns gewöhnlich in eigenen Büchern vorgetragen, in denen jeder, der Regeln braucht, sie alle beisammen findet; diese Regeln werden aber nie als Vorschriften, nach denen man bei jeder einzelnen Gelegenheit verfahren kann und soll, angesehen werden können. Fleißiges Lesen der Quellen, Studium der Regeln muß freilich den künftigen Geschichtschreiber bilden, allein während der Arbeit kann unmöglich durch pedantisches Abwägen der Gründe für und wider, durch ängstliche Sorge, die Quellen nur nach einem gewissen Maaßstabe, einer besonnenen Rücksicht ihres Werths, einer Regel zu gebrauchen, eine belehrende, anregende, geistvolle Geschichte menschlicher Thaten, Charaktere, Plane, Schicksale entstehen. Es wird dazu ein Takt, eine Art Instinkt erfordert, der den Schriftsteller in der Wahl des Aufzunehmenden und Wegzulassenden leitet. Der Geschichtschreiber will belehren, nicht wie der Philosoph oder Theolog unbestreitbare Wahrheit finden; er muß sich bescheiden, daß die eigentliche Beschaffenheit der Dinge dem Auge des Menschen stets verborgen bleibt, daß Wahrscheinlichkeit oft mehr ist als Wahrheit, und daß mühsam zusammengesuchte Umstände, wenn sie kein Ganzes,

kein Bild geben, sehr brauchbar für den seyn können, der die Geschichte als Mittel für gewisse Zwecke, oder als eine auf gut Glück angestellte Sammlung von Nachrichten über die Ereignisse vergangener Zeiten betrachtet, nicht aber für den, der sie als Bild des menschlichen Lebens ansieht und im Einzelnen immer nur den Geist sucht, der das Ganze belebt. Uebrigens enthält der angeführte Aufsatz vortreffliche Bemerkungen und Beweise von der gründlichen Gelehrsamkeit des Verfassers; besonders S. 35 — 40 finden sich Erinnerungen über die Herausgabe der deutschen Quellen der Geschichte, welche von den Herausgebern und von der Gesellschaft, welche die Herausgabe unserer Quellen leitet, beachtet zu werden verdienen. Der Verf. dieser Anzeige stimmt darin völlig mit Hrn. Stenzel überein. Von S. 41 — 50 folgt eine genaue kritische Untersuchung über Wippo's vita Chunradi imperatoris. Dieser Aufsatz ist reich an gediegenen Bemerkungen über den Text des genannten Schriftstellers, nur scheint er uns für den Platz, den er einnimmt, etwas zu ausführlich; er würde in einer Sammlung der Quellen als Einleitung oder Vorbericht zu einer Ausgabe Wippo's passender seyn. Dagegen sind die Bemerkungen über die Vita St. Godehardi (bei Leibnitz) (S. 51 — 55) nicht blos kritisch, sondern auch historisch, bedeutend. Nur der Schluß beschäftigt sich mit dem Gebrauch, den andere Schriftsteller des Mittelalters von dieser Lebensbeschreibung gemacht haben. Die ersten Seiten enthalten eine Sammlung einzelner Züge zur Sittengeschichte der Zeit, welche aus diesem Leben gezogen sind, die nicht blos dem Forscher, sondern auch dem größeren Publikum willkommen seyn werden. Die Bemerkung des Verfassers in Beziehung auf den Gebrauch jenes Lebens für die innere Geschichte ist durchaus richtig. Er sagt: „Diese Lebensbeschreibung ist bedeutend hinsichtlich der schätzbaren Einzelnheiten, welche sie als Beitrag zur Bildungsgeschichte der Zeit enthält, für welche die Chroniken nur sehr dürftige Beiträge liefern." Einige dieser Einzelnheiten führt er nachher an. So gründlich die S. 55 — 67 angegebene Untersuchung über Bruno **)

**) De bello Saxonico.

auch seyn mag, so scheint sie uns doch für eine Beilage zur Geschichte der fränkischen Kaiser zu ausführlich und ins Einzelne gehend, da die Hauptsache dessen, was hier gesagt wird, im ersten Theil nothwendig vorkommen mußte. Das allgemeine Urtheil, welches Hr. Stenzel über Bruno's Geschichte des sächsischen Kriegs ausspricht, unterschreiben wir gern. Er drängt es Seite 65 in folgende Worte zusammen: „Abgesehen von dem, was Bruno aus Haß gegen den König und dessen Anhänger entstellt, verdient er viele Glaubwürdigkeit (das ist nicht gut gesagt) in der Erzählung der Kriegsbegebenheiten, der innern Zwistigkeiten der Sachsen, der Verhandlungen zwischen diesen, dem Pabste und dem Könige, wozu er auch viele Aktenstücke einrückt, und endlich der Wahl Rudolf's und Herrmann's." Am wenigsten sind wir mit dem zufrieden, was Hr. Stenzel S. 67 — 90 über Bonizo und Benzo sagt. Nicht, als wenn das, was dort gesagt wird, nicht gründlich und richtig wäre, sondern weil so unbedeutende Schriftsteller, Männer, deren Geist aus den ersten Zeilen ihrer Schriften hervorgeht, keiner so ausführlichen Analyse ihrer Parteischriften würdig sind. Wenn man so ausführlich bei dergleichen Arbeiten seyn wollte, was müßte dann erst bei bedeutenden Schriften geschehen? Wer die Einseitigkeit und Heftigkeit der beiden geistlichen Schriftsteller nicht auf den ersten Blick erkennt, der ist zum Geschichtschreiber verdorben. Was Benzo angeht, der, wie Hr. Stenzel sagt, wenig benutzt ist, so mag es wohl Vielen ergangen seyn, wie dem Verfasser dieser Anzeige, daß sie, von der Gemeinheit, Plattheit, der kecken Unverschämtheit des schamlosen Menschen beleidigt und zurückgeschreckt, sich scheuten, aus einer so trüben Quelle zu schöpfen, wenn sie keine lautere hatten, und wenn sie diese hatten, den frechen Gesellen zu sehr verachteten, um ihn als Nebenzeugen aufzuführen. Indeß kann der gelehrte Arbeiter der Geschichte aus diesen Bemerkungen lernen, was sich allenfalls aus Benzo nehmen läßt, wenn man das Mißtrauen, das eine in lateinischen Knittelversen geschriebene Schmähschrift voll pöbelhafter Gemeinheit einflößt, überwinden kann. Kürzer, brauchbarer, passender sind die folgen-

den Stücke über Norbert's Leben des Bischofs Benno von Osnabrück, über Adamus Bremensis und Hermannus Contractus. Ueber den Letzten verweiset Hr. Stenzel auf das, was Ussermann gesagt hat, und bemerkt, daß er nur Weniges hinzuzusetzen wisse. In Beziehung auf Adam von Bremen verdienen die Bemerkungen über die Quellen, welche dieser bei seiner Kirchengeschichte benutzt hat, die man S. 95 u. 96 findet, besondere Erwähnung; dagegen hat uns das, was Hr. Stenzel von Lambert von Aschaffenburg sagt, nicht befriedigt. Bekanntlich sind Lambert, Otto von Freisingen und Hugo Falcandus diejenigen Schriftsteller des Mittelalters, die man mit einem ganz andern Maaßstabe messen muß, als die gewöhnlichen Verfertiger der Chroniken. Es lebt in ihnen ein sehr verschiedener Geist, wenn gleich ihre Sprache, gerade darum, weil sie classisch schreiben wollen, ihnen nicht erlaubt, das zu sagen, was sie in ihrer Muttersprache gesagt haben würden. Über das Chronicon Urspergense verweiset Hr. Stenzel auf Schumacher, und Referent freute sich, daß er dadurch veranlaßt ward, die Beiträge zur deutschen Reichsgeschichte 1770, in denen diese Bemerkungen enthalten sind, zur Hand zu nehmen. Hr. Stenzel selbst fühlt, daß dieser ganze Abschnitt über die Quellen zu ausführlich sey und deutet am Schlusse an, warum er diesen Aufsatz eingerückt habe, indem er zugleich verspricht, an einem andern Orte eine weitere Ausführung desselben mitzutheilen. Jeder Forscher deutscher Geschichte wird die Erfüllung des Versprechens begierig erwarten. Es heißt in dieser Beziehung S. 112: Vieles Einzelne, was ich über die Beschaffenheit und das Verhältniß der älteren Chronisten des eilften und zwölften Jahrhunderts bemerkt habe, übergehe ich, um es im Archive für ältere deutsche Geschichtskunde mitzutheilen, indem das Angeführte wohl hinreichen wird, eine genaue Bekanntschaft mit den Schriftstellern der Zeit zu beweisen, deren Geschichte ich zu schreiben versucht habe. Die zweite Abtheilung des Bandes enthält S. 113 — 178 theils polemische, theils erklärende, theils als ausführliche Noten über einzelne Punkte zu betrachtende Beilagen. Die Erste ist über-

schrieben: Berichtigung der Reihenfolge der Herzoge in Ober- und Niederlothringen. Es kam darauf an, eine Stelle in Sigebert von Gemblours zu berichtigen, was alle Vorgänger des Hrn. Stenzel versäumt hatten. Die erste Hälfte dieses Aufsatzes beschäftigt sich daher damit, Genealogie und Reihenfolge der Herzoge von Lothringen zu ordnen und zu berichtigen; dabei erkennt Hr. Stenzel nur Butkens trophées du Brabant als brauchbaren Führer an. Der zweite Theil der Beilage ist gegen den Verfasser dieser Anzeige gerichtet, der einen, wie Hr. Stenzel beweiset, sehr unglücklichen, Versuch gemacht hatte, die Widersprüche der Chroniken zu vereinigen. Der Streit betrifft Namen und Jahrzahlen; der Verf. dieser Anzeige hat in diesem Augenblick keine Zeit und keine Lust, die Sache noch einmal zu untersuchen, obgleich er einsieht, daß sich noch Manches sagen ließe; er will lieber einräumen, daß er die von Hrn. Stenzel angefochtene Stelle der Weltgeschichte etwas zu eilig niedergeschrieben. Dieß ist einigemal in den früheren Theilen der Weltgeschichte geschehen und erklärt sich leicht, wenn man weiß, daß das Buch 1818 erschien, und daß er sich erst seit Ende 1817 mit der Geschichte im ganzen Umfange ausschließend beschäftigte, und neben den Bänden der Weltgeschichte seine Collegienhefte ausarbeiten und sich für den Vortrag vorbereiten mußte, was immer einige Schwierigkeit hat. Die zweite Beilage enthält eine verbesserte Stammtafel der fränkischen Kaiser und eine ausführliche Untersuchung über die Genealogie in absteigender und aufsteigender Linie; darauf folgen drei ausführliche Noten, welche einige Umstände, welche im ersten Theile nur berührt werden konnten, genauer und ausführlicher untersuchen. Die sechste Beilage (zu S. 100 des ersten Theils gehörig) ist gegen Hüllmann gerichtet, und zwar sind es diesesmal nicht Einzelnheiten, nicht Irrthümer der Forschung oder Unrichtigkeiten in Zahlen und Namen, welche für den Gang der Geschichte, für Leben und Charakter der Zeit unbedeutend sind, welche der Verfasser bestreitet; es ist ein Urtheil, dessen Richtigkeit oder Unrichtigkeit für die ganze Geschichte jener Zeit und für ihre Beurtheilung entscheidend ist. Wenn Hüll-

mann's Ausspruch wahr ist, dann hatten die Kaiser und die Nation Unrecht, die Päbste und die Pfaffen, wenn sie anders das geistliche und weltliche Gut wohl und heilig anwandten, völlig Recht. Ueber die Anwendung des geistlichen Guts schreit die ganze Geschichte laut genug, und der Streit über die Concordaten, wie die Reformation haben an den Tag gebracht, wie es damit herging. Was das weltliche Gut angeht, so giebt uns Hr. Stenzel in der siebenten Beilage den unwidersprechlichen Beweis, wie die geistlichen Herrn damit umgingen. Hr. Hüllmann hatte behauptet: „Die drei Heinriche der fränkischen Dynastie waren so ehrlos, verfuhren bei der Verleihung der geistlichen Stellen so schändlich, daß sie dieß wichtige Recht verwirkten und eine Reform in diesem Theile der Kirche veranlaßten.“ Gegen diesen Satz, noch mehr aber gegen die Beweise, mit denen es übrigens Hrn. Hüllmann unmöglich hat Ernst seyn können, — und zum Spaß ist doch die Sache zu wichtig — richtet Hr. Stenzel diese Beilage und sagt in Beziehung auf die oben angeführten Worte S. 130: „Dieses scharfe Urtheil widerspricht so geradezu dem, was ich von der eigentlichen Bedeutung der Simonie von Heinrich III., ja selbst von dessen Nachfolger gesagt habe, daß eine genauere Untersuchung der Beweise dieser starken Beschuldigungen nöthig wird, welche Hüllmann als den Grund des Wendepunkts der Geschichte Deutschlands (Hr. Stenzel wird ohne unsere Erinnerung wahrnehmen, daß das nicht gut gesagt ist, es kommt aber auf die Sache an) ja der christlichen Welt bezeichnet.“ Kein verständiger Mann wird indessen auf Mönchswitze und einzelne, zum Theil kindische Histörchen eine wichtige historische Thatsache gründen; es scheint daher fast, als hätte Hr. Stenzel sich unnöthige Mühe gegeben, die Geschichtchen und die Art der Beweisführung anzugreifen und ihre Richtigkeit darzuthun. Er konnte die Sache ruhig ihrem Schicksale überlassen, seine Darstellung spricht für sich selbst. Die siebente Beilage bildet, so kurz sie ist, ganz allein einen sehr wichtigen Beitrag zur Geschichte der Priesterherrschaft im Mittelalter und der Art, wie sie sich der Wittwen und Waisen, besonders der regierenden,

anzunehmen pflegten. Unter der Aufschrift: **Wie die geistlichen Herrn während Heinrich's IV. Minderjährigkeit mit dem Reichsgut in Deutschland wirthschafteten,** findet man die Angabe einzelner Vergabungen an die Stifter vom Jahre 1057 April bis 1065 Oktober. Dieses Register, so ansehnlich es ist, ließe sich, wenn wir nicht irren, noch bedeutend vermehren; doch führt es auch so zu sehr anziehenden und belehrenden Schlüssen über die Art, wie die Geistlichen zu den besten Gütern in Deutschland gekommen sind. Schon allein dieß kleine Register, wie die diesem Bande angehängten Zeittafeln, deren Nutzen und Gebrauch nur ein Gelehrter, dem es um Wahrheit und Genauigkeit zu thun ist, nach Verdienst würdigen kann, würden Hrn. Stenzel einen gerechten Anspruch auf die Dankbarkeit der Forscher geben. In der achten Beilage hat Hr. Stenzel Pagi's Zeitrechnung in Rücksicht auf die in Mantua gehaltene Kirchenversammlung gegen Einwürfe Mansi's in Schutz genommen, und durch eine Reihe neuer aus einzelnen Umständen gezogener Beweise unterstützt.

Wir übergehen die drei folgenden Beilagen, um die zwölfte zu erwähnen, welche der Prüfung des Theils von **Raumer's Geschichte der Hohenstaufen** gewidmet ist, der sich mit der letzten Lebenszeit Heinrich's IV. beschäftigt. Der Verfasser dieser Anzeige glaubt es um so mehr dem Publikum schuldig zu seyn, einige Bemerkungen über diese Beilage zu machen, da Hr. Stenzel sich auf ihn berufen hat, und ein Hr. Varnhagen, den das Publikum als den Vertheidiger des Hrn. von Tettenborn und der Hamburger Expedition, auch als Herausgeber des Cherubinischen Wandersmanns und ähnlicher Schriften kennt, ihn über das Urtheil über Raumer in den Berliner Jahrbüchern von 1830 S. 815 auf eine sehr ungebührliche Weise zu Rede stellt. Hr. Varnhagen ist ein alter Bekannter des Verf. dieser Anzeige, er will ihm daher nichts Unangenehmes sagen, sondern fragt nur die Gelehrten, wie auf einmal Saul unter die Propheten, oder, wenn das höflicher ist, der Prophet unter die Saule kommt? Er wendet sich zur Sache. Der Verfasser dieser Anzeige ist weit entfernt, auf ein zufällig geäußertes,

ohne seine Schuld ins deutsche Publikum gekommenes Urtheil Bedeutung zu legen; er gründete dieß Urtheil, das er aussprach, als er blos Ankündigung und Anfang des Werks in Händen hatte, nicht auf Einzelnheiten; er glaubte an dem Ernst, der Kraft, dem von Eitelkeit freien Streben, dem unbefangenen Wahrheitssinn des Geschichtschreibers zweifeln zu müssen. Man kann nach unserer Meinung sich sehr vieler Uebereilungen, vieler Fehler schuldig machen, sehr oft durch ein übereiltes Urtheil dem nachfolgenden Geschichtschreiber Gelegenheit geben, Irrthümer zu berichtigen, und dennoch tüchtig und brauchbar im Leben und als Schriftsteller seyn. Wenn aus dem Vortrage des Erzählers ein ächter, menschlicher, kräftiger, einfacher, durch keine Sophistik des Verstandes, der Phantasie, des Gefühls verbildeter Sinn hervorgeht, so erkennen wir in ihm den tüchtigen Geschichtschreiber, auch wenn wir keinen Forscher in ihm erkennen; fehlt seinem Vortrage eine der erwähnten Eigenschaften, so wird er uns nie bewegen, ihn als Lehrer der Geschichte, d. h. des Lebens und seiner Philosophie, anzuerkennen, so gelehrt, so gründlich, so zierlich er auch immer schreiben mag. Ref. fühlte sich indessen nicht berufen, über ein Werk, das viele Freunde und ein großes Publikum gefunden hat, öffentlich in Deutschland zu urtheilen, obgleich er das Urtheil des größten Kenners und Lehrers der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte, und des gelehrtesten Kenners der Urkunden, welchem Hr. v. Raumer selbst viele Beiträge verdankt, aus mündlicher Mittheilung kannte. Er ist nicht bevollmächtigt, das Urtheil der beiden Herrn bekannt zu machen, und findet auch nicht nöthig, das Seinige näher auszuführen, da Hr. von Raumer kein junger Mann ist, den man belehren könnte, und die, welche das Buch lesen, wohl wissen werden, was ihnen daran gefällt. Der Verfasser dieser Anzeige hatte zufällig in einem deutsch geschriebenen, aus der Handschrift ins Englische übersetzten Aufsatz über einige neue Erscheinungen der deutschen Literatur geurtheilt, der Aufsatz ist in der englischen, noch mehr aber in einer französischen Uebersetzung so verändert worden, daß er zu jedem einzelnen Urtheil darin sich durchaus nicht bekennen kann. In die-

sem Aufsatz eines längst vergessenen Review findet sich die Stelle über Raumer. Als er die Stelle in dem Review niederschrieb, hatte er Raumer's Buch noch nicht aufmerksam gelesen, er sieht jetzt, daß er sein Urtheil, nachdem er das Buch durchgelesen, nachdem er es gebraucht hat, anders fassen, anders begründen müßte; — günstiger würde es nicht ausfallen. Er wird sich indessen, wenn er das Buch künftig einmal anzeigt, streng in den Gränzen einer Anzeige halten, er wird dem Verf. im Einzelnen folgen, ohne Furcht, ihn zu verletzen, da er weiß, daß Hr. von Raumer viel zu sehr Weltmann ist, um sich für unfehlbar zu halten oder übel zu nehmen, wenn man vom Leben und dessen Verhältnissen andere Ansichten hat, als er. Was schadet es, daß neben hundert, welche loben, einmal Einer auftritt, welcher tadelt? Was hat es auf sich, daß Einer sagt: Er für seine Person billige dieses oder jenes nicht? Wer ist denn dieser Eine? Immer ein Gelehrter (denn daß bloße Zungendrescher über gelehrte Dinge urtheilen, ist eine Anomalie), der Sünden genug auf dem Gewissen hat! Journale haben in unsern Tagen in Deutschland allen Credit verloren; jedes Buch bahnt sich selbst seinen Weg, die Gründe eines Rezensenten, nicht sein allgemeines Lob oder sein Tadel werden mehr berücksichtigt; noch vor zehn Jahren war das ganz anders. Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Schriftsteller, mißverstandene Anwendung der Regeln der guten Lebensart des gewöhnlichen Privatlebens auf Staat und Literatur, oder um besser zu reden, auf das öffentliche Leben, machen leider Offenheit, männliche Gradheit, kräftiges Auftreten zum Verbrechen, und das schwache Publikum macht unschuldigen Scherz, oder einen unzeitigen witzigen Einfall zu Schärfe und Bosheit. Dadurch ist es dahin gekommen, daß unter den wenigen Urtheilsfähigen Keiner urtheilen mag, damit nicht sein Charakter verdächtig, er selbst verhaßt werde. Auf diese Weise wird Seichtheit und Schlaffheit in der Literatur herrschend, wie im Leben! Der Verf. dieses Aufsatzes hat diesen Bemerkungen hier einen Platz gegeben, nicht um seinetwillen; denn er glaubt mit dem Publikum, wie mit dem Leben, bald fertig zu seyn; er legt auf Mei-

nung und Urtheil, auf Erwähnung und Nichterwähnung seines Namens täglich weniger Bedeutung; sondern um Hrn. Stenzel gegen Vorwürfe, die er hie und da hat gegen ihn laut werden hören, in Schutz zu nehmen. Hr. Stenzel hat mit der Geschichte der fränkischen Kaiser seine gelehrte Laufbahn eigentlich erst eröffnet, obgleich er vorher manches einzelne Gute geschrieben hatte, ihm muß mehr daran liegen, nicht mißverstanden zu werden, als dem Verfasser dieser Anzeige. Eine feste Meinung, ein sicheres Urtheil muß im Leben, wie in der Darstellung der Geschichte den kräftigen und gesunden Lehrer und Führer vom Schwächling, Höfling und Schmeichler unterscheiden; der sichere und bestimmte Ton, wenn er aus Reife des Urtheils entspringt, leitet am ersten zum kräftigen Widerspruch, der jedem Verständigen willkommen ist, weil nur ein Thor sich für unverbesserlich und sein Urtheil für unumstößlich halten kann. Wenn man von diesen Grundsätzen ausgeht, so wird man Hrn. Stenzel Dank wissen, daß er von S. 158 — 178 eine bedeutende Anzahl Stellen des Raumer'schen Werks geprüft hat, theils um Irrthümer nachzuweisen, theils um anzudeuten, daß man sich auf die Anführung der Quellen nicht verlassen dürfe, oder daß falscher Prunk mit Citaten getrieben und ein Schein von Gelehrsamkeit, der nur den Dilettanten täuschen kann, an Stellen aufgeboten sey, wo die Benutzung der frühern Bearbeiter und ihre freimüthige Anführung für Hrn. von Raumer viel rühmlicher gewesen wäre. Wahrscheinlich, wie wir von seiner Billigkeit hoffen, wäre Hr. Stenzel weniger streng gewesen, wenn nicht Hr. von Raumer die Eitelkeit gehabt hätte, sich das Ansehn zu geben, als wenn er überall unmittelbar aus den Quellen schöpfe, und wenn nicht er und seine Freunde das Buch auf eine so höchst lächerliche Weise erst angekündigt, dann ausposaunt hätten. Man handelt bekanntlich sehr unklug, wenn man die Erwartung der Menschen zu hoch spannt! Uebrigens schließt Hr. Stenzel seine Prüfung mit folgenden Worten, welche nach unserem Urtheil für Hrn. Raumer's Freunde so genugthuend sind, daß Hr. Varnhagen gewiß besser gethan hätte, zu schweigen, als die Sache noch einmal öffentlich zur Sprache zu

bringen und die vermeintlichen Gegner seines Freundes anzuklagen. Es heißt S. 178: „Es wird immer ein ausgezeichnetes Verdienst für Hrn. von Raumer bleiben, daß er sich, wie wohl klar vorliegt, ohne frühere eigentlich gelehrte geschichtliche Vorstudien aus einem Geschäftsleben einen so schwierigen Gegenstand zur Behandlung wählte, wie ein Theil der Geschichte des Mittelalters u. s. w." Der letzte und größere Theil dieses Bandes von S. 179 — 336 enthält unter dem bescheidenen Titel einer Zeittafel zur Geschichte der fränkischen Kaiser von 1024 — 1125 eine vortreffliche Uebersicht der ganzen Geschichte des Jahrhunderts, verbunden mit einer genauen und zuverlässigen Uebersicht der Reisen der Kaiser und ihres Aufenthalts in jedem Monat. Wenn man bedenkt, daß, um eine solche Tafel zu verfertigen, nicht blos eine genaue Bekanntschaft mit den Chroniken erfordert wird, sondern, daß man, wenn man nicht fremde Irrthümer nachschreiben will, alle Urkunden ohne Ausnahme selbst untersuchen muß, dann wird man eine Vorstellung vom Verdienst einer solchen Arbeit erhalten. Eine oberflächliche Vergleichung des Urkundenverzeichnisses von Georgisch (Regesta chronologico-diplomatica) und der Tafeln, welche Hr. von Raumer seiner Geschichte der Hohenstaufen angehängt hat, wird den Kenner überzeugen, daß Hr. Stenzel bei dieser Arbeit Fleiß und Mühe mit Einsicht und Methode verbunden gezeigt hat. Diese Vergleichung der Stenzel'schen Zeittafel mit der Raumer'schen Arbeit kann man um so leichter anstellen, da die Periode von 1106 — 1125 auf beiden Tafeln vorkommt. Beide, Hr. Stenzel und Hr. Raumer, benutzten Georgisch, aber auf ganz verschiedene Art. Mehrere Kenner der deutschen Kaisergeschichte und Forscher der Urkunden haben dem Verfasser dieser Anzeige versichert, daß sie die Zeittafeln des Stenzel'schen Werks bei ihren Arbeiten sehr brauchbar gefunden hätten; Jeder, der die Geschichte des Jahrhunderts der fränkischen Kaiser genauer studieren will, wird wohl daran thun, diese Tafeln bei seinem Studium unablässig zu Rath zu ziehen. — Bisher hat es uns immer noch an einer allgemeinen, auf Urkunden begründeten, Zeittafel der deutschen Kaisergeschichte gefehlt, da Georgisch bei

dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr zureicht. Wir sind aber so glücklich, ein Werk anzeigen zu können, welches diesem Mangel zum großen Theil abhelfen, und dessen Verf., Hr. Bibliothekar Dr. Böhmer in Frankfurt, sich dadurch ein bleibendes Verdienst sichern wird. Hr. Dr. Böhmer hat nämlich ein chronologisches Verzeichniß der Urkunden der deutschen Kaiser von Konrad I. bis Heinrich VII. (911 — 1313) ausgearbeitet, welches in einigen Monaten bei Hrn. Varrentrapp in Frankfurt erscheinen wird. Ueber fünftausend Urkunden werden hier in chronologischer Folge mit kurzer Angabe des Inhalts und mit Nachweisung der Bücher, worin sie zu finden sind, mitgetheilt. Es gehörte ein erstaunlicher, ausdauernder Fleiß dazu, eine Arbeit von solchem Umfange durchzuführen, da die Urkunden aus den verschiedenartigsten Büchern zusammengetragen werden mußten, und ein flüchtiger Blick auf die bereits gedruckten Bogen des Werks, die uns so eben zukommen, zeigt uns, daß der Verfasser mit Gründlichkeit auch Einsicht in das Bedürfniß des Forschers zu verbinden weiß. Keiner, der die deutsche Geschichte des Mittelalters genauer kennen lernen will, wird dieses Buch entbehren können.

In dem Augenblick, wo dieser Aufsatz abgedruckt werden soll, erhalten wir die Fortsetzung der Geschichte von Hessen vom Hrn. von Rommel, deren Anzeige wir uns für einen folgenden Band des Archivs vorbehalten. Von Rommel's Arbeit ist nämlich erschienen zuerst der vierte Band der Geschichte von Hessen, **) dann zugleich ein für die Geschichte der Reformationszeit höchst wichtiges Werk mit einem Reichthum von Urkunden und aus Urkunden gezogenen bisher unbekannten Nachrichten: „Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. Ein Beitrag zur genauen Kunde der Reformation und des sechzehnten Jahrhunderts. Nebst einem Urkunden-Bande. Aus den

---

**) Geschichte von Hessen durch Christoph von Rommel. 4r Band. Kassel 1830. Auf Kosten und im Selbstverlag des Verfassers, in Commission bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen.

Urkunden und andern Quellen bearbeitet und herausgegeben von Dr. Christoph von Rommel u. s. w." Text 598 Seiten, dann ein Band gelehrter und größtentheils urkundlicher Anmerkungen 668 Seiten stark, endlich ein dritter Band von 360 Seiten, der nur Briefe und Urkunden Philipp's enthält. Ueber dieses wichtige Werk, besonders den Urkunden-Band und die Anmerkungen behält sich der Verfasser dieser Anzeige einen Bericht in einem folgenden Bande des Archivs vor. Er wird anzugeben versuchen, was die deutsche Geschichte durch die gelehrten Forschungen des Verfassers und die Bekanntmachung der Urkunden gewonnen hat.

Berichtigungen und Nachträge zu dem im ersten Bande des Archivs eingerückten Artikel über Meyer's Handbuch der Geschichte der Schweiz.

Der Verfasser der Anzeige von Meyer's Handbuch der Schweizergeschichte im ersten Bande dieses Archivs würde es nicht gewagt haben, von einem so wichtigen Werk eine flüchtige Notiz zu geben, wenn er nicht sicher erwartet hätte, daß er einen etwa begangenen Uebereilungsfehler durch schnelle Berichtigung vergüten und das Publikum durch Nachrichten von angesehenen Männern in der Schweiz, also durch urkundliche Berichte, werde entschädigen können. Er hat sich in dieser Hoffnung nicht betrogen; ein Mann, der die Wahrheit sagen kann und will, hat es nicht abgelehnt, ihm über die neuste Geschichte einen genauen Bericht mitzutheilen. Bis Ref. diesen Bericht einrücken kann, will er wenigstens dem Publikum die Berichtigungen seiner Anzeige, die ihm von dem Verf. des Handbuchs selbst, und von einem würdigen und gelehrten Berner Staatsmann zugekommen sind, nicht vorenthalten. Er wird hier blos die das Publikum angehenden Stellen aus den Briefen der beiden erwähnten Männer ausziehen und die Auszüge abdrucken lassen, ohne eine Bemerkung beizufügen, weil von Dingen die Rede ist, die aus keinen andern Quellen als aus Mittheilungen von Männern, die in Geschäften gebraucht wurden, geschöpft werden können. Ref. rückt hier um so lieber diese Berichtigungen ein, als es ihm sehr leid gethan hat, daß er durch eine Uebereilung in seiner Anzeige des Meyer'schen Handbuchs aus zwei verschiedenen Personen eine einzige gemacht, oder besser

einen ganz unschuldigen Rengger in die Schuld eines andern desselben Namens verwickelt hatte. Er sieht jetzt aus der Art, wie ihn die Zürcher politische Zeitung darüber ausgescholten hat, daß seine einleitenden Bemerkungen zu der Anzeige, sein Geständniß über die Incompetenz seines Urtheils und über seine Unbekanntschaft mit der Spezialgeschichte der handelnden Personen, ihn gegen die schweizerische Heftigkeit nicht haben schützen können. Ref. will, um dem Zürcher Zeitungsmann zu zeigen, daß er gern Buße thut, wenn er gesündigt hat, ihm melden, daß er in dem Buche eines grundgelehrten Göttinger Professors noch viel gröber ausgeschimpft worden. Die Schmähschrift steht in einer Abhandlung über die Mythologie der Alten, Ref. hat aber den genauen Titel des Buchs vergessen, sonst wollte er es hier nebst der Nummer der Zeitung, die er ebenfalls vergessen hat, als amende honorable für seine Mängel und Sünden zur Freude aller derer, die gern hören, wenn er recht gemein ausgescholten wird, nachweisen. Was nun die ihm selbst mitgetheilten Berichtigungen angeht, so will er aus dem Briefe des Hrn. Staatsrath Meyer in Zürch zuerst Folgendes anführen: In Zürch, schreibt Hr. Meyer, sey die Censur gerade in den Tagen aufgehoben worden, als man an den letzten Bogen seines Buchs druckte; auch hätte er gefürchtet, die größere Zahl der Stimmen gegen sich zu haben, wenn er ganz offen und freimüthig schreibe, er wisse aber jetzt aus Erfahrung, daß er sich geirrt habe, da ihn das Zutrauen seiner Mitbürger auch nach der Herausgabe des Buchs in den Staatsrath gerufen habe, obgleich er diese Wahl in die souveräne Behörde seines Cantons durchaus nicht gesucht. Was den würdigen und gelehrten Professor Escher angeht, so freut sich Ref., daß ihm Hr. Meyer melden läßt, daß dieser nicht aus Aengstlichkeit gewarnt habe, sondern nur, weil er hie und da ein wissenschaftliches Bedenken gehabt, oder weil er gefürchtet habe, daß ein Ausdruck erbittern könne, statt zu belehren oder zu bessern. Auch Hr. Meyer rügt in seinem Briefe, daß Ref. die beiden Rengger verwechselt habe; allein er rügt auch, daß Ref. die Alliirten 1813 im Nov. in Frankfurt seyn läßt. Dießmal hat Ref.

der damals selbst in Frankfurt lebte, gewiß Recht, da jedermann weiß, daß die Alliirten nach der Schlacht bei Leipzig am 18. und 19. October den Franzosen auf dem Fuße folgten. Dagegen erkennt er eine andere Berichtigung mit Dank an. Hr. Meyer sagt, die vom Ref. angeführten im Finstern schleichenden Bernerischen Emissarien (deren Namen Ref. anführen könnte) hätten Bestandtheile des im Handbuche erwähnten Waldshuter Ausschusses gebildet. Wenn Ref. meint, Hr. Meyer hätte sich von Thibaudeau irre leiten lassen, so erklärt Hr. Meyer dagegen, daß er das Buch von Thibaudeau nicht kenne. Daß Zschokke nicht angeführt ist, entschuldigt Hr. Meyer durch Gründe, die wir um so weniger hier anführen wollen, als wir unten aus dem Briefe des wackern Berner Staatsmanns über diese Uebergehung eines Volksschriftstellers hinreichende Auskunft erhalten. Die Bemerkungen unsers Berner Correspondenten, zu denen wir nun übergehen, sind ausführlich und würden durch den Namen des Verfassers noch größeres Gewicht erhalten; wir nennen ihn aber nicht, weil er öffentlich nicht genannt seyn will, werden indeß jedem, der den Namen zu wissen verlangt, gern Auskunft geben, da unser Correspondent den ächten republikanischen Sinn hat, der ebenso weit von Eitelkeit und Schreibseligkeit entfernt ist, als von Menschenfurcht. Unser Correspondent beginnt damit, daß er die Aeußerung des Hrn. Meyer über die Censur in der Schweiz (wie jetzt Hr. Meyer selbst eingesteht) aus zu großer Furchtsamkeit und Behutsamkeit herleitet, und daß er behauptet, daß derjenige, der in der Schweiz nicht durch Furcht vor einem heftigen, oft übereilten und ungerechten Publikum abgeschreckt werde zu schreiben, sich durch die obrigkeitliche Censur schwerlich zurückhalten lasse. Unsere Berner Censur, fährt unser Correspondent fort, z. B. hat sich in den letzten acht Jahren, soviel ich weiß, sechs mal versammelt, und sich in diesen Sitzungen, wo ich nicht irre, drei mal mit Obscönitäten und moralischen Aergernissen und ein oder zwei mal mit Beschwerden anderer Regierungen über hiesige Schriftsteller, nie aber mit innerer politischer Literatur befaßt. In der Beurtheilung der der Revolution unmittelbar

vorangehenden Zeit scheint Meyer, fährt er dann fort, vorzüglich seine Vaterstadt, eine enge Handelsaristokratie, ins Auge gefaßt zu haben, die Lage der Unterthanen der Bernerischen und der drei katholischen Aristokratien war aber von der der Zürcherischen und der Baselschen Unterthanen sehr verschieden. Dort war Handel und Gewerbsfleiß des Landes zu Gunsten der Städte sehr eingeschränkt; diese hatten sich nicht blos die weltliche Regierung, sondern auch alle geistliche Stellen ausschließlich vorbehalten. Hier, wo Landwirthschaft die Hauptnahrungsquelle ist, wurde dieselbe ohne einigen Unterschied begünstigt, dem Handel überall freier Lauf gelassen und Vorschub im ganzen Lande gethan. Blos innerhalb der Weichbilder der Hauptstädte genossen deren Bürger in dieser Hinsicht einige Vorzüge, die aber in den meisten Landstädten noch strenger gefordert und benutzt wurden, als in den Hauptstädten selbst. Die weltliche Landesverwaltung und gewisse Stellen sicherte die Verfassung den Hauptstädten zu; an den zahlreichen geistlichen Stellen hatten auch die Unterthanen Antheil. Uebrigens herrschte eine solche unendliche Verschiedenheit im Zustande der verschiedenen Staaten und einzelnen Landesgegenden unsers Vaterlandes, daß alle, auch die entgegengesetztesten, Beurtheilungen ihres Werths und Unwerths sich mit unwidersprechlichen und thatsächlichen Belegen und Beispielen unterstützen lassen." Daß Ref. Hrn. Meyer auf Zschokke's Geschichte von Bündten verweisen wollte, mißbilligt sein Berner Correspondent. Er meint, die Darstellung sey dort zu einseitig; die Rolle, die Zschokke als Fremdling übernommen habe, seine Jugend, die Bewegung und Leidenschaft, in die er gerathen sey, habe seiner Darstellung sich mittheilen müssen. Meyer habe außerdem aus Quellen gearbeitet, habe also in dieser Rücksicht Zschokke's nicht bedurft. Sehr bestimmt widerspricht unser Correspondent der S. 203 geäußerten Meinung, daß der Widerstand der Berner unverständig gewesen sey. „Bern," heißt es in unserem Briefe, „glaubte nicht allein zu widerstehen, es hielt den Krieg für einen Bundes- und Volkskrieg und träumte nicht, von allen andern Ständen mit Ausnahme Solothurns so ganz und im Augenblick des

Kampfs verlassen zu werden; es hatte geglaubt, wenn es keinen Widerstand versuchte, an der ganzen Schweiz, an Vorwelt und Nachwelt, an Heerd und Altar und an sich selbst den schändlichsten Verrath zu begehen und es hätte ihn wirklich begangen. Die klügeren Zürcher erwähnen seitdem ihrer Klugheit nie, die Basler noch weniger! Ueberdies darf jener Widerstand nicht nach dem Maasstabe desjenigen eines kleinen Fürstenstaats beurtheilt werden; einem solchen mag es bisweilen gleichgültig scheinen, ob sein Herr Churfürst oder Kaiser heiße; es ist immer ein Herr und die Existenz des Unterthans bleibt eine Existenz. Nicht so ein freies Volk. Dieses soll nie begreifen können, daß zwischen seinem politischen und physischen Daseyn ein Unterschied möglich sey, daß sich das Erstere ohne das Letztere verlieren lasse. Es soll sich seiner Freiheit kräftiger wehren, als seiner Haut. Noch habe ich unter unserem Landvolk nie tadeln hören, daß man sich gewehrt und geschlagen habe, wohl aber, oft und viel, daß man hinter dem zurückgeblieben sey, was man habe leisten sollen. Jedermann in der Schweiz ist überzeugt, daß wir unser Wiederaufleben zur Selbstständigkeit der, durch jenen Widerstand und die Kraftäußerung von 1802, geretteten Achtung des Auslandes zu danken haben, während ein feiges Dahingeben unter die räuberische Übermacht der Franzosen jedem Wiederaufleben ein für allemal den Riegel vorgeschoben hätte. Wir wurden besiegt; aber besser den Untergang unter den Pallaschen der Kürassiere suchen, als ihn aus den Federn Unheil bereitender Diplomaten empfangen."

Ref. hatte Auskunft über den Betrag des Berner Schatzes gewünscht, sein Correspondent behauptet, er lasse sich durchaus nicht mehr ausmitteln. „Alle Belege," schreibt er, „sind zerstört, außer dem von den Franzosen und ihren Angestellten Geraubten, verflog ein Theil im Lande selbst; dabei habe ich die bestimmtesten Anzeigen, daß gegenwärtig kein Mensch in Bern, selbst keiner unserer Staatsmänner eine sichere Kenntniß von jenem Betrage hat. Die Frage, warum er nicht bei Seite geschafft worden, konnte Hr. Meyer nicht lösen, denn er hätte sie nie ergründen können."

Meyer's Urtheil, dem die Recension S. 204 beipflichtet, „die Kämpfer unterlagen in dem letzten unglücklichen Kriege, weil das Pflichtgefühl erkaltet war u. s. w. und weil die demokratischen Kantone nur an sich selbst dachten," scheint dem Correspondenten nicht ganz gerecht. „Ueberhaupt," sagt er, „werden jene Verhältnisse und Menschen nicht blos im Auslande, sondern auch in den Städten des Inlandes meist falsch beurtheilt. Die Revolution entwickelte sich nicht von Innen heraus, und ohne feindliche Heere hätte das noch gesunde Gebälk des alten Gebäudes die morschen Ausbaue desselben noch lange aufrecht erhalten. Freilich gährte es im Waadtland und einigen Städten und Landstrichen der innern Schweiz: aber ohne Frankreichs Einwirkung wäre es zu keinem Ausbruche gekommen. Die deutschen Berner, unzugänglich den Einflüsterungen französischer Aussendlinge, schlugen sich muthig, entschlossen, ja wüthend: sie glaubten sich unüberwindlich, vertrauend auf Gottes Schutz und auf ihre Leibeskräfte, die freilich in heutigen Kriegen zu wenig mehr in Anschlag kommen. Die Aufhetzer fanden keinen Eingang, so lange sie blos Freiheit predigten; aber als ihnen einfiel, einige Fehler der Obern, einige, dem gemeinen Mann unerklärliche Truppenbewegungen, verschobene Angriffe und die ersten Widerwärtigkeiten des Krieges einem Einverständnisse der Regierenden und Kriegsbefehlshaber mit den Franzosen zuzuschreiben: da kehrte sich die Wuth des Volkes wider seine Anführer und alle Städter — nicht als gegen die Feinde, sondern als gegen heimliche Anhänger der aufzudringenden Freiheit, und es erfolgten schauderhafte Auftritte, welche die Auflösung aller Streitkräfte beförderten. Erst nach vorübergegangenem Sturm bildete sich die Revolution in vielen Theilen der deutschen Schweiz ihre Anhänger, durch Beförderung zu einträglichen Stellen. Merkwürdig ist die Erfahrung, daß selbst in mehreren der sogenannten gemeinen Vogteien, deren Verwaltung mehrentheils sehr elend und deren Loos wirklich beklagenswerth war, und Umwälzungsversuche längst entschuldigt hätte, dieses Gefühl ebenfalls nur nach und nach aufwachte. Der unglückliche Ausgang dieses Krieges ist also kei-

neswegs der Entmuthigung des Kriegsvolkes zuzuschreiben, sondern der feindlichen Uebermacht und Ueberlegenheit an Reiterei, Geschütz, Kriegsübung und Anführung, der fehlerhaften Wahl unseres Kriegssystems, der reinen Vertheidigung, die für Milizen durchaus nichts taugt, dem Abzug der eidgenössischen Bundescontingente aus der Linie im entscheidenden Augenblicke, und endlich der Treulosigkeit der Franzosen, die die Bernerische und Solothurnische Linie mitten in Unterhandlungen und während eines geschlossenen Waffenstillstandes überfielen." „Dem S. 208 aufgestellten Begriff eines Ideologen," fährt unser Correspondent fort, „entspricht das in Laharpe gewählte Beispiel nicht am besten. Dieser Mann ist noch nie unparteiisch geschildert worden; aber sein Ruf ist nicht blos bei den, von ihm so leidenschaftlich und oft höchst ungerecht angefeindeten aristokratischen Ständen und ihren Anhängern, sondern selbst bei allen vernünftigen und gemäßigten Freunden der neuen Systeme, mehr als zweideutig, sowie auch die Beweggründe seiner Handlungen beinahe von keinem Menschen mehr in reiner Ideologie gesucht werden. Nach seinen Schmähungen gegen alle Fürsten, und den Aufrufen zu ihrer Vertilgung sollte er von keinem derselben Bänder und Sterne tragen, noch Pensionen von ihnen annehmen. Wie grell sticht dieß ab gegen das Verfahren des edeln, verkannten Finsler, der nie Revolutionär, aber stets ächter Republikaner genug war, um 1815 keinen Augenblick anzustehn, das ihm übersandte Leopoldscommandeurkreuz sogleich zurück zu senden, weil er nur dem Vaterland gedient habe, und sich für künftige Dienste von Oestreich nicht belohnen lasse. Dolder war, wie er im Archiv richtig geschildert wird, und wie man ihn hier allgemein bezeichnete, ein stets obenaufschwimmender Korkstöpsel: daneben aber sehr gutmüthig und gemüthlich, hinderte Böses wo er konnte, that Gutes, wo es sich thun ließ, und verfolgte keine Partei, keinen Menschen. Seite 213 wird es Wattenwyl's Commando beigemessen, daß 1813 aus der Vertheidigung der Neutralität nichts geworden sey. Hiedurch geschieht ihm großes Unrecht. Bei Uebernahme des Oberbefehls fand er den Neutralitätscordon von Mendris

bis Basel zerstreut, und erhielt, ungeachtet aller Vorstellungen, zur Behauptung dieser unförmlichen Linie nie über 8000 Mann, die Verbündeten aber drängten mit 80,000 Mann nur auf die Punkte Rheinfelden und Basel. Das Bundesdirectorium hatte Zürich; folglich stand weder die Vermehrung der Streitkräfte noch die Verhinderung des Einfalles mit solch geringer und zersplitterter Macht in seiner Gewalt. Ueberdieß aber wurde die ganze Unterhandlung mit den Verbündeten von einer Partei geführt, die seit mehreren Jahren in offner Feindschaft gegen die Bernerische Kantonsregierung und gegen Wattenwyl insbesondere aufgetreten war, und die im Allgemeinen den Sturz der damaligen Verfassung, besonders aber den des Schultheißen beabsichtigte. Es waren freilich zum größern Theil Glieder alter Geschlechter, die aber in der Mediationsregierung keine Anstellung, oder wenigstens nicht befriedigenden Einfluß gefunden hatten. Wattenwyl verabscheute diese Umtriebe aus Herzensgrund; hätte er sich an Truppen stark genug gefühlt, er hätte die Neutralität aufs Aeußerste vertheidigt, und wäre er am 23. Christmonat 1813 in Bern und nicht bei den Truppen gewesen, er hätte sich der Auflösung der Regierung aufs Nachdrücklichste widersetzt. Noch erinnere ich mich des kraftvollen Schreibens, das er am 24ten an, wo ich nicht irre, Fürst Schwarzenberg erließ, im Augenblick, da Jedermann noch an Herstellung der alten Republik Bern glaubte, und worin er den verbündeten Monarchen das Unrecht schilderte, das in diesem Einfall, in diesem Umsturz einer beglückenden Ordnung liege! Wattenwyl ist es, dem wir, nach Herstellung einer Regierung, den Grundsatz einer erneuerten Landesvertretung verdanken, und wenn es von ihm abgehangen hätte, so wäre das Zahlenverhältniß für dieselbe weit günstiger ausgefallen, als es jetzt ist. Alle annähernde, alle friedliebende Maaßregeln der Regierung hatten ihn und v. Mülinen zu Beförderern, und bis auf diesen Tag läßt ihnen das ganze Land und alle billigen Menschen die vollste Gerechtigkeit widerfahren, während die traurigen und vereinzelten Ueberbleibsel jener Partei ihnen noch jetzt feindselig gegenüber stehen, und ihre unverletzte Rechtschaffenheit dadurch

unwidersprechlicher beurkunden, als es ein Panegyrikus thun könnte. Wattenwyl ist ein Mann, der seine übernommenen Pflichten noch nie einseitigen Interessen hintangesetzt hat, der immer eher über dem Schweizer den Berner, als über diesem jenen vergißt, sowie er nur dann als Bürger der Hauptstadt zu handeln beginnt, wenn er seinen Pflichten gegen die Republik vorerst ein volles Genüge geleistet hat, was ihm oft genug von vornehmen und gemeinen Spießbürgern vorgeworfen wird. Wenn auf Einen Berner, so läßt sich das Justum et tenacem propositi virum des Horaz auf Ihn anwenden. Dieß dürfen Sie um so eher auf mein Wort glauben, da ich lange in ziemlich unangenehmen Verhältnissen mit ihm stand, und also nicht aus Privatneigung, sondern aus eben so historischer Ueberzeugung von ihm spreche, als ob ich die Vertheidigung eines Epaminondas oder Sülly übernommen hätte."

„Auf den gleichen Seiten wird Hrn. Meyer vorgeworfen, daß er die Deputation der alten Berner nach Frankfurt übergangen habe. Wirklich bedaure auch ich die nicht vollständige Entwickelung jener Vorgänge, bei welcher Bern's Ehre weniger gelitten hätte, als bei allgemeinen Andeutungen. Ueber jene sogenannte Deputation ist aber die Recension auch etwas im Irrthum, und der Ausdruck „die alten Berner" zu unbestimmt und nicht richtig. Keine Behörde, keine Corporation, keine Gemeinheit sandte jene Abordnung; sondern einige Glieder jener, durch getäuschte oder unbefriedigte Hoffnungen gereizten Partei reisten zu den verbündeten Heeren, deren Häuptern sie ihre Stimmung als die in der Schweiz vorherrschende mögen geschildert haben. Als die Annäherung der Heere an die schweizerischen Grenzen deren Erreichung erleichterte, wanderten jene Leute zahlreich aus nach Gutdünken in die Hauptquartiere und drangen auf den Einmarsch; sie hatten aber weder die Zustimmung der Regierung, von deren Mitgliedern kaum fünf oder sechs mit ihnen einverstanden waren, noch die des Bernerischen Publikums, das ihnen, a priori und a posteriori, alles aus der Neutralitätsverletzung hergeflossene Unheil zur Last legte. Daß indeß die fremden Diplomaten, die großentheils jenen Einmarsch

betrieben, diese Unterhändler gern für Abgeordnete der Nation und eines achtungswerthen Publikums geltend machten, war für Leute, die seit 20 Jahren bei den Franzosen erfolgreich in die Schule gegangen waren, natürlich. Aber es geschieht der Gesammtheit der Berner hohes Unrecht, wenn man die Umtriebe einer Faction unter ihnen, die durch fremde Begünstigung einen plötzlichen Aufschwung nahm, ihrem ganzen Namen zur Last schreibt. Meyer ist zu tadeln, daß er die Handlungsweise der fremden Diplomatik, besonders des Freiherrn Senfft von Pilsach, der die Rolle eines Mengaud von 1798 spielte, und auch anderer jener Botschafter, beinahe unbemerkt durchschlüpfen läßt; hier opfert er seiner Klugheit die Ehre seiner Landsleute auf und befolgt sein differ et in praesens tempus omitte für einen Eidgenossen sehr zur Unzeit."

„Die Vorgänge vom 24. Christmonat 1813 bis ins Frühjahr 1814 sind zu sehr nach den damaligen Flugschriften geschildert, deren nur von der gemäßigten Partei, d. h. von denen, die jeden Umsturz verabscheuen, er komme von welcher Seite er wolle, meines Besinnens, keine verbreitet wurden. Zu einer berichtigenden charakteristischen Darstellung jener schlimmen Tage gebricht es hier an Zeit und Raum; der Kern der Geschichte besteht in den argen Mißgriffen der Zehnercommission in Bern, in welcher die Glieder der Umwälzungspartei vorherrschten, und der dadurch in der ganzen Schweiz gegen Bern aufgeregten Stimmung. Die neu organisirte Regierung erbte mit den Ansprüchen auch den Haß der Zehnercommission, und konnte, obschon sie die erstern bald nach ihrem wahren Werthe zu würdigen wußte, nicht so leicht einlenken, als eine große Zahl ihrer Glieder wohl gewünscht hätte; denn die Partei war stark in ihrer Mitte, und die Bearbeitungen des Landes durch die Anhänger des entgegengesetzten Prinzips, die drohend feindselige Stellung mancher Nachbarstände, und der Stand der Unterhandlungen drangen dieser Regierung eine Beharrlichkeit auf, deren man überdrüssig war, lange ehe man davon abzustehen sich erlaubte. Bern und Waadt nebst Aargau standen gegen einander in Waffen, als bei ersterm schon längst alle

Eroberungsgedanken verschwunden waren; aber in allen drei Kantonen erwartete man von einem Augenblick zum andern vom Gegner angegriffen zu werden; alle unsere Anstalten waren auf bloße Vertheidigung berechnet, und wie wir nachher erfuhren, so waren es diejenigen unserer vermeintlichen Angreifer ebenfalls. Indeß schürten in- und ausländische Federn von jeder Farbe das Feuer der Zwietracht, und erschwerten jede Annäherung; denn in Freistaaten hat die öffentliche Stimmung einen viel unmittelbareren Einfluß auf solche Verhältnisse, als in Monarchien. Es hätte gewiß nicht Bonaparte's Landung bedurft, dem Unwesen ein Ende zu machen und eine Annäherung zu bewirken, hätten die fremden Minister und die einheimischen Libellisten, unter welchen letztern Professor Haller und General Laharpe sich einander so wenig als in anderer Hinsicht etwas vorzuwerfen haben, die Leidenschaften nicht immer neu gereizt und auf beiden Seiten den Ehrenpunkt gegen die Versöhnung ins Spiel gebracht."

„Aber auch der Geist, die Beweggründe und die Wirkungen von Zürich's und Reinhard's Maaßregeln dürfen nicht ganz nach Meyer's, des Zürcherschen Senators, Darstellung beurtheilt werden; hierüber konnte und durfte er nicht anders schreiben, als er schrieb. Mein eigenes Urtheil durch Unterredungen mit einem der ersten, verständigsten und bestunterrichteten Staatsmänner Zürich's selbst gebildet, geht dahin, daß Zürich's und Bern's Absichten in jenen stürmischen Tagen zwar verschiedene Richtungen einschlugen, aber an Reinheit sich gleich waren. Bern beging die Thorheit, die ganze Welt vor den Kopf zu stoßen; Zürich suchte den Augenblick zu benutzen, sich Popularität und ein entscheidendes Uebergewicht in der neuen Eidgenossenschaft zu erwerben, um deren Stiftung es sich das ausschließliche Verdienst zuzueignen suchte. Hätte sich Zürich etwas bundesbrüderlicher und freundschaftlicher gegen Bern benommen, so wäre die Spannung in der Eidgenossenschaft lange vor dem Wiener Congreß gehoben worden. Beide Stände beobachten demnach mit gleicher Klugheit das System, in ihrem seitherigen Verkehr jede Berührung der Vorgänge

und Verhältnisse von 1813 und 1814 möglichst unberührt zu lassen."

„Noch ist die Andeutung zu berichtigen, wo Meyer S. 640 und die Recension S. 213, der Wirkungen des Waldshuter Comité durch englisches Geld Erwähnung thun. Ueber diese Geldgeschichte wurden Flugschriften gewechselt und amtliche Untersuchungen angestellt; allenthalben wurde auf Bestechungen gedeutet. Hierüber habe ich aber, nach 16 Jahren, die innigste und vollständigste Ueberzeugung gewonnen, daß dergleichen im Innern der Schweiz nicht stattgefunden. Die alten Anhänger der damals thätigen Partei bedurften keiner Bestechung, um sich für jenen Zweck gewinnen zu lassen, dagegen ist mir durchaus nicht bekannt, daß irgend ein Mann von Bedeutung, der sich früher nicht zu ihnen gehalten hätte, in jenen Zeiten auf ihre Seite getreten wäre. Aber auch unter dem Landvolke ließ sich nicht die geringste Einwirkung solcher Art bemerken. Jene Gelder, die England auf Bewerkstelligung des Durchmarsches durch die Schweiz verwendet haben soll, mögen allenfalls in den Cabinetten, Schreibstuben und Antichambren der verbündeten Heere ihre Liebhaber gefunden, auch wohl einige schweizerische Unterhändler kostfrei gehalten haben, aber an Bestechungen glaube ich weniger als jemals, und auch die öffentliche Stimme im ganzen Lande spricht dieser Beschuldigung alle Begründniß ab."

„Ueberhaupt habe ich den Geist, die Verhältnisse und den Gang der Ereignisse jenes Unglücksjahres noch nirgends richtig, unbefangen und billig geschildert gefunden. Eine getreue Entwickelung derselben darf nur von Männern erwartet werden, die mit tiefer Kenntniß aller Personen, aller Umtriebe, Ansprüche, rege gewordener Hoffnungen, Besorgnisse, augenblicklicher Erscheinungen, selbst vorübergehender aber schnell wirkender Sagen und Gerüchte, genugsame Unabhängigkeit und Unbefangenheit verbinden, um alles dieses treu, unparteiisch, der Welt mittheilen, oder noch lieber, hinterlassen zu können. Keine der damaligen 19 Republiken hat sich vielleicht ganz fehlerfrei durch jene Stürme durchgeschlagen, aber auch keine sich in demjenigen

Grade allgemeinen Tadels so theilhaftig gemacht, wie ihn sich die Factionsschriften jener Zeit gegenseitig zuwarfen; Wenige stifteten allenthalben das Unheil, und die ganze Nation mußte den Vorwurf tragen."

„Eine merkwürdige Parteilichkeit der meisten Geschichtschreiber unserer Zeiten kann ich hier nicht ungerügt lassen. Die einheimischen Beförderer des Einmarsches der Verbündeten im Jahr 1813 sind im höchsten Grade tadelnswerth; ich gebe sie jedem Vorwurfe preis, ohne ihre Entschuldigung nur zu versuchen; aber gewiß waren sie um kein Haar schlechter als diejenigen, die 1798 für den Einfall der Franzosen intriguirten und ihre Truppen über die Grenzen hineinbegleiteten. Sie gefährdeten gewiß die Selbstständigkeit der Schweiz in noch höherem Grade, als dieß 1813 geschah, und fröhnten ebenso sehr ihrem Eigennutze, als die östreichischen Anhänger. Dennoch heben die meisten neuern Schriftsteller immer nur den Verrath, den Eigennutz, die Ruhestörerei der letztern aus, und machen diese Vorwürfe dem gesammten Bern, während sie das Verbrechen der erstern unberührt lassen, oder wo sie es anzeigen, doch durch Bezeichnung der schuldigen Individuen, der Nationalität der Waadtländer die gebührende billige Schonung angedeihen lassen. Beide Einfälle waren Erzeugnisse fremder Politik; die inländischen Cabalisten blos Drathpuppen derselben. Dennoch suchen jene Schriftsteller insgemein den französischen Einfall von innerer Verdorbenheit der Regierungen, den östreichischen von Berns Aufforderungen herzuleiten. Ihre ganze Unparteilichkeit besteht hier in dem Umstande, daß sie an beiden Orten fehlschießen."

„Daß endlich Meyer bei Aufzählung schweizerischer Geschichtschreiber Zschokke nicht erwähnt, wundert mich weniger, als daß er Hottinger übergeht, der an Tiefe und Gründlichkeit der Forschung Müller zur Seite, an Unbefangenheit und Aufrichtigkeit aber ihm und vorzüglich dem gallsüchtigen (?) Glutz gewiß vorsteht: von dem eine Umarbeitung des Glutzischen Bruchstückes allgemein und sehnlich gewünscht wird, und der bei seinem edeln und milden Charakter

billig zu beklagen ist, sich für seine Arbeit auf einen der düstersten und abstoßendsten Zeiträume der vaterländischen Geschichte, die bürgerlichen und Glaubenskriege, angewiesen zu sehen. Die Niederschreibung seines zweiten Bandes muß eine wahre Seelentortur für den wackern Mann gewesen seyn."

Noch Einiges, worauf es keiner Antworten bedarf.

Das 111te Stück der Göttinger Anzeigen (vom 17. Juli 1830) enthält eine sehr kurze Recension des Archivs. Der Rec. beginnt mit zwei Sätzen aus der Vorrede, die man dort nachlesen mag, und fährt dann also fort: „Uebrigens wird man (die Herausgeber des Archivs) es möglichst so einzurichten suchen, daß jeder Hauptpastor Göze seinem Lessing begegne. — Unsere Leser werden hiernach sowohl den Geist als den Ton dieser neuen Zeitschrift hinreichend beurtheilen können. Wir würden nicht von ihr sprechen, wenn wir nicht glaubten, sie einmal erwähnen zu müssen, um unser künftiges Stillschweigen zu rechtfertigen; da sie, wie es scheint, hauptsächlich gegen Göttingen gerichtet seyn soll, welches überhaupt, vor allen jedoch der Verf. dieser Anzeige, bekanntlich (?) das Unglück hat, bei Herrn G. H. R. Schlosser in tiefster Ungnade zu stehen. Gleich dieses erste Heft enthält bereits zwei Aufsätze polemischer Art; den einen gegen eine Recension in diesen Blättern, die ihr Verfasser, wenn er es nöthig findet, vertheidigen mag; den andern gegen den Unterzeichneten, worauf es keiner Antworten — bedarf, da sie (die Antworten) längst in — seinen Schriften stehn. Indessen ist ihm doch nun die Ehre zu Theil geworden, der Erste zu seyn, der sich seinen Lessing gegenüber gestellt sieht. Selbiger nämlich ist der Herr Dr. G. A. Bercht, wohnhaft in Frankfurt am Main. — Heeren." — Man wird fühlen, daß der Verfasser jenes Aufsatzes polemischer Art es nun seiner Ehre schuldig ist, auf den Gegenstand zurückzukommen.

In judicio de aliis error est inhumanus, non nisi vitia videre: humanus, non nisi bona: haec demum recta est ratio, et bona et mala diligenter animadvertere et ponderare.

D. Wyttenbach.

Daniel Wyttenbach erzählt in seinen Bemerkungen zu Julian's Lobrede auf Constantius, wie eigen es ihm mit Spanheim ergangen sey. Als er noch um seiner Jugend willen zu bescheiden war, seinem eignen Urtheil sicher zu vertrauen, wurde ihm von angesehenen Gelehrten Spanheim als Koryphäe der Gelehrten, als ein Mann gepriesen, der einen Scaliger, einen Casaubonus weit überrage. Wyttenbach studirte nun Spanheim mit eifriger Liebe, und da er sich, ungeachtet der vorgefaßten Bewunderung, nicht befriedigt fühlte, schob er anfangs die Schuld auf sich selbst, allmählich aber fing er an, hie und da etwas zu vermissen, bis ihm endlich klar ward, was es denn eigentlich sey, was ihn unbefriedigt lasse. Auf ähnliche Weise erging es mir mit den Schriften des Hrn. Hofrath Heeren. Lange war ich Heeren's eifriger Bewunderer; bei jedem Schritt, den ich in der Wissenschaft that, glaubte ich ihn zu Rath ziehn zu müssen; seine Werke kamen nicht von meinem Pulte; ehe ich ein Buch las, sah ich nach, ob und wie Heeren es empfehle, bei jeder Periode der Geschichte suchte ich vor allen seine Ideen, seine Ansichten zu erfahren, um mir das Verständniß des Ganzen sowohl wie des Einzelnen zu erleichtern, und legte ich, was oft geschah, seine Bücher unbefriedigt weg, so geschah es mit dem schmerzlichen Gefühl, daß ich wohl zu beschränkt sey, den tieferen Sinn, der in den Worten liegen müsse, recht zu fassen. Mich überfiel dann eine unbeschreibliche Wehmuth, die mich Tage lang zu jeder geistigen Beschäftigung unlustig machte. Da erschien seine Schrift über Johannes von Müller. Ich kannte Müller's Schriften seit meinem fünfzehnten Jahre; seine Briefe an Bonstetten hatten mich für ihn begeistert; ich hatte selbst, was besser unterblieben wäre, seine Recensionen gelesen; eine Schrift von meinem geliebten Heeren über J. v.

Müller versprach mir daher den herrlichsten Genuß. Ich las und fand mich seltsam getäuscht, denn tiefer und richtiger glaubte ich sogar den Geschichtschreiber der Schweiz gefaßt zu haben. — Jetzt war ich auf dem Wege zur Freiheit, und ein Zufall kam hinzu, den Durchbruch zu befördern. Zwar verstand ich den Thucydides noch nicht, und konnte ihn nicht verstehen; aber ich wußte, daß die größten Männer aller Zeiten ihn als den größten aller Geschichtschreiber bewundert haben; ich kannte das Urtheil des größten und geistvollsten Kenners des Alterthums, Ruhnkenius, in der Abhandlung über Antiphon, dessen Schüler Thucydides war; ich kannte auch einzelne Theile, die Beschreibung der Pest, die Reden genau; ich war von Bewunderung für Perikles erfüllt. Wie ward mir daher, als ich in Heeren's Handbuch (S.227) die Worte las: „in dessen (Perikles) Defensivplan man kaum die Schwäche des Alters verkennen kann." Das war mir zu stark. Wollte Gott, rief ich aus, alle deutsche Professoren litten an solcher Altersschwäche! Was nach Thucydides (II, 65) der sicherste Beweis von der Geistesgröße des Perikles war, das hält Herr Hofrath Heeren für ein Zeichen von Altersschwäche! Ein solches Urtheil, glaubte der vorschnelle Jüngling, könne nur von einem Manne kommen, dem die Natur versagt habe, Großartiges würdig aufzufassen, und ich fing an, gegen die Urtheile eines im Modernen befangenen Mannes, besonders über Helden des Alterthums, die sich nicht so leicht würdigen lassen, wie Generale und Minister neuerer Zeit, mißtrauisch zu werden. Schon auf der folgenden Seite fand mein Mißtrauen neuen Stoff in dem Urtheil über zwei andere ausgezeichnete Männer des Alterthums. Brasidas ist (S. 228) „ein Feldherr, wie man ihn (ich würde schreiben: sie) in Zeiten von Revolutionen gebraucht (ich würde schreiben: braucht)." Was soll das heißen? Feldherrn von solchem Geist, solchem Muthe, solcher Freundlichkeit kann man zu allen Zeiten brauchen und wird sie zu allen Zeiten gebrauchen, also auch in Revolutionen, wiewohl hier vielleicht am wenigsten, denn hier möchten doch wahrscheinlich Feldherren, die sich nicht scheuen, Ströme Bürgerbluts ihren Ideen zu opfern, noch brauch-

barer seyn. Doch wäre es unnütz, darüber zu streiten; es kommt nur darauf an, ob das Urtheil richtig, ob es bezeichnend ist, und das leugnete ich, oder ich war zu stumpf, den tieferen Sinn zu fassen. Das Urtheil über Alcibiades glaubte ich dagegen vollkommen verstanden zu haben. „Alle Hoffnung zur Ruhe mußte verschwinden, da das Staatsruder von Athen in die Hände eines Jünglings wie Alcibiades gerieth, bei dem Eitelkeit und List die Stelle des Patriotismus und der wahren Talente vertraten.“ Ich begriff nicht, und begreife noch nicht, wie es möglich sey, gegen alle Zeugnisse der Geschichte, gegen alle Aussprüche eines Xenophon, Plato, Thucydides und so vieler Andern, gegen die Meinung des ganzen athenischen Volks einem Manne, der, wenn irgend Einer, alle Talente besaß, alle Talente abzusprechen. Dieses Urtheil ist wahrscheinlich einzig in der Geschichte. Eher könnte man am Patriotismus des Alcibiades zweifeln, wiewohl ich der Meinung bin — und hoffentlich darf Jemand, der 1790 geboren ist, 1830 eine Meinung haben — daß man ihn richtiger beurtheilt, wenn man seinen Haß gegen Athen mit dem Hasse eifersüchtiger Liebe vergleicht. Johann v. Müller sagt von Alcibiades: „Er hatte eine äußerst einschmeichelnde Beredsamkeit, welcher seine außerordentliche Schönheit, die Grazie seines Geistes, der Glanz seiner Lebensart und der Reichthum seiner Ideen alle Herzen öffnete. Zugleich war Alcibiades ein vortrefflicher Feldherr, ein feiner Staatsmann, und in den kleinsten Dingen geschickt, Bewunderung und Liebe zu erwerben. Seine auszeichnende Eigenschaft war eine eigenthümliche Leichtigkeit, alle Nationen und Menschen, sobald er wollte, durch vollkommenstes Eingehen in ihre Denkungsart und Sitten, einzunehmen. Als Bürger war er gefährlich, weil er mehr Gewandtheit als Festigkeit hatte, und seinen Leidenschaften alles erlaubte.“ (Allgem. Gesch. I. IV. Kap. 6.) Mein Erstaunen wuchs, als ich bemerkte, daß Herr Hofrath Heeren sich in seinen Urtheilen nicht gleich bleibe, woraus ich den Schluß zog, daß seine Urtheile nicht immer aus eigner Einsicht der Quellen hervorgegangen seyen. So z. B. befremdete es mich in hohem

Grade, daß derselbe Alcibiades, dem der Verf. des Handbuchs der Geschichte des Alterthums die Talente abspricht, sie von dem Verf. der Ideen (S. 333 neue Ausg.) wieder erhält. Noch weit mehr aber befremdete mich, dergleichen fast unglaubliche Widersprüche in demselben Buche zu finden. Nach S. 126 des Handbuchs ist Philipp von Macedonien „vielleicht," nach S. 254 ist er „wahrscheinlich" auf Veranstaltung der Perser ermordet worden. Und wahrscheinlich überdem ist die Bemerkung des H. H. ganz aus der Luft gegriffen. Es ist überhaupt ein eignes Ding mit dem, was vielleicht oder wahrscheinlich geschehen ist, besonders mit dem, was vielleicht oder wahrscheinlich geschehen seyn würde, wenn dieses oder jenes geschehen wäre. Hr. Hofrath Heeren gebraucht diese Wendung öfter. So würde Alexander vielleicht nicht als Eroberer Asiens glänzen (S. 126), wenn nicht Memnon's Tod die Invasion in Macedonien vereitelt hätte. Nach einer andern Stelle dagegen (S. 255) würde wahrscheinlich der Mangel einer Seemacht Alexander's „Project" vereitelt haben, wenn nicht Alexander's Geschwindigkeit Memnon's Invasion vereitelt hätte. — Doch man nenne die Seite in der Darstellung Alexander's, welche den Ansprüchen der Wissenschaft genügen könnte. Selbst gegen die Richtigkeit der Sprache ist einiges zu erinnern. So will Alexander (S. 256) durch die siebenmonatliche Belagerung von Tyrus Herr des Meers werden. Wenn wir nicht irren, so hatte Alexander nicht die Absicht, Tyrus sieben Monate lang zu belagern, und Herr des Meeres wollte er gewiß nur durch die Einnahme von Tyrus werden.

Einige Zeit nachher fiel mir Heyne's Biographie in die Hände. Die Heynischen Commentare mit ihren ewigen Fingerzeigen auf die Schönheiten des Dichters, die ein Jeder lieber auf seine eigne Weise empfindet, und die ich in den Hörsälen und im Walde von Schulpforte viel schöner zu empfinden glaubte, hatten mich zwar nie sonderlich angezogen. Sie kamen mir oft vor, wie das „Wanderer, setze dich auf diese Bank und bewundere!" in schönen Gegenden, die ohnedieß das Herz freudig

stimmen; der reine Genuß des Schönen wird nur gestört. Weit mehr hatten Bentley, Ruhnkenius und Friedr. Aug. Wolf, die ich durch meinen vortrefflichen Lehrer, Hrn. Prof. Lange in Schulpforte, schon früh kennen lernte, meinen Geist angezogen. Dennoch nahm ich Heyne's Biographie mit großen Erwartungen in die Hand. Ich hoffte etwas ähnliches zu lesen, als die bekannten Schriften von Ruhnken über Hemsterhuis und von Wyttenbach über Ruhnken, deren geistvolle Art, so oft ich auch wieder las, mich immer von neuem wahrhaft bezauberte. Allein auch hier fand ich mich seltsam getäuscht. Manche Stellen zwar erfreuten, bewegten mich, allein das waren meist Heyne's eigne Worte über seine mühselige Jugend. In dem was Hr. Hofr. Heeren erzählt, berührte mich manches sehr unangenehm, namentlich zwei Stellen, zuerst S. 66 ält. Ausg.: „Unter andern war auf diesem Gute auch eine Lichterzieherei, über welche Heyne die Aufsicht zu führen hatte. Es schien sein Loos, auf mehr wie Eine Weise Licht zu verbreiten." Wenn diese Stelle mein ästhetisches Gefühl verletzte, so verletzte eine andere nicht minder mein moralisches: „Bei einer kleinen Statur war er (Heyne) doch völlig regelmäßig gebaut; alle Glieder in der vollkommensten Proportion; seinen Scheitel — er hätte als Greis damit, wie wenig andere, coquettiren können — hielt Wilhelm Tischbein selbst für einen der schönsten, die er gesehen habe" (S. 445). Ein Greis, der mit seinem Scheitel coquettirt, buhlt, liebelt, hähnert, oder wie man es sonst verdeutschen mag, — welch ein widriges Bild! Welcher Student könnte einen Professor, der mit seinem Scheitel oder irgend einem andern Theile seines Körpers coquettirte, wahrhaft achten? So fand ich nach und nach viele Stellen, die meine Bewunderung immer mehr herunter stimmten, und mich endlich zu der Ueberzeugung führten, daß der Herr Hofrath Heeren, so viele und glänzende Verdienste er auch sonst haben möge, weder als Geschichtschreiber, noch als Geschichtforscher zu den großen Männern des Vaterlandes gehöre. Sein Styl hat zwar allerdings, besonders in den Ideen, große Klarheit, Einfachheit, eine gewisse Xenophonteische Anmuth, und in

dieser Beziehung mag er Vielen zum Muster aufgestellt werden; in dieser Beziehung hat er auch gewiß, besonders in einer Zeit, wo die Geschichtschreibung auf mancherlei Abwege gerieth, wohlthätig auf den Geschmack in der deutschen Literatur eingewirkt, weil wenige der gediegneren Historiker — von den Übrigen rede ich nicht — so viel gelesen worden sind, als Heeren. Allein demungeachtet fehlt seinem Styl etwas sehr Wesentliches: die Kraft; er ist oft unmännlich, breit, zerfließend, oft überladen mit poetischen Bildern und rhetorischen Wendungen, die in einem Werke, wo man den Gang ruhiger Forschung zu finden wünscht, auf mich wenigstens, man verzeihe es mir, einen unangenehmen Eindruck machen. In den allgemeinen Vorerinnerungen zum dritten Theil der Ideen finden wir auf fünfzehn Seiten einige dreißig Fragen und Exclamationen. Man glaubt einen Redner der französischen Akademie zu hören; man hört ihn vielleicht gern, und man würde ihn noch lieber hören, wenn das Rednerische weniger aus dem Streben Effekt zu machen, als aus kraftvoller Begeisterung hervorgegangen wäre; allein der Verfasser hat uns keine Reden versprochen, sondern Ideen; er hat sich uns als Forscher angekündigt, der nicht etwa allgemeine Betrachtungen, wie Herder, sondern Untersuchungen über die Politik und den Handel der Griechen geben will,*) und ruhige Forschung scheint mit rhetorischer Darstellung nicht wohl verträglich. Wir wollen einige Beispiele anführen.

*) Siehe Vorr. zu Ideen Th. I. S. V. Ebenso Vorr. zu Ideen Th. III. S. VI. „Was er geben will, sagt der Titel (?) seines Werks auf das bestimmteste: Untersuchungen über die Politik" u. s. w. Doch bittet der Verf. S. VIII, nicht zu vergessen, daß er nur Ideen versprochen habe; sein Zweck sey gewesen, die allgemeinen Ansichten zu liefern, durch welche — seiner Meinung nach — das Studium des Einzelnen am meisten erleichtert werde. Dagegen verspricht der Verf. Vorr. zu Ideen Th. I. S. VIII eine Reihe von Völkergemälden in lebendiger Darstellung für Gebildete. Man sieht nicht recht, wie es möglich sey, dieß Alles zu vereinigen: Untersuchungen für Gelehrte und Völkergemälde für Gebildete, Untersuchungen, die nothwendig in das Einzelne eindringen müssen, und doch nur Ideen und allgemeine Ansichten, die das Studium des Einzelnen erleichtern sollen.

S. 75: „So ward und blieb griechische Volksreligion durch und durch poetisch. Bedarf es eines weitläuftigen Beweises, daß sie eben dadurch, als die unerschöpfliche Quelle für die griechische Kunst, auch dieser ihren Charakter gab"? S. 76: „In Homer fand Phidias das Ideal zu seinem olympischen Jupiter; und ist nicht das erhabenste Gebilde menschlicher Gestalt, das uns die Zeit übrig gelassen hat, ist nicht der vaticanische Apoll aus eben dieser Quelle geschöpft?" S. 71: „Seine (Homer's) Gesänge lebten fortdauernd in dem Munde der Nation; und wie wäre es möglich gewesen, Bilder wieder zu verwischen, die mit solchen Zügen und Farben gemalt waren? Zwar wird neben ihm Hesiodus genannt. Aber was sind seine Namenverzeichnisse gegen die lebendigen Bilder des Mäoniden?" S. 48: „Wie leicht waren die Thermopylen, wie leicht der Isthmus zu vertheidigen? Was die Uebermacht eines auswärtigen Eroberers vermochte, wird hier nicht (?) in Anschlag gebracht; und was vermochte selbst diese, so lange die Nation nicht selber ihre Fesseln sich schmiedete?" S. 49: „Für Gewerbe und Handel paßten die Seestädte; und wie laden die zerrissenen Küsten und der Kranz von Inseln zur Schifffahrt ein? War es nicht diese Vielseitigkeit des geschäftigen Lebens, welche eine Vielseitigkeit der Ideen und Kenntnisse erzeugte? Ward sie nicht die Grundlage zu der weitern Ausbildung der Nation?" Ebendas. „Nach Italien eine Ueberfahrt; und wie weit war es bis zu den ägyptischen Küsten? Schon in den fabelhaften Zeiten fand man den Weg von den thessalischen zu den kolchischen Ufern; wie viel früher und leichter nach jenen Gegenden, wo keine symplegadischen Klippen der kühnen Argo den Durchgang zu versperren drohten?" S. 143: „Unsterblicher! (Homer) Wenn es dir vergönnt ist, aus einem andern Elysium, als du hier es ahntest, auf dein (?) Geschlecht hienieden herabzublicken; wenn du die Völker von Asiens Gefilden bis zu den hercynischen Wäldern zu dem Quell wallfahrten siehst, den dein Wunderstab hervorströmen hieß; *) wenn es dir ver-

*) Ist es nicht zu lyrisch gesagt: der Stab heißt hervorströmen?

gönnt ist, die ganze Saat des Großen, des Edeln, des Herrlichen zu überschauen, das deine Lieder hervorriefen; — Unsterblicher! wo auch dein hoher Schatten jetzt weilt, — bedarf es mehr zu seiner Seligkeit?" — Wozu — man erlaube mir auch eine Frage — wozu alle diese Dinge, die ja fast jeder Schüler weiß, in Untersuchungen über den Handel und die Politik der Griechen? Man nenne mir ein Buch, wo mehr gefragt, wo mehr ausgerufen wird! *) — Den Beweis, daß diese Wendungen, wenigstens wenn sie so oft wiederkehren, charakteristische Zeichen des rednerischen Styls sind, brauche ich wohl nicht zu führen, da Cicero und Quinctilian davon gehandelt haben. Hätte der Verf. das Buch, aus dem die Beispiele gewählt sind, Reden über die Griechen genannt, so möchte schön seyn, was uns jetzt fehlerhaft scheint, denn schon Cicero räth dem Redner, sich der Exclamation zum Schmuck der Rede zu bedienen, wiewohl er doch auch hinzufügt: sed sententiarum ornamenta majora sunt. Auch rühmt Herr Hofrath Heeren selbst von Heyne (Biogr. S. 248) „auch beim Apoll und Laokoon hörte man keine Exclamationen." Es giebt vielleicht keinen Schriftsteller von Geist, dem nicht auch bei ruhiger Untersuchung hie und da eine rednerische Wendung entschlüpfte, und wenn die Darstellung dadurch lebendiger wird, ohne daß das Ganze einen schönrednerischen Charakter annimmt, so wüßte ich nicht, weshalb es nicht vielmehr zu loben, als zu tadeln wäre. Stellen aber, wie folgende, S. 295, wo von der Schlacht bei Marathon gesprochen wird, würde ich auch in einer Rede tadeln. „Aber neben dem Talent des Anführers, der das Lokal zur Deckung der Flügel zu benutzen verstand, entschied den Sieg doch nicht weniger die Uebung (?) der athe-

---

Und Mose hob seine Hand auf, und schlug den Fels mit dem Stabe zweimal; da ging viel Wasser heraus, daß die Gemeine trank und ihr Vieh.

*) Man könnte hie und da entgegnen, ich führte läppischen Krieg mit den Fragzeichen. Nein. Ich denke mich ihrer, wenn Gott langes Leben schenkt, noch oft zu bedienen.

nienſiſchen Bürgermiliz, gewohnt (?), auch in ſchnellem Vorrücken Reihe und Glied zu halten. Sie griffen im Sturmſchritt an; die erſten unter den Hellenen, die dieſes einführten. So warfen ſie die feindlichen Flügel; und der Name von Marathon ward unſterblich unter den Menſchen." Bürgermiliz unſterblich unter den Menſchen! Der wahrhaft Begeiſterte denkt bei dem Namen Marathon gewiß nicht an Bürgermiliz oder Nationalgarde, und wer taktiſche Unterſuchungen anſtellt, wer ſo eben ſehr proſaiſch, und das mit Recht, von Sturmſchritt, von Benutzung des Lokals, von Deckung der Flügel, von Reihe und Glied, vom Vorrücken geſprochen hat, der kann allerdings von den genialen Anordnungen des Feldherrn, oder vom Heldenmuthe des Heeres begeiſtert ſeyn, aber gewiß kommt er nicht in demſelben Augenblicke aus Begeiſterung auf den ziemlich flachen Gemeinplatz: „und der Name von Marathon ward unſterblich unter den Menſchen."

Dieſes Streben, den Ideen durch Rhetorik ein ſchönes Gewand zu geben, hat den Herrn Hofrath Heeren zuweilen auf ganz eigne Abwege geführt. So in folgender Stelle (S. 135): „Aber daß hier (in Kleinaſien) dieſer Geſang (das Epos) ſich erſt in ſeiner ganzen Herrlichkeit entfalten, zu der Höhe, zu dem Umfange ſich erheben ſollte, wozu er ſich erhob, — dieß war mehr, als man (wer?) erwarten mochte. — Gleichwohl geſchah es. Homer erſchien." Alſo erſchien Homer gegen alle Erwartung. Ich möchte eher die Behauptung umdrehen: wenn irgendwo ein ſo herrliches Aufblühen der Poeſie erwartet werden konnte, ſo war es auf den paradieſiſchen Inſeln und Küſten Kleinaſiens, wo die Sprache ſelbſt Geſang wurde. Übrigens wiſſen wir von jener Zeit ſo wenig, daß eine ſtarke Phantaſie dazu gehört, von übertroffenen Erwartungen zu ſprechen. Ich glaube an dieſen Beiſpielen, die ich leicht ſehr vermehren könnte, hinreichend gezeigt zu haben, daß die Darſtellung des Herrn Hofrath Heeren an vielen Stellen rhetoriſch und auf Effekt berechnet iſt, und es bedarf wohl keines Beweiſes, daß es nützlich ſeyn könne, die Jünger, welche ſich nach ihm bilden wollen, auf ſolche kleine Mängel aufmerkſam zu machen. Aber

abgesehen von dem möglichen Nutzen einer Kritik: führt nicht Herr Hofrath Heeren (Ideen III. 1, S. 392) als schöne Eigenthümlichkeit des Occidents an, daß er Kritik habe? Wer kann mich also tadeln, wenn ich dem Occident diesen großen Vorzug vor dem Orient, soviel ich vermag, zu bewahren suche? Oder ist vielleicht die Gelehrtenrepublik eine Oligarchie, in der man wohl über den gelehrten Pöbel, Gymnasiallehrer u. s. w., aber ums Himmelswillen nicht über die gelehrten Nobile's urtheilen darf? Haben wir Bonzen und Braminen? Ist dieß der Fall, nun, so betrachte man meine Kritik als Interpretationsübung, wobei mein Streben nach Heyne's Muster (Biogr. S. 192) zuerst dahin ging, „den Sinn jedes Satzes klar und bestimmt darzulegen. Also, was dichterisch gesagt ist, prosaisch auszudrücken. Dann ergab sich von selbst die Richtigkeit des Gedankens ꝛc. Auf diesem Wege erhob sich der Leser gleichsam über den Schriftsteller; er berichtigte zugleich seine eigenen Ideen, indem er die des Autors enthüllte. Was heißt, fügt Hr. Hofrath Heeren hinzu, praktische Verstandesübung, wenn es diese nicht ist?" Und diese Verstandesübung sollte mir nicht frei stehen? Ich weiß noch ein anderes Auskunftsmittel: Herr Hofrath Heeren denke, ich disputirte im Heyne'schen Seminar, wo nach ächtoccidentalischem Grundsatze „die Bemerkung des Schülers soviel galt, wie die des Meisters, wenn sie nur gut war." Mehrere sehr ausgezeichnete Männer haben meine Bemerkungen wirklich gut gefunden, und Pflichten der Pietät, die man in Göttingen seiner Zeit etwas weit ausdehnte, habe ich nicht, denn ich bin kein Schüler des Herrn Hofraths. Aber Hr. Heeren, sagt man, ist ein hochverdienter Gelehrter. Gut, das hindert mich nicht, über Wieland oder Niebuhr ein anderes Urtheil zu fällen, die Möglichkeit einer Geschichte des europäischen Staatensystems zu leugnen, oder einige Sprachbemerkungen zu machen. Im Gegentheil bin ich der Meinung, daß die Kritik um so schärfer seyn muß, je größer der Ruhm des Schriftstellers ist, den man der Kritik unterwirft; denn nur zu oft nehmen die Nachahmer, wie man bei Johann von Müller gesehen hat, gerade die Fehler ihres Meisters an, und es ist

unmöglich, wenn man nicht die allerschärfsten Waffen gebraucht, durch das Heer der Bewunderer durchzudringen. Aber gerecht muß die Kritik seyn; sie muß sich hüten vor Verdrehungen, vor hämischen Seitenhieben; sie muß sich des Guten auch bei dem erklärten Gegner freuen; sie muß keinen Schwiegervater und keine Vettern kennen, sondern Gelehrte und Ungelehrte, Tüchtige und Untüchtige. Die Kritik darf nicht zur Polemik werden, die den Mann angreift; sie muß sich auf die Sache beschränken. Doch wozu Grundsätze aussprechen, die wohl nur wenige Gegner finden!

In den beiden Handbüchern, welche Hr. Hofr. Heeren geschrieben hat, war natürlich wenig oder gar kein Anlaß, sich in das Gebiet der Rhetorik zu verirren; dagegen finden wir hier einen andern Fehler, das Streben nach epigrammatischen Spitzen und Gegensätzen, wozu Spittler's glänzendes Beispiel verleitet zu haben scheint. Allein diese beiden Männer sind von so verschiedener Natur, daß es für Heeren ebenso unmöglich ist, in scharfer, markiger Kürze Spittler zu erreichen, als es für diesen unmöglich gewesen wäre, sich Heeren's Rede-Anmuth anzueignen. Und wie sich jede Unnatur straft, so auch hier. Gerade in denjenigen von Heeren's Werken, woran der Verf. am meisten gefeilt, die er mit der größten Zuversicht dem Urtheil der Nachwelt übergeben zu haben scheint, in den Handbüchern, scheint die Darstellung am wenigsten gelungen, während uns in den Ideen über die asiatischen und afrikanischen Völker, in seinen vermischten Schriften, sowie in der Geschichte der klassischen Literatur im Mittelalter, welche Mängel sie auch sonst haben mag, eine reine, schmucklose, einfache Sprache höchst willkommen entgegen tritt. Wenn Herr Hofrath Heeren die Gedanken, um mich des Schlözerschen Ausdruckes zu bedienen, wie die Baumwolle auf den englischen Retourschiffen, zusammendrücken will, eine Kunst, worin Spittler Meister ist, so gelingt es ihm selten. Dazu gehört eine Eigenthümlichkeit des Geistes, die Heeren nicht besitzt; ihm ward dafür ein anderes Geschenk, die Gabe klarer und scharfsinniger, wir möchten hinzusetzen liebenswürdig breiter, Entwickelung. Bewundern wir

bei Spittler die scharfen Umrisse, die richtige Zeichnung, so erfreut uns dagegen Heeren's mildes Colorit, wie wir einen Guido Reni darum nicht weniger mit Liebe betrachten, weil er kein Michel Angelo ist. Diese Eigenthümlichkeit erkennen wir auch in Heeren's besonderer Vorliebe für Tasso. Er sagt nämlich von sich selbst in den biographischen Nachrichten S. LXXVI., seine poetische Ader sey schon in den Jünglingsjahren so gut wie gänzlich vertrocknet, aber sein Sinn für Poesie sey noch so frisch, wie in der Jugend, und noch immer bleibe Tasso für ihn der Fürst der neuern Epiker. Dante's *) und Ariost's wird gar nicht, des großen Britten mit Gleichgültigkeit gedacht: „Shakespeare," sagt er, „kenne ich mehr aus Uebersetzungen als aus dem Original, das mir früh durch einen Sprachmeister verleidet wurde." Wir möchten nicht behaupten, daß Heeren ein Nachahmer Spittler's sey, um so weniger, da er selbst es in Abrede stellt; daß er aber Spittler namentlich in den beiden Handbüchern zum Muster genommen, ist unverkennbar, und wir sind auch weit entfernt, es zu tadeln, denn an Spittler ist Vieles musterhaft, vor allem sein scharfer Blick, der sich besonders in dem Werke zeigt, welches Herr Hofrath Heeren mit Recht Spittler's reifste Frucht nennt. Und gewiß unterschreibt auch Herr Hofrath Heeren, was Sartorius (Vorr. S. VII) davon urtheilt: „Keine Nation hat etwas diesem Aehnliches aufzu-

---

*) In der Geschichte der klassischen Literatur I. Seite 520 der neusten Ausg. wird von Dante gesagt, er habe zwar einige Belesenheit in römischen Dichtern gehabt, aber selbst den Virgil habe er mehr aus Nachrichten (?) Anderer, als aus eigner Einsicht gekannt. Ist das wahr, so ist Dante ein unverschämter Aufschneider, denn er sagt zu Virgil Inf. I, v. 82:

Oh! delli altri poeti onore e lume,
  Vagliami 'l lungo studio e il grande amore,
  Che mi han fatto cercar lo tuo volume!

Tu sei lo mio maestro e il mio autore:
  Tu sei solo colui, da cu' io tolsi
  Lo bello stile, che mi ha fatto onore.

weisen, und nicht leicht hat je ein Handbuch eine solche Wirkung, wie dieses, hervorgebracht. Seit seiner Erscheinung und vorzüglich durch diese ist eine gar viel andere Behandlung der mittlern und neuern Geschichte unter uns üblich geworden. Der große und herrliche Schatz historisch-politischer Ideen, der hier niedergelegt wurde, hat reichliche Zinsen in anderer Hand getragen." Herr Hofrath Heeren mag daher immerhin gestehen, daß er etwas mehr als Methode von Spittler gelernt habe. Uebrigens unterscheidet sich Heeren gerade in der Methode sehr wesentlich von Spittler. Hr. Hofr. Heeren hat den Blick nur auf das Allgemeine gerichtet; die Erforschung des Einzelnen hat ihm, was auch ohne sein eignes Geständniß aus seinen Werken hervorgehen würde, nie große Freude gewährt. Spittler dagegen hat seine Kraft vorzugsweise an speciellen Gegenständen geübt und erst, nachdem er das Einzelne in allen Beziehungen kennen gelernt, den Blick zum Allgemeinen gewendet; wie denn überhaupt der Ueberblick des Ganzen nur aus ganz vertrauter Kenntniß des Einzelnen und Besondern hervorgehen kann. Daher die Wahrheit, die Frische der Darstellung, die wir, man verzeihe es uns, bei Heeren oft vermissen. Bei Spittler springen die allgemeinen Ansichten und Ideen von selbst hervor, sie erscheinen ungesucht in angeborner Freiheit, nie an bestimmten Plätzen; bei Heeren — wir meinen die Geschichte des europäischen Staatensystems — werden sie regelmäßig im ersten Paragraphen vorgeführt, ehe wir das Besondere kennen, ehe wir also das Richtige oder Unrichtige der allgemeinen Ansichten heurtheilen, ehe wir überhaupt sie verstehen können. Und es wird nicht fehlen, daß es einem Geschichtschreiber, der in zwei mäßigen Octavbänden loco consueto einige dreißig Paragraphen mit allgemeinen Ansichten liefern muß, oft geht, wie den Pfarrern, die jede Woche einige Predigten halten müssen; die Predigten sind ungleich, die allgemeinen Ansichten auch. Jeder aufmerksame Leser der Geschichte des europäischen Staatensystems kann sich leicht davon überzeugen; man gebe sich Rechenschaft von dem, was man Neues oder Besseres gelernt hat! Man frage sich, wo sich der Schriftsteller über das ganz

Gewöhnliche erhebe, wo er durch das Treffende seiner Ansicht überrasche. Darauf höre man Spittler über dieselben Punkte, und vergleiche! Man wird mir einwenden: wie kommt es aber, daß das Buch von Heeren, wie die größere Zahl von Auflagen beweiset, weit mehr gelesen worden ist, als das von Spittler? Ich könnte antworten: ich weiß es nicht; das gebildete Publikum hat seine Launen. Ich vermuthe aber, daß es noch andere Ursachen gebe; Spittler ist längst todt, und Heeren hat viele Zuhörer gehabt, besonders aber hatte Heeren die glückliche Idee, das Colonialwesen ausführlicher und gründlicher, als es bis dahin geschehen war, in die allgemeine europäische Geschichte zu verweben. Hierin liegt unserer Meinung nach das Hauptverdienst des Buchs, dem es vorzüglich seine schnelle und allgemeine Verbreitung verdankt. Heeren's Richtung überhaupt ist keine reinhistorische, im ganzen Sinn des Worts, sondern eine statistische oder politisch-merkantilische. Er sagt selbst in den biographischen Nachrichten Seite LXXV: „Ein günstiger Zusammenfluß von Umständen ließ mich meinen Blick auf diejenige Seite der Weltgeschichte werfen, welche für unser Zeitalter bei weitem die wichtigste ist, die politisch-merkantilische." Und so hätten wir auf einmal das historische Glaubensbekenntniß des Herrn Hofraths. Bei weitem die wichtigste Seite der Weltgeschichte für unser armes, oder, wenn man will, unser reiches Zeitalter ist die politisch-merkantilische! — Trostlose, jammervolle Aussicht! Armer Goethe! Armer Kant! Armer Niebuhr! Welche soll ich noch nennen, die ein rauhes Geschick in das politisch-merkantilische Zeitalter warf? Ach! sie lebten in einer Zeit, die ihnen fremd war, der sie fremd waren. Sie haben die wichtigste Seite nicht gefaßt! Und warum ist denn die merkantilisch-politische Seite bei weitem die wichtigste für unsere Zeit? Etwa um vor dieser einseitigen Richtung der Zeit nach dem, was äußere Ehre und äußern Gewinn bringt, zu warnen, und die Achtung vor den innern und höheren Gütern der Menschheit zu mehren? Ist die sittlich-religiöse, ist die philosophisch-ästhetische, ist die rein menschliche, ist jede andere Seite der Weltgeschichte weniger

wichtig?*) Ferner: Seit wann ist die politisch-merkantilische bei weitem die wichtigste? Seit der Theilung Polens? Seit der französischen Revolution? Seit der Restauration? Herrschten keine anderen Ideen in dieser Zeit? Herrschen keine andern in der Zeit, welche wir jetzt (1830) die unsere nennen? Doch genug der Fragen! Es sind schon so viele, daß zehn Kluge daran zu antworten haben, und es wird hinreichend erwiesen seyn, daß der Weg, der zur sonnigen Höhe der allgemeinen Ansichten führt, schlüpfrig ist. Man erlaube uns nur noch zu besserer Beglaubigung folgenden Ausspruch Spittler's herzusetzen: Man fragt jetzt (sagt dieser scharfsinnige, hellblickende Mann in der Vorrede zu seiner Geschichte der europäischen Staaten) in jeder Geschichte eines europäischen Staats gleich darnach, wann und wie ist ein dritter Stand emporgekommen? wie haben sich die Verhältnisse der Stände untereinander und wie die Verhältnisse der Stände zum Regenten gebildet? wie ist die gerichtliche Einrichtung geworden? wie ging's mit Steuern und Finanzen des Reichs? und billig muß das Compendium die Hauptdata, die sich hierauf beziehn, enthalten, auch die Constitution des Reichs so zum Hauptthema sich machen, daß sich die Auswahl der Begebenheiten vorzüglich darnach richtet."

Jedermann hat irgend eine Lieblingswissenschaft; dieß ist dem Herrn Hofrath Heeren die Statistik, denn er sagt S. LXVI der biogr. Nachrichten: „Diese Vorlesungen (über Statistik) und die Vorbereitungen dazu sind mir unter allen die liebsten geworden." Er setzt hinzu: „ich halte sie in praktischer Hinsicht für die nützlichsten; sie sind es aber auch eigentlich, die in meine historischen Studien Leben gebracht haben; denn was ist alles Studium der Geschichte der Staaten, so lange man sie nur als todte Massen, als Cadaver

*) Ganz vortreffliche Andeutungen über diesen Gegenstand giebt Wilh. v. Humboldt in einem Briefe an Schiller. Briefw. zwischen Schiller u. W. v. Humboldt, S. 419 u. ff.

ansieht?" Gewiß hat die Statistik für jeden Geschichtforscher, wie für jeden Staatsmann, ihren großen Werth. Aber als Lebensquell der Geschichte oder der Staaten, ohne welche die Geschichte oder der Staat ein Cadaver wäre, können wir sie unmöglich ansehen. Wir wissen wohl, daß Schlözer eine ähnliche Ansicht hatte. Er nannte die Geschichte eine fortlaufende Statistik und die Statistik eine stillstehende Geschichte, was ungefähr eben so wahr ist, wie wenn man die Baukunst eine gefrorne Musik nennt. Die Geschichte hat, so scheint es uns, ihr eignes Leben, und daß auch Staaten, ohne sich erst den Beistand der Statistik erbitten zu müssen, sogar ein reiches Leben haben können, beweisen die Republiken des Alterthums zur Genüge. Die Statistik ist unbestritten eine sehr nützliche Wissenschaft, ja, wenn man will, die allernützlichste, aber der Staat, der sie zur Hauptwissenschaft erheben wollte, könnte sehr leicht gerade das herbeiführen, wogegen sie nach dem Urtheil des Herrn Hofrath Heeren bewahren soll. Bedauern müssen wir jedoch, daß Hr. Hofr. Heeren nichts über Statistik geschrieben hat; bei seiner Vorliebe dafür hätte er uns gewiß mit einem klassischen Werke beschenkt und seine Andeutungen in den biographischen Nachrichten sind so vortrefflich, daß wir fest überzeugt sind, auch das große Publikum würde ein solches Werk mit Freude aufnehmen und mit Nutzen gebrauchen. Übrigens scheint uns Hr. Hofr. Heeren das große oder gebildete Publikum bei seinen Werken etwas zuviel im Auge zu haben. Daß man historische Werke nicht blos für das gelehrte, sondern auch für das gebildete Publikum schreibt, ist löblich und wird gewiß von keinem Verständigen getadelt; daß aber Hr. Hofr. Heeren bei seinem Werke über die Politik und den Handel der alten Welt, welches theils wegen des Gegenstandes, theils wegen der gelehrten Forschungen, nur von den Gelehrten vollkommen verstanden und gewürdigt werden kann, hauptsächlich die Gebildeten und die Jünglinge im Auge hatte, daß er ein Werk schreiben wollte, das jeden nicht ganz ungebildeten Leser, wenn er nur Sinn für die Geschichte mitbrächte (Vorr. S. VIII), das besonders die jungen Freunde dieser Wissenschaft anzie-

hen und festhalten könnte, — das scheint uns doch aus einer nicht ganz richtigen Ansicht hervorgegangen zu seyn. Denn erstlich haben die jungen Freunde der Geschichte in der Regel nöthigere Sachen zu thun, als über Zendsprache, Keilschrift oder indische Baukunst nachzudenken, und zweitens gehört überhaupt eine gewisse, nur im Leben zu erwerbende, Reife des Urtheils dazu, um Untersuchungen der Art, im vollen Sinne des Worts, auch nur zu verstehen, geschweige zu würdigen und zu beurtheilen. Das blos nicht ganz ungebildete Publikum sollte, meinen wir, ein Mann, wie Heeren, völlig ignoriren; es ist das Publikum von Clauren. Und endlich, ist denn, wie Hr. Hofr. Heeren selbst (biogr. Nachr. LXVII) sehr richtig sagt, das, was für einen Kreis von Jünglingen paßt, auch passend für das große Publikum? Um so weniger begreift man, wie Einem bei solchen Arbeiten, wie die Ideen über die Politik ꝛc. der alten Völker sind, der Beifall der Gebildeten, die nicht wissen können, ob eine Stelle bei Ktesias oder Strabo richtig oder falsch erklärt ist, lieber seyn könne, als das gründliche Urtheil der Gelehrten. Dennoch lesen wir in der Vorrede S. IX: „Wohl darf ich die günstige Aufnahme, die diese Versuche seit ihrer ersten Erscheinung fortdauernd bei dem gebildeten Publikum des Vaterlandes und auch des Auslandes fanden, als einen Beweis ansehen, daß ich sie (die vorgenannten Zwecke) nicht gänzlich verfehlte. Ich darf dieses um so mehr, da ich glücklich genug bin, hinzusetzen zu können, daß das selbstständige Urtheil desselben allein darüber entschieden hat, und unsere Aristarchen daran gar keinen Antheil hatten." Sind denn aber unsere Aristarchen so wenig gebildet, daß man sie, wie es hier offenbar geschieht, als Gegensatz zum gebildeten Publikum nennen darf? Hr. Hofr. Heeren würde doch in Verlegenheit gerathen, wenn er diese Aristarchen nennen müßte; es sind unsterbliche Namen unter ihnen.

Die Ideen sind zwar, wie Hr. Hofr. Heeren selbst (Vorr. S. VIII) sehr richtig bemerkt, keine Geschichte im strengsten Sinne des Worts, allein kein Verständiger wird läugnen, daß sie das Studium der Geschichte wesentlich gefördert, daß sie

namentlich den Blick in das Alterthum weiter und freier gemacht haben. Mag daher vieles vor der Prüfung des strengen Kritikers nicht bestehen, der vorzügliche Werth des Ganzen wird bleiben. Bei weitem am wenigsten gelungen ist die Darstellung der griechischen Welt, wo sehr oft nur die Oberfläche berührt wird. Wir machen uns anheischig, dieß, wenn es gefordert wird, ausführlich zu beweisen. Hier sprechen wir nicht davon, theils weil es der Raum nicht gestattet, theils weil es uns nicht nöthig scheint.

Wir berühren nur noch Eine Seite, die recht eigentlich die Geschichte angeht und den Geschichtschreiber. Die Geschichte der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit zu schreiben, ist aus mancherlei Gründen immer ein mißliches Unternehmen, besonders wenn man nicht in das Einzelne eingehen, sondern nur die allgemeinen Ansichten, die leitenden Ideen geben und, statt die Hände zu falten und demüthiglich zu sprechen, „die Wege des Herrn sind unerforschlich," die Folgen der Begebenheiten mit prophetischem Blicke vorher verkünden will. Unter Hunderten von Geschichtschreibern giebt es keine zehn, die über ihre eigne Zeit ganz unbefangen geschrieben haben. Hr. Hofr. Heeren hätte daher nach unserer Meinung besser gethan, seine Geschichte des europäischen Staatensystems nicht bis zum Jahr 1821 fortzuführen, da er uns wenig mehr als Zeitungsnachrichten geben konnte, und er doch fühlen mußte, daß es zu keiner Zeit schwieriger war, als in der unsrigen, auch nur in die nächste Zukunft einen sichern Blick zu thun, besonders wenn man fürchtet oder fürchten muß, durch ein kühnes Urtheil hier oder dort zu mißfallen. Wie ganz anders ist schon manches geworden, als Hr. Hofr. Heeren geweissagt, und wie ganz anders wird vielleicht noch manches werden! Die Fehler der Staatsmänner, deren Weisheit gerühmt wird, wie furchtbar haben sie sich gerächt. Man sehe nur, was über Frankreich und die Niederlande gesagt wird! „Konnten zwei Völker," — heißt es von den letzteren — „durch Herkunft und Sprache (wie schon vor 2000 Jahren) und Religion verschieden, nicht sofort zu Einem verschmolzen werden, war es nicht mög-

lich, ihrem Handel und ihren Fabriken beiden zugleich den Markt zu eröffnen, den sie wünschten, so ist doch der Grund zu einer dauernden Verbindung gelegt; die Zeit und die Weisheit des Oranischen Hauses muß das Uebrige thun." Leider aber hat die Zeit ihre Schuldigkeit nicht gethan; denn das Haus Oranien wird der Hr. Hofrath wohl nicht anklagen. Sagen wir lieber geradezu: es war ein Fehler, zwei so durchaus verschiedene Völker zu Einem Ganzen verschmelzen zu wollen, wie es überhaupt ein großer Irrthum war, eine wahre Wiederherstellung Europa's (wie Hr. Hofr. Heeren S. 359 sich ausdrückt) für möglich zu halten. Was uns aber in der neuen Ausgabe der Geschichte des europäischen Staatensystems am meisten betrübt, ist die verschiedene Art, wie 1810 und 1821 über Napoleon gesprochen wird. In der neusten Ausgabe läßt der Verf. keine Gelegenheit unbenutzt, ohne ihn Gewaltherr, Gewalthaber, Tyrann, Kronenräuber und Usurpator zu nennen. *) Der Napoleon von 1812 ist dem Hrn. Hofr. Heeren von 1822 (S. 335) sogar ein neuer Xerxes. An sich schon ist der Vergleich so unpassend, daß man nicht begreift, wie er gemacht werden konnte. Man mag über Napoleon denken, wie man will, auf jeden Fall ist er einer der größten Feldherrn aller Jahrhunderte, der mit dem weichlichen Orientalen durchaus nichts gemein hat, als daß er ein großes Reich beherrscht und ein großes Heer anführt. Napoleon's Heer, ohne allen Zweifel das erste in Europa, dringt nach mehr als einem Siege bis Moskau vor, und wird weit mehr durch die Gewalt der Elemente und den Starrsinn des Gebieters, als durch die Tapferkeit des Feindes zertrümmert; das persische dagegen zerstiebt an dem Heldenmuthe und der Kriegskunst einer kleinen Schaar Griechen. Doch wozu ausführen, was Jedermann fühlt und weiß! Dieß Alles ließ sich jedoch entschuldigen, vielleicht rechtfertigen. Hätte nur Hr. Hofr. Heeren nicht vor 1814 eine ganz andere Sprache geführt! Um dieß darzuthun, wollen wir

*) S. 291, 300, 301, 303, 305, 307, 308, 309, 312, 315, 324, 332, 339, 359, 369, 370.

einige Paragraphen der Ausgaben von 1810 und 1822 zusammenstellen.

1810. „Der fortdauernde Krieg mit England machte um eben diese Zeit eine Unternehmung reifen, die, von dem Helden des Zeitalters ausgeführt, durch ihr Außerordentliches mehr wie irgend eine andere die Augen der Welt fesselte. Die Einnahme und Colonisation Aegyptens ꝛc. Vorbereitet unter der Maske einer Expedition gegen England, war die Ausführung fast noch bewundernswürdiger, als die Vorbereitung.“ Aus dem Helden des Zeitalters wird in der Ausgabe von 1822 durch eine ganz kleine Aenderung ein „Held der Zeit, für den jetzt in Europa kein Platz war,“ und die Expedition, welche 1810 bewundernswürdig erschien, ist 1822 nur noch wunderbar, was wir übrigens nicht ganz verstehn.

1810. „Das Schiff, das mehr als Cäsar und sein Glück trug, war schon bei Frejus gelandet. Wenige Wochen reichten hin, mit dem Sturze der längst untergrabenen Directorial-Constitution — Schwäche der Regierung war darum nicht, wie man im Auslande wähnte, Schwäche der Nation — eine neue Ordnung der Dinge zu gründen.“

1822. „Das Schiff, das Frankreich's und Europa's nächste Schicksale in sich trug, war schon bei Frejus gelandet. Wenige Wochen reichten hin, mit dem Sturze der längst untergrabenen Directorial-Constitution — die Directoren dankten ab; die Volksdeputirten wurden mit Kolben auseinander gejagt; — eine neue Ordnung der Dinge zu gründen.“

1810. „Noch war die Palme des Friedens (v. Amiens) kein Jahr gepflanzt, als ein neuer Krieg sie umstürzte, blutiger und folgenreicher, als seine Urheber es geahnt hatten. Konnte die Umformung Europa's auf halbem Wege stehen bleiben?“ — Es bedarf wohl kaum einer Erinnerung, daß der letzte Satz, worin gefragt wird, ob die Umformung Europa's durch den Helden des Zeitalters auf halbem Wege habe können stehen bleiben, nach der Einnahme von Paris gestrichen worden ist.

1810. „Die nächste allgemein wichtige Folge dieses Kriegs

war die förmliche Wiederherstellung der erblichen Monarchie in Frankreich, wozu die bestehende Consularconstitution den Grund gelegt hatte. Aber der wieder aufgerichtete Thron ward statt des Königs- ein Kaiserthron, größer, als daß das alte Staatensystem von Europa ihn gefaßt hätte. Daß aber dennoch Platz für ihn werden würde, dafür bürgte der, der auf denselben gesetzt ward."

1822. „Die nächste, allgemein wichtige Folge dieses Kriegs war die Wiedererrichtung eines erblichen Throns in Frankreich, wozu die Consularconstitution nur den Uebergang hatte bahnen sollen. Aber statt des alten Königsthrons erhob sich ein Kaiserthron; statt des legitimen Herrschers bestieg ihn ein glücklicher Krieger, der so eben, aller Moral und Politik zum Trotz, seine Hände in das Blut eines Sprossen des königlichen Hauses getaucht hatte. Europa, seit lange nur an rechtmäßige Fürsten gewöhnt, sollte an einem großen Beispiel lernen, wie Tyrannen werden."

Man vergleiche diese wenigen Zeilen genau! Man wird theils die Kunst bewundern, welche durch leise Aenderungen dem Satze einen ganz andern Sinn zu geben weiß, theils beklagen, daß der berühmte Geschichtschreiber sein Werk nicht da geschlossen hat, wo Lob und Tadel der Mächtigen weder Vortheil noch Schaden bringen. Er hätte den Schein gemieden, als habe er dem Gewaltherrn geschmeichelt und auf den Gefallenen den letzten Stein geworfen. Wir sind nicht dieser Meinung; uns scheint, als habe Hr. Hofr. Heeren im J. 1810, wo ihm der Mord des Herzogs von Enghien natürlich schon bekannt war, wo er also schon gelernt hatte, wie Tyrannen werden, nur soviel zum Lobe dieses Tyrannen geschrieben, als er seinen bürgerlichen Verhältnissen schuldig zu seyn glaubte; allein der Schein ist und bleibt gegen ihn, und wir bedauern, daß er dies nicht gefühlt hat. Was aber einmal geschrieben war, mußte gar nicht, oder doch nicht so geändert werden. Der Held des Zeitalters mußte der Held des Zeitalters, Cäsar mußte Cäsar bleiben, das forderte die Würde des Geschichtschreibers. *) Auch

*) Dieselbe Aenderung nach den Zeitumständen finden wir in Heyne's

unter rechtmäßigen Fürsten hat es Tyrannen gegeben, und Napoleon z. B. war es weniger, als Ludwig XIV.; hier aber wird der Tyrann den rechtmäßigen Fürsten entgegengestellt, als ob man sich unter diesen nur Väter ihrer Völker zu denken hätte. Hätte Hr. Hofr. Heeren geschrieben: „das Schiff trug Cäsar und sein Glück," so wäre es eine passende, geistreiche Parallele; allein er schrieb: „das Schiff trug mehr als Cäsar und sein Glück," und das ist gewiß ein höchst außerordentliches Lob! Ob es richtig ist, ob die Verhältnisse der Zeit, die den Geschichtschreiber nie bestimmen sollten, ein so überschwängliches Lob nöthig machten, lassen wir dahin gestellt; auf jeden Fall aber mußte es stehen bleiben, als Napoleon, wie der Adler im Käficht, auf den Felsen von Sanct Helena trauerte. Das forderte die Würde des Geschichtschreibers.

Wir glauben damit gezeigt zu haben, daß der Hr. Hofr. Heeren keineswegs, wie man nach den Göttinger Anzeigen vom 17. Juli 1830 glauben sollte, über der Kritik steht, und daß wir zu einem Urtheil sowohl über die Form als über den Inhalt seiner Schriften nicht ganz unbefugt sind. Der Zweck gestattete leider nur Andeutungen, doch sind wir gern bereit, jedes einzelne Urtheil genauer zu begründen. Auf jeden Fall aber sind wir gründlicher verfahren, als Hr. Hofrath Heeren, der den Geist und den Ton unserer Zeitschrift, die ihm so gering erscheint, daß er ohne die kurze Kritik einiger Stellen, welche sich S. 287 des ersten Bandes befindet, nie davon gesprochen haben würde, aus zehn Zeilen beurtheilt, um ihr sodann für immer Lebewohl zu sagen. Hartes Schicksal! Auch wir, benachrichtigt, daß Hr. Hofrath Heeren gegen die Eigenthümlichkeit des Occidents reizbarer ist, als wir für möglich hielte, würden uns still empfohlen haben, hätten wir nicht unsern Freunden den Trost geben müssen, daß der Bannstrahl uns

---

Biographie. In der ersten Ausgabe, die 1813, aber vor der Schlacht von Leipzig, erschien, heißt Napoleon S. 429 „der Held des Jahrhunderts;" — in der neuen Ausgabe vom J. 1823, Seite 359: „Held der Zeit."

nicht völlig zerschmettert hat. Zudem sind wir verpflichtet, einige Angaben des Hrn. Hofr. Heeren (Götting. gel. Anz. vom 17. Juli 1830) zu berichtigen. Er behauptet zuvörderst, das Archiv sey, wie es scheine, hauptsächlich gegen **Göttingen** gerichtet. Es wäre eine allzu erhabene Idee, eine historische Zeitschrift gegen irgend eine Universität zu schreiben. Wir wüßten es nicht anzufangen. Aber gesetzt, dieser sublime Gedanke wäre in unsere beschränkten Köpfe gekommen: woher weiß es der Herr Hofrath? Aus dem Archiv? Was enthält das arme Archiv denn Feindseliges gegen Göttingen? In der Vorrede ist von Literaturzeitungen, von Pfuschern, von schimpfenden doctoribus umbraticis die Rede; der geistreiche Lichtenberg — und wie lange ist er todt! — wird nicht getadelt, sondern als Schild vorgehalten. Im Archiv selbst ist von allerlei Dingen die Rede, nur **nicht** von **Göttingen**. Denn den Aufsatz über die Professoren zu Athen am Ilissus könnten nur böswillige Verdreher oder höchst kleinliche Menschen auf die Herren Professoren in Athen an der Leine beziehen. Eine harmlos scherzende Kritik, **keine** Polemik, *) einiger Stellen in den Werken des Hrn. Hofr. Heeren kann ebensowenig dahin gedeutet werden, man müßte denn annehmen, daß die Hrn. Professoren in Göttingen ihre Schriften **solidarisch** vertreten, oder daß Hr. Hofr. Heeren die Behauptung aufstellte: Göttingen bin ich. Kurz, das Archiv enthält **keine Sylbe gegen Göttingen**. Wir wiederholen: unser Archiv enthält keine Sylbe gegen Göttingen, keine Sylbe, die den Hrn. Hofr. Heeren zu der auffallenden Behauptung ermächtigte, das Archiv sey, wie es scheine, hauptsächlich gegen Göttingen gerichtet. Wir stellen Göttingen's Verdienste um Deutschland und Europa sehr

*) Uebrigens hat auch die Polemik ihr Gutes. **Wachler** (Gesch. der histor. Forsch. u. Kunst I. S. 185) nennt sie sehr treffend **die oft verkannte Mutter und Pflegerin literarischer Freiheit und Aufklärung**, und fügt hinzu, sie könne ohne kühne, Alles zergliedernde kritische Prüfung nicht bestehen. Diese Auctorität mag denn auch unsere kühne Zergliederung rechtfertigen.

hoch, wenn wir auch nicht mit dem seligen . . . . . . sagen möchten: „Extra Gottingiam docte vivere non licet.“ So ehren wir auch die Verdienste des Hrn. Hofr. Heeren, wenn wir auch gewisse Fehler, Schwachheiten, Eigenthümlichkeiten, oder wie man es nennen will, getadelt haben und, bis man uns eines Besseren belehrt, tadeln werden. Ferner behauptet Hr. Hofr. Heeren, er stehe bei Hrn. G. H. Schlosser in tiefster Ungnade. Das ist möglich; wir wissen es nicht. *) Das aber wissen wir, daß jeder Mitarbeiter nur für dasjenige einsteht, was mit seinem Namen unterzeichnet ist, und daß der Hr. G. H. Schlosser, der jedoch solche Erbärmlichkeiten verachtet, wenn er einen unterthänigen Mitarbeiter gewollt, den Schreiber dieser Zeilen nicht gesucht und nicht gefunden hätte. Der Hr. Hofrath behauptet ferner mit gar feinem Humor, man werde es möglichst so einzurichten suchen, daß jeder Hauptpastor Göze seinem Lessing begegne, und ihm sey die Ehre zu Theil geworden, der Erste zu seyn, der sich seinem Lessing gegenübergestellt sehe. Der Hr. Hofrath wird ersucht, die Stelle noch einmal anzusehen. Der Verfasser derselben, ebenso weit entfernt von der Bescheidenheit der Lumpe, von welcher Goethe redet, als von dem Wahn, ein Lessing oder gar ein Heeren zu seyn, wünschte, wie er es noch wünscht, daß jeder Hauptpastor Göze seinem Lessing begegnen möchte: also, — schließt Hr. Hofr. Heeren, glaubt der Dr. B. ein neuer Lessing zu seyn. Ist es in den Augen des Hrn. Hofraths anmaaßend, ein Ideal zu haben? Wenn Jemand wünscht, der Kaiser von Rußland möge die Türken aus Europa jagen, muß man ihn deshalb ins Narrenhaus schicken, weil er sich einbilde, Kaiser von Rußland zu seyn? Der Verf. konnte ja den Hrn. Hofr. Heeren ebensogut für einen schlafenden Homer halten, oder für einen großen Mann, dessen Schwachheiten bekannt zu machen, nach Lichten-

*) Auf schriftliche Anfrage bei Herrn Geh. Hofr. Schlosser, ob er hierauf etwas antworten wolle, ersucht er mich, in einer Note zu erklären: er wolle um seinet- und um Heeren's willen lieber gar nichts erwidern.

berg eine Art Pflicht sey, wei man damit Tausende aufrichte, ohne Ihm zu schaden.

Das Achselzucken des Hrn. Hofr. Heeren soll uns übrigens nicht abhalten, unsere schwachen kritischen Versuche von Zeit zu Zeit fortzusetzen; er mag davon Notiz nehmen, oder nicht. Dabei werden wir nach wie vor, solange man uns nicht eines Bessern belehrt, den Grundsätzen zu folgen streben, welche die Vorrede zum ersten Bande ausspricht. Die Bücklinge gehören in die Gesellschaft, nicht in die Literatur.

Ueber die Entstehung des Strafrechts in Deutschland.

Wir treffen unsere Vorfahren in den Berichten der Römer über die mit ihnen geführten Kriege, und in den Annalen der hierauf erfolgten Unterjochung des Alemannen-, Sachsen- und Friesenbundes durch den Bund der Franken als ein in einzelne Niederlassungen gesiedeltes Volk an. Der Familienvater war König und Priester in seinem Hause und für den Frieden finden wir keine andere Verbindung, als die, welche die Sicherheit des Einzelnen und die, in der Regel bei jeder Anzahl von Siedlern befindliche, ungetheilte Mark von Wald, Wasser und Weide nothwendig machte. Der Krieg erforderte einen Anführer und einen unbedingten Gehorsam seiner Natur nach. Wiederholte Kriege verwandelten den Friedensstand nach und nach in einen fortdauernden Kriegszustand. Die Anstalten des Friedens dauerten lange noch in dieser stabilen Kriegsverfassung fort, ja es lassen sich wohl noch jetzt, bei genauer Prüfung, Reste dieses ersten Zustandes nachweisen.

Im Frieden, wo die Versammlung der Markgenossen für Eigenthum und Leben das Recht fand, wie man sich ausdrückte, war diese immer Gesetzgeberin und Urtheilssprecherin zugleich; da alle anwesend waren, von denen das Recht ausging. Die Bußen für Verletzungen waren jedoch, wenigstens findet man es so in den unter den Königen aufgeschriebenen Gesetzen und auch in Willküren, Sprachen und Gedingen der Märker, im Voraus festgesetzt. Sie bestanden in Geld, oder Vieh, welches gegenseitig in Verhältniß gestellt war, und die Gesammtbürgschaft aller für jeden war verbunden, dem Einzelnen dafür zu sorgen, daß er oder seine Erben die Wehre oder Buße erhielt.

War sie nicht von dem Beschädiger zu erhalten, so stand die Gesammtheit ein, und wollte er sie nicht geben, so schied er aus dem Frieden der Märker, er war fried- und rechtlos, also im Kriege mit seinen ehemaligen Genossen.

Jede Buße war also Gegenstand des Privatrechts; wo kein Kläger war, war auch kein Richter, eine öffentliche Genugthuung gab es nicht, mithin fehlte den Bußen der wesentlichste Charakter von dem, was man jetzt Strafe nennt.

Möser in seiner osnabrück'schen Geschichte (p. 22) bemerkt daher: es mußte ihnen (den Deutschen) nothwendig seltsam vorkommen, daß ein Nachbar den andern zum Tode oder zu einer Leibesstrafe verdammen sollte. Ein schlimmer Loos hatte keiner von seinem Feinde im Unfrieden zu besorgen und es verlohnte sich nicht der Mühe, einen gemeinen Frieden zu errichten, um Leib, Ehre und Gut durch Urtheil zu verlieren. Es könnte jedoch scheinen, als müsse eine so leicht aufzubringende Buße nicht hinreichende Bürgschaft gegen Verletzungen geleistet haben, am wenigsten dann, wenn man sich durch Ausscheidung aus der Gemeine sogar davon befreien konnte; allein dieß Alles ward durch die Blutrache der Verwandten ausgeglichen.

Bei dieser eingebornen Liebe zur Freiheit sind die Entscheidungen in zweifelhaften Fällen durch Gottesprobe und Gottesurtheil sehr natürlich. Sie sind alt, aus dem Heidenthume her einheimisch, und das Christenthum, nicht stark genug, sie zu verdrängen, sanctionirte sie.

Die Reste dieser Friedensverfassung finden sich noch in einigen Ländern bei den Geschwornengerichten und dem öffentlichen Ankläger; der Reinigungs- und Erfüllungseid ist an die Stelle der Gottesurtheile getreten, die in den Duellen übrigens noch unverkennbar existiren. Außerdem muß man in Mark- und Dorfrechten die Spuren dieser uralten Verfassung aufsuchen, seitdem der Reichsfiskal nicht mehr existirt; denn in allen Straffällen wird regelmäßig ex officio verfahren und die öffentliche Genugthuung steht der Privatsatisfaction nach.

Bei diesen Gerichtsversammlungen bedurfte es nur eines Mannes, der die Vollmacht zur Zusammenberufung und Um-

frage hatte und für die Vollziehung des gefaßten Beschlusses sorgte, was sich in dem Schultheißenamt bis auf die neuesten Zeiten erhalten hat.

Im Kriege war dieser Mann der nächste, um als Anführer bestellt zu werden. In großen Kriegen, zu denen sich die Märker gegen einen gemeinschaftlichen Feind vereinigten, ward aus ihnen der Herzog, der Feldherr gewählt. Die Römer scheinen zuerst zu diesen größeren Vereinigungen die Deutschen gezwungen zu haben und sind so die indirecten Urheber des Königthums, denn die vielen Namen der kleineren Volksstämme lösen sich zuletzt in die großen Bündnisse der Franken, Alemannen, Sachsen und Friesen diesseit des Rheins auf und Möser's Ansicht, daß diese Namen ursprünglich keine Volksnamen gewesen, hat wohl manches für sich. Nach ihm sagten die Stämme, die sich nach Nero's Tode auf einige Zeit von der römischen Herrschaft befreit hatten, von sich, sie seyen frank, befreit von dieser Herrschaft; der Heerbann, die Arimannia, aus vielen Stämmen, mit denen sie gesammelt fochten, ward von den Römern Germania, Alemannia, als Volksname gebraucht, und die Sassen sollen von ihrer Art sich einzeln zu siedeln so genannt worden seyn. Die Hermunduren seyen der Heermund gewesen, da bekanntlich Mund jede Art von Vertretung und Verfechtung bedeutet 2c.

Der Krieg forderte aber außer dem Anführer den Gehorsam des Heerbannes, der, wo er versagt ward, nicht durch Wetten und Bußen, ausgesprochen durch die Gemeine und vollzogen durch den Richter, der noch bis auf neue Zeiten an manchen Orten nicht Sprecher und Finder des Urtheils, sondern Vollzieher ist, zu erzwingen war, besonders da er auch, weil im Hause die Gewalt des Richters aufhört, gänzlich versagt werden konnte. Es mußte schnelle Befolgung möglich gemacht werden und zwar nicht auf Anrufen des Einzelnen, sondern des allgemeinen Besten wegen.

Tacitus sagt: Heerführer und Könige haben nicht unbeschränkte, freie Gewalt. Tödten oder in Fesseln legen, selbst schlagen darf Niemand als der P r i e s t e r; nicht wie zur Strafe,

oder auf des Heerführers Geheiß, sondern als ob der Gott es geböte, den sie den Kriegern gegenwärtig glauben. Wer sich gegen die unsichtbaren Götter verfehlte und ihnen zur Strafe anheimfiel, konnte nicht anders, als mit dem Tode belegt werden, denn nur so gehörte er den Unsichtbaren ganz an.

So eifersüchtig auf ihre Freiheit waren also die Deutschen, daß sie in dem Fall, wo Leibes- und Lebensstrafen wegen der Gefahr des Ganzen, der Unabhängigkeit des Volkes nothwendig wurden, diese allein dem Gotte überließen, dessen Priester seine Aussprüche verkündete. Nur dem Höchsten opferten sie ihre persönliche Freiheit, um des höchsten Zweckes willen, um die Freiheit des Volkes zu erhalten.

Vom Kriege aus entwickelte sich die königliche Gewalt, die erst mit den Karolingern nach Ueberwindung der Sachsen und Friesen über ganz Deutschland begründet ward, nachdem die Noth einige Versuche, die königliche und priesterliche Gewalt auf eine der gemeinen Freiheit unschädliche Weise zu vereinigen, vergeblich gemacht hatte, indem sie Frauen anvertraut ward, wie der Quirinia und Velleda. Ein Zeitraum von beinahe 800 Jahren, in Kriegen verlebt, läßt eine allmählige Gewöhnung an die königliche Gewalt denken und erklärt die Hartnäckigkeit der Sachsen, die im entfernteren Theile des Kriegsschauplatzes saßen; aber auch ihr größerer Widerwille gegen das Christenthum wird erklärlich, da die andern Stämme in lebhafterem Kampfe und größerer Noth begriffen waren, mithin des Königs mehr bedurften.

Das Christenthum machte nämlich eine bedeutende Veränderung. Es fand die Deutschen auf dem Schlachtfelde, unter einem Heerführer oder König; ward dieser Christ, so wurde er ein Gesalbter des Herrn, und da des heidnischen Priesters Vollmacht hiermit erlosch, der christliche Priester kein Blut vergießen durfte, so ging die Vollmacht zu strafen auf den König über. Er war nun König von Gottes Gnaden, und Alles, was Gott selbst im alten Testamente von Strafen verordnet hatte, lag nunmehr in seiner Vollmacht, als Vollstreckers der göttlichen Gesetze.

Da in so langer Zeit gar kein Friede war, so ist es schon deshalb begreiflich, daß der Kriegszustand auch auf die kurzen Zwischenräume des Friedens ausgedehnt ward, wenn nicht das Christenthum auch hierin andere Grundsätze aufgestellt hätte. Es verlangte Bestrafung der Vergehen, um der göttlichen Gerechtigkeit genug zu thun. Wie der gänzlich ungehorsame Verbrecher, der nicht büßen wollte, sonst friedlos war, so war jetzt jeder Verbrecher aus dem Gottesfrieden geschieden, er stand im Krieg mit der göttlichen Ordnung, konnte daher nur durch Bekriegung und Zwang wieder in Frieden gebracht werden. Die älteste Fassung der von den Königen sich datirenden Gesetze enthält jedoch nur für wenige Fälle die Todesstrafe, meistens nur für Hochverrath und Majestätsverbrechen, sie gehen also nicht weiter, als im Heidenthum die Gewalt der Priester sich erstreckte. Im Verlauf der Zeit bildete sich das Strafrecht und seine Begründung weiter aus, und man findet diese Ansicht ausgesprochen in den Anfangs des 13ten Jahrhunderts (1215 — 1218) niedergeschriebenen Rechtsbüchern, die mit der Einführung des römischen Rechts durch die Gelehrten in Deutschland ziemlich in eine Zeit fallen, ja wohl durch diese veranlaßt wurden. Es ist wohl möglich, in den ersten Anfängen dieser vom Könige ausgehenden Strafgewalt die späteren Vehmgerichte zu sehen, die im Gegensatz zu den öffentlichen Gerichten des Volks auch heimliche Gerichte heißen, und da im Schwedischen veom geächtet, sacrilegus, heißen soll, so kann auch der Name den Sinn haben: ein Gericht, das über die Verletzung der göttlichen Ordnung richtet, im Namen Gottes straft, was denn im heidnischen und christlichen Sinne auf das eben Ausgeführte paßt.

Der Sachsen- und der sogenannte Schwabenspiegel, welche die alten Rechte und Gewohnheiten des gesammten deutschen Volkes zu verzeichnen beabsichtigen, führen in der Vorrede in Übereinstimmung mit dem Prinzip des ältesten, heidnischen Rechtes, an:

Gott habe den Menschen zu dreierlei Würde erschaffen: 1) nach seinem Bilde, 2) sey ihm Alles unterthan, 3) zum Mitgenuß seiner eigenen Freude.

Dieser Würde gemäß sollen wir leben.

Nun habe Gott den Frieden so unmäßig lieb, daß er um nichts anders, als damit er uns rechten Frieden vor dem Teufel schaffe, auf die Erde gekommen sey. Zum Pfleger dieses Friedens habe er Petrus bestellt, nachdem er uns von der Sünde erlöst und den Frieden hergestellt habe. Zu diesem Frieden sollen wir kommen und darnach leben.

Wer dagegen handle, das richte Gott an ihm und an denen, denen er Gewalt gegeben, bis er am jüngsten Tage selbst richte.

Petrus seyen bei der Himmelfahrt zwei Schwerter gelassen worden zum Schirm des Friedens, eins für das weltliche, das andere für das geistliche Gericht. Das weltliche habe der Pabst dem Kaiser geliehen.

Diese Begründung des Strafrechts scheint in gedoppelter Hinsicht merkwürdig: 1) sie ist ein Beweis, daß dieses Recht noch immer einer Vertheidigung bedurfte und sich — nicht, wie wenn es ursprünglich in dem germanischen Volke einheimisch gewesen wäre, mithin sich von selbst verstanden hätte, — erst deduciren mußte, und 2) fällt sie in den Culminationspunkt des Kampfs der geistlichen mit der weltlichen Macht, wo denn die Verfasser, wohl auch das Volk, auf Seiten der ersteren stehen. Die Verleihung der Strafgewalt mittelst des Priesterthums an den König ist übrigens mit der ältesten, heidnischen Ansicht ganz übereinstimmend.

Die Kaiser hatten also kaum die Früchte derjenigen Grundsätze genossen, die ihnen die Gewalt über das Volk verschaffte, so war diese Gewalt auch schon mächtiger, als sie selbst, und man kann wohl annehmen, daß eben dieser Umstand auch mit ein Grund des geistlichen Sieges war, der jedoch, mit weltlichen Waffen geführt, im Momente des erreichten Sieges auch die geistlich-weltliche Macht brach und nun wieder der alten Freiheit des Volkes mehr Entwickelung gab, die sich um diese Zeit, wiewohl auf veränderte Weise, in dem Emporblühen der Städte kund thut, in denen eine Zeit lang sogar eine große Macht sich vereinigte.

Das Volk nämlich, wären die Kriege mit der geistlichen Gewalt Volkskriege gewesen, hätte seinen Herren doch wohl den

Sieg verschaffen müssen; wenn es aber so dachte, wie die Verfasser des Sachsen- u. Schwabenspiegels schreiben, dann war seine geringe Theilnahme wohl erklärlich und die Geschichte zeigt uns, wie wenig die Herrscher gegen die geistliche Macht unterstützt wurden.

Nach dieser Zeit ward das römische Recht, das nie als Reichsgesetz promulgirt worden, sondern noch jetzt ein vom Volke frei angenommenes subsidiarisches Gewohnheitsrecht ist, immer mehr herrschend und dessen Widerstreit mit den altgermanischen Rechten mag eine große Verwirrung veranlaßt haben, die erst mit Carl's V. peinlicher Halsgerichtsordnung einigermaßen endete. Mit dieser (im Jahr 1530 und 1532) zeigt sich gleichzeitig eine, jedoch nicht sehr wesentliche, Veränderung in den Ansichten über den Grund des Strafrechts. Die alten Germanen duldeten Strafe nur von Gott durch den Priester, die christlichen Germanen duldeten sie vom König, als einem Gesalbten Gottes, und beim Kampfe der Kaiser mit den Päbsten ward sie als von Gott durch diese verliehen angesehen. Jetzt erklärten im Jahr 1532 die protestantischen Reichsstände in der Augsburgischen Confession im XVI. Artikel vom weltlichen Regiment: Von Polizey und weltlichem Regiment wird gelehrt, daß alle Obrigkeit in der Welt und geordnete Regiment und Gesetze, gute Ordnung von Gott geschaffen und eingesetzt sind; und daß Christen mögen in Obrigkeit-, Fürsten- und Richter-Amt ohne Sünde seyn, nach kaiserlichen und andern üblichen Rechten Urtheil und Recht sprechen, die Uebelthäter mit dem Schwert strafen, rechte Kriege führen rc., und in dem Artikel XXVIII. von der Bischöfe Gewalt, wird die geistliche und weltliche Macht aufs strengste geschieden, beide gleich unabhängig von Gott und in keinem Bezug unter sich dargestellt.

Diese Ansicht war auch schon bei den katholischen Fürsten im Wesentlichen vorhanden und Carl V. stand in einem ganz andern, unabhängigeren Verhältniß zum Pabste, als selbst die mit ihm kämpfenden Hohenstaufen. Merkwürdig ist es daher wohl, daß die Carolina den Wendepunkt bildet, indem die

Rechtsfindung wieder an die Gerichtshöfe zurück geht. Den Richtern ist nämlich ohnehin ein bedeutender Spielraum gelassen und in allen zweifelhaften Fällen sind sie zur Rathseinholung bei ihren Oberhöfen, und erst, wo diese nicht vorhanden sind, bei ihren Obrigkeiten, welche ohne Mittel das Gericht hegen und kennen und, wenn auch diese zweifelhaft sind, bei den hohen Schulen, Städten und Communen oder anderen Rechtsverständigen, angewiesen.

Hierdurch ist die Carolina durch den Gerichtsbrauch, also ein von den Richtern selbst gegebenes Gewohnheitsrecht, beinahe gänzlich verdrängt und es gilt nun dasjenige, was die besten Gründe für sich hat.

Der letzte bedeutende Rechtslehrer, welcher streng auf die alten, historischen Principien zurückführte, war wohl Carpzow; allein die Schule folgte, bei der einmal genommenen Richtung, mehr seiner Auctorität, als diesen Principien, und so besteht seitdem das Criminalrecht mehr in der Jurisprudenz, in der Ansicht der Rechtsgelehrten, als auf irgend einem andern Grunde.

Das Recht geht also nicht mehr in der That vom Kaiser und vom Reich, dem auf dem Reichstag repräsentirten Volke aus, das Volk spricht und findet es auch nicht mehr direkt; sondern die Richter sprechen im Namen des Kaisers oder Herrn und des Reichs, aber nach einem Rechte, welches das Volk durch die Gelehrten, als seine Bevollmächtigte, giebt. Daher mag es wohl kommen, daß die neuere Criminaljurisprudenz so sehr über den Grund des Strafrechts in Verlegenheit ist, den beinahe jedes Compendium anders ausführt.

Daß Obrigkeit und Richteramt seine Einsetzung von Gott unmittelbar habe, ist wenigstens sehr in den Hintergrund getreten, und es ist unter den Neueren keine Strafrechtstheorie bekannt, die darauf zurückführte, als die Welkerische (die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe), welche diesen Gegenstand historisch und philosophisch behandelt. Am gewöhnlichsten sucht man nur eine philosophische Begründung, da man die historische und positive gänzlich außer Acht gelassen und da man zu dieser keiner äußeren Vollmacht bedarf.

Die Aufgabe ist allerdings des menschlichen Scharfsinnes würdig; da sie aber, wenn sie vollgültig gelöst wird, nothwendig ins Leben treten muß, mithin historisch wird, so sollte man bei deren Lösung auch die Geschichte befragen, weil man dann den rechten Weg, sie ins Leben einzuführen, nicht so leicht verfehlen wird.

Das Civilrecht hat zuerst den historischen Weg betreten und da die Philosophie jetzt ebenfalls, das bodenlose Feld der Abstraction verlassend, eine geschichtliche Basis sich bereitet, auf welcher einige neuere Schriftsteller die höchste Begründung des Rechts begonnen haben,*) so steht zu hoffen, daß auch für das Strafrecht der letzte Grund dargethan werde, wobei die historische Untersuchung desselben nicht unbeachtet bleiben wird.

Nur die Früchte reifen, welche ein Baum trägt, der starke Wurzeln für kräftige Nahrung aus der mütterlichen Erde und zum Schutz gegen die Stürme der Luft hat, der Zweige, Blätter und Blüthen zu rechter Zeit trägt, nicht die Früchte, welche die Blüthen eines willkührlich abgerissenen Zweiges krankhaft erzeugen. Nur das, was wächst, ist lebendig; was gemacht ist, wird immer todt bleiben, deshalb sind auch nur historisch entstandene Verfassungen und Rechte lebendig; die willkührlich gemachten sind drückend und genügen nicht.

*) Die Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht von Fried. Jul. Stahl. Erster Band. Heidelb. 1830, und Bernhard Restauration des germanischen Rechts. München 1830.

Urkundliche, bisher ungedruckte Beiträge zur Geschichte Deutschland's und Italien's im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, gezogen aus Handschriften der kais. Hofbibliothek in Wien.

I. Briefwechsel Kaiser Lothar's. Cod. philol. 401, Ars dictandi sive scribendi epistolas.

a) Lothar an den Herzog Heinrich den Stolzen von Baiern, kurz vor der Heerfahrt nach Italien (1132). Ars dictandi. fol. 37. 38.

Lotharius, Dei gratia Roman. imper. augustus, Henrico, Bawarorum duci, inclito et magnifico viro, gratiam et bonam voluntatem! — Rege regum nostrum gubernante imperium, cui colla submittere decrevimus, per quem regna gubernanda adepti fuimus et retinemus, cujus prudentia regimur et sollertia custodimur, in Italiam, sicut tuae magnificentiae saepe diximus, ex vocatione domini nostri Innocentii mediante Augusto ire proposuimus, ideoque sicut apud Aquisgrani palatium tibi diximus, quod plus in te quam in caeteris principibus confidimus, tuae fidelitati, quae est in loco filii propter filiam nostram quae tibi nupsit (Gertrudam), totius regni custodiam committere studuimus, videlicet ut contra Fridericum cognatum tuum[1], nobis infestissimum, illud viriliter protegas, custodias atque defendas. Verumtamen cum supplicatoria verba ad foedus et ad pacem pertinentia per archiepiscopum Moguntinum et Coloniensem et per episcopos Spirensem et Ratisponensem et alios nostros fideles saepissime misit, tuam fidelitatem ignorare nolumus. Henrice carissime, sicut alter Judas Machabaeus constanter contra Nichanorem pugnavit et ut Apollonium ipse prostravit, sic istum prosterne, ut sicut nostri amoris, ita etiam haeres regni nobis existas. Praeterea die sancto Pentecostes nobis adesse festina, quo termino curiam principum et caeterorum fidelium habere et nostrum tuo et illorum consilio disponere destinavimus.

---

[1] Eine Schwester des Herzog's, Judith, hatte den Hohenstaufen Friedrich II., Herzog von Schwaben und Vater Kaiser Friedrich's I., geheirathet.

b) Antwort des Herzogs.

Lothario Dei gratia imp. Roman., inclito triumphatori Augusto Henricus, dux Bawarorum, in terreno placito (palatio?) diu regnare et in coelesti aula perpetuo coronari! — Tanta circa vestras jussiones mihi sedet complacendi animo prona voluntas, ut nihil asperius, nihil durum, nihil difficile nobis videatur, dummodo summo conamine totis nisibus mentis et corporis id valeam efficere quod jubetis. Non fratris amor, non conjugale desiderium, non liberorum dilectio vestrae jussioni praeponitur, sed quicquid cogitari potest, amori et timori, praeter divinam majestatem, a me postponitur, pro nihilo computatur et omnino contemnitur. Sed contra Fridericum bellum sumere, qui me semper in loco fratris dilexit, satis et ultra videtur mihi difficile, sed quod jubetis, nisi vestrae jussioni convincere subposuerit[1], me sentiet inimicum. Verum supplicibus verbis quibus possum vos rogito, sicut scripsistis, si cum honore vestro et regni pacem cum eo ponere potestis, antequam Romanam expeditionem adeatis, componite, sin alias, pro vobis, sicut miseritis, stabo, laborem subibo, contra illum etiam ibo, vestrum imperium, domino adjuvante, ita defendam, quod nullam diminutionem in vestro reditu nanciscemini. Hoc autem inde praemoneo ut ducem Boemiae et filios marchionis Theobaldi quam primum inveniatis et eis benevolum vos demonstretis. Fredericus namque illorum consiliis magis quam alicui mortalium acquiescet. Ego vero una cum fratre meo die, quo significastis, et simul cum domino Conrado, viro religiosissimo et vobis fidelissimo archiepiscopo Salzburgensi, vita (?) comite, vobis adero. Ad hoc Moguntino archiepiscopi totum cor vestrum aperire nolite, sed tantum prae caeteris vos eum diligere demonstrate, qui loquitur vobis in dolo verba pacifica, sed voluntas est aliena; mel in ore portat, sed fel sub velamento cordis occultat, sicut portitor vobis dixerit. Has literas secrete legite, post lectionem statim in igne comburite.

c) Lothar an den Pabst Innocenz II. 1152 nach dem ersten Siege über die hohenstaufischen Brüder Friedrich und Konrad. (Cod. philol. 401. f. 28).

Quoniam de incolumitate nostra vos laetari cognovimus, statum nostrae habitudinis vobis ignotescere dignum duximus. Quapropter inambigue cognoscat apostolica dignitas, victoriam nobis a

[1] Eine schwülstige Umschreibung für: nisi vobis paruerit, gleichsam ea quae imperatis vobis dijudicanda supposuerit.

coelesti numine praestitam, hostes nostros virtute nostri exercitus sub pedibus nostris esse contritos, a propriis et sedibus pulsos, constratos atque fatigatos; sed precibus ducum omnium flexi Fridericum, ducem Sueviae, suscepimus et nostram ei gratiam reddidimus. Ille enim una cum fratre pedibus nostris provolutus veniam petiit et secundum decreta principum fidelitatem nobis adjuraverunt et hominium nobis manualiter fecerunt. Omnibus igitur in pace compositis, Moguntiae una cum eis et caeteris principibus resurrectionem domini celebravimus et non modicam ibi curiam habuimus, cujus communi consilio decretum est, ut expeditio romana quintodecimo Septembris incipiatur a nobis. Apocrisaryos (i. e. apocrisiarios) autem nostros una cum vestris ad vos direximus, hique secreta nostra melius et apertius viva voce revelabunt. Ad hoc virum illustrem et magnificum Heinricum, ducem Bawarorum, generum nostrum, in loco filii a nobis dilectum, cum tribus milibus[1] loricatorum ad vos mittimus, qui vobis praesidio aderit et vestrae praeceptioni velut carissimus filius et devotissimus famulus usquequaque parebit.

d) Antwort des Pabstes.

Quanta circa nos et apostolicam sedem, illustrissime princeps, tuae dilectionis sit affectio, et saepe missis litteris significasti, et mandatorum nostrorum executione demonstrasti, missis etiam regiis muneribus exhibuisti. Ecclesia divina providentia alterum Justinianum legislatorem et, sicut alterum Constantinum contra perfidiam judaeorum, adversus haereticam pravitatem te elegit et statuit, ac pro hoc quadam praerogativa dilectione te amplectimur et diligimus et singularis amoris privilegio te unimus. De status tui incolumitate vos admodum gratulamur et gratulando divinam clementiam, ut illam conservet et augeat, jugiter imploramus. Age itaque quod incepisti, bonum est; quod agis perfice; quod in epistola significasti adimplere accelera, ut imperialem coronam de manibus nostris, Deo donante, Romae suscipias et cum David et Zacharia caeterisque sanctis regibus in coelesti palatio coroneris.

e) Der zweite Brief des Pabstes Innocenz II. an Kaiser Lothar, nach der Unterwerfung Friedrich's und Konrad's von Hohenstaufen geschrieben (1134). Cod. I. fol. 27.

Innocentius Episcopus, servus servorum domini, Lothario dei gratia Rom. imperatori Augusto, dilectissimo in Christo filio, salu-

[1] Pfister, Geschichte von Schwaben 2s Buch S. 181 irrt, wahrscheinlich in Folge einer flüchtigen Abschrift, wenn er 30,000 Harnische nennt. Uebrigens

tem et apostolicam benedictionem. — Dici non potest, gloriosissime principum, hostium subjugator, inclite triumphator, quanto gaudio cor nostrum tripudiat, quanta laetitia mens jubilat, quantaque jocunditate interior et exterior homo noster exultat, cum vos per tramitem justitiae incedere incessanter audimus et extra imperii vestri limitem calumniantium iniquitatem expellere, legatis vestris renuntiantibus, incunctanter cognovimus. Hinc est, quod Deus regnum vestrum exaltat et rebellantium colla sub juga vestrae dilectionis et sub pedibus vestris humiliat, hinc est, quod Deus vos confirmat et corroborat, hostes vestros conterit et infirmat. Alterum Goliam, filistum nequissimum, Fridericum, ducem Sueviae, in funda et lapide veri David per manus vestras more suo prosternit. Hoc vero justitia facit et aequitas, quam constanter servatis, dignanter efficere. Unde Salomon, „justitia, inquit, solium regis firmatur," et aliubi: „Rex, sedens in solio judicii, dissipat omne malum intuitu suo." Hortamur itaque dilectionem vestram et obsecramur in domino, ut digne ambuletis per semitas mandatorum domini, sicut incepistis, ut cum beato Paulo dicere possitis: „Bonum certamen certavi, fidem servavi, cursum consummavi, de reliquo posita mihi erit corona justitiae." Nunquam de mente vestra excidet illud, quod de Saule in libro regum legimus: „Filius unius anni erat Saul, cum regna accepisset; ita videtur purus ut unius anni parvulus." Ob quam rem meruit exaltari et in regni apicem sublimari, sed postea depravatur et in superbia elevatur, regno et vita privatus describitur. Illius pueri parvuli David manu fortis semper imitator existe, qui cum a Deo in regnum confirmatus fuisset et ab uxore sua Michal, filia praefati Saulis, cum nudus ante archam domini saltaret, despiceretur, „ludam, inquit, et vilior fiam plus quam factus sum et ero humilis in oculis meis," ac si aliis verbis dicat: „Non ero similis patri tuo, cujus cor in altum et in superbia elevatum est, sed apud me parvus ero et apud Deum magnus effici merear." Hac de causa, ut diximus, deus regnum ejus confirmavit et de omnibus tribulationibus eum liberavit et juxta permissionem, quam promeruit, eo vivente de fructu ventris ejus super sedem suam collocavit. Haec itaque, serenissime imperator, operare et constanter sectare, ut obtineas daviticum clementer imperium et salomoniticum sapientis-

erwähnt der genannte Gelehrte das Schreiben nur, ohne es mitzutheilen. Dagegen hat er von den Briefen a) und b) einen sehr unvollständigen Auszug S. 152 deutsch gegeben. Der Schluß beweist, daß Lothar kurz vor dem ersten Römerzuge, welcher ihm bekanntlich die Kaiserkrone brachte, dem Pabst die Nachricht von der nur scheinbaren Aussöhnung mit den Hohenstaufen sandte.

simum et pacificum regnum et post decursum agonis stadium incorruptibilis coronae suscipias praemium. De caetero legati nostri secreta nostra pleniter vobis intimabunt, per quos vestram voluntatem nobis rescribite. Datum Papiae octav. Kalend. Maji.

f) Antwort des Kaisers. Cod fol. 28. 29.

Reverendissimo et piissimo universali patri ac domino, sanctae Rom. et apostolicae sedis summo pontifici Lotharius divina gratia Rom. imp. Aug. filialem dilectionem et debitam subjectionem! — Omnipotenti Deo immensas gratias et digna praeconia referimus, qui vos per sanctae vitae meritum in ecclesiastici culminis apicem sublimavit et in beati Petri, principis apostolorum, cathedra collocavit, qui turrim dedit contra daemonas cum indissolubili cemento, vos contra perfidiam haereticorum erexit, per quem omnia scandala iniquitatis de gremio ecclesiae matris exterminabit et idolum Moloch, in templo Dei erectum, sub pedibus per vos potenter conculcabit et zizania, quae pullulare coeperunt, radicitus extirpabit, regnum et sacerdotium perpetua pace ligabit et filios suos, terrore sceleratissimi jam praefati symoniaci dispersos, congregabit et in unitate fidei consolidabit. Vos enim juxta divinum praeceptum et simplicitatem columbinam et astutiam geritis serpentinam. Unde vestri apostolicatus apices summa, qua debemus, veneratione suscepimus et debita dilectione perlegimus, eisque pro viribus in omnibus et per omnia obtemperare promittimus. Humillima itaque prece paternitatem vestram deposcimus et sincera devotione imploramus, ut pro nostri imperii statu clementissimum dominum imploretis, quatenus illum incolumem sua pietate conservare dignetur. Quod Leodii vobiscum statuimus, adimplere parati sumus et, Deo adversa propellente, cum XXX. milibus loricatorum in obsequium vestrum procul dubio veniemus et mediante Augusto iter incipiemus. —

